

# DAS SPIEL DER FÜCHSE

Deutsche  
Spionage  
in England  
und den  
USA

1918-1945

von  
Ladislav Farago



Abwehrchef Canaris (1935-44)

Faragos Bericht über die deutsche Abwehr unter Admiral Canaris ist aufregender als jeder Spionagethriller  
Bestseller Nr. 1  
der ›New York Times‹

The New York Times Book Review  
Best Seller List

---

*This  
Week*

---

GENERAL

---

1 THE GAME OF THE FOXES. Farago. **X** . . .



Ladislav Farago, im Zweiten Weltkrieg Geheimdienstexperte und heute Universitätswissenschaftler, entdeckte, was alle Welt verloren glaubte: Die geheimen Aufzeichnungen der deutschen Abwehr. Über zwanzig Jahre hatten sie vergessen und ungeöffnet in den National Archives von Washington D. C. gelegen als Teil erbeuteter deutscher Staatsarchive. Niemand wußte, daß in einer unscheinbaren Blechkiste Hunderte von Mikrofilmrollen mit Aufzeichnungen lagerten, die zu den bestgehüteten Geheimnissen des Dritten Reiches zählten. Dieser aufregende Fund bildet das dokumentarische Kernstück der ersten kompletten Geschichte der deutschen Spionage in den USA und England vor und während des Zweiten Weltkrieges. Zugleich bietet Faragos Werk den einzigartigen Fall der totalen Durchleuchtung einer Abwehrorganisation, wie ihn freiwillig kein Geheimdienst der Welt preisgäbe. Vier Jahre spürte Farago dem »Spiel der Füchse« nach, sammelte und sichtete Unmengen von Dokumenten und chiffriertem Material, befragte die überlebenden Nachrichtenleute beider Seiten für dieses authentische und doch unglaubliche Buch der deutschen Abwehr unter Canaris. Ein Spionage-

thriller, von dem der bedeutende britische Historiker Trevor-Roper sagte: »Er deckt mehr über das Wechselspiel der Spionagearbeit an einer bestimmten Kampffront auf, als es in irgendeiner anderen Veröffentlichung bisher geschehen ist. Eine spannende Lektüre, die von einem Höhepunkt dem anderen zustrebt. Es wird ohne Frage zu Recht ein Publikumserfolg werden.«

Faragos Untersuchungen enthüllen: Wie Himmler die direkte Telefonverbindung zwischen Roosevelt und Churchill anzapfte; wie ein Modell des geheimgehaltenen amerikanischen Norden-Zielgeräts für Bombenabwürfe in Berlin auftauchte, bevor ein einziges Gerät in den USA gebaut worden war; die Wahrheit über den Spion, über den J. Edgar Hoover eine Geschichte schrieb mit dem Titel »Der Spion, der Hitler zum Narren hielt« – der in Wirklichkeit aber der Spion war, der Hoover hinters Licht geführt hatte. Nicht umsonst heißt es: »Farago hat Geheimnisse ausgegraben, von denen selbst der Geheimdienst bisher nichts gewußt hat« (Ian McColl, Daily Express).

Ladislav Farago

# Das Spiel der Füchse

**deutsche Spionage  
in England und den USA  
1918-1945**

Aus dem Amerikanischen von Wilm W. Elwenspoek  
und Julius Herrmann

---

Ullstein

Titel der amerikanischen Originalausgabe

*«The Game of the Foxes*

*The Untold Story of German Espionage*

*in the United States and Great Britain*

*During World War II»*

erschienen by David McKay Company, Inc. • New York 1971

Lizenzausgabe R. Löwit • Wiesbaden

© 1971 by Ladislav Farago

Übersetzung © 1972 by Verlag Ullstein GmbH • Frankfurt/M – Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

# Inhalt

## **Einführung**

<i>Wie die Abwehr-Papiere verloren gingen und wieder gefunden wurden – Nachruf auf einen Geheimdienst</i>	7 12
---	---------

## **Die Sonnentage**

<i>Der «Kieker» am Steuer</i>	17
<i>Operation Sex</i>	26
<i>Glücksfälle in Amerika</i>	37
<i>Die Bombenzielgerät-Manie</i>	46
<i>Operation Crown: Das erste Debakel</i>	57

## **Grossbritannien im Brennpunkt**

<i>Reise ins Gefängnis Brixton</i>	69
<i>Doppelagent an der Spitze</i>	74
<i>Onkel Richard kontra Onkel Claude</i>	83
<i>Die Schlacht der trojanischen Pferde</i>	89
<i>Perfidie in Albion</i>	100

## **Die Füchse ziehen in den Krieg**

<i>Johnny ruft vom Golfplatz</i>	115
<i>Der Meisterspion</i>	127
<i>Das Phantom von Scapa Flow</i>	136
<i>Der Löwe spielt den Fuchs</i>	142
<i>Canaris kontra Churchill: Das Wettrennen um Norwegen</i>	148
<i>Der Trawler-Treff</i>	157
<i>Operation Mainau und andere Unternehmungen in Irland</i>	163
<i>Die Spione vom jüngsten Tag</i>	172
<i>Gräfin Vera, Lady May und die Herzogin von Château Thierry</i>	183
<i>Die Runde des Bluthundes</i>	193
<i>Abstecher nach Deutschland: Johnnys letzter Treff</i>	202

## **Die Füchse in Amerika**

<i>Silhouetten in Schwarz auf Grau</i>	215
<i>Das mexikanische Cockpit</i>	223

<i>Die Verbindungsleute</i>	229
<i>«Wir nennen ihn Tramp»</i>	238
<i>Ziel: FDR</i>	244
<i>Der merkwürdige Fall des John L. Lewis</i>	263
<i>Das grosse Geschäft</i>	277
<i>Die Thomsen-Formel</i>	286
<b>Spione im Botschafterviertel</b>	
<i>Die verlegten Pell-Papiere</i>	301
<i>«Holt den Teufel aus der Hölle»</i>	310
<i>«Tramp» in der Falle</i>	316
<i>Das Haus an der Massachusetts Avenue</i>	328
<b>«Dies ist ein neuer Krieg»</b>	
<i>Die Strasse nach Casablanca</i>	343
<i>Der heisse Draht Roosevelt-Churchill wird angezapft</i>	353
<b>Die Füchse im Zwielficht</b>	
<i>Die Rätsel um «Overlord»</i>	359
<i>Handlanger für «Fortitude»</i>	369
<i>Der Spion, der J. Edgar Hoover überlistete</i>	386
<b>Bibliographie</b>	399

## Einführung

---

### *Wie die Abwehr-Papiere verloren gingen und wiedergefunden wurden*

Seit über zehn Jahren hatte ich Material über die Abwehr, den deutschen Geheimdienst unter Admiral Wilhelm Canaris, gesammelt. Doch das Problem, die geheimen Aktionen dieser Organisation, deren Aufzeichnung bei Kriegsende vermutlich vernichtet worden und damit für die Geschichtsschreibung für immer verloren waren, schien nahezu unlösbar. Dann stiess ich 1967 in einer dunklen Kammer der National Archives in Washington, D.C., auf einen Blechkoffer, wie die amerikanischen Marineoffiziere im Zweiten Weltkrieg ihn benutzten. Er enthielt Hunderte kleiner gelber Schachteln mit Mikrofilmrollen, und sie erwiesen sich als ein Teil der Überreste der jüngsten deutschen Geschichte, die die Alliierten 1945 erbeutet hatten.

Aus dem Staub auf den Schachteln und den Siegeln an den alten Metallhülsen war offensichtlich zu erkennen, dass sie niemals zu einer Überprüfung geöffnet worden waren, nicht einmal durch das beachtliche Forscherteam der American Historical Association, das buchstäblich Millionen anderer erbeuteter Feindpapiere katalogisiert hatte. Die Sammlung war so unberührt, wie sie ursprünglich in Bremen von amerikanischen Nachrichtenoffizieren unter Leitung von Captain L.S. Vickers, USN, wie der Name auf dem Koffer verriet, aufgefunden worden war.

Angeleitet von Dr. Robert Wolfe und Richard Bauer, den Kustoden der erbeuteten deutschen Akten, entnahm ich eine Probe von den Filmen und erkannte sofort, dass ich auf einen aussergewöhnlichen Fund gestossen war. Dutzende der Rollen mit rund je tausend Aufnahmen auf jeder enthielten die Aufzeichnungen der Hamburger und Bremer Aussenstellen der Abwehr, den beiden Zweigstellen des wichtigsten deutschen militärischen Nachrichtendienstes, die auf die geheime Erkundung Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten spezialisiert waren.

Seit Jahren hatte ich versucht, Originaldokumente über das Personal und die Tätigkeit der Abwehr zu entdecken, war aber von den Behörden in Washington nachdrücklich und glaubwürdig damit beschieden worden, dass die grosse Masse der Abwehr-Papiere von ihren ursprünglichen Hütern vernichtet worden sei, um zu vermeiden, dass sie den Alliierten in die Hände fiel. Doch jetzt hatte ich einen grossen Teil gerade dieser Aufzeichnungen vor mir.

Zum erstenmal wurde die Abwehr so gezeigt, wie sie wirklich war, und nicht so



wie sie Bewunderer oder Gegner der Öffentlichkeit dargestellt hatten. Diese Filme enthielten Berichte über einige bereits bekannte Unternehmungen, zeigten sie jedoch in einem völlig neuen Licht. Zahllose geheime Transaktionen, die in Verbindung mit bekannten amerikanischen und britischen Persönlichkeiten standen und für immer verborgen geblieben sein mochten, wurden jetzt enthüllt.

Die Profile der Leiter des deutschen Geheimdienstes erschienen plötzlich in scharfen Umrissen, daneben entdeckte ich detaillierte Lebensläufe und Fotos von lange vergessenen Agenten. Es fanden sich umfangreiche fiskalische Aufzeichnungen in der peinlich genauen Buchführung, auf der Herr Toeppen, der gewissenhafte und sparsame Zahlmeister der Abwehr bestanden hatte.

Nie zuvor in der umfangreichen Spionageliteratur wurde der Geheimdienst einer Grossmacht so umfassend und fundiert dargestellt, keinesfalls aufgrund von Zeugnissen aus erster Hand wie den eigenen Aufzeichnungen.

Aus naheliegenden Gründen bleibt der grösste Teil der Aufzeichnungen des Geheimdienstes einer Grossmacht in unzugänglichen Panzergewölben verschlossen, der Absicht nach für alle Zeiten. Zwar liessen die Bolschewiki 1917/18 im ersten Siegesrausch eine Prüfung der Akten der Ochrana, der zaristischen Geheimpolizei, zu, aber die sowjetische Regierung erlaubte niemals eine Veröffentlichung – oder auch nur ein objektives, wissenschaftliches Studium – der Archive des Geheimdienstes des zaristischen Generalstabs. Die Archive des altherwürdigen britischen Secret Intelligence Service sind verschlossen und unzugänglich, einschliesslich mancher Papiere, die auf Sir Francis Walsingham und Sir William Eden im 16. und 18. Jahrhundert zurückgehen.

Jetzt standen praktisch die gesamten Akten eines der grössten Geheimdienste der Welt zur Verfügung, um jeden Aspekt seiner Operationen ans Licht zu bringen.

Dieses Buch konzentriert sich auf die Spionagetätigkeit gegen das Vereinigte Königreich und die Vereinigten Staaten. Es behandelt die Periode zwischen 1920, als der deutsche militärische Geheimdienst im Widerspruch zum Versailler Vertrag neu ins Leben gerufen wurde, und 1945, als der Zusammenbruch des Dritten Reichs zum anscheinenden Erlöschen des deutschen Geheimdienstes führte.

Die Papiere der Abwehr bildeten einen verhältnismässig kleinen Teil der ungeheuren Masse der aufgefundenen Dokumente, praktisch sämtliche Aufzeichnungen der deutschen Bürokratie. Die einmalige Sammlung ist der Nachwelt auf 17 478 Rollen Mikrofilm erhalten, die nahezu 18 Millionen Seiten von Dokumenten erfassen. Im Vergleich dazu steht die gesamte Dokumentensammlung über den Bürgerkrieg des United States War Departement auf 2185 Rollen zur Verfügung.

Die deutschen Geheimarchive fielen den Alliierten teils infolge kluger Planung, teils aus Zufall in die Hände, hauptsächlich aber, weil die pedantischen Hüter der Ge-

heimakten aus, seien es bürokratische oder sentimentale Gründe, es versäumten, sie zu vernichten. Die Auslagerung von Geheimakten begann 1943, als die Bombardierung Berlins intensiver wurde. Verschiedene Akten wurden an eine Anzahl geheimer Orte geschafft und dann an Stellen weitertransportiert, die die Nationalsozialisten für sichere Verstecke hielten – die bombensicheren Bunker im Riesengebirge und im Harz, die Verstecke in Thüringen und selbst an Orten, die von Berlin so weit entfernt lagen wie Berchtesgaden und der Bodensee.

Während der letzten Wochen des Krieges waren die Schwerbeschädigten Strassen Deutschlands von Lastwagenkonvois übersät, die die Archive des Auswärtigen Amtes, des Oberkommandos der Wehrmacht, der Organisationen Himmlers und anderer Spitzenbehörden transportierten. Sie befanden sich in einem Wettrennen mit den schnell vorwärtsdringenden angloamerikanischen Streitkräften. Es war ein vergebliches Unterfangen. Am 19. April 1945 entdeckten Einheiten der First U.S. Army über 300 Tonnen Dokumente des Auswärtigen Amtes, darunter zahllose Durchschläge von Papieren der Abwehr. Bald danach wurden in Bayern – völlig intakt – andere Archive aufgefunden. Noch im April erbeuteten bei Tammbach vorgeschobene Teile von General Pattons Third Army einen Konvoi, der die gesamten historischen Dokumente der deutschen Admiralität transportierte, darunter die geheimen Kriegstagebücher und Logbücher der U-Boote.

Befehle zur Zerstörung der geheimen Archive waren am 10. April ergangen, und unter den Papieren, die verbrannt wurden, befanden sich diejenigen von General Jodls Wehrmachtsführungsstab, die Gestapo-Archive aus der Prinz-Albrecht-Strasse und die Akten der Abwehr in Zossen. Doch in den meisten Fällen blieben die Befehle unbeachtet oder wurden so langsam ausgeführt, dass die amerikanischen, britischen und französischen Einheiten bei ihrem Eintreffen in den Verstecken feststellen konnten, dass nur ein Bruchteil der Akten vernichtet worden war.

Wenn an der einen oder anderen Stelle auch viele Schlüsseldokumente fehlten, so waren sie doch nicht völlig verloren. In bekannter bürokratischer Manier waren selbst von den allergeheimsten Dokumenten mehrere Exemplare angefertigt worden. Sie tauchten in anderen Sammlungen auf und ermöglichten dem eifrigen Forscher, die Tätigkeit wichtiger Stellen zu rekonstruieren, obwohl die Originaldokumente verbrannt worden waren. Viele Dokumente der Abwehr konnten auf diese Weise aus anderen Archiven beschafft werden.

Das wichtigste aber, mein glücklicher Fund in den amerikanischen National Archives in Washington enthielt die kompletten Unterlagen der Nebenstelle der Abwehr in Bremen einschliesslich zahlloser Originaldokumente, die aus der Zentrale in Berlin und anderen Aussenstellen in Deutschland und im Ausland stammten.

Mehr als tausend dieser Filmrollen mit über einer Million Seiten Dokumente wur-

den für die Vorbereitung dieses Buchs geprüft und ausgewertet. Zusätzlich wurden 34 «nicht katalogisierte» Filme gleichfalls durchgesehen, die ein reiches Material ergaben, das in der Forschung bisher noch nicht ausgewertet worden ist.

Die historische Bedeutung dieses Fundes kann nicht überbewertet werden. Wenn diese Unterlagen etwas beweisen, dann, dass kein Geheimdienst, wie gross und tüchtig und eifrig er auch sein mag, in der Lage ist, den Gang der Ereignisse vorauszusagen. Geheimdienste haben einen grösseren Einfluss auf die Geschichte gehabt als auf die Historiker. Hinter den grossen Ereignissen und den Staatsmännern, die sie formten, standen die Spione. Doch sie tauchen nur selten in den gelehrten Annalen auf, die ihren Beitrag anmassend oder verschämt ignorieren. Politiker, Diplomaten und Generäle, die von der Hilfe ihrer Geheimagenten am meisten profitiert haben, verschweigen sie völlig in ihren Memoiren.

Dank der Erschliessung nicht leicht zugänglicher Archive, die nur ein Weltkrieg einer Überprüfung öffnen konnte, kann dieses Buch versuchen, das Versäumte nachzuholen.

Was enthüllen diese Dokumente über die Abwehr von Canaris?

Durch die unwiderlegbaren Beweise ihrer eigenen Aufzeichnungen war die Abwehr ein fremder Vogel in der Riesenschar der Geheimdienste. Sie hatte nichts von den erbarmungslosen, vulgären Methoden der russischen Ochrana und Tscheka, nichts von dem Zynismus und der Heuchelei des britischen Secret Intelligence Services, nichts von der gedankenlosen Neugier der Japaner, nichts von den intrigelüsternten Agenturen der Italiener unter Mussolini, nichts von den verschwörerischen Zügen des Deuxième Bureau. Trotz ihres schlechten Rufs, der vorwiegend durch Verwechslungen mit der Gestapo und dem Sicherheitsdienst verursacht wurde, war die Abwehr in Wirklichkeit eine sich abmühende und recht manierliche Organisation, deren Planungen und Listen naiv und schüchtern erscheinen und es auch oft genug waren.

Wie General George C. Marshall einmal treffend bemerkte, ein Geheimdienst muss geheim bleiben. Echte Namen werden gegen absonderliche Decknamen vertauscht, selbst auf der Verwaltungsebene. Begegnungen – die die Deutschen Treffs nannten – finden in wohlüberlegter Geheimhaltung statt. Geschäfte werden in sogenannten sicheren Häusern abgewickelt. Das ganze Leben des Geheimdienstes ist eine romantische Maskerade, eine grandiose Schau, die oft anachronistisch und sogar kindisch erscheint.

Deshalb war es keine geringe Aufgabe, trotz der übergrossen Fülle an Dokumenten hinter die Maske der Abwehr vorzudringen. Eine Meldung mit dem Wortlaut: «Treffen A. 3504 in Land 18» war an und für sich ohne jede Bedeutung, bis ich sie entschlüsseln konnte und feststellte, dass «A. 3504» ein notorischer Doppelpagent na-

mens Arthur George Owens und «Land 18» Portugal, einer der Lieblingsjagdgründe der Spione im Zweiten Weltkrieg, waren. Zahlen und Decknamen tauchten als quälende Irreführer auf, tarnten Personen und Operationen, die sie verbergen sollten. Zum Beispiel brauchte ich zwei Jahre, um die Identität eines bemerkenswerten, in den Vereinigten Staaten stationierten Geheimagenten zu enthüllen und ihn als das blosszustellen, was er wirklich war, um ihn in dieser Darstellung richtig einzuordnen.

Am Ende enthüllte sich das riesige System der Abwehr zugleich aus ihren Hilfsmitteln der Tarnung und mit den Personen und Organisationen ihrer Gegner, mit denen sie in einen tödlichen Kampf verwickelt war. Die Dokumente, auf denen dieses Buch beruht, offenbarten mehr als nur die interne Geschichte der von Canaris gelenkten Organisation der Abwehr. Indem man ihr den Spiegel vorhält, erblickt man jede grosse Nachrichtenorganisation, die in der Vergangenheit existierte oder gegenwärtig operiert.

*Church Hill  
New Milford, Connecticut*

*Ladislav Farago*

## *Nachruf auf einen Geheimdienst*

Eine Rückkehr auf den Schauplatz eines Verbrechens oder einer alten Liebesaffäre – und was das angeht, auf jede frühere merkwürdige Episode in der eigenen Vergangenheit – ist immer ein bedrückendes Erlebnis. So ging es mir im Sommer 1970, als ich nach Berlin reiste, um den alten Sitz der Abwehr oder dessen, was ich davon wiederfinden sollte, zu besuchen. Ich erinnerte mich seiner nur noch dunkel aus den Tagen, als ich Korrespondent in Deutschland gewesen war. Wenn dieses Gebäude in gewisser Weise auch eine Landmarke gewesen sein mochte, so gehörte es doch nicht zu jenen – wie das Brandenburger Tor oder der Pergamon Altar –, auf die Touristen auf Stadtrundfahrten hingewiesen wurden.

Wie ich mich noch dunkel erinnern konnte, stand der Bau in grauer Anonymität am Tirpitz-Ufer, einer Strasse am Landwehrkanal, an der der riesige Block lag, der Deutschlands weitläufige Militärverwaltung beherbergte. An der Ecke des Ufers und der Bendlerstrasse (einer Strasse, deren Namen zum Synonym für den deutschen Militarismus wurde), zog sich einst der Hauptbau des OKW hin, mit seiner hohen, säulengeschmückten Fassade und den breiten Treppenstufen. Das Hauptquartier des Generalstabs des Heeres lag ein Stück weiter an der gleichen Strasse. Sein gewaltiger Komplex aus grauem Naturstein erstreckte sich beinahe bis zum Tiergarten mit seinen gepflegten Rasenflächen, beschnittenen Bäumen, Schwanenteichen, Rosengärten und gewundenen Reitwegen.

An dem düsteren schwarzen Wasser des schmalen Seitenkanals stand eine Reihe eleganter Stadthäuser. Und am Tirpitz-Ufer 72-76 erhob sich fünf Geschosse hoch aus grauem Sandstein der Bau der Abwehr.»'

Aufgrund der schnellen Entwicklung des deutschen Militarismus war der Sitz der Abwehr selbst schon vor Hitler ein finsterner Block mit einer eigenen Dramatik, lange Zeit vor seinem drohenden Wachstum und seiner Geschäftigkeit im Dritten Reich. Während meiner Zeit als Journalist in Berlin zu Beginn der dreissiger Jahre war der «Bendler-Block» mein spezielles Arbeitsgebiet. Es war keine einfache Aufgabe, über

\* Zwar hatte der zentrale militärische Nachrichtendienst eine umständlichere öffentliche Bezeichnung auf der Organisationstafel (die mit seiner Ausdehnung periodisch wechselte), aber in diesem Buch wird ständig die abgekürzte Form «Abwehr» verwendet. Er wurde und wird allgemein so bezeichnet und seine Angehörigen gingen bei der Kürzung des Namens noch weiter; sie nannten ihn «Abw.» im vertraulichen Umgang, wobei sie jeden Buchstaben für sich aussprachen.

dieses Labyrinth der Konspiration, das Nervenzentrum der deutschen Missachtung des Versailler Vertrages, zu berichten. Doch ich verfügte über interne Verbindungen, darunter eine Handvoll gutinformierter, jüngerer Offiziere auf den richtigen Posten – wie Eugen Ott, Erick Marcks, Ferdinand von Bredow, Erwin Planck und Walter Jost, denen es bestimmt war, berühmt zu werden.\*

Mein Arbeitsgebiet wies verblüffende Widersprüche auf. Hinter verschlossenen Türen waren selbst damals schon intelligente und gebildete Generalstäbler damit befasst, Pläne für den Krieg auszuarbeiten.

Ich sah sie alle kommen und gehen, aus ihren grossen Limousinen steigen und durch einen unauffälligen Seiteneingang weiter unten an der Strasse verschwinden – die stolzen, anmassenden Pläneschmieder grosser kriegerischer Verwicklungen, die grossen Lenker von Schlachten, die noch ausgefochten werden sollten. General Werner von Blomberg, General Hans von Fritsch, Admiral Erich Raeder, Oberst Wilhelm Keitel unterschieden sich sehr von einem grauhaarigen, blassen kleinen Mann in schlechtsitzendem Zivil, dessen Gesicht ein abgegriffener, tief in die Stirn gezogener Filzhut verdeckte. Das war Kapitän z. S. Wilhelm Franz Canaris, der Chef der Abwehr.

Auf allen Seiten war der Block von Spionen anderer Nationen umgeben. Die kühnsten unter ihnen kamen ihm unverschämt nahe. Man konnte sie die Bendlerstrasse wie beliebige Passanten auf- und abschlendern sehen, mit gespitzten Ohren Generalstabsoffiziere verfolgend, in der Hoffnung, Bruchstücke ihrer Fachsimpeleien aufzuschnappen. Ihre unverschämten Versuche, auf diese Weise zu lauschen, wurde der Abteilung III der Abwehr, zu deren Aufgaben das Verschliessen lecker Stellen gehörte, so offenkundig, dass sie in einem amtlichen Memorandum die deutschen Offiziere warnte, auf der Strasse über vertrauliche Fragen zu sprechen.

«Es besteht Grund zur Annahme», hiess es in diesem wunderlichen Memorandum, «dass die britischen und französischen Geheimdienste in der Nachbarschaft der Bendlerstrasse Agenten einsetzen, um die Unterhaltungen von Offizieren zu belauschen, die leicht zu erkennen sind, wenn sie Uniform tragen. Zuverlässigen Informationen zufolge sind verschiedene dieser Agenten darin geschult und geübt, von den Lippen zu lesen. Männer, die der Spionage verdächtig sind, wurden täglich um sechs Uhr nachmittags, wenn die Büros schliessen und die Offiziere in Gruppen auf die Verkehrsmittel warten, in der Nähe der Bushaltestelle an der Bendlerbrücke gesehen.

\* General Ott wurde Militärattache und später Botschafter in Japan und hat den Krieg überlebt. Marcks wurde kommandierender General und befehligte ein Armeekorps in der Normandie. Er fiel 1944 in der Nähe von St. Lo. Bredow wurde 1934 von den Nationalsozialisten während des sogenannten Röhm-Putsches ermordet. Jost befehligte 1942 eine Jägerdivision. Er war der letzte der drei deutschen Generale, die während des Feldzugs in Italien gefallen sind.



Ein Agent, der für das französische Deuxième Bureau arbeitet, gestand nach seiner Festnahme, dass er in den Besitz von wertvollem Geheimmateriale gelangte und zwar sowohl an der Bushaltestelle als auch in den Bussen, wenn er darin Offizieren, die nach Hause fahren, gefolgt ist.»

Der britische Secret Intelligence Service hatte einen seiner Lauschposten in einem Eckhaus am nahegelegenen Lützowplatz über einem Geschäft, das riesige Maybach Automobile ausstellte. Hinter der chromverzierten Fassade eines Schaufensters von Frigidaire auf der anderen Seite des Platzes versteckte sich der Berliner Vertreter des American Office of Naval Intelligence.

Um die Ecke, in einer üppigen Wohnung, die die ganze Etage in Berlins luxuriösestem Mietshaus einnahm, erhielt ein verschwenderisch lebender Pole namens Juri de Sosnowski Durchschläge der allerheimlichsten deutschen Operationspläne, sobald sie niedergelegt und getippt worden waren. Sie wurden ihm von zwei im Generalstab beschäftigten Privatsekretärinnen direkt in sein mit Spiegeln geschmücktes Schlafzimmer geliefert, nachdem er die beiden Frauen in dem bekannten Spiel, das Vergnügen und Geschäfte miteinander verbindet, verführt hatte.

Jetzt war ich wieder in Berlin, um mein altes Tätigkeitsfeld zu besuchen, nach einer Abwesenheit von 33 Jahren, denn im Sommer 1937 hatte ich zum letzten Mal Major Jost aufgesucht, um einige Informationen aus ihm herauszulocken, die in dieser Gegend immer schwerer zu beschaffen waren. Ich fragte mich, was aus dem alten «Bendler-Block» geworden sein mochte. Der junge Taxifahrer, der mich dorthin bringen sollte, hatte nie davon gehört. Hilfsbereit zog er seinen Stadtplan zu Rate – offensichtlich vergebens – denn er wandte sich mit fragendem Blick zu mir um. «Ich fürchte, mein Herr, es gibt keine Bendlerstrasse in Berlin, und auch kein Tirpitz-Ufer.»

Als ich ihm den Block beschrieb, wie er sich meiner Erinnerung nach zwischen dem Kanal und dem Tiergarten erstreckte, hellte sich sein Gesicht auf. «Ach», sagte er, «Sie meinen wohl die Stauffenbergstrasse und das Reichspietschufer. Ich glaube, jetzt weiss ich, wo Sie hinwollen.»

Zwischen einem halbleeren Parkplatz und einem von Unkraut bedeckten Bauplatz erschien ein massives graues Gebäude vor meinen Augen. Es war der Granitbau, der die Abwehr in ihren besten Tagen beherbergt hatte, unversehrt und praktisch unbeschädigt trotz aller wilden Luftangriffe.

Dies also war der «Fuchsbau», wie er von den Männern und Frauen genannt wurde, die darin arbeiteten – die amtlichen Unheilstifter des militärischen Establishments des Dritten Reichs.

Ich stieg die wenigen Stufen unter dem niedrigen Portikus am Kanalufer hinauf, passierte eine Anzahl schäbig gekleideter Männer und Frauen mit mürrischen Gesichtern, die ein und aus gingen, und trat in die schwachbeleuchtete Eingangshalle,

zögerte etwas, weil ich nicht wusste, was ich in diesem Mausoleum einer toten Ära zu erwarten hatte. Plötzlich erinnerte ich mich wie in einem aufflackernden *déjà vu* an den Ort meiner Besuche in den frühen dreissiger Jahren.

Nach wie vor befanden sich zu beiden Seiten der Halle die winzigen altmodischen Fahrstühle, wie üblich ausser Betrieb. Mir gegenüber lag das geteilte Treppenhaus mit dem Vorplatz in der Zwischenetage, von der hohe Fenster ein Mindestmass an Licht hereinliessen, dass die Halle unten beleuchtete. Links befand sich die Pfortnerloge, an der ich vor mehr als drei Jahrzehnten von einem strengen Unteroffizier meinen Besucherausweis entgegennehmen musste.

Die militärischen Wachen waren verschwunden. Ihren Platz nahm ein schlanker junger Mann ein, der gelangweilt auf die Besucher sah, die weder eines Passierscheins noch eines Ausweises bedurften. Doch in diesem historischen Gebäude hatte sich ausser den Inhabern nichts verändert. Das alte Hauptquartier der Abwehr wird jetzt von einer Nebenstelle der Preussischen Staatsbibliothek und dem Berliner Zweig der Bundesversicherungsanstalt belegt. Ferner beherbergt es eine Anzahl anderer Büros, die Miete an einen abwesenden Hauswirt, eine Maklerfirma in der weitabgelegenen Fasanenstrasse, bezahlen.

Ich stieg die Treppe auf der linken Seite hinauf und schlenderte durch die dunklen Korridore im ersten und im zweiten Stock und liess mich von einem vergilbten, damals geheimen Telefonverzeichnis der Abwehr führen. Ich blieb vor Türen stehen, hinter denen die Abwehroffiziere des Dritten Reichs gesessen hatten: Oberst Hans Piekenbrock, Chef des Geheimdienstes und der Spionageabteilung, Oberst Erwin von Lahousen, ein grossgewachsener Österreicher, der die Sabotagegruppe geleitet hatte, und Oberst Joachim Rohleder, der schweigsame, verschlossene Leiter von Abteilung III F, der geheimnisumwitterten, mit der Gegenspionage beauftragten Abteilung.

Es war ein gespenstiger Weg, und ich beschwor die Schatten der alten Inhaber dieser Büros, in denen jetzt nur Schreiber und Buchhalter über Kontobüchern und Geschäftspapieren sassen, kritzelten, tippten, Zigaretten rauchten, abgestandenen Kaffee aus angeschlagenen Tassen schlürften, wie Gestalten aus einem Roman von Gustav Freytag.

Ich erreichte den hohen Flur in der obersten Etage des Gebäudes, an dem bis zu einem düsteren Februarmorgen im Jahr 1944 Wilhelm Canaris, der Chef der Abwehr, sein Büro gehabt hatte. Da lag es, in der Mitte des vorderen Korridors. Die hohen Türen standen weit offen, um an diesem heissen Sommermorgen einen kühlenden Luftzug einzulassen.

Wo Canaris einmal seinen Schreibtisch gehabt hatte, die Platte mit einer wahllosen Sammlung von Nippes bedeckt, wo sein schwarzes Ledersofa ihm während seiner langen Dienststunden kurze Erholungspausen geboten hatte, unter der Wand, die ein-

mal eine überdimensionale Weltkarte bedeckte, standen jetzt abgestossene Schreibtische, hinter denen sechs recht schicke Frauen in leichten Sommerkleidern sass und eine Batterie von Addiermaschinen bediente.

Ich blieb auf der Schwelle stehen, überprüfte jeden Zoll dessen, was einmal das Allerheiligste eines grossen Geheimdienstes gewesen war. Die Frauen blickten den Fremden in offensichtlicher Verwunderung an. «Verzeihung, meine Damen», sagte ich, «dies war einmal das Büro von Admiral Canaris im Zweiten Weltkrieg, nicht wahr?»

Die Frauen sahen einander an, offensichtlich um festzustellen, welche von ihnen auf meine Frage antworten sollte. Eine ältere Dame nahm das Wort.

«Wie sagten Sie, soll der Herr geheissen haben?» fragte sie.

«Canaris», antwortete ich und fügte mit einem gewissen Nachdruck hinzu: «*Admiral Canaris.*»

Die alte Dame in dem Baumwollkleid schien zu überlegen. Ihre Augen und ihre Stirn verrieten, dass sie sich Mühe gab. Doch dann hob sie die Schultern und schüttelte den Kopf.

«Ich bin seit 1958 hier», sagte sie ruhig mit einem um Entschuldigung bittenden Unterton, «aber nein, mein Herr... Ich glaube nicht, dass ich den Namen je gehört habe.»

## Die Sonnentage

---

### *Der «Kieker» am Steuer*

Am 24. September 1934 setzte sich Konteradmiral Bastian an seinen Schreibtisch an Bord seines Flaggschiffs, des alten Linienschiffes *Schlesien*, um die letzte Beurteilung des Kommandanten seines Flaggschiffs, Kapitän z. S. Wilhelm Franz Canaris niederzuschreiben. Canaris verliess die *Schlesien* mit einer nicht festgelegten Versetzung auf einen Landposten, und dies war ein letzter Dienst, den Bastian seinem alten Freund leisten konnte. Nachdem der Admiral den formellen Teil des Formulars ausgefüllt hatte, gab er unter «Allgemeine Ansicht» eine glühende Darstellung von Canaris' Charakter und besonders seiner Fähigkeiten als Marineoffizier:

«Insbesondere hat Kapitän zur See Canaris sein Schiff seemännisch sicher und militärisch gut geführt, entscheidenden Wert einer straffen Disziplin und einem guten Geist in seiner Besatzung beigemessen und unermüdlich an der Aus- und Durchbildung seines Schiffes auf dem Gebiete der Gefechtsbereitschaft, der praktischen Seemannschaft und der Körperertüchtigung durch gesunde Sportanwendung gearbeitet.» Ferner sprach Bastian von Canaris' «scharfer Beobachtungsgabe», seinem «diplomatischen Geschick» und seinen «grossen geistigen Fähigkeiten».\*

Nach einer kurzen Dienstzeit in einem kleinen Ostseehafen erfolgte Canaris' Ernennung wenige Tage vor Weihnachten 1934. Als ob er eine Anregung von Bastian aufgreife, bestimmte Admiral Erich Raeder ihn dazu, an die Stelle von Kapitän z. S. Konrad Patzig als Chef der Abwehr zu treten.\*\*

Der Marschbefehl aus Berlin kam als Weihnachtsgeschenk zu Canaris. Er sollte sich zu seinem neuen Dienst am 1. Januar 1935 melden. Als er am Neujahrstag um 8 Uhr morgens im Hauptquartier der Abwehr als neuer Chef des ranghöchsten deutschen Geheimdienstes eintraf, waren abgesehen von den Posten am Eingang und einigen jungen Offizieren im Wachdienst die Büros leer. Niemand hatte erwartet, dass er seine Befehle so buchstäblich nehmen und am Neujahrstag erscheinen würde.

Patzig kam kurz vor zehn und traf Canaris in seinem Vorzimmer wartend an. Pat-

\* Zit. nach: Die Nachhut, Heft 7, 9. April 1969. S. 8-10.

\*\* Tatsächlich mochte Raeder Canaris nicht und misstraute ihm. Persönlich war er gegen die Berufung, fügte sich aber unter dem «Druck von oben». Zu dieser Zeit war die Abwehr (richtig Abwehrabteilung genannt) noch nicht mehr als nur eine untergeordnete Abteilung im Reichswehrministerium.

zig, ein freundlicher Mann, der schnell Freundschaften schloss, machte kein Geheimnis aus seiner Freude darüber, sein Amt gegen die grüneren Weiden als Kommandant des Panzerschiffs *Admiral Scheer* zu vertauschen. Er sprach nachdrücklich von seinen Problemen und Schwierigkeiten, da er in eine bittere Fehde mit Heinrich Himmlers innerer Sicherheitsorganisation, dem mächtigen Reichssicherheitshauptamt (RSHA), verwickelt war. Er berichtete von peinlichen und schmerzlichen Vorfällen, die sich durch Himmlers Absichten auf die Abwehr ereignet haben, und schilderte die subtile, aber entschlossene Rivalität des jungen Heydrich, dem Chef des Sicherheitsdienstes, der mit der politischen Spionage beauftragt war.\*

Patzig erklärte Canaris jetzt unverblümt: «Sie tun mir leid, denn Sie scheinen nicht zu erkennen, in welche Misere Sie hier kommen.» «Machen Sie sich bitte meiner wegen keine Sorgen», entgegnete Canaris mit einem schwachen Lächeln. «Ich bin ein unheilbarer Optimist. Und soweit es diese Leute betrifft, glaube ich zu wissen, wie man mit ihnen umzugehen hat.» Patzig wurde förmlich, dann sagte er ruhig: «Wenn das Ihre Ansicht ist, dann muss ich Ihnen zu meinem Bedauern sagen, dass dieser Tag der Anfang Ihres Endes ist.»

Wer war dieser Mann Canaris? Und warum war er ausgesucht worden, die Abwehr gerade dann zu leiten, als sie eines der wichtigsten Zahnräder in der neuen deutschen Kriegsmaschinerie werden sollte?

Während seines Lebens hat Canaris nur einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. 1928 stolperten sozialistische Parlamentarier bei Nachforschungen über ihn als den Mann im Hintergrund bei mehreren heimtückischen Plänen, die Weimarer Republik zu stürzen, und die Zeitungen bezeichneten ihn als einen machiavelistischen Intriganten. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges konnte ich nicht eine einzige Zeile ausfindig machen, die vor oder nach diesem kurzen Auftauchen im Rampenlicht über ihn veröffentlicht worden war. Ich stiess nur auf einen einzigen Artikel, der im Ausland über ihn erschienen war; in einer englischen Zeitschrift wurde er 1939 als der Meisterspion des Dritten Reichs hingestellt.

Canaris schien sich über seine Anonymität zu freuen.\*\* Er war ein unauffälliger,

\* Unter dem Dach des RSHA fungierten mehrere Zweige des Staatssicherheitsdienstes. Die Gestapo unter Heinrich Müller, war der innere Zweig, während der SD Heydrichs Aufgaben sowohl im Inland wie im Ausland hatte und de facto der politische Spionagedienst der Nationalsozialisten war.

\*\* Canaris liess nur einmal zu, dass sein Name gedruckt erschien, 1936, als er sich bereit erklärte, einen gezeichneten Beitrag zu dem Buch *Wehrmacht und Partei* zu schreiben. Das Buch wurde von dem Propagandaleiter des Heeres herausgegeben und sollte die Annäherung zwischen den Streitkräften und den Nationalsozialisten fördern. Dieses heikle Thema konnte nur objektiv behandelt werden, aber Canaris übertrieb seine Lobhudelei. Sein Tribut an Hitler

genügsamer Mann, der selbst gegenüber seinen nächsten Familienangehörigen kein Geheimnis preisgab. Doch nach dem Krieg tauchte er plötzlich in der Öffentlichkeit als eine von Geheimnissen unwitterte Figur auf. Er wurde zum Gegenstand zahlloser Artikel, mehrerer Bücher und wurde in einem ziemlich kitschigen Film sogar als Held herausgestellt. Manche Autoren priesen ihn als einen der geistigen Führer der beklagenswerten Widerstandsbewegung, der für seinen Mut und seine Überzeugungen als Märtyrer starb.

Vieles, das über Canaris gesagt und geschrieben worden ist, hat seinen Lebenslauf lediglich verdunkelt, seine Aktivitäten verfälscht und besonders das Geheimnis vertieft, das selbstverständlich die Laufbahn jedes Chefs eines Geheimdienstes begleitet und das in diesem Fall von ihm selbst eifrig kultiviert worden war. Die eigene Tarnung ist ihm bewundernswert gut gelungen. Selten ist eine Gestalt von historischer Bedeutung mit so vielen sich widersprechenden Urteilen bedacht worden, selbst von jenen, die zugaben, ihn gut gekannt zu haben.

Sein Lebenslauf und die Meilensteine seiner Laufbahn sind in seiner Personalakte und den 28 Qualifikations-Berichten, die seine Vorgesetzten über ihn abgaben, festgehalten. Ich fand sie unversehrt in den in Berlin erbeuteten deutschen Archiven, obwohl man hätte erwarten sollen, dass derartig wichtige Akten vernichtet worden wären.

Wilhelm Franz Canaris wurde 1887 am Neujahrstag in Aplerbeck bei Dortmund als jüngstes der drei Kinder eines wohlgestellten Ingenieurs, der ein Eisenwerk leitete, geboren. Wenn er auch klein und gebrechlich war, erfreute er sich als ein gesundes und lebhaftes Kind, das von nachsichtigen lutheranischen Eltern erzogen wurde, einer normalen Jugend. Zu Hause wurde er Willy genannt. In seiner Jugend erwarb er sich den Spitznamen «Kieker», was auch soviel wie «Späher» oder «Schnüffler» bedeuten kann. 1917 lernte er Erika Waag, die Schwester eines Marineoffiziers kennen und heiratete sie am 22. November 1919. Sie war die einzige Frau, von der man weiss, dass sie in seinem Leben eine romantische Rolle gespielt hat.

Der junge Canaris trat am 1. April 1905 in die Kaiserliche Marineakademie in Kiel ein. Sein erster Dienst auf See endete abrupt im Dezember 1914, als der Kreuzer *Dresden*, auf dem er diente, in der Schlacht bei den Falklandinseln gestellt wurde. Bis in chilenische Gewässer verfolgt, wurde das Schiff auf ein Riff gesetzt und versenkt, als einzige Einheit von Admiral Graf Spee glücklosem Geschwader, das nicht durch britische Geschützfeuer unterging. Der junge Leutnant Canaris wurde auf der Insel Quiriquina vor Valparaiso interniert, und dort begann der «homerische» Teil seines abenteuerlichen Lebens.

war so ausschweifend, dass der überzeugte Gegner der Nationalsozialisten Oberst Hans Oster, sein Protégé und Stabschef über den Beitrag gesagt haben soll: «Ein Narr findet immer einen grösseren Narren, der ihn bewundert.»



Er verschwand aus dem chilenischen Lager, indem er zum Festland ruderte, dann zu Pferd die Anden nach Argentinien überquerte. In Buenos Aires ging er als ein junger Chilene namens Reed Rosas getarnt an Bord des holländischen Dampfers *Frisia* und fuhr nach Rotterdam im neutralen Holland, um sich um «eine Erbschaft seitens einer Verwandten seiner Mutter zu kümmern».

Unterwegs passierte er jede britische Kontrolle und erreichte nach kurzer Zeit Hamburg. Dann ging er wieder unter dem Namen Reed Rosas und mit seinem chilenischen Pass nach Madrid, wo er im Auftrag der Marineleitung, die Möglichkeiten einer Versorgung der deutschen U-Boote in spanischen Häfen erkunden sollte. Im Februar 1916 versuchte Canaris nach Deutschland zurückzukehren, um als U-Bootkommandant geschult zu werden. Dabei wurde er von den Italienern in Domodossola, nicht weit von der Schweizer Grenze, festgenommen und kam unter Spionageverdacht in ein Gefängnis nach Genua. Aufgrund spanischer Intervention wurde er jedoch entlassen und kehrte nach Madrid zurück. Von dort gelangte er in einem U-Boot nach Deutschland.

In den Nachwehen des Ersten Weltkrieges und unter der Wucht der Niederlage erwarb er seine volle Reife als Verschwörer. Im November 1918 war er einer der ersten Berufsoffiziere, die der Weimarer Republik freiwillig ihre Dienste anboten; gleichzeitig begann eine Laufbahn der Illoyalität gegenüber der Regierung. Er trat in den Stab des neuen Reichswehrministers Gustav Noske ein und diente ihm eine Woche lang als Adjutant. Im Januar 1919 war er insgeheim Mitglied der berüchtigten Marinebrigade reaktionärer Offiziere, die unter dem Befehl von Korvettenkapitän Georg von Pflugk-Hartung das Eden-Hotel in Berlin besetzten. Als die Desperados aus dem Eden des Mordes an den Spartakistenführern Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg beschuldigt wurden, übernahm Canaris die Einheit und warf sich als Beschützer ihrer verhafteten Mitglieder auf. Einer der Hauptangeklagten bei dem Prozess war ein Kamerad von Canaris namens Vogel, der angeblich die Leiche von Rosa Luxemburg in den Landwehrkanal gestürzt haben sollte. Canaris beschaffte Geld und einen falschen Pass und arrangierte Vogels Flucht nach Holland.

Im Februar 1920 wurde Canaris befördert und zum Ersten Offizier auf dem in Kiel stationierten Kreuzer *Berlin* ernannt. Das war reine Tarnung. Tatsächlich fungierte er als Adjutant des Konteradmirals Baron von Gagern, dem Standortkommandanten des Ostseehafens, eine der Tarneinrichtungen der Marine für politische Konspirationen und geheime Wiederaufrüstung. Im März 1920 optierte Canaris ohne zu zögern für die Wiedereinsetzung des Kaisers. Er beschaffte Geld und Waffen für die Rebellen aus geheimen Fonds und Arsenalen des Marinestandorts.

1922 erschien er in einer weiteren geheimen Rolle. Er wurde einer der wichtigsten

Manipulatoren des widerrechtlichen Wiederaufrüstungsprogramms der Marine. In Zusammenarbeit mit zwei anderen organisierte er geheime Werften und Torpedofabriken im Ausland und zweigte beträchtliche Mittel aus Schmierfonds ab, um diese Geheimprojekte zu finanzieren.»<sup>1</sup> Canaris war ein «ruheloser Geist», wie einer seiner Vorgesetzten ihn in einem vertraulichen Bericht charakterisierte, den ungewöhnliche und schwierige Aufgaben bei der Erledigung vertraulicher militärisch-politischer Aufträge während seiner häufigen Auslandsmissionen zu grossen Leistungen angespornt habe. Während dieser Zeit war Canaris ständig unterwegs, reiste unter falschen Namen und in vielfältigen Verkleidungen und förderte das heimliche Aufbauprogramm der Marine.

So ging es während der turbulenten zwanziger Jahre überwiegend weiter. Andere tauchten auf der Bühne auf und verschwanden wieder, aber Canaris blieb die beständige Figur der Verschwörerkreise, die sich um die erzkonservative Marine sammelten – der geistige Kopf, der Hauptdrahtzieher, das Arbeitstier und der Unruhestifter, der Vertrauensmann der Admiralsclique. Da er sich kein Komplott entgehen liess, wurde er bald zum Ziel des Argwohns und der Angriffe von Seiten der Sozialisten. Es gelang ihm, weiter im aktiven Dienst zu bleiben und in seiner geheimen Personalakte von seinen bewundernden Vorgesetzten einen glühenden Qualifikationsbericht nach dem anderen zu sammeln. Er wurde stetig weiterbefördert. Seine Macht und sein Einfluss wuchsen sogar noch schneller. Wie einer seiner Vorgesetzten es in seiner Beurteilung ausdrückte, war Canaris das unentbehrliche Faktotum der aufschliessenden Verschwörungen geworden, die die Weimarer Republik unterminierten. Er begrüsst den Aufstieg Hitlers.

Mit Ende Vierzig schien Canaris viel älter zu sein. Er war schmalknochig, die blasse Haut war von Furchen durchzogen. Seine Untergebenen nannten ihn den «Alten».

Nichts, was er während der ersten Wochen in der Abwehr tat, minderte die Vorbehalte gegen ihn oder rechtfertigten seine Versetzung auf diesen Posten. Er vergrub sich in dem Büro, aus dem Patzig alle persönlichen Dinge entfernt hatte, die den Raum angenehm und behaglich erscheinen liessen. Dem Anschein nach besass Canaris nur wenige persönliche Erinnerungsstücke. Auf seinem Schreibtisch stand eine kleine Plastik, die er zum Symbol der Abwehr auserwählt hatte: Die bekannte kleine Gruppe der drei Affen, die nichts hören, sehen oder sprechen. Eine der Wände war von einer grossen Karte bedeckt. An anderen Wänden hingen drei Bilder: Eine Radie-

<sup>1</sup>Nach den strengen Bestimmungen des Versailler Vertrags vom 2.8. Juni 1919 war Deutschland nur der Unterhalt einer winzigen Militärmacht gestattet.

rung von dem Admiral Canaris, eine japanische Malerei mit dem Teufel und ein Bild seines Lieblingsdackels Seppi.\*

Ich begegnete Canaris im Januar 1935, wenige Wochen nach seinem Antritt am Tirpitz-Ufer, bei einem privaten Essen im Kasino des Fliegerklubs in der Nähe seiner Dienststelle. Die Begegnung war von einem gemeinsamen Bekannten, dem Verleger einer Wochenzeitschrift, der für die Abwehr Kontakte suchte, arrangiert worden. Wahrscheinlich durch meine häufigen Reisen als Korrespondent für eine amerikanische Zeitung in Deutschland irreführt, mochte er wohl gedacht haben, dass ich einen ad hoc Informanten abgeben könnte, dessen Aufgabe darin bestand, auf legalen Reisen nützliche Informationen zu sammeln. Kurz vorher hatte ich in Ausübung meines Berufs als Journalist, aber ohne Genehmigung, die Westerplatte besucht und dort fotografiert. Die Westerplatte war ein scharf bewachtes, befestigtes polnisches Munitionslager am Neufahrwasser, das die Zufahrt nach Danzig beherrscht. Dies schien eine Einführung bei Canaris zu rechtfertigen. Wenn ich an unsere kurze Begegnung zurückdenke, wird mir allerdings klar, dass er meine Eitelkeit verletzt haben muss. Sein schlaffer Händedruck und seine zerstreute Begrüssung zeigten, dass er dem Zusammentreffen keinen Geschmack abgewinnen konnte. Später erfuhr ich, dass er prinzipiell dagegen war, Journalisten zu beschäftigen, selbst als ad hoc Informanten. Während des Essens sagte er kaum etwas und sah mich die meiste Zeit nicht an, sondern durch mich hindurch, mit seinem charakteristischen, in die Ferne gerichteten Blick.

Ich konnte nicht glauben, dass dieser zerknitterte, schweigsame, gedankenverlorene kleine Mann der neue Chef der Abwehr sein sollte. Ich hatte von ihm die begerige Neugier erwartet, die in den Augen von Captain Reginald Hall, dem legendären Chef des britischen Marine-Nachrichtendienstes im Ersten Weltkrieg, funkelte, oder die stille Kompetenz des General Dupont genannten Franzosen vom Deuxième Bureau, zwei der grossen Nachrichtenchefs, die ich gekannt habe. Nichts von ihrem Flair, ihrer geistigen Überlegenheit, ihrem kühnen Zugriff und ihrer sicheren Handhabung des Gewerbes war in dem Deutschen zu erkennen. Er machte auf mich den Eindruck eines aufrichtigen Einfaltspinsels, der seinen Posten bekommen hatte, um die Ohnmacht der Abwehr im Konkurrenzkampf mit den aufstrebenden Organisationen von Himmler und Heydrich zu gewährleisten. Erst viel später wurde mir bewusst, dass Canaris mich schon im ersten Augenblick richtig bewertet hatte, erkannte, dass ich für seine Organisation kein erfolgversprechender Kandidat war und dass er diese Begegnung für reine Zeitverschwendung hielt.

Als Canaris auf dem Schauplatz erschien, erwachte die dahindämmernde Abwehr

\* Später fügte er der bescheidenen Galerie seiner Favoriten noch das signierte Bild von Generalissimo Franco hinzu.

plötzlich zu neuem Leben. Er nahm die Arbeit mit einer Energie und Lebhaftigkeit auf, die niemand hinter «dem Alten» vermutet hätte. Er machte die Abwehr den Nationalsozialisten schmackhaft. Als er Patzig erklärte, er wisse, wie er mit Himmler und Heydrich auskommen könne, hatte er nicht eine Hoffnung, sondern eine Entschlossenheit zum Ausdruck gebracht.

Canaris schloss eine enge und anscheinend echte Freundschaft mit Heydrich, in dem er den potentiell gefährlichsten Widersacher erkannte. Dem jungen Nationalsozialisten schmeichelte die Aufmerksamkeit des hohen Marineoffiziers, wenn auch nur, weil er vor wenigen Jahren wegen einer amourösen Eskapade mit der Tochter eines Marinebaurats von der Marine verabschiedet worden war. Canaris kaufte sich ein Haus neben dem Heydrichs in dem Vorort Schlachtensee in Berlin, und die beiden Familien wurden gute Nachbarn.

Canaris warb den Major Rudolf Bamler für sich an und machte ihn zum Leiter der Gegenspionage, die am engsten mit der Gestapo zusammenarbeitete, weil Bamler einer der wenigen Generalstabsoffiziere war, der Sympathien für die Nationalsozialisten hegte und eine Anzahl Parteigrößen zu seinen Freunden zählte. Canaris, der normalerweise nichts von Gesellschaften hielt, veranstaltete ungezwungene Abendessen, um Heydrich und seinen Stab zu bewirten, die er Kameradschaftsabende nannte. Sie wurden regelmässig in einem Nebenzimmer des Restaurants im Haus der Flieger an der Prinz-Albrecht-Strasse, nahe dem düsteren Bau, in dem Heydrich seinen Dienstsitz hatte, veranstaltet. Diese anscheinend einseitige Bewirtung Heydrichs war raffiniert ausgeklügelt. Während Canaris die Löcher in seinen Zäunen flickte, beschwichtigte er die Nationalsozialisten hauptsächlich, um die Abwehr im Sinne seiner eigenen, ehrgeizigen Pläne zum grössten und besten Geheimdienst der Welt zu machen.

Die Organisation wurde neu gegliedert. Der alte «Geheime Meldedienst», die Gruppe, die Nachrichten sammelte und Spionage betrieb, wurde als Gruppe I beträchtlich erweitert. Die Gruppe II wurde von Grund auf neugeschaffen, um Sabotageakte durchzuführen, Unruhen und Aufruhr zu schüren und Propaganda zu organisieren. Ein Schulungslager für Saboteure wurde in Quenzsee in Bayern eingerichtet. In Berlin und in Tegel wurden Laboratorien geschaffen, um die Handwerkszeuge der Saboteure, aber auch die der Spione, zu entwickeln – von Geheimtinte, die wie Mundwasser aussah, bis zu Sprengstoffen, die wie Mehl rochen und sich ebenso anfühlten. Die Gegenspionage wurde (als III F) ein Teil der Gruppe III.

Hunderte von Personen wurden rekrutiert; aus dem Generalstab wurden Stabsoffiziere versetzt und mit der Leitung von Abteilungen betraut. Canaris ernannte ein klug ausgewogenes Trio als Leiter der Gruppen – den gewandten, unpolitischen, unabhängigen, wohlhabenden Rheinländer Hans Piekenbrock zum Leiter des geheimen

Melddienstes, der Abwehrabteilung I; Helmuth Groscurth, ein sensibler, tief religiöser und fanatischer Gegner der Nationalsozialisten leitete die Sabotagegruppe und dem rabiaten Nationalsozialisten Bamler unterstand die Gruppe für Gegenspionage.\*

Es sollte eine riesige Organisation werden, und sie brauchte zuverlässige Verbindungswege. Canaris gab daher dem Aufbau eines Kuriersystems und elektronischer Verbindung mit den im Ausland einzusetzenden Agenten höchste Priorität. Die Telefunken-Gesellschaft wurde von Canaris aufgefordert, für die Abwehr ein «Afu» («Agenten-Funk-Gerät») genanntes Sendegerät zu entwickeln, das so klein war, dass es sich leicht verstecken liess, aber stark genug, um auch weite Entfernungen zu überbrücken. Diese bemerkenswerte Voraussicht erwies sich sowohl als Fluch wie als Segen, als es Telefunken gelang, ein solches Gerät zu entwickeln, und seine ungewöhnlichen Qualitäten die Abwehr dazu verleitete, sich zu sehr darauf zu verlassen.

Am 1. Mai 1935 überredete Canaris das Auswärtige Amt zur Kooperation mit der Abwehr, und damit verbesserte er die Verbindungen und festigte die Grundlagen für Operationen in Übersee. Durch diese Vereinbarung übernahmen diplomatische Missionen in verschiedenen Teilen der Welt die Funktion von regionalen Basen für die lokale Spionage. Mitglieder des Auswärtigen Dienstes – im Allgemeinen jüngere Attaches – wurden als sogenannte «Abwehrbeauftragte» angeworben, um die geheimen Geschäfte der Abwehr in ihren Gebieten wahrzunehmen.

Als einen seiner ersten Schritte stellte Canaris «Geheimrüstungen für Vertrauensleute» zusammen und vereinbarte mit dem Auswärtigen Amt, sie als Kuriergepäck unter diplomatischer Immunität an die verschiedenen diplomatischen Missionen zu schicken, damit sie dort für den späteren Gebrauch bereitlagen. Kryptografisches Material, das von Kurt Selchen vom Codebüro des Auswärtigen Amts ausgearbeitet worden war, wurde in verschlossenen Kassetten versandt. Die dazu gehörenden Schlüssel wurden getrennt in versiegelten Umschlägen an die Missionschefs persönlich geschickt, mit der Anweisung, die Stahlkassetten nur im Kriegsfall oder in sogenannten «Spannungszeiten» zu öffnen, wenn sie durch einen Funkspruch, der eines von zehn verschiedenen Kennworten trug, dazu angewiesen wurden. Das Kennwort für England war «Nautilus», für Kanada «Jimmy», für die Vereinigten Staaten «Robert». In einem anderen versiegelten Umschlag schickte Canaris den Missionschefs Listen der Agenten, die in ihren jeweiligen Gebieten bereits aktiv waren. Er übersandte jedem Missionschef einen von der Deutschen Bank ausgestellten, auf Barclay's Bank in London gezogenen Scheck über 406 Pfund, 2 Pence als laufen-

\* Als Bamler die Abwehr verliess, kehrte er zunächst zum Generalstab zurück und wurde 1941 Divisionskommandeur an der Ostfront. Als russischer Kriegsgefangener wurde er ein fanatischer Kommunist. Nach dem Krieg kehrte er nach Mitteldeutschland zurück, wo er eine hohe Position im Sicherheitsdienst innehatte.

den Fonds, aus dem die Agenten entlohnt oder in Notfällen unterstützt werden konnten. Die Missionschefs wurden angewiesen, die Schecks in lokaler Währung einzulösen und das Geld in ihren persönlichen Safes für den Bedarfsfall bereitzuhalten.

Die Sendungen an die Missionen in den Vereinigten Staaten erfolgten mit dem Frachter *Schwaben* des Norddeutschen Lloyds unter Obhut des Kapitäns dieses Schiffes. Persönlich lieferte er die Kisten und Umschläge dem Botschafter in Washington und dem Generalkonsul in New York ab, den beiden ersten Diplomaten, die Canaris sich zu stummen Partnern in den Vereinigten Staaten ausgesucht hatte. Wenige Monate später gingen ähnliche Sendungen auch an die Generalkonsuls in New Orleans und Seattle, die diplomatischen Vertreter in Mexico City und die Geschäftsträger in Panama.\*

Im April 1935, als Canaris etwas über drei Monate in seinem Amt war, schickte er eine Anzahl Sonderbeauftragter aus, um Operationsbasen an Schlüsselpunkten einzurichten. Der Mann, den er nach Nord- und Mittelamerika schickte, reiste mit einem Diplomatenspass auf den Namen «E. Derp». Es war Fregattenkapitän Hermann Menzel, ein Berufsoffizier, der bald Leiter von Abw./IM (der Marinenachrichtenabteilung in Gruppe I) wurde.

Das alles erfolgte in den ersten acht Monaten von Canaris Regime. Plötzlich tauchten überall in der Welt deutsche Unruhestifter auf und bewiesen allen Sicherheitsdiensten, dass die Abwehr unter einer neuen Leitung stand. Unvermittelt erschienen deutsche Agenten in Österreich, der Tschechoslowakei, Jugoslawien, der Schweiz, in den Balkanländern, Finnland und selbst Äthiopien und Japan. Besonders aktiv waren sie in Polen, Frankreich und den Niederlanden, und überall zeigte sich, dass sie hastig angeworben, oberflächlich ausgebildet und übereilt auf ihre Missionen geschickt worden waren.

Während dieser ersten Stunden der neuen Abwehr waren die Agenten von Canaris unerfahren und leicht verletzlich. In Belgien wurden zwischen dem April und Dezember 1935 zehn deutsche Spione gefasst. Der erste wichtige deutsche Agent nach dem Ersten Weltkrieg wurde in England festgenommen. Frankreich, das von deutschen Spionen überschwemmt wurde, erwischte einundzwanzig in den ersten zehn Monaten der neuen Ära, einen davon auf frischer Tat, als er aus einem Safe des Flugplatzes Bron bei Lyon Luftverteidigungspläne entwendete. Ein anderer fotografierte Festungsanlagen bei Metz, ein paar schnüffelten nach fortgeworfenen Dokumenten in einem Heeresstandort, eine Barfrau in Strassburg horchte Soldaten nach Informa-

\* Andere Lieferungen in die westliche Hemisphäre gingen nach Brasilien (Rio de Janeiro und Porto Alegre), Argentinien (Buenos Aires), Uruguay (Montevideo), Chile (Valparaiso), Kolumbien (Bogota) und Peru (Lima) und 1938 an Vertreter der Abwehr in Portland, Oregon, und Colon in der Kanalzone.



tionen über Verteidigungsanlagen aus, und in Verdun schickten eines Nachts zwei Männer mit Lichtsignalen einer Taschenlampe verschlüsselte Nachrichten an einen Unbekannten.

Anfang September reiste Canaris, der inzwischen zum Admiral befördert worden war, mit einem besonders dringenden und wichtigen Auftrag nach Süden. In München traf er mit General Mario Roatta, dem Chef des italienischen militärischen Nachrichtendienstes, zusammen, um eine engere Kooperation in der Erfassung der gemeinsamen Gegner zu vereinbaren.\*

Obwohl Italien auf dem Höhepunkt der Abessinien-Krise stand und sich in den letzten Vorbereitungen für den bevorstehenden Einfall in Äthiopien befand, zeigte sich Roatta als sehr entgegenkommend. Er stimmte allen Vorschlägen von Canaris zu. Eine Allianz zwischen den Geheimdiensten Deutschlands und Italiens wurde verbrieft und gesiegelt, lange ehe Hitler und Mussolini ihre Länder in der Achse Berlin-Rom zusammenschlossen.

Von München aus fuhr Canaris zu der wichtigsten Begegnung in seiner neuen Stellung nach Berchtesgaden. Er hatte einen Termin bei Hitler, um über seine Tätigkeit zu berichten und Anweisungen für die Zukunft entgegenzunehmen.

### *Operation Sex*

Am 8. September 1935 setzten sich Canaris und Hitler in dem grossen Wohnraum des Berghofs zu ihrem ersten vertraulichen Zwiegespräch zusammen.

Im Gegensatz zu Churchill, der ein waches Interesse am Spionagespiel hatte und seine vorbehaltlose Unterstützung für His Majesty's Secret Intelligence Service offen bekundete, gestand Hitler, dass er kein besonderer Anhänger der Spionage sei. Selbstverständlich war er ein geborener Intrigant und bediente sich ohne Hemmungen der ausgeklügelten Listen, hatte jedoch gegenüber seinen Mitarbeitern wiederholt erklärt, dass er für den Geheimdienst nichts als Verachtung empfinde und sich nie so weit erniedrigen würde, einem Spion die Hand zu geben. Bei einem seiner endlosen Vorträge bei seinen berühmten Tischgesprächen, verwies er anerkennend auf Friedrich den Grossen, der, wie Hitler behauptete, seinen Nachrichtenchef einmal

\* Ein geheimes Nachspiel der Begegnung mit Roatta war in gewisser Weise typisch für die Art und Weise, in der Canaris gern Geschäfte machte. Als er wenige Tage später wieder in Berlin war, sprach er begeistert über das Abkommen mit den Italienern und lobte Roatta sehr wegen seiner umfassenden Kooperation. Doch dann befahl er Oberst Piekenbrock, in Rom sofort eine Abwehrstelle einzurichten, diese mit den besten Leuten zu besetzen und Agenten anzuwerben, um auf diese Weise die Italiener unter scharfe Überwachung zu bringen. Eine zweite Allianz dieser Art wurde etwa zur gleichen Zeit mit den Ungarn geschlossen. Im Oktober traf Canaris ein ähnliches Abkommen mit Japan, fünf Jahre bevor Ministerpräsident Fürst Konojo sich formell bereit erklärte, der Achse beizutreten.

tadelte, nur weil er eine wichtige Information durch einen Spion beschafft hatte. Von dieser Einstellung war bei der Begegnung mit Canaris nichts zu spüren. Hitler hatte niemals Kapitän Patzig eine Audienz gewährt, und dieses war nicht seine erste Besprechung unter vier Augen mit dem neuen Abwehrchef. Canaris verstand es, Hitlers Wohlwollen zu gewinnen, indem er ihm nur das erzählte, wovon er wusste, dass Hitler es gern hörte, und indem er seine Berichte mit Klatsch würzte, den der Geheimdienst bei seinen Schnüffeleien aufgriff.

Schon in diesem frühen Stadium ihrer Beziehungen gab Hitler den Berichten von Canaris den Vorzug vor denen seiner Diplomaten, weil sie interessanter und prickelnder waren, da sie sich auch mit den privaten Affären interessanter Leute befassten, statt in gestelzter Diplomaten-sprache langweilige Vorgänge trocken zu analysieren.

Hitler kam während dieser Unterredung auf den Anschluss Österreichs zu sprechen, und Canaris versicherte ihm, dass die Abwehr dieser Situation voll gewachsen sei. Ein Offizier des österreichischen Geheimdienstes, Major Erwin von Lahousen, sei von ihm gewonnen worden und arbeite für ihn hinter dem Rücken und gegen die Interessen seiner Regierung. Als Hitler die Freie Stadt Danzig und den Polnischen Korridor als unerträgliche Anomalien erwähnte, sagte Canaris, dass er an dieser Frage wie auch an der des Sudetenlandes in der Tschechoslowakei arbeite. Er habe gerade Konrad Henlein, den sudetendeutschen Führer, als Agent für die Abwehr gewonnen.

Die Sowjetunion? Ein sehr schwieriges Ziel. Aber Polen und Frankreich ständen unter Kontrolle.

England? Nein, sagte Hitler, er wünsche dort keine Spione. Seine Politik der Annäherung mache sich bezahlt. Im Juni war mit der Regierung Baldwin das deutsch-englische Flottenabkommen unterzeichnet worden. Mit anderen Beweisen des Entgegenkommens könne man rechnen. In England bestehe keine Notwendigkeit für Spione. Sie würden nur den Erfolg seiner Diplomatie in Frage stellen.

Die Vereinigten Staaten? Hitler hob die Schultern. Amerika liege zu weit abseits. Es sei ihm gleichgültig, was dort vorgehe, sagte er. Canaris war sichtlich erleichtert, dass Hitler seinen Bann gegen Spionage nicht auch auf die Angelsachsen jenseits des Atlantik ausdehnte. Denn so merkwürdig das auch für ein so abgelegenes und neutrales Land war, die Vereinigten Staaten spielten eine enorm wichtige Rolle in der Tätigkeit der Abwehr.

Für den Chef eines Nachrichtendienstes war Canaris ein merkwürdiger Mann – er war an fremden Ländern ausgesprochen desinteressiert. Das einzige Land, bei dem ihm wirklich warm ums Herz wurde, war Spanien, wo er die schönste Zeit seines Lebens verbracht hatte und das ihm zur zweiten Heimat geworden war.\* Frankreich

\* Innerhalb von zehn Monaten setzte er alle Mittel der Abwehr ein, um der Revolte von General Mola zu helfen, die Francos Rebellion und den Ausbruch des spanischen Bürgerkriegs

und Polen interessierten ihn beruflich, aber England nur gering und die Vereinigten Staaten überhaupt nicht.

Als er sein Amt am Tirpitz-Ufer übernahm, machte er eine erstaunliche Entdeckung. Als er auf die Ausweitung des bereits vorhandenen Agentennetzes in Polen und den Aufbau entsprechender Netze in Frankreich, Dänemark, den Niederlanden und der Tschechoslowakei drängte, wurde ihm berichtet, dass die Abwehr bereits einen vollausgebauten Spionage-Stützpunkt in einem Land besitze, das in seinen Plänen überhaupt keine Rolle spielte – den Vereinigten Staaten.

Zu diesem Zeitpunkt schienen alle Probleme, vor denen die Vereinigten Staaten standen, innerpolitischer Natur zu sein, und dennoch hatte die Abwehr ein Dutzend erstklassiger Agenten in diesem Land. Noch bemerkenswerter ist, dass diese tiefe Durchdringung eines fernen, grossen Landes nicht das Ergebnis gezielter Bemühungen der Abwehr war. Sie war die Leistung eines einzelnen ungewöhnlichen Mannes mit dem Decknamen «Sex», der aus eigener Initiative den Geheimkrieg zu diesen fernen Ufern getragen hatte. Er sollte im Verlauf der Zeit die Vereinigten Staaten zum lohnendsten Ziel in der Geschichte der deutschen Spionage machen, besonders auf dem überragend wichtigen Gebiet der Luftfahrt.

Gegen Ende der Zwanziger Jahre wurde das Interesse an den Vereinigten Staaten neu belebt, hauptsächlich weil die Reichswehr sich 1926 entschlossen hatte, der Wehrmacht illegale Luftstreitkräfte – die sogenannte «Schwarze Luftwaffe» – hinzuzufügen, die die Deutschen im Geheimen aufbauten. Der Anfang wurde mit der Einrichtung eines Spezialbüros für militärische Luftfahrt, der «Fliegerzentrale», unter Major (später Generalfeldmarschall) Hugo Sperrle gemacht. Sie bestand aus wenigen, mit veralteten Maschinen ausgerüsteten Staffeln.

Die schwer angeschlagene deutsche Luftfahrtindustrie war nicht einmal in der Lage, dieses Embryo einer Luftwaffe zu versorgen. Vertreter wurden ins Ausland geschickt, um aufzukaufen, was zu haben war. Besonders die Vereinigten Staaten zogen diese deutschen Aufkäufer an – ihrer revolutionären Fluggeräte wegen: Gyroskope und automatische Bombenzielgeräte, einziehbare Landeräder und andere neue Erfindungen wie Flugindikatoren, vierflügelige Luftschrauben und bessere Treibstoffe.

Einige dieser Geräte wurden angekauft, doch dabei stiessen die Deutschen auf zwei Schwierigkeiten. Sie erschöpften schnell ihre Mittel und stellten fest, dass einige der begehrtesten Modelle – besonders solche für den Bedarf der amerikanischen Marine – der Geheimhaltung unterworfen waren und nicht zum Verkauf standen. Die planenden Köpfe in der Fliegerzentrale kamen auf den Gedanken, sich unter dem Ladentisch zu beschaffen, was auf dem offenen Markt nicht zu haben war, und

am 18. Juli 1936 auslöste. Er war damals wesentlich daran beteiligt, die italienische und deutsche Unterstützung für Franco zu gewinnen und ihm schliesslich den Sieg im Bürgerkrieg zu sichern.

zu stehlen, was sie käuflich nicht erwerben konnten. Der Auftrag für die geheime Beschaffung wurde der Abwehr übertragen, und ihr Chef, Oberst Fritz Gempp, wurde aufgefordert, einen Mann nach New York zu schicken, um einen Spionagering einzurichten, der sich vorwiegend auf die Luftfahrtindustrie spezialisieren sollte.

Der von Gempp für die Mission bestimmte Agent traf am 27. März 1927 mit der *Berlin* in Hoboken ein. Er war ein unscheinbarer, blasser, stiller Mann. Zwar war seine Nase etwas zu lang, sein Mund etwas zu schmal und seine Ohren etwas zu gross, aber seine Züge wiesen nichts auf, was ihn in der Erinnerung haften liess. Unauffällig, gepflegt und einfach gekleidet, von mittlerer Grösse und mittlerem Gewicht war er in jeder Beziehung durchschnittlich. Sein deutscher Pass wies ihn als Wilhelm Schneider aus, geboren 1893 in Wetzlar an der Lahn, verheiratet, von Beruf Klavierstimmer. Er kam in die Vereinigten Staaten wie Tausend andere während der Spitzenjahre der Einwanderungswelle, um in der Neuen Welt ein besseres Leben zu beginnen. Dieser Mann leistete sich den Luxus einer ganzen Reihe von Decknamen. Er wurde Willie Meller, William Sexton und Bill Lonkis genannt, um nur einige der vielen alias zu nennen, die er in den folgenden acht Jahren benutzte. Am besten erinnert man sich seiner im Kreis eingeweihter Sachkenner als William Lonkowski.

Schneider war nicht sein wahrer Name. Er war auch nicht in Wetzlar geboren. Und wenn er auch in einer abgeschabten Ledertasche die erforderlichen Werkzeuge bei sich trug, so war er doch kein Klavierstimmer. Er war geborener Schlesier und im Ersten Weltkrieg Flugzeugmechaniker. Er war ein befähigter Entwurfszeichner, konnte aber bei keinem der wenigen Flugzeugwerke in Deutschland eine Stellung bekommen. Sein Weg führte ihn zur Reichswehr, wo er in der Abwehr einen Unterschlupf fand.

Lonkowski war nur bedingt aufgenommen worden. Im Sommer 1922 wurde er nach Frankreich geschickt, um einen Überblick über den Stand der französischen Luftfahrt zu beschaffen. Sein Bericht brachte ihm so grosse Anerkennung ein, dass er, obwohl er die medizinische Untersuchung nicht bestand, weil sich herausstellte, dass er an chronischen Magengeschwüren litt, als aussichtsreicher «Schläfer» in Reserve gehalten wurde, um bei einer Mission, die seinen offensichtlich ungewöhnlichen Gaben angemessen war, eingesetzt zu werden. Seine Stunde kam im September 1926. Gempp bot ihm den Auftrag in den Vereinigten Staaten an, und Lonkowski akzeptierte bereitwillig. Vor seiner Abreise wurde Lonkowski die Chiffre «Sex» zugewiesen, unter der er in den Büchern geführt wurde, und seine Mission bekam das entsprechende Symbol «Operation Sex». Diese Codenamen waren die Abkürzungen von «Sexton», dem ursprünglichen Decknamen «William Sexton», den die Abwehr für ihn bestimmte, später aber gekürzt hat.

Lonkowski wurde ein monatlicher Betrag von 500 Dollar aus Mitteln der Abwehr zugeteilt. Das war in jenen Tagen keine knickrige Summe, dennoch war sie erstaunlich gering für einen Spion mit einem so wichtigen Auftrag. Aber es war alles, was sich die Abwehr bei ihrem geringen Bestand an fremden Währungen leisten konnte.

Lonkowski bekam eine «Einkaufsliste» mit, die von der Fliegerzentrale nach amerikanischen Luftfahrtzeitschriften und technischen Journalen zusammengestellt worden war. Von ihm wurde erwartet, Daten über einen neuen Motor zu beschaffen, den E.G. Smith entwickelte und der angeblich «die Pferdestärke existierender Motore verdoppelte»; über den luftgekühlten Caminez-Motor, der von der Fairchild Aviation Corporation auf Long Island getestet wurde; über den Micarta-Propeller, mit dem Westinghouse Electric Berichten zufolge experimentierte.

Lonkowski war ein Mensch, der sich von Natur aus Sorgen machte. Seine empfindsamen Nerven liessen ihn verkrampft und angespannt sein, den Beweis dafür lieferten seine Magengeschwüre. Aber er kam dem perfekten Spion näher als irgendeiner der eiskalten Tatmenschen und unerschütterlichen Dandies der Briten.

Lonkowski war ein erstklassig qualifizierter Luftfahrtingenieur und ein unkomplizierter Mensch. Er stellte keine Ansprüche, hatte kaum persönlichen Ehrgeiz, keine übertrieben hohe Meinung von seiner eigenen Bedeutung. Er verachtete die hochgespielte Dramatik der Spionage und ihre bizarren Riten. Er war tatsächlich der vollkommene Spion.

Der Gedanke, durch einen einzigen Mann die gesamte amerikanische Luftfahrtindustrie zu erfassen, war schon in seiner Konzeption überwältigend. Anfang 1928 hatte Lonkowski den Modus für sein Vorgehen ausgearbeitet. Er sah sich nach Arbeit bei einer der Flugzeugwerke an der atlantischen Küste um, wo er das Ansehen und die Verbindungen gewinnen konnte, die er für den Aufbau seines Agentennetzes brauchte. Er wählte die Ireland Aircraft Corporation in Long Island als seine erste Basis und benutzte sie auch als Sprungbrett für Agenten, die er an anderen Stellen einsetzen wollte. Lonkowski begann als Flugzeugmechaniker und hatte im Ireland-Werk sofort Erfolg, stieg schnell auf und verschaffte sich erheblichen Einfluss auf die Einstellung und Entlassung von Personal. Bald war er so weit, dass er für seine Person das Spionieren aufgeben und sich zu dem lokalen Leiter der Spionage aufschwingen konnte. Als ersten Schritt legte er sich eine neue Tarnung zu, um sein Interesse für Angelegenheiten zu rechtfertigen, die nicht im Bereich eines gewöhnlichen Klavierstimmers lagen. Er wurde zum amerikanischen Korrespondenten der deutschen Luftfahrtzeitschrift *Luftreise* und konnte in Zukunft neben seiner Geschäftskarte als Klavierstimmer eine Beglaubigung als Luftfahrtkorrespondent vorweisen.

Er setzte zwei seiner Landsleute ein, auf deren Zuverlässigkeit und Loyalität er vertrauen konnte, und gab sich dann auf die Suche nach weiteren Agenten unter sei-

nen neuen Freunden in den Vereinigten Staaten. Vor seiner Abreise aus Deutschland hatte er sich zwei Bekannte ausgesucht, die ihn in den Vereinigten Staaten unterstützen sollten. Der eine war ein junger Mann namens Werner Georg Gudenberg, ein geborener Hamburger und technischer Zeichner mit Vorkenntnissen auf dem Gebiet der Elektronik. Der andere war Otto Hermann Voss, gleichfalls aus Hamburg, 29 Jahre alt und Absolvent der städtischen Technischen Fachschule und ein überdurchschnittlich guter Flugzeugmechaniker.

Im Herbst 1928 liess Lonkowski die beiden kommen und setzte sie in dem Ireland Aircraft-Werk ein. So begannen die Vorbereitungen für die Durchdringung der amerikanischen Luftfahrtindustrie und anderer wichtiger Bereiche der Kriegsmaschinerie der Vereinigten Staaten. 1932 leitete Lonkowski dann ein umfangreiches privates Spionageunternehmen. Voss und Gudenberg hatten sich inzwischen eine so sichere Position geschaffen, dass sie sich um die amerikanische Staatsbürgerschaft bewarben; sie waren nach wie vor seine ältesten und wichtigsten Agenten. Beide hatten die Ireland-Werke gegen saftigere Weidegründe vertauscht. Voss war nach Baltimore gegangen und arbeitete für eine Firma, die Propeller für die United States Navy entwickelte. Gudenberg war zu einem Flugzeugwerk in Bristol, Pennsylvania, übergewechselt, das Lonkowskis Aufmerksamkeit erregt hatte, weil es mit einer neuartigen Verwendung von Aluminium bei der Konstruktion von Flugzeugzellen experimentierte. Lonkowski schickte Berlin eine erstaunliche Sammlung von Berichten und Blaupausen, darunter den Entwurf zu einem «feuersicheren Flugzeug» und für den «stärksten luftgekühlten Motor der Welt», wie er behauptete, den die Wright Aeronautical Corporation für die United States Army baute. Er beschaffte die Pläne für ein Jagdflugzeug, das in der Lage sei, «sowohl auf einem Schiff wie auf dem Wasser zu landen», die unmittelbar von den Reissbrettern der Curtiss Aeroplane and Motor Company stammten. Die Reaktion entsprach nicht seinen Erwartungen. Er erhielt weiterhin seine monatlichen Zuwendungen, aber das war praktisch seine einzige Verbindung mit der Abwehr.

Oberst Gempff war nicht mehr dabei, und seine Nachfolger hatten kein Interesse für die «Operation Sex». Die Fliegerzentrale hatte ihre eigenen Kontakte und war nicht länger von einem Aussenseiter, der durch die Abwehr arbeitete, abhängig. Man liess «Operation Sex» verkümmern. Lonkowski wurde unter den «Schläfern» der Abwehr kaum noch beachtet. Doch später wird man wieder von ihm hören.

Inzwischen schrieb man 1934. Die Vereinigten Staaten waren zu einem der Hauptziele der nationalsozialistischen Propaganda geworden. Man nahm an, die Millionen Deutsch-Amerikaner liessen sich zu einer starken politischen Macht organisieren, die einen Einfluss auf die neue Regierung Roosevelt ausüben könnte. Es gelang den Nationalsozialisten, Tausende durch ihre lautstarke Propaganda zu verwirren. Ihre An-

hänger unter dem Hakenkreuz marschierten, demonstrierten und stifteten Unruhe. Bemühungen, Spione zu rekrutieren, wurden jedoch enttäuscht. Durch diese Versuche wurde nur ein einziger Kandidat gewonnen – ein New Yorker Arzt namens Ignatz Theodor Griebel.

Griebel wurde 1899 in Würzburg geboren und war während des Ersten Weltkriegs Artillerieoffizier. Anfang 1925 wanderte er nach den USA aus und beendete sein Medizinstudium am Long Island Medical College und der Fordham University. In Bangor, Maine, richtete er sich dann eine Praxis ein. Griebel und seine Frau fühlten sich aber unter den Menschen an der Ostküste nicht wohl. Der junge ehrgeizige Arzt sehnte sich nach der kosmopolitischen Atmosphäre New Yorks, wo sich ihm grössere Karrierechancen boten. 1928 zogen Griebel und seine Frau dorthin um und liessen sich in Yorkville, dem Kern der deutschen Kolonie in Manhattan, nieder, wo Griebel sich auf Geburtshilfe und die chirurgische Behandlung von Krampfadern spezialisierte. Er machte sich bei seinen Nachbarn beliebt und wurde von einer Anzahl deutscher Vereine zu deren beratendem Arzt gewählt. Er und seine Frau wurden amerikanische Staatsbürger, und Griebel trat als Reserveoffizier in die amerikanische Armee ein.

Griebel war ein politisch stark engagierter Mann. Noch ehe Hitler an die Macht gekommen war, hatte Griebel aktive Propaganda für die Nationalsozialisten getrieben. 1933 entschloss er sich, seine subversive Tätigkeit auszudehnen. Er besass mehrere Freunde, die in verschiedenen, für die amerikanische Verteidigung wichtigen Institutionen hohe Positionen einnahmen. Er glaubte, es könne ihm gelingen, manche von ihnen zu überreden, sich ihm bei der Bildung eines Spionagerings für das neue Deutschland anzuschliessen.

Am 3. März 1934 bot er in einem Brief an Goebbels freiwillig seine Dienste an, weil, wie er erläuterte, der Propagandaminister seinen Bruder Karl, einen alten Nationalsozialisten kenne, der für ihn bürgen könne. Er sei kein völliger Neuling auf dem Gebiet der Spionage, schrieb er Goebbels, denn 1922 habe er als Medizinstudent für die eben flügge gewordene Abwehr während der Sommerferien eine geheime Mission in Frankreich übernommen und sei mit Informationen zurückgekehrt, die Oberst Gempp als «interessant und nützlich» bezeichnet habe. Goebbels gab den Brief an die Gestapo weiter, die ein internationales Netz politischer Spione und vertraulicher Informanten aufbaute. Die Berliner Gestapo-Zentrale gab Griebels Bewerbung an ihre Zweigstelle für Marineangelegenheiten im Stella-Haus, der grossen Vermittlungsstelle für Seeleute in Hamburg, weiter, wo ein Mitarbeiter namens Paul Kraus die Aufgabe wahrnahm, auf den Schiffen der Transatlantikrouten nationalsozialistische Zellen zu organisieren.

Kraus dachte lediglich daran, die Mitglieder seiner seefahrenden Kerntuppe als Kuriere einzusetzen. In seiner ursprünglichen Empfehlung für die Bildung eines derartigen Agentennetzes hatte Kraus darauf hingewiesen, dass von Hamburg aus durch-

schnittlich jeden Monat tausend Schiffe in alle Häfen der Welt ausliefen und so die Verbindungen zu fremden Ländern durch den Einsatz von Mannschaftsangehörigen als Agenten aufrechterhalten werden könnten. Mit dem Aufbau dieses Netzes war 1930 begonnen worden, illegal, denn die Nationalsozialisten waren damals noch nicht an der Macht. Im Jahr 1934, ein Jahr bevor Canaris die Abwehr übernahm, hatte Kraus bereits Hunderte von Kandidaten auf Karteikarten erfasst, die einsatzbereit waren. Die wichtigsten darunter waren, soweit es um die Vereinigten Staaten ging, Besatzungsmitglieder der *Europa*, *Bremen*, *New York* und *Hamburg*, den schnellsten Schiffen, die der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie im Transatlantikdienst hatten.

Von der *Europa* wurden ein Offizier, ein Ingenieur und der Steward Karl Schlüter als künftige Agenten geführt; auf der *Bremen* standen Karl Eitel und ein anderer Steward zur Verfügung. Theo Schütz gehörte zu den Kandidaten auf der *New York*, und ein weiterer Kandidat war ein Offizier der *Hamburg*. Es wurde zwar von ihnen auch erwartet, dass sie Nachrichten liefern würden, doch hauptsächlich sollten sie als Kuriere fungieren, sobald in den Vereinigten Staaten aktive Spionageringe aufgebaut worden waren.

Griebels Antrag bot Kraus die Gelegenheit, einen solchen Ring zu organisieren, und er lud den Doktor ein, ihn in seiner Zentrale im Stella-Haus in Hamburg zu besuchen. Griebel reiste auf eigene Kosten nach Hamburg und nahm den Auftrag von Kraus, für dessen Zweigstelle Männer und Frauen anzuwerben und zu Agenten auszubilden, an. Nach seiner Rückkehr nach New York wurde Griebel in einer Organisation, die sich «Freunde des neuen Deutschland» nannte, aktiv in der Absicht, sie als Grundlage und Tarnung für seine Spionagetätigkeit zu nutzen. Er hoffte, eine Anzahl von Zellen in ihr zu bilden, doch zunächst gelang ihm das nur mit einer, die aus ihm selbst und drei Freunden bestand – Axel Wheeler-Hill, Oskar Karl Pfau und einem weiteren jungen Mann.

Diese Zelle war nicht ganz so unauffällig, wie eine Spionagezelle hätte sein sollen. Die kleine Gruppe künftiger Agenten war bei den «Freunden» als «Dr. Griebels geheime Jungs» wohlbekannt. Wheeler-Hill und Pfau wurden zu wichtigen Zahnrädern in der deutschen Spionagemaschinerie. 1934 hatten diese glühenden Verehrer des Nationalsozialismus jedoch wenig zu bieten, was sie als Geheimagenten qualifizierte. Sie hatten keinerlei Zugang zu Geheiminformationen und kannten niemand, der sie ihnen bieten konnte. Als es ihnen nicht gelang, irgendetwas vorzulegen, was Griebel nach Hamburg schicken konnte, sah er sich in seinem eigenen Bekanntenkreis nach Kandidaten um, die mehr erwarten liessen.

Er erinnerte sich an einen alten Freund, einen älteren Mann, den er in Maine kennengelernt hatte, und der ihm für das Spionagespiel wie geschaffen zu sein schien. In Griebels Akte bei der Abwehr wurde er später als «Daneberg» bezeichnet und als Unteragent von «F. 2,307/Dr. G.»-Griebels Nummer im Zentralregister – geführt.» Ich



entdeckte Danebergs Dossier unter den übersehenen Abwehr-Akten und kann jetzt enthüllen, dass er ein einundfünfzigjähriger, einarmiger, deutsch-amerikanischer Ingenieur war, der in Wirklichkeit Christian F. Danielsen hiess. Was ihn für Griebel so interessant machte, war die Tatsache, dass er bei den Bath Iron Works in Maine als Entwurfsingenieur an Zerstörern für die United States Navy arbeitete. Griebel lud Danielsen nach New York ein und schickte ihm 75 Dollar für die Reisekosten.

Der Besuch erwies sich als ergiebig. Danielsen war vor fast vierzig Jahren in die Vereinigten Staaten gekommen und hatte die amerikanische Staatsbürgerschaft erworben. Er war bereit, für Griebel zu arbeiten und wurde nicht nur das erste, sondern auch eines der wertvollsten Mitglieder des entstehenden Spionagerings. Griebel begleitete Danielsen nach Bangor zurück, mietete sich in einem Hotel ein und wartete dort, während der Ingenieur die Werkzeichnungen des Kriegsschiffs kopierte, an dem er arbeitete. Diese Kopie war der erste der grossen Posten von Griebels Ausbeute an amerikanischen Rüstungsgeheimnissen.

Dann schloss sich plötzlich und unvorbereitet ein echter Profi Griebels Ring an. An einem Oktobernachmittag im Jahr 1934 tauchte ein neuer Patient in der Sprechstunde des Doktors in Yorkville auf und sagte der Sprechstundenhilfe, dass er sich wegen eines lästigen Magengeschwürs behandeln lassen wollte. Später gab er sich Griebel als Lonkowski zu erkennen und erzählte ihm alles – wie er vor sechs Jahren in die Vereinigten Staaten geschickt worden war, wie es ihm gelungen war, aus eigener Kraft und praktisch ohne jede Hilfe aus Deutschland einen Agentenring aufzubauen und wie er unerklärlicherweise von der Abwehr offenbar vergessen worden war. Nun bot er Griebel seine Dienste an und erklärte sich bereit, das, was von seiner Organisation geblieben war, mit Griebels Spionagering zu verschmelzen.

«Agent Sex» nahm seine Tätigkeit mit neubelebtem Eifer wieder auf. Er hatte das Jahr 1933 und den grössten Teil von 1934 nicht tatenlos abgewartet. Er hatte sein Netz noch weitergezogen, seinen eigenen Bereich noch etwas verbessert und sich vergewissert, dass er «das Material, auf das es wirklich ankam, erhalten würde». Seine alten Kollegen Otto Voss und Werner Gudenberg standen bereit, mit der Lieferung zu beginnen. Nachdem Lonkowski und Griebel ihre Organisationen zusammengelegt hatten, verfügten sie schliesslich in ihrem Netz über einen in der Schweiz geborenen Captain der United States Army, der ihnen Details über neue Infanteriewaffen lieferte, einen Zeichner in einer Firma von Marinearchitekten in New York, einen Geschütze-

\* Tatsächlich war «F. 2307» Karl Eitels Nummer, wobei das «F» darauf hinwies, dass er «Forscher» und Kurier war. Zu dieser Zeit wurde Griebel in der Liste lediglich als Eitels Unteragent geführt. Doch als sich der Doktor als Meisterspion entpuppte und Eitel an Bedeutung bei Weitem übertraf, wurde ihm eine eigene Nummer gegeben, «A. 2339\*», wobei das «A» besagte, dass es sich um einen im Zielland lebenden Agenten handelte.

Konstrukteur in Montreal, einen Ingenieur in den metallurgischen Laboratorien der Federal Shipbuilding and Drydock Company in Kearny, New Jersey, Kontakte in den Navy Yards in Boston und Newport News, Virginia, und in einer Anzahl verstreuter Flugzeugwerke und zu allem noch Danielsen in Maine.

Es war ein phänomenaler Agentenring mit einem hohen Spionagewert und einem beträchtlichen Potential. Aber er arbeitete in einem Vakuum. Die Abwehr zeigte sich immer noch desinteressiert, und Canaris war noch nicht auf dem Schauplatz erschienen. Kraus im Stella-Haus wusste nicht, was er mit dem Material anfangen sollte, das der Griehl-Lonkowski-Ring zu liefern bereit war. Sein eigener Zweig bei der Gestapo war weder interessiert noch ausgestattet, Informationen über Verteidigungsfragen zu verarbeiten. Seine Kurierorganisation war unermesslich angewachsen und bereit, ihre Arbeit auf Abruf zu beginnen. Inzwischen verfügte Kraus jedoch über weit mehr Karriere, als Material zur Beförderung vorlag.

Diese anomale Situation nahm abrupt ein Ende. Der Zweig der Abwehr in Wilhelmshaven, der die Marinenachrichten bearbeitete, bekam Ende 1934 einen neuen Chef, einen Mann, der verschiedentlich als «Herr Doktor» oder «Dr. Erdhoff» oder «N. Spielmann» bezeichnet wurde. Es handelte sich dabei um den Marineoffizier Erich Pheiffer, der in Volkswirtschaft promoviert hatte. Mit dem bescheidenen Rang eines Kapitänleutnants war er, Mitte Vierzig, in die Abwehr zurückgekehrt, nachdem er fünfzehn Jahre als Kaufmann verbracht hatte, um die Zeit zu überbrücken, bis die Marine wieder eine Verwendung für seine besonderen Gaben haben würde. Er wurde stellvertretender Kommandeur des Zweigs Wilhelmshaven mit dem Titel V-Mann-Leiter zu einer Zeit, als er praktisch keine Agenten hatte, die er leiten konnte.

Der grosse, hagere Pheiffer war dazu ausersehen, der unfassbare Pimpernell der deutschen Spionage in den Vereinigten Staaten für dieses hektische Jahrzehnt zu werden. Sein Name tauchte in jeder Spionageaffäre auf, die dem FBI zu sprengen gelang, und Pheiffer war von verschiedenen Geschworenengerichten in New York als eine der Schlüsselfiguren bei diesen Komplotten bezeichnet worden. Aber er musste aus der Ferne überwacht und in absentia verurteilt werden. In der besten Tradition aller grossen Meisterspione blieb Pheiffer eine gesichtslose, schattenhafte Figur, die die Drähte zog, aber sich niemals selbst zu erkennen gab.

Da die amerikanische Spionageabwehr schnell bereit war, ihn nur nach den Fehlschlägen einiger seiner Unternehmungen und der scheinbar geringen Qualität seiner entlarvten Agenten zu beurteilen, konnte man ihn vielleicht als einen zwar fleissigen, aber inkompetenten Pfuscher abtun, dessen Angriffe auf die amerikanischen militärischen Geheimnisse wohl rücksichtslos und verwegen, aber ebenso töricht wie ergebnislos waren. Seine Erfolge übertrafen bei Weitem seine Fehlschläge, und wenn man

die Bilanz zieht, besteht er als einer der hervorragendsten Spionageleiter in dieser Sturm- und Drangzeit.

Das war noch in der Vor-Canaris-Periode, als Kontakte mit nationalsozialistischen Organisationen dürftig und selten waren. Pfeiffer, ein pragmatischer Spionageleiter, teilte nicht Kapitän Patzigs Abneigung gegen sie. Sobald er in Wilhelmshaven eingetroffen war, stellte er Arbeitskontakte mit den Gestapo-Dienststellen in Bremen und Hamburg her. Für diese entgegenkommende Haltung wurde er reich belohnt.

Am 2. Januar 1935 brachte ihn ein unerwarteter Telefonanruf aus Hamburg ins Geschäft. Es war Kraus, der aus dem Stella-Haus anrief und ihn fragte, ob er nicht mit ein paar «Freunden» zusammenkommen wolle, die für ihn ein Geschenk aus Amerika mitgebracht hätten. Es waren Eitel, der Steward von der *Bremen* und der Ingenieur von der *Europa*. Der Letztere kam, um der Abwehr seine Dienste anzubieten, und gleichzeitig, um für die Zuverlässigkeit des Stewards zu bürgen. Ihr «Geschenk» begeisterte den skeptischen Pfeiffer. Der Ingenieur der *Europa*, der auf dem Gebiet der Spionage noch ein naiver Neuling war, legte eine Ausgabe der Fachzeitschrift *Marine News* und ein paar ältere Ausgaben des *National Geographic* vor. Eitel aber brachte ein Geschenk von sehr hohem Wert: er übergab die erste Lieferung von Griebel und Lonkowski. Es war ein geheimes Handbuch der United States Navy, das von Werften als Anleitung für die Testversuche von Metallen bei der Konstruktion von Kriegsschiffen verwendet wurde. Griebel hatte es durch einen Ingenieur in Kearny, New Jersey, beschafft. Er übergab einen vertraulichen Bericht von Lonkowski mit Klatschereien über das Privatleben von Frederick T. Birchall, damals Chefkorrespondent in Europa der *New York Times*, der sich in Berlin durch seine hart formulierten und vorzüglich belegten gegen die Nationalsozialisten gerichteten Berichte unbeliebt machte. Er brachte ferner eine Probe Tellur mit, das anscheinend von der Marine bei Experimenten zur Verhinderung der Korrosion verwendet wurde. Und er übergab Filmnegative von Zeichnungen zu einem experimentellen Flugzeug, das sich im Sikorsky-Werk in Farmingdale, Long Island, in der Entwicklung befand.

Eitel erklärte, dass an der Stelle, von der diese Proben kamen, viel mehr vorhanden war. Griebel und Lonkowski, sagte er, wären bereit, ihre Operationen in vollem Umfang zu beginnen, und warteten nur auf den Bescheid der Abwehr. Eitel umriss auch Lonkowskis Vorstellungen von der weiteren Zusammenarbeit. Sie planten, alles an Dr. Pfeiffer nach Wilhelmshaven zu senden und dabei die Schiffskuriere zu benutzen. Die Lieferungen würden immer dann abgehen, wenn die *Europa* oder die *Bremen* nach Bremerhaven auslief. Alle Lieferungen würden auf 35-mm-Filmen erfolgen. Lonkowski würde die Reproduktion in dem Labor vornehmen, das er in seinem Haus auf Long Island eingerichtet hatte.

Pfeiffer erklärte später, dieses termingerechte Eintreffen von Eitel habe die gesam-

ten Aussichten und Zielvorstellungen des Zweigs in Wilhelmshaven völlig verändert. Die Vereinigten Staaten wurden zum wichtigsten Zielland; es wurden Vorkehrungen getroffen, die Operationen auszuweiten. Die Namen der Beteiligten wurden in die Personalliste der Abwehr aufgenommen. Karl Eitel, der als Hauptagent und Chefkurrier fungieren sollte, wurde als Nummer R. 2307 eingetragen.\* Griebel bekam den Decknamen «Ilberg» und eine neue Nummer. Der Ingenieur von der *Europa* wurde gleichfalls aufgenommen, und zwar als «Forscher» mit der Nummer F. 2318. Die gesamte Serie «2300» auf der Liste von Pfeiffers Agenten wurde für Mitglieder der «Operation Sex» reserviert.

Am 5. Januar segelte der Steward auf der *Bremen* mit detaillierten Instruktionen für Griebel und Lonkowski nach Amerika zurück. Von da an entwickelte sich alles unter Pfeiffers brillanter Leitung strikt nach dem strengen Protokoll der Spionage. Am 12. Januar 1935 kam Agent «Sex» ins Hofbräuhaus, einem deutschen Restaurant in der East 86<sup>th</sup> Street, zu seinem Treff mit Agent R. 2307.

Die neue Phase von «Operation Sex» hatte vielversprechend begonnen.

### *Glücksfälle in Amerika*

Am 2. Februar 1935 – genau einen Monat nachdem Eitel ihn zum erstenmal in Wilhelmshaven aufgesucht hatte – wurde Pfeiffer in die Zentrale der Abwehr nach Berlin gerufen, um über seinen Glückstreffer in Amerika zu berichten. Er beschrieb die Operation in allen Einzelheiten Korvettenkapitän Udo von Bonin, dem stellvertretenden Leiter der Abteilung für Marinennachrichten, dem die Spionage in den Vereinigten Staaten unterstand, und Oberst Hans Piepenbrock, der gerade am Tirpitz-Ufer eingetroffen war, um die Gruppe für geheimen Meldedienst, die in der Zentrale der Abwehr Abteilung I genannt wurde, zu übernehmen. Sechs Tage später reiste Admiral Canaris in Begleitung von Piepenbrock nach Wilhelmshaven, um die kleine Zweigstelle von Ast X zu inspizieren, die plötzlich zur aktivsten und wichtigsten aller Aussenstellen der Abwehr geworden war.

Von Lonkowski war eine zweite Lieferung eingetroffen, die der Steward Karl Schlüter von der *Europa* überbracht hatte. Jetzt konnte kein Zweifel mehr bestehen, dass die unabhängig arbeitenden Agenten in den Vereinigten Staaten die besten und produktivsten von allen waren, über die die Abwehr verfügte. Es lag bei Pfeiffer und dessen Kollegen zu Hause, aus dieser unerwarteten Goldgrube das Beste herauszuholen.

Pfeiffers Engagement übertrug sich auf Canaris, dessen uninteressierte Haltung

\* Der Buchstabenwechsel in Eitels Bezeichnung von «F» zu «R» zeigt, dass auch er befördert wurde, vom «Forscher» zum reisenden Agenten.

gegenüber den USA verschwunden war. In einem improvisierten Vortrag vor seinem Stab stellte er die Vereinigten Staaten als eines der Schlüsselziele für alle Bemühungen der Abwehr hin. Die Vereinigten Staaten seien in jedem zukünftigen Krieg der entscheidende Faktor; ihre industrielle Kapazität sei so gross, dass sie nicht nur über den Sieg für die Vereinigten Staaten selbst entscheiden würde, sondern auch für jedes andere Land, das mit ihnen verbündet sei. Canaris wies Pfeiffer an, seine Zweigstelle zu vergrössern und näher an Bremerhaven, den Ankunftsort seiner Kuriere, zu verlegen. Der Umzug erfolgte am 1. Oktober 1935. Pfeiffer mietete Büroräume in Bremen und richtete dort ein Fotolabor ein, das benötigt wurde, weil ein grosser Teil des Materials aus Amerika auf Filmen eintraf. Er mietete zwei Postfächer, Nr. 161 in Wilhelmshaven und Nr. 210 in Bremen, und richtete eine Anzahl «Briefkästen» in der Stadt ein, an die die geheime Korrespondenz aus Amerika künftig gerichtet werden sollte.

Die beiden Meisterspione in den Vereinigten Staaten hielten die Dienststelle in Trab. Jedesmal wenn die *Europa* oder die *Bremen* in Bremerhaven eintraf, war Pfeiffer zu seinen Treffs mit Eitel, Schlüter oder anderen Kurieren da, um ihre Lieferungen entgegenzunehmen. Es waren auch grosse Tage für Lonkowski, der endlich sein Ziel erreicht hatte. Er war in ein Haus in Hempstead, Long Island, gezogen, um seinen Kontaktleuten bei den Flugzeugwerken von Long Island und den Flugplätzen des United States Army Air Corps Mitchell Field und Roosevelt Field näher zu sein.

«Operation Sex» arbeitete zuverlässig und erbrachte so unterschiedliche Ergebnisse, wie zum Beispiel eine automatische Zielvorrichtung für Maschinengewehre, die einer von Lonkowskis «Freunden», der in der Schweiz geborene Infanterieoffizier in der US-Army beschafft hatte, und die Blaupausen für einen neuen Wassertank in Langley Field, Virginia. Die Schnelligkeit der Lieferungen erhöhten den Wert dieser Leistungen noch erheblich. Am 18. Juli zum Beispiel bat das Rüstungsamt der neuen Luftwaffe Pfeiffer, Spezifikationen eines Schwimmers zu beschaffen, den das Sikorsky-Werk in Farmingdale, Long Island, für ein in der Erprobung befindliches Wasserflugzeug verbessert hatte. Otto Voss, der jetzt dort arbeitete, lieferte die Daten über Nacht, und Lonkowskis Bericht lag am 8. August in Berlin vor.

Zwischen Januar, als die neue Operation begann, und Ende Juli, als sie ihren Höhepunkt erreichte, befanden sich unter den Lieferungen:

Spezifikationen für jedes Flugzeug, das in dem Sikorsky-Werk in Farmingdale gebaut wurde;

Blaupausen der Flugzeuge FLG-z und SBU-i, einem auf Flugzeugträgern eingesetzten Aufklärungsbomber, den Vought Aviation für die US-Navy baute;

Spezifikationen für einen Boeing-Bomber und ein Flugzeug, das Douglas auf den Reissbrettern hatte;

eine geheime Karte der Vereinigten Staaten;  
Einzelheiten über ein Eloxiervverfahren und gewisse Experimente mit Chrom;  
Werkzeichnungen der Zerstörer DD-397, DD-398 und DD-399;  
Zeichnungen verschiedener Geräte, die die Lear Radio Corporation für das War Department und das Navy Department herstellte;  
ein Bericht über taktische Luftmanöver bei Mitchell Field auf Long Island.

Auf Anregung von Pheiffer hin reisten Griebel und Lonkowski zur kanadischen Grenze, um Übergangspunkte für eine grosse Gruppe von Kanada nach den Vereinigten Staaten zu erkunden. Sie fuhren nach Montreal zu einem Treff mit einem Techniker bei einer kanadischen Firma, die für die US-Navy arbeitete, und erhielten von ihm die Zeichnungen für ein neues Flak-Geschütz mit einer elektromagnetischen Vorrichtung, die die Zahl der Geschosse, die das Geschütz in der Minute abfeuern konnte, steigerte. Lonkowski erhielt eine Zeichnung des Geschützes und Pheiffer hatte ein Foto davon, noch ehe die Navy über die Zeichnung verfügte.

Anfang September war Lonkowski zu seinem grössten Coup bereit. Er hatte seinen Freund Gudenberg bei dem Curtiss Aircraft-Werk in Buffalo, New York, untergebracht. Gudenberg war ein sympathischer, gut aussehender junger Mann, dem man nicht ansah, dass er der Komplize eines deutschen Meisterspions sein könnte; und dennoch war er einer der wichtigsten Lieferanten von geheimem Material an Lonkowski. Bei zwei früheren Reisen nach Buffalo hatte «Sex» von ihm Zeichnungen für einen Nachtbomber der Army und ein weiteres geplantes Flugzeug, dessen Prototyp sich bereits im Bau befand, erhalten.

Später im Monat kam Lonkowski noch einmal nach Buffalo, um die Pläne für einen supergeheimen leichten Bomber mit der Bezeichnung SB-C2 zu übernehmen. Was Gudenberg ihm gab, wurde die Krönung von Lonkowskis Laufbahn als Spion. Er erwies sich aber auch als sein Schwanengesang.

Am 25. September 1935 stand die *Europa* im Begriff, nach Bremerhaven auszulaufen. Auf dem Pier 86 am Hudson in New York wimmelte es von Menschen – Passagieren, ihren Verwandten und Freunden, Behördenvertretern und Zollbeamten. Blumen und Abschiedsgeschenke trafen ein, in den Kabinen waren Abschiedspartys in vollem Gang. Unter den Besuchern befand sich ein hagerer Mann mit Brille, der einen Geigenkasten unter dem Arm trug und sich mit einem Steward unterhielt. Der Zollbeamte Morris Josephs hielt ihn neben dem Schiff an.

«Was für eine Violine haben Sie da in dem Kasten?» fragte Josephs.

«O, das ist eine ganz gewöhnliche Geige», antwortete der Mann in beiläufigem Ton.

«Ah so», sagte der Zollbeamte. «Ich interessiere mich sehr für Geigen. Erlauben Sie, dass ich sie mir ansehe?»

Nervös machte der hagere kleine Mann den Kasten auf, um seine Violine vorzuzeigen. Als Josephs sie aus dem mit Samt ausgeschlagenen Kasten nahm, fand er unter dem Instrument einen Päckchen Bilder, offensichtlich Zeichnungen von Flugzeugen. Der Zollbeamte wurde misstrauisch. Er legte die Geige zurück, schloss den Kasten und winkte dem Mann, ihm zum Zollbüro am Ende des Piers zu folgen. Der Beamte wandte sich an seinen Vorgesetzten John W. Roberts, und gemeinsam durchsuchten sie den Mann. In dessen Taschen fanden sie einen Filmstreifen und verschiedene auf Deutsch geschriebene Briefe.

Die Negative zeigten Details von Flugzeugen, und die mit «Sex» unterzeichneten Briefe enthielten Sätze wie: «Bemerkenswert ist die einzelne Verstrebung und das voll stromlinienförmig verkleidete Leitwerk» und so weiter. Josephs übergab den Mann an Roberts, der Major Stanley Grogan, den für den Nachrichtendienst zuständigen Stabsoffizier, auf Governors Island anrief. Grogan war nicht anwesend, aber einer seiner Untergebenen kam sofort zum Pier hinüber, um sich diesen Spion und den Inhalt des Geigenkastens, der nichts mit Musik zu tun hatte, anzusehen. Er war so stark beeindruckt, dass er einen anderen Offizier anrief, Major Joseph N. Dalton, um sich Anweisungen geben zu lassen. Die Situation wurde gespannt, die Verstörtetheit des festgenommenen Mannes nahm sichtlich zu. Dalton forderte den Soldaten auf, die gefundenen Bilder, Filme und Briefe zu beschreiben und sagte dann: «Ich finde an diesen Bildern nichts auszusetzen. Die könnte jeder haben. Lassen Sie den Mann jetzt gehen, sagen Sie ihm aber, er soll morgen wiederkommen, dann kann Major Grogan mit ihm reden. Wie heisst der Mann übrigens?» Bis zu diesem Augenblick hatte niemand daran gedacht, den Mann nach seinem Namen zu fragen. Roberts wandte sich an ihn und fragte: «Wie heissen Sie?» Der Mann zögerte kurz, überlegte vermutlich, ob es einen Sinn hätte, einen falschen Namen zu nennen. Doch da er erkannte, dass das Spiel vorüber war, entschloss er sich, ehrlich zu sein. «William Lonkowski.» «Also gut, Mr. Lonkowski», sagte Roberts, «Sie können jetzt gehen. Aber seien Sie morgen um zehn Uhr wieder hier in diesem Büro. Wir haben Ihnen noch ein paar Fragen zu stellen.» «Ich bekam ihn nie wieder zu Gesicht», sagte Roberts später.

Was war geschehen? Sobald Lonkowski das Pier verlassen hatte, rief er seine Frau an und liess sie sofort ihr Geld von der Bank abheben und es in Dr. Griebels Praxis bringen. Dann nahm er ein Taxi, fuhr zur 86<sup>th</sup> Street, berichtete Griebel, was vorgefallen war und bat den Doktor, ihn so schnell wie möglich aus dem Land zu schaffen. Der nächste Grenzübergang führte nach Kanada. Sie hatten keine Zeit zu verlieren. Griebel rief Ulrich Hausmann, einen jungen Freund, an, der auch ein Agent der Abwehr war und sich in den Vereinigten Staaten als Korrespondent für deutsche Luft-

fahrt-Zeitschriften getarnt aufhielt. Griebel forderte Hausmann auf, ihn und Lonkowski zu seinem Landhaus im vorstädtischen Peekshill zu begleiten und dann Lonkowski mit dem Wagen nach Kanada zu bringen.

Der Vorfall schien keine weiteren Konsequenzen zu haben, soweit die amerikanischen Behörden betroffen waren. Nichts deutete darauf hin, dass Lonkowski zu Griebels Sprechstunde verfolgt worden war. Niemand hatte in seinem Haus auf Long Island nachgeforscht. Die Luft war rein. Von Peekshill fuhren sie zur Grenze und überschritten sie in Rock Island, Vermont, nach Kanada. Hausmann rief sofort Griebel an, der inzwischen mit Pfeiffer telegrafisch Verbindung aufgenommen hatte. Lonkowski wurde angewiesen, nach Riviere-de-Loup weiterzufahren, wo ein deutscher Frachter entladen wurde.

Sie fuhren zu dieser Hafenstadt am St.-Lorenzstrom, und Lonkowski ging an Bord des Schiffes. Der Kapitän hatte inzwischen Anweisung erhalten, in See zu stechen, sobald sein Passagier angekommen war. Lonkowski reiste am Nachmittag des 28. Septembers nach Deutschland ab, und Hausmann legte die Rückfahrt ohne Zwischenfälle nach New York zurück. So einfach lief alles ab.

Dieser Zwischenfall schrumpfte schliesslich zu einer knappen Eintragung in Griebels Personalpapieren bei der Abwehr zusammen, dass er in Verbindung mit «Operation Sex» bei dem Zwischenfall von 1935 durch schnelles und entschiedenes Handeln wertvolle Dienste geleistet hätte. Die Einzelheiten über Lonkowskis plötzliche Reise fanden ihren Niederschlag in Pfeiffers Kontobüchern. Am 30. September war ein Betrag von 100 Mark verzeichnet, der Lonkowski telegrafisch an Bord des Frachters überwiesen wurde. Am 10. Oktober war ein Betrag von 6 Mark von Pfeiffer in Empfang genommen als Spesen für das Taxi, mit dem er Lonkowski in Bremerhaven abholte. Am 12. Oktober war ein Beleg Nr. 25 vorgelegt mit dem Vermerk «Reisekosten New York-Berlin für Frau Sex». Sogar Frau Lonkowski – oder wer sonst die Frau war, die als «Frau Sex» reiste – gelang es, New York unbemerkt zu verlassen und Deutschland sicher zu erreichen. Doch Operation Sex war damit keineswegs zu Ende.

Als Admiral Ellis M. Zacharias, der frühere Deputy Director of the US-Office of Naval Intelligence, in seinen Memoiren auf den Fall Lonkowski zu sprechen kam, schrieb er zuversichtlich: «Noch ehe wir in Erfahrung brachten, dass Lonkowski in der Lage gewesen war, Griebel zu warnen, wurde damit gerechnet, dass die ursprüngliche Festnahme und anschliessende Freilassung die gesamte Gruppe veranlassen würde, für einen unbestimmten Zeitraum untätig zu bleiben, und genau das geschah.» Aber genau das geschah eben nicht.

Die unglaubliche Naivität der amerikanischen Sicherheitsagenten wurde von Ignatz



Griehl und Karl Eitel\* schnell erkannt. Tatsächlich leitete Lonkowskis Missgeschick – und es war kaum mehr als das gewesen – eine Periode ein, die man die Erntezeit der deutschen Spionage in den Vereinigten Staaten nennen könnte. Sie dauerte nahezu ununterbrochen fünf Jahre bis zum Sommer 1941, knapp fünf Monate vor Pearl Harbor.

In Griehl und Eitel verfügte Admiral Canaris über zwei eifrige Gehilfen in den Vereinigten Staaten, und in Pheiffer besass er einen gewieften Spionagemeister, der sich nicht leicht entmutigen liess. Es schien beinahe so, als ob Lonkowskis Missgeschick wie ein Katalysator auf die geheime Laufbahn dieser Männer wirkte. Plötzlich wurden aus eifrigen Amateuren clevere Profis. Die Organisation wurde gestrafft und verbessert.

Bei der Rekrutierung wendete man verschiedene Methoden an. Besondere Aufmerksamkeit wurde Personen entgegengebracht, die in Deutschland geboren und naturalisierte amerikanische Staatsbürger geworden waren. Sobald sie sich in den Vereinigten Staaten eingelebt hatten, erhielten diese Agenten Anweisung, alles an Informationen zu sammeln, was sie erreichen konnten. Sie mussten sich jeder öffentlichen pro-nationalsozialistischen Tätigkeit enthalten und sich soweit wie möglich eine gefestigte und angesehene Position in ihrer Gemeinde sichern. Ihre Spionagearbeit wurde streng geheimgehalten und in vielen Fällen waren die Agenten einander unbekannt, obgleich sie oft die gleichen Kontaktpersonen benutzten, um ihre Informationen nach Deutschland zu übermitteln.

Die Übermittlung der Informationen erfolgte relativ einfach. Die Kuriere wurden mit Kennworten ausgestattet. Wenn ein Agent Verwandte in Dresden hatte, wies sich der Agent mit den Worten «Grüsse aus Dresden» aus. Wenn der Agent mit jemand in Deutschland bekannt war, der Schmidt hiess, offenbarte sich der Kurier mit den Worten: «Grüsse von Schmidt.»

Am anderen Ende der Verbindungslinien hatte die Abwehr in allen wichtigen Häfen Agenten stationiert, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Lissabon und Genua, in Rotterdam und Cherbourg. Sogenannte «Briefkästen» wurden in Holland, Italien, in Schottland, drei in Brasilien und einer in China unterhalten. Für schnelle Beförderung wurden die *Bremen* und die *Europa* am häufigsten als Kurierschiffe benutzt. Als sich ein Luftsteward der Pan American Airlines bereitfand, als Kurier zu dienen, wurde die Clipper-Linie nach Lissabon zur schnellsten Verbindung, jedoch nur, wenn das Wetter günstig war.

Verschiedene relativ einfache Codes wurden geschaffen, die meistens auf den Seitenziffern von bekannten Romanen basierten, deren Schlüssel mit Geheimtinte auf die Innenseiten von Streichholzheftchen des Norddeutschen Lloyds geschrieben waren. Später wurden kompliziertere Systeme für Geheimschriften entwickelt, für die

\* Eitels eigene Tage in dem Ring waren gezählt. Da befürchtet wurde, dass er durch Lonkowski kompromittiert worden sei, wurde ein neuer Chefkurier ernannt, der jeden Augenblick an seine Stelle treten konnte.

schnelle Beförderungen von Mitteilungen, die von drei Funksendern, die die Abwehr schliesslich in Nordamerika betrieb, ausgestrahlt wurden.

Sobald ein Kurier an seinem Bestimmungsort eintraf, nahm er entsprechend vorherigen Vereinbarungen Kontakt mit seiner «Umleitungsstelle» auf. Im Allgemeinen waren diese U-Agenten in diesen Häfen Schiffshändler oder Personen, deren reguläre Tätigkeit sie an die Küste führte.

Die Vergütung der Agenten erfolgte auf verschiedene Weise. In manchen Fällen wurde Geld von Banken in Südamerika, Mexiko und Holland überwiesen und den Konten der Agenten bei verschiedenen Banken in New York, im Allgemeinen der Chase National und der National City Bank, gutgeschrieben. Häufiger wurde den Kurieren amerikanisches Geld ausgehändigt, die es an die im Ausland operierenden Agenten Weitergaben.

Wie die Aufzeichnungen über die Finanzen zeigen, waren die Bezüge bescheiden. Ein Schweizer Ingenieur in Montreal erhielt 50 Dollar für jede Information, die er lieferte. Sein Kurier erhielt 30 Dollar dafür, dass er die Lieferung nach Deutschland brachte. Bei einer Gelegenheit brachte ein Kurier 400 Dollar nach New York, um damit fünf Agenten zu bezahlen. Während eines Zeitraums von fünf Monaten im Jahr 1937 wurden insgesamt 1400 Dollar nach New York gebracht, um zwanzig Agenten zu honorieren. Der höchste verzeichnete Preis, der zu dieser Zeit einem Agenten einmal in einer Summe ausbezahlt wurde, betrug 1'500 Dollar.

Ende 1935 nahm «Operation Sex», jetzt in «Operation Ilberg» umbenannt, ihre Tätigkeit mit dem alten Personal und neuen Rekruten wieder auf. Im April 1936 wurde der Ring um eine weitere Gruppe vergrössert, die Dr. Pfeiffer von Deutschland aus durch eine Anzeige in der *New York Times* und Korrespondenz gebildet hatte. Sie lief unter dem Decknamen «Crown» und bestand aus Günther Gustav Rumrich, einem siebenunddreissigjährigen, im Sudetenland geborenen, naturalisierten Amerikaner, der bis vor Kurzem als Sergeant in der amerikanischen Armee gedient hatte, und seinem Freund Erich Glaser, der noch aktiver Soldat war. Als ihre Spezialekurete setzte Pfeiffer (der in dieser besonderen Operation den Decknamen «N. Spielmann» führte) Karl Schlüter und Johanna (Jennie) Hofmann, eine junge Frau ein, die auf der *Europa* als Friseurin arbeitete.

Der Star der Operation Ilberg war Gustav Güllich, der Mysteryman der Gruppe. Über seine Tätigkeit scheinen ausser den Geheimpapieren der Abwehr keinerlei Unterlagen zu existieren. Der weitreichende Umfang der Tätigkeit dieses obskuren Agenten war ebenso bemerkenswert wie seine Fähigkeit, anonym zu bleiben. Güllich, ein Münchner, war 1932 mit vierunddreissig Jahren in die Vereinigten Staaten gekommen, um amerikanischer Bürger zu werden, und hatte sich die ersten Papiere bereits ausstellen lassen. Als fähiger Metallurge fand er eine Stellung bei einer Werft in

Kearny, New Jersey, einer Tochterfirma des Konzerns US Steel. Hier arbeitete er, kümmerte sich – wie es schien – nur um seine Angelegenheiten, erfüllte die Anforderungen seiner Stellung, erregte aber keine besondere Aufmerksamkeit. Der ausgemergelte Junggeselle mit dem eingefallenen Gesicht wohnte in Zimmer 1150 des Hotels Martinique in der West 52<sup>nd</sup> Street in New York, in der Nähe des Kaufhauses Macy. Als Einzelgänger litt er unter depressiven Stimmungen und es fiel ihm schwer, Freundschaften zu schliessen, bis er Dr. Griebel begegnete. Er nahm Griebels Freundschaftsangebot begierig an und folgte dessen Einladung, dem Ring beizutreten, denn Spionieren bot ihm eine Möglichkeit, der Eintönigkeit seines Daseins zu entkommen. Güllich stürzte sich in die Spionage und wurde schnell eines der fleissigsten und wertvollsten Mitglieder der Gruppe. Er beschaffte hochwertige Informationen über die US Navy, gewann aus seiner vorteilhaften Stellung heraus Zugang zu dem ertragreichen Laboratorium. Seine Dossiers bei der Abwehr waren mit Beschreibungen, Formeln und Zeichnungen gefüllt. Er lieferte die Werkzeichnungen von verschiedenen im Bau befindlichen Zerstörern und von dem Kanonenboot *Erie*, die Beschreibung einer Tränengasgranate, die Beschreibung einer neuen Handwaffe von Smith & Wesson, Zeichnungen für die Boeing P-26, Spezifikationen für ein Unterwasserhorchgerät und verschiedene Deckgeschütze und ihre Munition, Proben von Kabeln und umfangreiche metallurgische Informationen einschliesslich solcher über eine geheime polarisierende Folie.

Sein Paradestück überreichte er Griebel am 7. Januar 1936: Ein vierseitiges Memorandum mit dem Titel «Experiments with High-Altitude-Rockets in the United States». Es enthielt einen vollständigen Bericht über die Arbeit von Professor Robert H. Goddard von der Clark University in Worcester, Massachusetts, dem es gerade gelungen war, was Güllich als einen Durchbruch, der erhebliche Fortschritte in der Entwicklung raketentriebener Geschosse darstellt, bezeichnete. Güllichs erster Bericht war ein Aufguss von Zeitungsartikeln über Goddard, die zum grössten Teil den grossen Physiker als einen verrückten Wissenschaftler lächerlich machten, der zum Mond fliegen wollte. In Deutschland wurden Goddards Versuche jedoch mit grosser Aufmerksamkeit verfolgt, und Güllichs Bericht löste in der Abwehr grosse Unruhe aus. Der Agent wurde angewiesen, sich auf dieses Thema zu konzentrieren. Eine Anzahl Listen mit gezielten Fragen wurde ihm zugeleitet, mit deren Beantwortung er in diesem Jahr viel Zeit verbrachte. Einmal fuhr er nach New Mexico, wo Goddard seine Feldexperimente durchführte, und beobachtete den Abschuss einer der ersten einsatzfähigen Raketen, die je abgefeuert wurden. Allein über diesen Komplex enthält Güllichs Dossier sieben verschiedene Berichte. Der letzte, vom 7. Dezember 1936, wurde für so wichtig gehalten, dass das Begleitschreiben dazu von Canaris selbst abgezeichnet wurde. Darin beantwortete Güllich Fragen über das Kühlsystem der Brennkammer, gab die Daten über die Probstarts an, die für den Rest des Jahres geplant waren, und lieferte die For-

mel für den flüssigen Treibstoff, den Goddard verwendete. Nach der wahrscheinlichsten Nutzenanwendung aus dem Projekt befragt, meldete Güllich, dass Experimente unternommen würden, Rakten anstelle von Lautsteuerungen in den Lenksystemen von Torpedos zu verwenden.

Güllichs Arbeit als Spion ist ein Beispiel dafür, wie leicht das Geschäft der Spionage sein kann. Güllich ging seinem geheimen Zeitvertreib unauffällig nach, kopierte vertrauliche Dokumente, die zunächst in Kearny und später in der West 12<sup>th</sup> Street in New York über seinen Schreibtisch liefen. Er hielt Augen und Ohren offen, um an weiteres Geheimmaterial zu kommen, das von seinen Kollegen in den Forschungslabors der US Steel bearbeitet wurde.

Selbst seine angeblich geheimen Treffs mit Griebel oder seinem Kurier waren gewöhnliche Begegnungen an öffentlichen Orten. Sie legten die Zeit und den Ort ihrer Begegnungen fest, bei denen Güllich das übergab, was er hatte, manchmal in ein Exemplar der *New York Times* gehüllt, aber häufiger offen über den Tisch in einem Restaurant. Er wurde von seinem Kurier in bar bezahlt, ohne mehr Peinlichkeit oder Geheimnistuerei als bei einer alltäglichen geschäftlichen Transaktion.

Bremen brauchte einige Zeit, um die aussergewöhnlichen Verdienste von Güllich zu erkennen. Im September 1937 hob Pfeiffer ihn um eine Stufe in der Hierarchie. Bis dahin war Güllich einfach als ein Unteragent mit der Nummer 2307-Gü geführt worden. Jetzt wurde er mit einer eigenen Nummer ausgezeichnet, der nächsten, die in der Serie 2300 zur Verfügung stand. Unbewegt nahm Güllich die Beförderung zur Kenntnis, als Eitel ihm mitteilte, dass er in Zukunft «Agent 2338» genannt werden würde.

Die Dinge gingen so glatt, dass Dr. Griebel im Juni 1937 seine Geliebte auf einen Urlaub mit nach Deutschland nahm. Am Vorabend von Griebels Rückreise nach New York bewirtete Pfeiffer den Doktor und dessen Freundin im Café Astoria in Bremen, und in der behaglichen Atmosphäre des eleganten Nachtlokals sprach er mit ihnen über den Umfang seiner Unternehmungen in den Vereinigten Staaten.

Wie Griebel später enthüllte, sprachen sie über die Basis in Montreal, der Zentrale für Kanada und einen Teil von New England, und diskutierten über Kontaktstellen in Newport News, Boston, Buffalo, Bristol, Philadelphia und so weit im Westen gelegene wie San Diego und Seattle und in Bath, Maine. Pfeiffer vertraute Griebel an, dass er unabhängig von «Ilberg» andere Agenten in Amerika eingesetzt hatte, darunter zwei ausgezeichnete Leute in der Kanalzone. Einer seiner neuen Agenten, der freien Zugang zu allen Einrichtungen der amerikanischen Armee im Osten hatte, habe kürzlich das Zentrum für chemische Kriegsführung in Bel Air, Maryland, besucht. In Washington hatte er einen Informanten im Mitarbeiterstab eines Senators und einen weiteren

in Präsident Roosevelt innerem Kreis. Pfeiffer schilderte, wie Letzterer Einzelheiten von einer vertraulichen Besprechung im Weissen Haus geliefert hatte, bei der Mängel auf amerikanischen Kriegsschiffen und drastische Veränderungen in ihren Plänen besprochen worden waren. Ein Agent arbeitete bei den Army Signal Laboratories in Fort Monmouth, New Jersey, und hätte Pläne für ein neues Flakgeschütz beschafft, noch ehe sie nach Washington gelangt seien. Griebel sagte später aus, Pfeiffer hätte damit geprahlt, an jedem strategischen Punkt in den Vereinigten Staaten wenigstens einen Agenten zu haben; in jedem Rüstungswerk und in jeder Werft hätte er einen Spion, darunter verschiedene in Schlüsselpositionen. Die Vereinigten Staaten könnten kein Kriegsschiff planen, kein Flugzeug entwerfen, kein neues Gerät entwickeln, ohne dass er es sofort erfahren würde.

Da die Japaner ihre eigene Spionage in Zusammenarbeit mit der Abwehr intensivierten, nachdem Canaris mit Oberst Oshima in Berlin eine Allianz eingegangen war, waren die Vereinigten Staaten tatsächlich von Spionen in die Zange genommen worden. Ganz wie Pfeiffer Griebel im Café Astoria erklärte, war es die ausgeklügeltste und wirksamste Durchdringung einer Grossmacht in der gesamten Geschichte der Spionage.»'

### *Die Bombenzielgerät-Manie*

In der Sammlung der Abwehr an amerikanischen Trophäen fehlte nur ein wichtiges Objekt – ein Objekt, dem eine so einmalige Bedeutung zugemessen wurde, dass sein Fehlen alle anderen Erwerbungen nahezu entwertete. Es war das höchstgeheimste amerikanische Gerät, das angeblich den Bombenschützen in die Lage versetzen sollte, exakt den Zeitpunkt zu bestimmen, zu dem die Bombe ausgelöst werden musste, um das Ziel zu treffen. Es war kein Geheimnis, dass verschiedene Versionen eines solchen Bombenzielgeräts entwickelt worden waren, einmal von Carl T. Norden in Zusammenarbeit mit Theodore H. Barth und unabhängig von diesen beiden von Elmer Sperry. Der Entwurf der Geräte wurde streng geheimgehalten.

Die Anziehung, die es auf alle Luftwaffen und auch auf alle Spione ausübte, beruhte auf der Tatsache, dass es die endgültige Lösung zu einem grundlegenden Problem der Luftmacht bot. Es wurde viel über «Punktbombardieren» und «Streubombardieren» geredet und bei Laien der Eindruck hervorgerufen, dass dieser Grad von

\* Das war keine leere Prahlerei. Die Fähigkeit der Deutschen, die amerikanische Luftfahrtindustrie zu überwachen, hatte nahezu historische Bedeutung. Die Tatsache, dass sie praktisch alles beschaffen konnten, was sie für die Entwicklung der Luftwaffe brauchten, machte es möglich, sie 1939 einsatzbereit zu haben. Ohne diese Hilfe seitens der Vereinigten Staaten hätte das erheblich länger gedauert, und die Deutschen hätten den Krieg nicht so bald beginnen können.

Genauigkeit tatsächlich möglich sei. Aber der Punkt war viel zu gross und die Streuung viel zu ausgedehnt. Die Leute, denen das bewusst war, suchten nach Methoden, eine Bombe im Flug zu kontrollieren und ins Ziel zu lenken.

Der Gedanke eines Bombenzielgeräts war nicht neu. Verschiedene der einfallreichsten Erfinder Amerikas – unter ihnen Charles F. Kettering, John Hays Hammond, Jr. und Sperry – hatten die grundlegenden Probleme des Projekts geklärt, und ihre Lösungen standen jedermann bei dem US Patent Office zur Verfügung. Aber in den Zeitungen wurden sie «die strengst bewachte Luftverteidigungswaffe der Vereinigten Staaten» genannt und ihnen zuerkannt, den Vereinigten Staaten einen Vorsprung im Präzisionsbombenabwurf zu geben.

Da sich die Publizität vorwiegend auf das Norden-Gerät konzentrierte, hatten die Geheimdienste selbstverständlich auf dieses ihr Augenmerk gerichtet, und das sogar schon 1921, als Norden mit seinem ersten Modell zu experimentieren begann. 1928 schien seine Mark II-Serie so vielversprechend zu sein, dass die Navy vierzig Stück davon bestellte. Ferner beauftragte die Navy Captain Frederick I. Entwistle mit Norden an der Vervollkommnung des Gerätes zusammenzuarbeiten. 1931 wurden die ersten Patente geheim auf die Namen Norden und Entwistle eingetragen, ein öffentliches Patent wurde erst 1947 erteilt. Bald danach versuchten die Japaner die Pläne zu kaufen, aber Norden lehnte ab\*.

Die US Navy, die die Entwicklung wesentlich gefördert hatte, und das Army Air Corps, das am meisten davon profitierte, machten das Geheiminstrument zu ihrem Fetisch. Das Geheimnis wurde so streng gehütet, dass die Briten trotz ihrer bedrängten Lage bis 1940 brauchten, Präsident Roosevelt zu seiner Preisgabe zu überreden. Die Deutschen besaßen es auch bereits seit 1937, und hier wird zum erstenmal vollständig enthüllt, wie sie es bekamen.

1936 kursierten Gerüchte, dass Norden ein nahezu vollkommenes Zielgerät montagebereit hätte. Berichten zufolge ermöglichte das neue Gerät dem Bombenschützen bei gegebener Geschwindigkeit nur zwei grundlegende Berechnungen vorzunehmen, Richtung und Höhe, und danach löste das Gerät im richtigen Moment die Bombe über dem Ziel aus.

Dank der vorzüglichen Mannschaft, die sich auf Luftfahrtgeheimnisse spezialisiert hatte, lieferte die Abwehr wertvolle Hilfe bei der Lösung vieler Probleme, die dem Rüstungsamt der Luftwaffe Schwierigkeiten machten. Sobald seine Forscher in eine Sackgasse gerieten, bestellten sie den nicht greifbaren Artikel bei Major Hans Gros-

\* Norden hatte mit der Navy vereinbart, der amerikanischen Regierung alle Pläne für das Bombenzielgerät und seine anderen militärischen Erfindungen zu überlassen, einschliesslich der Pläne für einen Katapult und eine Bremsanlage für das Starten und Landen von Flugzeugen auf Trägern.

kopf, dem Leiter des technischen Zweigs bei I/Luft, der Luftnachrichtenabteilung bei der Abwehr. Dr. Pheiffer gab den Auftrag mit dem nächsten nach Westen auslaufenden Schiff an Griebel weiter. Ob es sich um eine verbesserte Propellermanschette handelte, die benötigt wurde, um die Tragflügel zu vergrössern oder um ein Aneroidhöhenmesser – um zwei Dinge zu nennen, die tatsächlich angefordert wurden –, die Agenten in den Vereinigten Staaten lieferten praktisch alles, was die Luftwaffe benötigte.

Im Juni 1937 und noch einmal im August fragte Generalluftzeugmeister Udet Canaris persönlich, ob er die Entwürfe zu den Bombenzielgeräten von Sperry und Norden beschaffen könne. Groskopf schickte eine Anforderung nach New York, aber niemand in Griebels Ring hatte Zugang zu einem der beiden Geräte. Anfang September traf bei dem Zweig der Abwehr in Hamburg eine Sendung von Dokumenten von einer neuen Kontaktperson in Brooklyn ein, die bisher ein paar verstreute Unterlagen beschafft hatte. Mit diesem Papierstoss konnten Udets Mitarbeiter kaum etwas anfangen: er enthielt zwei Blätter mit Zeichnungen, die eine Anzahl von Quadraten und Kreisen, die durch punktierte Linien miteinander verbunden waren, zeigten, aber ohne die dazugehörigen Erklärungen blieben sie unverständlich. Eine kurze Nachricht, die die Zeichnungen begleitete, liess Groskopf aufmerksam werden. Der Mann in Brooklyn unterrichtete die Abwehr, dass die Person, von der die Zeichnungen stammten, bei dem Norden-Werk in der Lafayette Street in New York arbeite und bereit sei, Kontakt aufzunehmen, vorausgesetzt, dass ein Sonderbeauftragter nach New York geschickt werden würde, um mit ihm zusammenzutreffen.\*

Bis zu dieser Zeit war die Spionage in den Vereinigten Staaten nahezu ausschliesslich die Domäne von Pheiffer in der Nebenstelle oder «NeSt» Bremen, die Hamburg unterstellt war. Die Bezeichnung «AStX» war mit dem Wehrkreiskommando X verbunden, ihr Hauptquartier in der Sophienterrasse nahm eine Reihe dürftig möblierter Räume in einem riesigen dreigeschossigen Granitbau nahe der Ausenalster an einer komfortablen Wohnstrasse Hamburgs ein.

Kapitän z. S. Curt Burghardt, der Leiter I der AStX, lebte nach dem Grundsatz, schlafende Hunde in Ruhe zu lassen, und daher zeigte die AStX nichts von der Betriebsamkeit ihrer Nebenstelle in Bremen. Burghardt besass weder den unermüdlichen Eifer und die Energie Pheiffers noch den Ehrgeiz seines Untergebenen, so weit ausserhalb seines Reviers zu jagen.

Die AStX, zu deren Arbeitsgebiet Grossbritannien und die USA gehörte, verfügte nur über einen «Schläfer» in den Vereinigten Staaten, einen Ingenieur namens Everett Minster Roeder, der vor einiger Zeit Burghardt seine Dienste angeboten hatte.

\* Tatsächlich zeigten die Zeichnungen nur einen kleinen Teil des Norden-Geräts, einen seiner Rotoren und der Stabilisierungsschraube.

Obwohl Roeder in den strategisch wichtigen Sperry-Werken in Long Island arbeitete und Zugang zu entscheidenden Informationen hatte, zog Burghardt es vor, ihn auf Eis zu legen und für einen späteren Einsatz aufzusparen, statt ihn durch voreilige Operationen zu gefährden. Neben Roeder verfügte AStX nur über ein paar «freiberufliche» Informanten in Amerika, von denen einer ihn auf den Angestellten im Norden-Werk hingewiesen hatte.

Wenige Monate zuvor hatten sich die Verhältnisse in der schläfrigen Hamburger Abwehrstelle mit dem Eintreffen eines neuen Mannes, der das Referat I/Luft bei der AStX organisieren sollte, zum besseren gewandelt. Es war ein Rheinländer mit Namen Nikolaus Ritter, ein vierzigjähriger ehemaliger Hauptmann der Luftwaffe und Textilfabrikant aus New York. Ritter war wahllos aus den bekannten Reservebeständen des Heeres für seine neue Aufgabe bestimmt worden. Er verfügte über keine praktischen Erfahrungen, weder als Flieger noch als Nachrichtenspezialist, und seine Qualifikationen waren recht oberflächlicher Natur. Er hatte über zehn Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt und gearbeitet, sprach fließend Englisch und besass eine Anzahl günstig platzierter Freunde in Amerika. Und er brauchte einen Job – sein Textilunternehmen war in der Rezession von 1937 zusammengebrochen.

Ritter war von dem deutschen Militärattaché in Washington, Generalleutnant Friedrich von Bötticher, vorgeschlagen worden, nach Deutschland zurückzukehren und wieder in die Wehrmacht einzutreten. Als Ritter der Aufforderung nachkam, weil er nichts Besseres zu tun hatte, war niemand mehr überrascht als er selbst, dass er der Abwehr zugeteilt und mit der Leitung des Referats I/Luft in Hamburg beauftragt wurde. Sein Erstaunen stieg noch, als er im Juli 1937 ein von Canaris selbst unterzeichnetes Telegramm erhielt, das ihm befahl, seine Arbeit sofort auf die gesamten Luftstreitkräfte und Luftfahrtindustrie in den Vereinigten Staaten auszudehnen. Sobald Ritter sich mit dem Gedanken abgefunden hatte, gegen ein Land zu spionieren, das er bis vor wenigen Monaten als seine selbstgewählte Heimat angesehen hatte, beschloss er, selbst in die Vereinigten Staaten zu fahren, um dort das Sammeln von Nachrichten zu organisieren.

Ritter fuhr nach Berlin, um sich dort die Zustimmung seiner Vorgesetzten für seine Reise nach den Vereinigten Staaten zu holen, stellte aber fest, dass Canaris dagegen war. «Meine Nachricht an Sie», sagte er Ritter, «unsere Erfassung der Vereinigten Staaten zu erweitern, wurde durch eine Anforderung der Luftwaffe veranlasst, ihr die Pläne für das Nordensche Zielgerät zu beschaffen. Das ist ein sehr wichtiger Auftrag, und die Mission ist mit erheblichen Risiken belastet. Wir wollen Sie nicht unnötig gefährden, indem wir Sie blossstellen und auch nur im Geringsten erkennen lassen, dass wir dahinterstehen.» «Herr Admiral», sagte Ritter, «mir ist bewusst, dass es sich hier um eine höchst delikate Mission handelt. Das ist ja gerade der Grund, weshalb



ich bitte, vorschlagen zu dürfen, dass ich sie selbst übernehme. Ich kenne das Land, ich spreche Amerikanisch und arbeite noch nicht lange genug im Nachrichtendienst, als dass es von den Amerikanern bemerkt worden sein kann. Keiner der Agenten, mit denen ich arbeite, kennt meinen wirklichen Namen, noch wissen sie, wo meine Dienststelle ist. Die Möglichkeit, dass ich kompromittiert werde, ist nicht auszuschliessen, das gebe ich zu. Aber ich weiss, wie ich mich verhalten muss, und ich bin zuversichtlich, dass ich die Mission ohne ein Missgeschick ausführen kann.» Schliesslich gab Canaris seine Zustimmung. «Offenbar haben Sie die besten Empfehlungen für die Aufgabe», sagte er zu Ritter. «Ich kann Ihnen zum Abschied nur sagen – halten Sie sich von allen amtlichen deutschen Vertretern fern, besonders ihrem Freund, dem Militärattache. General von Boetticher versteht nichts von unserer Arbeit. Er meint, er könne sie besser verrichten als wir. Kommen Sie ihm unter keinen Umständen in die Nähe, und auch keinem anderen amtlichen deutschen Vertreter drüben.»

Ritter beabsichtigte, so unauffällig wie möglich zu reisen und als Tarnung seinen Zivilberuf als Textilfabrikant zu benutzen. Bei Hamburger Firmen beschaffte er sich Scheinaufträge, mit denen er die erheblichen Geldmittel rechtfertigen konnte, die er benötigte. Er transferierte sie in Form eines Kreditbriefes, den er bei einer Zweigstelle der National City Bank in der 93<sup>rd</sup> Street in New York offen einlösen konnte.

Er besass noch seine Wiedereinreisegenehmigung, hielt es aber für ratsam, die Reise mit seinem deutschen Pass unter seinem wahren Namen zu unternehmen. Er wollte mit leichtem Gepäck reisen; alles, was er brauchte, ging in zwei alte, abgewetzte Lederkoffer, und er nahm eine Aktentasche mit, ohne die ein deutscher Geschäftsmann niemals echt erscheinen würde. Der einzige ungewöhnliche Gegenstand, den er mitnahm, war ein Regenschirm mit einer dünnen Hülle aus Holz, wodurch dieser wie ein Spazierstock aussah. Das war sein Talisman, aber er glaubte, er könne sich auch für andere Zwecke gut verwenden lassen.

Es war klug von Ritter, unter seinem eigenen Namen zu reisen, denn seine Erscheinung und sein Äusseres waren die beste Verkleidung als ein Geschäftsmann der Mittelschicht. Er trug einen grauen Anzug und ein hellblaues Hemd und ging mit geschäftigen, schnellen Schritten, ganz so, als habe er ein bestimmtes Ziel. Unter seinem alltäglichen Äusseren, das ihm wie eine Uniform passte, war er ein intelligenter, kluger und gebildeter Mann, der dazu neigte, das, was er tat, perfekt zu tun. Er wurde wegen seiner Intelligenz, seines Fleisses und wegen seiner Zielstrebigkeit bei allen seinen Unternehmungen geachtet.

Um sechs Uhr morgens am 11. Oktober 1937 holte ihn sein Fahrer vor seinem Haus ab und brachte ihn nach Bremerhaven, wo er an Bord der *Bremen* ging. Sechs Tage später war Ritter in New York.

Sein Besuch war eine Kombination von sentimentaler Reise und Geschäftsbesuch. Er war so begierig wie jeder geborene Amerikaner, die Freiheitsstatue zu sehen; er fühlte sich zu Hause, scherzte mit Kellnern und Schuhputzern, obwohl er bereit war, bis in die geheimsten Geheimnisse des Landes einzudringen.

Wie fasst ein Spionagemeister seine Arbeit an? Ritter hatte während der Überfahrt reichlich Zeit, über seinen Auftrag nachzudenken, einen Arbeitsplan aufzustellen und sein Vorgehen zu überlegen. Im Wesentlichen unterschied sich das alles nicht sehr von der Tätigkeit eines Handelsvertreters, der sein Arbeitsgebiet bereist.

Ritters Mission begann mit zwei peinlichen Begegnungen, noch ehe er einen Fuss auf amerikanischen Boden gesetzt hatte. An Bord der *Bremen* stiess er auf einen Reporter der *Staatszeitung*, einer weitverbreiteten, deutschsprachigen Tageszeitung in New York, und dieser alte Bekannte bestand darauf, die unerwartete Wiederbegegnung etwas zu laut zu feiern. «Mann, Ritter!» rief er aus. «Was machen Sie um Gottes willen hier?» Ritter hatte damit gerechnet, alten Freunden zufällig zu begegnen, dies war aber etwas zuviel, zumal er argwöhnte, dass der Reporter einen Verdacht hinsichtlich seiner wahren Absichten hegte. «Ich dachte», fügte der Mann hinzu, «Sie wären bei der Luftwaffe.» «Nur in der Reserve», antwortete Ritter ebenso laut, «sonst wäre ich doch wohl kaum hier, oder?» Sie lachten beide – der Reporter, wie Ritter schien, irgendwie wissend.

Der Zollinspektor zeigte nur oberflächliches Interesse an seinen abgewetzten Koffern, durchsuchte den Inhalt seiner Aktentasche aber Blatt für Blatt und war von dem Stockschild fasziniert. Er fragte Ritter, wie er funktionierte. «Ein sehr raffiniertes Versteck für einen Spion», meinte der Inspektor, und Ritter lachte mit dem Mann, der an seinem kleinen Scherz offensichtlich seinen Spass hatte.

Ritter stieg im Taft Hotel nördlich vom Times Square ab und verbrachte die nächsten vier Tage damit, seine Geschäftsverbindungen wahrzunehmen.\* Er benahm sich auffällig, um seine Identität eindeutig festzulegen, bat den Portier im Hotel, für ihn Nachrichten von den verschiedenen Firmen entgegenzunehmen, nannte Adressen mit lauter Stimme, wenn er in ein Taxi stieg, damit der Türportier ihn hören konnte, gab

\* Mit erstaunlicher Missachtung für die Grundsätze der Sicherheit haben Geheimdienste ihre Lieblingshotels in fremden Städten, in die sie ihre leitenden Agenten einweisen. Das Taft war «das Abwehr-Hotel» in New York. Es beherbergte auch noch andere prominente Mitglieder der Bruderschaft, einschliesslich Major Ulrich von der Osten, der 1941 in einer ähnlichen Mission wie Ritter in die Vereinigten Staaten kam. Der Geheimdienst der Sowjets schickte seine Agenten ins Hotel Manhattan, gleichfalls in der Umgebung des Times Square. Richard Sorge stieg dort ab, als er auf dem Weg zu einem Treff mit seinen Auftraggebern in Moskau durch New York kam.

seine Hemden zum Waschen und Bügeln fort, damit sie mit dem Firmenstempel von Taft gekennzeichnet wurden.\*

Schrittweise baute sich Ritter seine zweite Identität auf. Aus einer Telefonzelle rief er das Irving Arms, ein kleines Hotel am Riverside Drive, an und mietete dort ein Zimmer auf den Namen «Alfred Landing». Auf dem Briefpapier des Hotels Taft schrieb er einen Brief, den er postlagernd an Landing, und eine Postkarte, die er an Landing im Irving Arms adressierte, damit er sie als Ausweis in der Tasche hatte, falls er sich einmal identifizieren musste. Er kaufte für zwanzig Dollar eine gebrauchte Schreibmaschine bei einem Pfandleiher in der Bowery, fuhr in die 93<sup>rd</sup> Street und löste bei der National City Bank seinen Kreditbrief ein, wobei er sich mit seinem echten Pass auswies. Er mietete ein Tresorfach für seine sämtlichen Papiere einschliesslich seines Passes. Während der nächsten Wochen hatte er keine Verwendung für ihn. Als er die Bank verliess, hörte der Textilfabrikant Nikolaus Ritter auf zu existieren. Jetzt war er Alfred Landing, der deutsche Spion, der bereit war, das zu beschaffen, wofür er gekommen war.

Das war am Freitag, dem 19. Oktober, kurz nach zwei Uhr mittags. Er hatte noch etwas Zeit vor seiner ersten Verabredung in seinem neuen Gewerbe, darum ging er zur Fif<sup>th</sup> Avenue hinüber, um wie ein beliebiger Tourist im Metropolitan Museum of Art ein paar Stunden zu verbringen. Kurz vor fünf fuhr er mit einem Taxi zur Monitor Street 248 in Brooklyn. Als sie vor einem schäbigen Wohnhaus anhielten, bat Ritter den Taxifahrer zu warten, während er die Adresse überprüfte. Dann kam er wieder auf die Strasse, bezahlte das Taxi, kehrte in das Vestibül des Hauses zurück und wartete dort, bis das Taxi verschwunden war. Als er aus dem Haus trat, war er sicher, dass er nicht verfolgt wurde, und ging schnell bis zu Nummer 262 weiter und drückte dort auf eine Klingel, unter der ein Schild den Mieter als Heinrich Sohn auswies. Oben erwartete ihn in Hemdsärmeln ein untersetzter Mann in mittleren Jahren unter einer offenen Tür. «Ja?» sagte der Mann, «Herr Sohn?» «Ich bin Sohn», antwortete der Mann. «Freut mich, Sie kennenzulernen, Pops. Ich bringe Grüsse von Roland.» «Roland» war Ritters vorher vereinbarter Deckname für diesen Treff, und Sohn unterschrieb seine Briefe nach Hamburg mit «Pops». «Endlich kommen Sie also», sagte er. «Wir dachten schon, Sie würden nie auftauchen, weil wir für Euch Herren vielleicht nicht gut genug sind.» Er führte Ritter durch einen langen Gang nach hinten in ein überfülltes Arbeitszimmer und holte dann eine Kanne Kaffee und zwei Tassen. Dann setzten sie sich und kamen zur Sache. «Ich habe Ihre Lieferungen erhalten, Pops», sagte Ritter, «und bin hier, um Ihnen für das ausgezeichnete Material zu danken.» Sohn

\*Als Ritter in New York seinen Koffer auspackte, entdeckte er zu seinem Entsetzen, das er versäumt hatte, Spuren zu beseitigen, die ihn und seine Mission verraten konnten. Eines seiner Hemden trug innen am Kragen ein Etikett *Luftwaffenkasino*. Er trennte es mit einer Rasierklinge sofort ab und verbrannte es.

wusste gar nicht genau, um was es bei diesen Lieferungen ging. Er war lediglich einer der Briefkästen, die Ritter in New York arrangiert hatte, um die Sendungen der aktiven Spione weiterzuleiten. Die Zeichnungen stammten von einem Mann in Glendale in Queens, der ihm nur als «Paul» bekannt war, und der Wert darauf zu legen schien, dass sie in Ritters Hände kamen. Ritter interessierte sich nicht für Sohn. Er war gekommen, um Paul zu treffen. Konnte Pops eine Begegnung mit ihm verabreden? «Selbstverständlich», sagte der kleine Mann. «Aber Paul kann nur sonntags. Wenn Sie mir sagen, um welche Zeit Sie kommen wollen, werde ich dafür sorgen, dass er hier ist, um Sie zu treffen.»

An Ritters zweitem Sonntag in den Vereinigten Staaten um drei Uhr wartete Paul auf ihn, als er in die Wohnung in der Monitor Street kam. Er war, so erinnerte sich Ritter an seinen ersten Eindruck, ein schlanker Mann, Mitte Dreissig, mit dunkelblondem Haar und einem offenen Gesicht, das auf den ersten Anblick hin Sympathie und Vertrauen für ihn weckte. «Paul» hies Hermann Lang, war Maschinist und technischer Zeichner, naturalisierter Amerikaner, der unbekümmert den Treueid zu den Vereinigten Staaten bei der Zeremonie der Erwerbung der Staatsbürgerschaft geleistet hatte. Er führte das geregelte Leben eines typischen Mitglieds der unteren Mittelschicht, mit Frau und Tochter am Sixty-four<sup>th</sup> Place in Glendale.

«Ich bin Montageinspektor im Norden-Werk, Herr Landing», sagte Lang zu Ritter. «Die kleinen Zeichnungen, die Herr Sohn Ihnen geschickt hat, waren nur als Proben gedacht. Sie geben nicht einmal eine vage Idee von dem vollständigen Gerät.» «Ist es wirklich das Nordensche Zielgerät?» fragte Ritter. «Nur ein Teil davon», antwortete Lang. «Ich habe nicht die kompletten Zeichnungen für das Gerät und glaube auch nicht, dass ich je in der Lage sein werde, sie Ihnen zu beschaffen. Die Zeichnungen mancher Teile kann ich nicht behalten, und mit anderen Teilen habe ich überhaupt nichts zu tun. Die Amerikaner tun so geheimnisvoll mit diesem Gerät, dass sie es in verschiedenen Betrieben zusammenbauen lassen, wie zum Beispiel der Mergenthaler Linotype Company in der Ryerson Street in Brooklyn. Aber ich zweifle nicht daran, dass Ihre Ingenieure in der Lage sein werden, die fehlenden Teile nach den Zeichnungen, die ich Ihnen liefern kann, nachzukonstruieren.»

Wie war er daran gekommen? Das war ganz einfach. Wegen der Geheimhaltung arbeiteten getrennte Gruppen an den verschiedenen Teilen der Montage, wobei sie sich an Zeichnungen orientierten, die Lang als Montageinspektor in Verwahrung hatte. Jeden Morgen gab er die Zeichnungen, nachdem er sie von dem Betriebsleiter erhalten hatte, an die verschiedenen Arbeitsgruppen aus. Er sammelte sie am Abend wieder ein, und wenn die Gruppen ihre Aufgabe am gleichen Tag beendet hatten, musste er die Unterlagen dem Betriebsleiter zurückgeben. Oft dauerten die einzelnen

Arbeiten aber mehrere Tage, dann konnte Lang die Zeichnungen behalten, solange, bis die Arbeiten an dem einen oder anderen Teil abgeschlossen waren.

Jedesmal, wenn Zeichnungen über Nacht in seiner Obhut waren, nahm er sie mit nach Hause und kopierte sie. Solche Teilzeichnungen hatte er als Eröffnung durch Pops nach Deutschland geschickt. Jetzt gab er Ritter die Zeichnung für einen anderen Teil des Zielgeräts und versprach die zu einem dritten für den nächsten Sonntag, an dem sie sich wieder treffen wollten. Es ergab sich jedoch ein Problem. Die Zeichnungen erwiesen sich als zu gross, um von Ritter in seiner Aktentasche nach Deutschland gebracht werden zu können. Doch er wusste jemand, der sie für ihn befördern konnte. In Bremen hatte man ihm gesagt, dass einer der Erste-Klasse-Stewards auf dem Schiff der Chefkurier auf der Transatlantikstrecke ein regulärer Agent der Abwehr mit der Registernummer «F. 2341» war. Er hiess Herbert Jaenichen und war ein blonder, blauäugiger, hellhäutiger, rundlicher Berliner, der die Aufgabe übernommen hatte, als der unermüdliche Karl Eitel in der Folge von Lonkowskis Missgeschick «geplatzt» war.

Ritter hatte sich auf der Überfahrt Jaenichen zu erkennen gegeben, und der Steward hatte ihm seine Dienste zugesichert. Die *Bremen* war am nächsten Dienstag fällig, und eine Begegnung war für den Nachmittag dieses Tages, den 30. Oktober 1937, im Drugstore des Times Building vorgesehen. Ritter ging mit Langs Zeichnungen, die in seinem Stockschild verborgen waren, zu diesem Treff und bat Jaenichen, den Schild nach Deutschland zu schmuggeln. Der Steward erhob Einwendungen. Er hatte das Schiff ohne Regenschirm verlassen. Er konnte nicht gut mit einem zurückkommen, ohne ihn den Zollbeamten zur Kontrolle vorzulegen. Jaenichen schlug vor, sich noch einmal zu treffen. Er würde zu diesem Treff mit einem Regenschirm kommen, den er beim Verlassen des Schiffs zur Kontrolle vorzeigen würde und dann nicht noch einmal vorzuzeigen brauchte, wenn er von Land zurückkam.

Am nächsten Tag erschien Jaenichen in Ritters Zimmer im Irving Arms, wobei er sich schwer auf einen alten, abgegriffenen Regenschirm stützte. «Ich musste einen Grund dafür bieten, warum ich bei einem so schönen sonnigen Tag das verdammte Ding bei mir hatte», erklärte er. «Darum habe ich gesagt, ich hätte mir den Fussknöchel verstaucht und brauchte den Schild als Stütze beim Gehen.» Auf diese Weise also verliessen die Zeichnungen zu einem zweiten Teil des Nordenschen Zielgeräts die Vereinigten Staaten an Bord der *Bremen* am 31. Oktober 1937.

Ritter hatte eine Woche Zeit, ehe er Lang wiedersah, und er machte ausgezeichneten Gebrauch von ihr. Auf seiner «Schläferliste» standen eine Anzahl vorzüglicher Kandidaten – das beste Agentenmaterial, das die Abwehr in Reserve hatte –, und er hatte die Absicht, sie einen nach dem anderen als aktive Spione einzusetzen. Am 29. Ok-

tober, dem Montagmorgen nach seinem ergiebigen Treff mit Lang, rief er Trafalgar 4-9867 an, eine Nummer, die er auswendig gelernt hatte und unter der er Frederick Joubert Duquesne, den Spitzenmann auf seiner Liste, erreichen konnte.

Er hatte Duquesne während seines Aufenthalts in den Staaten kennengelernt, und der distinguierte, gesetzte Fünfziger hatte ihn mit Geschichten von seinen phantastischen Taten im Ersten Weltkrieg bedacht, in dem er, wie er es ausdrückte, «unschätzbare Dienste für Deutschland» geleistet hatte. Duquesne war ein professioneller Spion, wurde dazu von seinem «unstillbaren Hass auf die Briten», wie er es nannte, getrieben. Er war in der Kap-Kolonie in Südafrika geboren worden und hatte angeblich gesehen, wie seine Mutter im Burenkrieg gefoltert und getötet worden war. Er hatte geschworen, die abscheuliche Untat der britischen Soldateska zu rächen. Er zog nach England, als der Erste Weltkrieg ausbrach, und bot Deutschland freiwillig seine Dienste als Geheimagent an und begann damit seine Laufbahn als Spion. Einige seiner Taten, wie seine Behauptung, er hätte das U-Boot zu dem Kreuzer geleitet, der 1917 Lord Kitchener nach Russland bringen sollte und sei dadurch für Kitcheners Tod bei der Versenkung verantwortlich, waren reine Erfindung. Aber 1916/17 hatte er bei der Sabotage von Schiffen und britischen Anlagen volle Arbeit geleistet.

Nach dem Krieg wurde er amerikanischer Bürger und setzte sich als Schriftsteller und Redner mit guten Verbindungen durch. Ritter meinte, dass der alte Profi an einer Einladung, das alte Spiel wieder aufzunehmen, interessiert sein könnte. Er wurde nicht enttäuscht. Sie trafen sich in einer Wohnung im Haus Nr. 24 in der West 78<sup>th</sup> Street in Manhattan. Es kam zu einem Abkommen, und Duquesne begann sofort mit der Arbeit für die Abwehr.

Dann traf Ritter Kapitän Burghardts «Schläfer» Everett Minster Roeder in Merrick auf Long Island, wo Roeder in der Smith Street wohnte. Der vierundvierzigjährige Ingenieur erwies sich als ein fast ebenso grosser Fang wie Lang. Er war bei dem Sperry-Werk in der Flatbush Avenue Extension in Brooklyn beschäftigt und hatte Zugang zu dem Sperry-Zielgerät und zu dem berühmten Gyroskop der Firma.

Während dieser Fahrt versuchte Ritter auch Lilly Barbara Carola Stein zu gewinnen, ein in Deutschland geborenes Fotomodell, das auf grossem Fuss an der eleganten East Side von Manhattan lebte. Sie stand mit der High Society dieser Zeit auf vertrautem Fuss und hatte viele einflussreiche Freunde in New York und Washington. Als seinen speziellen Briefkasten setzte Ritter eine andere junge Dame ein, die Kanzleisekretärin der Anwälte des deutschen Konsulats in New York war. Ihr Apartment an der West 81st Street wurde für eine Zeit die wichtigste Zwischenstation für einen Teil des Materials, das Duquesne, Roeder und die schöne Lilly für die Abwehr sammelten.

Als Ritters Hauptverbindung zu den internen Kreisen Washingtons, einschliesslich

eines Beamten des amerikanischen auswärtigen Dienstes an strategisch wichtiger Stelle, und zu den Klatschtanten in der New Yorker Caféhausgesellschaft beschaffte Lilly ganze Stöße von nützlichen Informationen. Es dauerte auch nicht lange, und Ritters drittes und wichtigstes Mitglied des neuen Rings, Duquesne, schickte «den Plan zu einem geheimen Akkumulator, einem propellergetriebenen Mechanismus, und Zeichnungen zu zahlreichen anderen geheimen Geräten» nach Deutschland. Für den alten Profi war dies eine leichte Arbeit.

Am Sonntag, dem 3. November 1937, begab sich Ritter zu seinem zweiten Treff mit Hermann Lang in die Monitor Street und erhielt die Zeichnungen zu einem weiteren Teil des geheimen Norden-Geräts. Er war von dem, was Lang ihm lieferte, so überwältigt, dass er ihm fünfzehnhundert Dollar gab, die höchste Entlohnung, die die Abwehr jemals einem ihrer Agenten in Amerika gezahlt hat.

Am 11. November reiste Ritter nach Hamburg ab, überzeugt von dem phänomenalen Erfolg seiner Reise. Doch er wurde bitter enttäuscht. Die Zeichnungen, die er von Lang erhalten hatte, genügten nicht, um Udets Ingenieuren eine Vorstellung von dem vollständigen Gerät zu geben. Die Experten der Luftwaffe, die nicht herausfinden konnten, was vorn oder hinten sein sollte, äusserten sogar Zweifel, ob es sich überhaupt um Zeichnungen für das Bombenzielgerät handele. Ritter musste die Hilfe von Fachleuten suchen, um Udet und seine Mitarbeiter zu überzeugen, dass sie auf diesen Papieren wesentliche Teile des Nordenschen Zielgerätes vor sich hatten. Erst als zwei hervorragende Wissenschaftler, Professor Eisenlohr aus Frankfurt und Professor Fuchs aus Göttingen, bestätigten, dass diese Zeichnungen tatsächlich wichtige Teile des Geräts darstellten, stimmte Udet zu, danach ein Modell anfertigen zu lassen. Dennoch feierte Ritter keinen Triumph. Das erste Modell funktionierte nicht, einfach weil Udets Konstrukteure nicht in der Lage waren, die fehlenden Teile zu ergänzen.

Als letzte Rettung nahm Ritter mit Lang in den Vereinigten Staaten Verbindung auf und forderte ihn auf, nach Deutschland zu kommen, um bei der mühevollen Montage des fertigen Geräts zu helfen. Als Anreiz versprach er Lang, auf dem Konto einer deutschen Bank auf seinen Namen zehntausend Mark einzuzahlen und alle Kosten für die Reise zu tragen. Lang nahm die Einladung an. Unter dem Vorwand, Verwandte zu besuchen, fuhr er im Frühjahr 1938 nach Deutschland, um bei dem endgültigen Zusammenbau einer Kopie des amerikanischen Bombenzielgeräts zu helfen.

Inzwischen wurde seine Hilfe jedoch nicht mehr benötigt. Ritter war nicht mehr mit von der Partie. Er hatte seinen Agenten «Paul» an Major Groskopf vom Referat Abw.I/Luft abtreten müssen. Es war Groskopf, der Lang in Berlin empfing und ihn in dem eleganten Hotel Esplanade unterbrachte. Als Lang sein Zimmer betrat, sah er auf dem Tisch ein vollständig montiertes Bombenzielgerät stehen, das alle Merkmale

des Nordengeräts aufwies. Als er erstaunt und enttäuscht meinte, dass er wohl jetzt überflüssig sei, versicherte ihm Groskopf, dass dies nicht der Fall sei und dieses Modell ohne Langs Mitarbeit überhaupt nicht hätte gebaut werden können. Nach den Zeichnungen, die Lang gestohlen hatte, erklärte Groskopf, hatte Professor Fuchs ein Adler-Gerät genanntes Modell entwickelt, angeblich eine verbesserte Version des Norden-Geräts. Es war ein Rekonstruktions-Modell des amerikanischen Vorbilds von Fuchs, das Groskopf als Willkommensgeschenk auf dem Tisch von Langs Hotelzimmer aufgebaut hatte.

Lang verbrachte eine Woche in Berlin und wurde von Groskopf und dessen Mitarbeitern in der Abwehr gefeiert. Ritter fiel durch seine Abwesenheit bei diesen Feiern auf, für die er die Wege geebnet hatte. Abgesehen von einem kurzen Anerkennungsschreiben von Canaris, blieben seine Mühen unbelohnt.

Die Odyssee des Norden-Geräts, die 1937 in Brooklyn begann, endete im Frühjahr 1945 \*<sup>n</sup> einem abgelegenen Dorf in Österreich. Eine Einheit von General Pattons vorstossender Third Army entdeckte eine Fabrik, die die Deutschen in den Tiroler Alpen zu verstecken versucht hatten, und eroberten ein höchst geheimes Instrument, das den Namen Luftwaffenzielgerät EZ 42 trug. Es wurde für eine der einfallreichen elektronischen Anlagen gehalten, in deren Erfindung man die Deutschen für unübertrefflich hielt, und die Eroberer brachten es im Triumph dem technischen Nachrichtenteam, das der Third Army folgte. Es war das Norden-Bombenzielgerät.

### *Operation Crown: Das erste Debakel*

1938 hatten die Deutschen mehr Spione in den Vereinigten Staaten als in jedem anderen Land ausser Polen und Frankreich. In den billigen Lokalen um den Times Square, nahe den Piers am Hudson, über die der geheime Nachrichtenverkehr lief, gaben sich die deutschen Agenten gegenseitig die Türe in die Hand. Sie stolperten übereinander in den Cafés und Bierhallen an der East 86<sup>th</sup> Street, der Hauptverkehrspunkt der Deutschen in New York. Viele trugen ihre angeblich geheimen Botengänge mit sorgloser Offenheit zur Schau.

Eines Abends hatte im Maxl's, dem beliebtesten Ratskeller von Yorkville, ein Mann, der sich Karl Wiegand nannte, in Wirklichkeit jedoch der Steward Theodor Schütz war, zuviel getrunken. Als er in die Tasche griff, um seine Zeche zu bezahlen, zog er zwei knisternde neue Tausenddollarnoten aus der Brieftasche und reichte sie seinen Kumpanen zur Besichtigung herum. Bei einer anderen Gelegenheit liess im Café Hindenburg ein Mann, der sich «Schmid» nannte, tatsächlich war es Karl



Schlüter, eine Pistole aus der Tasche fallen, als er sich den Mantel anzog. Seine Begleiter taten so, als ob sie es nicht bemerkten, als der Agent seine Waffe wieder mit einem Grinsen aufhob und sie dann seinen Freunden zeigte. Falls irgendein unbeteiligter Zeuge den Vorfall beobachtet haben sollte, schien er weiter kein Aufsehen erregt zu haben. In dem gutbesuchten Café wäre eine Waffe für ein Spielzeug gehalten worden, mit dem sein Besitzer angab.

In der Silvesternacht 1937/38 war Dr. Griebel zusammen mit einer gutaussiehenden, stattlichen Brünnetten, die ihn schon 1936 auf seiner Reise nach Deutschland begleitet hatte, im Café Hindenburg. Im Maxl's hatte Karl Schlüter eine Tischrunde von Gästen versammelt, darunter zwei junge Damen, die er gleichzeitig umwarb – seine Freundin, ein kraushaariger Rotschopf mit Namen Johanna Hofmann, die Friseurin auf der *Europa* war, und eine grosse Blondine von Anfang Zwanzig, die einzige Person am Tisch, die akzentfreies Englisch sprach. Sie war eine Amerikanerin aus Queens. Schlüter hatte sich wenige Monate vorher auf der *Europa* mit ihr angefreundet, als sie nach Abschluss ihrer Studien am Hunter College zur Teilnahme an einem Kursus an der Universität in Berlin nach Deutschland reiste.

Am Tisch sass noch ein weiterer Gast, ein düster wirkender Mann in den Dreissigern, mit tiefliegenden Augen und schwarzem Haar, das er aus der hohen Stirn zurückgekämmt trug. Zwar machte er der Blondine mit tiefer, ernster Stimme den Hof, aber die ausgelassene Fröhlichkeit schien ihn kalt zu lassen. Seine Zurückhaltung verdarb den anderen fast den Spass. Schlüter trank auf das kommende Jahr, das ein sehr gutes Jahr zu werden versprach, besonders dank des Mannes an seinem Tisch, den er mit Theo ansprach und dem er von Zeit zu Zeit auf die Schulter klopfte.

Theo war der künftige Star an diesem Tisch, der vor ungefähr zwei Jahren seine Dienste in der melodramatischen Manier angeboten hatte, wie Spionage-Thriller die ersten Kontakte zwischen einem künftigen Agenten und einem Geheimdienst schildern. Als er in der öffentlichen Bibliothek New Yorks in Büchern über Spionage schmökerte, war er auf ein Buch von Oberst Walter Nicolai, dem Chef des deutschen militärischen Nachrichtendienstes im Ersten Weltkrieg, gestossen. Das brachte ihn auf die Idee, sich ein Vermögen durch Spionage für die Deutschen zu verdienen.

Anfang Januar 1936 schrieb er an Nicolai unter der Adresse des *Völkischen Beobachters* in Berlin. In dem Brief bezeichnete er sich als einen hohen Beamten in der United States Army und bat den alten Oberst, seinen Brief an die richtige Stelle weiterzuleiten. Wenn man an seinen Diensten interessiert sei, so schrieb er, solle man eine Anzeige in der Rubrik «Public Notes» der *New York Times* bringen mit dem Wortlaut: Theodor Körner – Brief erhalten, Antwort und Anschrift an Sanders, Hamburg 1, Postfach 629, Deutschland. Das war eine altmodische Methode zu korrespondieren, die in der modernen Spionage bereits lange diskreditiert war, denn eine solche

Anzeige muss die Aufmerksamkeit der Spionageabwehr wecken. Die amerikanischen Behörden schienen aber so selbstsicher zu sein, dass die Deutschen keine Bedenken zeigten, und den Vorschlag aufgriffen. Nicolai schickte den Brief an Oberst Piekenbrock in Berlin, der ihn zur weiteren Bearbeitung an die Abwehrstelle in Hamburg weitersandte. Dort wurde der Fall Kapitän Ernst Müller, einem früheren Hapag-Kapitän, übertragen. Müller seinerseits wies seinen Verbindungsmann auf der *Hamburg*, die im Begriff stand, nach New York auszulaufen, an, das Inserat in der *Times* aufzugeben. Müller gab ihm eine Zehndollarnote, um die Anzeige zu bezahlen, zusammen mit einer ordnungsgemässen Genehmigung der Reichsbank, das Geld durch die strenge deutsche Devisenkontrolle auszuführen. In New York gab der Offizier seinen Auftrag an Kapitän Emil Maurer, den stellvertretenden Leiter der Hapag-Lloyd-Agentur, weiter, und Maurer schickte die Anzeige mit einem Begleitbrief und der Zehndollarnote an die *Times*.

Dieses Vorgehen erregte das Interesse von Charles W. Hoyt, einem Vertreter der *Times*. Er fand es merkwürdig, dass Maurer Bargeld schickte, statt das Konto der Hapag-Lloyd mit dem Rechnungsbetrag belasten zu lassen. Und warum sollte eine respektable Firma wie die Hapag die *Times* anstelle der regulären Post benutzen, um mit «Körner» in Verbindung zu treten? Sein Misstrauen war völlig gerechtfertigt, denn «Sanders» war Müller, der jetzt als Offizier im geheimen Meldedienst bei der Marine in der AStX Dienst tat. Die Anzeige war der erste Schritt, mit einem künftigen Spion Kontakt aufzunehmen. Hoyt liess die Anzeige passieren, nachdem Maurer ihm versichert hatte, dass es sich hier um eine vertrauliche geschäftliche Mitteilung handele.

Das alles dauerte seine Zeit. Die Anzeige erschien erst am 6. April 1936 in der *Times*. Der Mann, der sich nach dem deutschen Dichter aus dem 19. Jahrhundert «Theodor Körner» nannte, setzte sofort einen ausführlichen Brief an «Sanders» auf, in dem er seine Qualifikationen schilderte. Zwar habe er einen wichtigen Posten in der amerikanischen Armee inne, schrieb er, sei aber bereit, Deutschland auf jede mögliche Weise zu dienen. Er habe viele ausgezeichnete Verbindungen und stände einem Offizier vom Signal Corps in Mitchell Field nahe. Geld spiele keine Rolle, schrieb er Sanders, aber er würde einige Mittel für Spesen, Bestechungsgelder und zur Bezahlung für Informationen brauchen. Er unterschrieb den Brief mit seinem wahren Namen – Günther Gustav Rumrich – und gab als seine Adresse die Denver Chemical Manufacturing Company in der Varick Street in New York an.\*

\* Tatsächlich wohnte Rumrich in Bronx. Er zögerte aber, seine richtige Adresse anzugeben, weil er befürchtete, die Nationalsozialisten könnten einem Mann misstrauen, der in einem jüdischen Viertel lebte.

Dann verschwand Sanders von der Bildfläche. Hamburg war für Operationen in den Vereinigten Staaten noch nicht bereit, aber Bremen war dort schon im Geschäft, und Pheiffer, an den Rumrichs Brief weitergeleitet worden war, beauftragte Karl Schlüter, den Kontakt in New York aufzunehmen, um den Mann zu beurteilen.

Ein Treff wurde für den 3. Mai 1936 um acht Uhr abends im Café Hindenburg vereinbart, und Schlüter kehrte mit einem begeisterten Bericht nach Bremen zurück und empfahl der Abwehr dringend, den Mann zu engagieren.

Rumrich war nicht das Musterexemplar, als das Schlüter ihn Dr. Pheiffer dargestellt hatte. Mit siebenunddreissig Jahren war er ein haltloser Mensch an der Grenze des Alkoholismus, ständig high von dem Genuss harter Drogen, ein Herumtreiber, ein Dieb und Lügner und ein Versager in jedem Beruf, den er je ausgeübt hatte. Erst in der Armee hatte er sieben Jahre lang durchgehalten und war schliesslich zum Sergeanten befördert worden, trotz zwei Desertionen, der Unterschlagung von Kantinengeldern in Fort Missoula, Montana, und sechs Monaten im Bau. Er hatte sich wieder unerlaubt von der Truppe entfernt, als er den Deutschen seine Dienste anbot.

Dieser notorische Pfuscher und Versager war ein glänzender Spion. Zwanzig Monate lang, vom Mai 1936 bis Februar 1938, arbeitete er als einer der besten Agenten von Pheiffer in Amerika und leitete sein eigenes Netz, das unter dem Decknamen «Crown» lief. Er beschaffte manche Informationen aus eigener Initiative, beantwortete aber meistens – und im Allgemeinen korrekt – Pheiffers immer komplizierter und dringlicher werdende Anfragen nach der Stärke und Disposition der an der Ostküste stationierten regulären Armee der Vereinigten Staaten.

Sei es seine Unverfrorenheit oder die Nachlässigkeit der amerikanischen Sicherheitsbeamten, was Rumrich so erfolgreich sein liess, er lieferte prompt, was immer von ihm verlangt wurde. Als Pheiffer Informationen über die Rate der Geschlechtskrankheiten in der amerikanischen Armee anforderte, beschaffte Rumrich sie unmittelbar aus den Geheimakten von Fort Hamilton, einem Stützpunkt der Armee, der den Zugang zum Hafen von New York bewacht. Am 11. Januar 1936 rief er das Fort an und sagte zu dem Corporal, der sich am Telefon meldete: «Hier ist Major Milton vom Medical Corps. Ich rufe von der Ecke Four<sup>th</sup> Avenue und 86<sup>th</sup> Street in Brooklyn an. Ich bin in New York, um vor einem geschlossenen Kreis einen Vortrag über die Geschlechtskrankheiten in der Armee zu halten, habe aber unglücklicherweise meine Notizen in Washington vergessen. Würden Sie so freundlich sein, mir die erforderlichen Daten zu geben – Sie wissen schon, was ich meine –, die Zahl der Offiziere und Mannschaften in Hamilton, wie viele sich mit Geschlechtskrankheiten infizieren, welcher Art und so weiter.» Der Corporal gab die Anforderung an einen Schreiber weiter, der die Daten schnell zusammenstellte und sie einem Soldaten gab, um sie

mit dem Taxi «Major Milton» zu bringen, der an einer Strassenecke in Brooklyn darauf wartete. Rumrich gab dem Soldaten eine Dollarnote, um das Fahrgeld von 30 Cents zu bezahlen und sagte ihm grossmütig, er könne den Rest behalten.

Die Leichtigkeit, mit der Rumrich solche Informationen beschaffte, machten Pheiffer immer anspruchsvoller, doch nichts brachte «Crown» in Verlegenheit. Im November 1937 forderte Bremen kryptographische Informationen an. Es ging um den am schärfsten bewachten und am strengsten geheimgehaltenen Code der Armee der Vereinigten Staaten für den Verkehr zwischen der Flotte und den Küstenbatterien. Rumrich beschaffte ihn für 30 Dollar von einem Soldaten, mit dem er sich während seiner Dienstzeit in der Kanalzone angefreundet hatte. Sein alter Kumpel war der achtundzwanzigjährige Soldat Erich Glaser, der in Leipzig geboren worden war und damals der Eighteenth<sup>th</sup> Reconnaissance Squadron des Army Air Corps in Mitchell Field angehörte. Glaser brachte das Buch mit dem streng geheimen «Z-Code» der Armee, der für den Verkehr zwischen Schiffen und Küste benutzt wurde, zu einem Treff mit, und Rumrich kopierte ihn für Pheiffer.

Während seiner Laufbahn als Spion lieferte Rumrich Informationen über die in der Kanalzone stationierten Küstenartillerieregimenter, Daten über die Atlantik-Flotte, eine Anzahl vertraulicher Handbücher des Heeres, Pläne von Flakstellungen im Gebiet der Metropole und viele andere geheime und vertrauliche Dinge.

Die letzte von Pheiffers Einkaufslisten wurde von Schlüter zu der Silvesterparty 1938 mitgebracht und Rumrich – Theo – im Hindenburg zugesteckt. «Bitte», hiess es in dem üblichen höflichen Ton Pheiffers, «beschaffen Sie Konstruktionspläne der Flugzeugträger *Yorktown* und *Enterprise* sowie Informationen über Experimente in den Signal Corps Laboratories in Fort Monmouth, New Jersey, über die Wahrnehmung sich annähernder Flugzeuge.»

«Nebenbei», sagte Schlüter zu Rumrich, «wir benötigen eine Anzahl amerikanischer Pässe für Agenten, die wir nach Russland schicken. Glauben Sie, dass Sie uns ungefähr fünfzig Passformulare beschaffen können? Herr Spielmann (das war der Deckname für Pheiffer bei dieser Operation) hat dafür eine besondere Prämie ausgesetzt. Er ist bereit, tausend Dollar dafür zu bezahlen.» Eintausend Dollar! Das war der höchste Betrag, der ihm von den Deutschen jemals angeboten worden war. Schon die Aussicht darauf vertrieb seine schlechte Laune bei dieser albernen Party. Doch Schlüter hatte noch mehr zu bieten. «Herr Spielmann interessiert sich auch für die Mobilmachungspläne der Armee für die Ostküste. Für sie könnten Sie weitere Tausend bekommen.» In diesem Augenblick traf Rumrich seine Entschlüsse für das neue Jahr. Er würde die Mobilmachungspläne und die «Passformulare» beschaffen; unter allen Umständen und mit allen Mitteln. Aber Rumrich blieb dafür nicht mehr sehr viel Zeit.

Am 27. Februar 1938, an einem ruhigen Sonnabendmorgen, erfuhr Joachim von Ribbentrop während des täglichen Vortrags über die in der vergangenen Nacht eingegangenen Nachrichten, dass Rumrich in New York unter der Beschuldigung der Spionage festgenommen worden war. Er war empört, wie die höchsten Staatsdiener es im Allgemeinen sind, wenn sich die diplomatischen Beziehungen mit fremden Ländern plötzlich als ein schmutziges Geschäft erweisen. Noch etwas anderes hatte ihn erregt. Es hatte ihn besonders gereizt, als er erfuhr, dass Canaris Hitler mit wichtigen Informationen versorgte, ihn und sein Auswärtiges Amt jedoch übergang. Hier bot sich die Gelegenheit, einen Schlag gegen Canaris zu führen. Die Blossstellung von Rumrichs Spionagereise bot nach Ribbentrops Ansicht den schlüssigen Beweis, dass die Abwehr nichts anderes als eine Kabale von Querköpfen war, deren Operationen im Ausland nur die internationalen Gewässer trübten und Deutschland irreparable Schäden zufügten.

Damit begann eine Fehde, die bis zum bitteren Ende währte. Sechs Jahre später führte sie zum Sturz von Canaris und dem Niedergang der Abwehr. Jetzt, im Jahr 1938, war Ribbentrop bereit, den ersten Schlag zu führen, indem er Hitler vor Canaris' schlechter Führung warnte. Er erhielt eine Abfuhr. Geschickt redete sich Canaris bei dieser Konfrontation heraus, liess aber im Geheimen den ganzen Vorfall von Oberst Piekenbrock untersuchen. Das Ergebnis dieser Nachforschungen erwies sich als peinlich, denn es deckte eine Anzahl schwacher Stellen in der Panzerung der Abwehr auf. Darüberhinaus ergaben sich die ersten Anzeichen dafür, dass die Deutschen nicht länger allein an dem Spiel beteiligt waren. Vom FBI abgesehen, nahm auch die britische Spionageabwehr die Jagd wieder auf, und diese angloamerikanische Kombination von Spionenjägern war ein böses Vorzeichen für die zukünftigen Operationen in den Vereinigten Staaten.

Günther Rumrichs Nemesis war eine Schottin mit Namen Jennie Wallace Jordan, die einundfünfzigjährige Inhaberin eines Schönheitssalons an der Kinlock Street in Dundee. Zweifellos wäre sie in dem Spionagespiel für immer unbemerkt geblieben, wenn sie nicht so viel Post erhalten hätte. Gegen Ende des Jahres 1937 erweckte sie das Misstrauen ihres Postboten, der von seinem Argwohn die Behörden in London unterrichtete. Die Information landete auf dem Schreibtisch von Major W.E. Hinchley Cooke in Zimmer 505 des War Office in Whitehall, wo MI5, Grossbritanniens Stelle für Spionageabwehr, ihre Zentrale hatte.

Major Cooke liess Jennie Jordan überwachen und entdeckte bald, dass sie zwar Engländerin war, aber die Witwe eines Deutschen, der im Ersten Weltkrieg gefallen war. Dann stellte man fest, dass sie 1937 verschiedentlich auf Reisen nach Deutschland gefahren war, wofür es keine einleuchtende Erklärung gab. Und obwohl sie behauptete, dass ihre sämtlichen Verwandten auf den britischen Inseln lebten, empfing

sie Briefe aus den Vereinigten Staaten, Frankreich, Holland und Südamerika und verschickte umfangreiche Briefe nach allen möglichen, weitentfernten Orten.

Jennie Jordans Post wurde geöffnet, und was Cooke in ihren Briefen las, überzeugte ihn davon, dass die adrette Witwe der «Briefkasten» eines riesigen deutschen Spionagerings war. Eine Anzahl der Briefe, die sie erhielt und weitersandte, stammte aus New York. Sie waren mit «Crown» unterschrieben und erbrachten den Beweis, dass der Verfasser ein ausserordentlich geschickter Spion war. Er schien in Amerika ein Immobiliengeschäft zu betreiben und leitete einen weitverbreiteten Ring, dessen Verzweigungen von Buffalo bis nach Newport News in Virginia reichten.

In Whitehall wurde entschieden, die Amerikaner über diese Entdeckung zu informieren. Captain Guy Liddell, der stellvertretende Leiter von MI5 und Grossbritanniens am wenigsten bekannter, aber erfolgreichster Spionageabwehrgent, wurde nach Washington geschickt, wo er das belastende Material J. Edgar Hoover vom FBI vorlegte. Am 28. Januar 1938 nahm das FBI die Jagd auf. Es benötigte jedoch die aktive Mitwirkung seines Wildes, um Crown zu stellen und zu beweisen, dass er in Wirklichkeit Günther Gustav Rumrich war.

Seit Karl Schlüter den Köder der zweitausend Dollar ausgelegt hatte, die Rumrich für die Mobilisierungspläne für die Ostküste und die «Passformulare» bekommen sollte, hatte er unermüdlich an Plänen gearbeitet, die ihm die Belohnung eintragen sollten. Nach dem Krieg erzählte mir Pheiffer, der sich der Pläne erinnerte, die Rumrich schliesslich vorgeschlagen hatte: «Unglücklicherweise war Schlüter, sonst ein vernünftiger Mann und zuverlässiger Agent, in den Bann dieses Phantasten geraten. Er war von den gespenstigen und fragwürdigen Plänen, die die fieberhafte Einbildungskraft dieses Mannes hervorbrachte, so berauscht, dass er aus eigener Initiative zustimmte, gewisse Operationen zu unternehmen, von denen wir in Deutschland nichts wussten.» Tatsächlich hat Pheiffer von mindestens einem dieser Komplote gewusst, dieses aber für so verrückt gehalten, dass er selbst es verhinderte. Rumrich hatte herausgefunden, dass einer der Offiziere, die zu den Plänen Zugang hatten, Colonel Henry W. T. Elgin, Kommandeur der Sixty-Second Coast Artillery, einer Flakeinheit in Fort Totten, Long Island, war. Er braute ein bizarres Komplott zusammen, um in den Besitz der Pläne zu gelangen. Er wollte Colonel Elgin in ein Zimmer in dem alten Hotel McAlpin mitten in New York locken. Dabei sollten gefälschte Befehle von Major General Malin Craig, dem Stabschef der Armee, den Colonel anweisen, zu einer Stabsbesprechung in dem Hotel alle Pläne für die Mobilisierung und die Küstenverteidigung sowie Karten und Tabellen mitzubringen. Rumrich plante, Elgin mit einer Chloroformbombe bewusstlos zu machen, sobald er das Zimmer betrat. Dann sollte Glaser, der das Zimmer mieten und den Colonel übernehmen sollte, dessen Aktentasche mit den Plänen ergreifen und sie zu Rumrich in die Halle bringen,

der unten darauf wartete. Auch Schlüter bekam eine Rolle in diesem Spiel übertragen. Er sollte als Fensterputzer verkleidet mit dem Chloroform bereitstehen.

Schlüter hielt diesen Plan für ein zu riskantes und fragwürdiges Unternehmen und schlug daher Rumrich vor, Pheiffer in einem Brief diesen Plan zu erläutern und ihn über den «Briefkasten» in Dundee nach Bremen zu schicken. Dieser Brief war eines der mit «Crown» unterschriebenen Schriftstücke, die abgefangen worden waren und die Captain Liddell nach Washington mitbrachte. Colonel Elgin wurde von dem Komplott unterrichtet und angewiesen, zum Schein darauf einzugehen. Geheimbeauftragte der Armee und Agenten des FBI sollten die Falle zuschnappen lassen, wenn Colonel Elgin auf den gefälschten Befehl hin im Hotel McAlpin auftauchte. Dazu kam es nicht. Als Pheiffer Crowns Brief mit den Einzelheiten erhielt, den MI5 kopiert und dann weitergeschickt hatte, kablete er sofort an Schlüter in New York und verbot das unsinnige Komplott; er wies den Steward an, unverzüglich zu dringenden Besprechungen nach Bremen zurückzukehren. Die Ungeheuerlichkeit von Rumrichs Plan machte ihn skeptisch und jetzt suchte er nach Wegen, Rumrich völlig auszuschalten, ehe es zu spät war.

Während Schlüters Abwesenheit entschloss sich Rumrich, seinen anderen grossen Plan zu verwirklichen, der es ihm ermöglichen sollte, die fünfzig Pässe zu beschaffen. Er unterlag dabei einem Missverständnis. Was Pheiffer wünschte, waren unausgefüllte Pässe, nicht Passantragsformulare, wie Rumrich den von Schlüter übermittelten Auftrag offenbar verstanden hatte. Pässe waren schwer zu beschaffen. Die Anträge waren lediglich Formulare, die ausgefüllt werden mussten, wenn man die Ausstellung eines Passes beantragte, und diese Formulare standen jedem zur Verfügung, der sie verlangte. Rumrich war der Unterschied nicht bekannt. Er war entschlossen, die Formulare zu beschaffen. Schliesslich entschied er sich, sie selbst in der New Yorker Stelle der Passabteilung des State Department im Sub-Treasury Building abzuholen.

Inzwischen schrieb man den 14. Februar 1938, sechs Wochen waren vergangen, seit Schlüter Rumrich aufgefordert hatte, die Pässe zu beschaffen. Am Morgen rief er bei seiner Arbeitstelle an und erklärte, er sei zu krank, um zur Arbeit zu kommen. Er ging den ganzen Weg ins Stadtzentrum zu der Ecke Wall Street und Pine Street zu Fuss, in der Absicht, die Formulare persönlich abzuholen. Vor dem Sub-Treasury Building bekam er jedoch kalte Füsse. Statt das Haus zu betreten, fuhr er mit der U-Bahn zur Grand Central Station, von wo er Ira F. Hoyt, den Leiter der New Yorker Passstelle anrief. Er gab sich als «Edward Weston, Unterstaatssekretär» aus und forderte mit herrischem Ton, dass Hoyt ihm fünfunddreissig «Passformulare» ins Hotel Taft schicken solle, wo er, wie er sagte, in der Halle darauf warten würde. Der Anruf war Hoyt rätselhaft. Er kannte keinen Unterstaatssekretär, der Weston hiess; er verstand auch nicht, dass der Anrufer Antragsformulare haben wollte, ein Formular, das jeder erhalten konnte. Er benachrichtigte die Fremdenpolizei in New York und alar-

mierte den Sicherheitsbeamten des Aussenministeriums T.C. Fitch. Gemeinsam bereiteten sie ein Päckchen für Mr. Edward Weston vor und liessen es durch einen Boten überbringen, der von Fitch und zwei New Yorker Kriminalbeamten beschattet wurde. Doch Rumrich war nirgendwo im Hotel zu finden. Bei dem misstrauischen Ton von Hoyts Stimme war ihm unbehaglich geworden; er hielt es für besser, das Päckchen, das der Bote beim Empfang im Hotel hinterlassen sollte, von jemand anderem abholen zu lassen.

Und damit begann eine Jagd, die einem Kolportageroman entstammen könnte. Rumrich rief zunächst bei der Niederlassung des Botendienstes der Western Union in Grand Central Station an und beauftragte den Angestellten, einen Boten ins Taft zu schicken, um das Päckchen abzuholen. Eine Stunde später rief er wieder an, diesmal von Bronx aus, um zu erfahren, ob sie für Mr. Weston ein Päckchen aus dem Hotel Taft hätten. Die Antwort lautete nein. Er wartete bis zum Mittag des nächsten Tages und rief dann wieder bei der Western Union an. Diesmal teilte ihm eine weibliche Stimme mit, dass ein Päckchen für ihn da sei. Rumrich bat darum, dieses Päckchen in der Filiale der Western Union in der Varick Street abzugeben, damit er es dort in einer halben Stunde abholen könne. Dann bezog er vor der Niederlassung in der Varick Street Posten und wartete auf einen Boten von Grand Central Station. Es kam niemand. Rumrich wollte immer noch nicht aufgeben. Um drei Uhr nachmittags rief er ein in der Hudson Street gelegenes Lokal an und bat die Frau, die sich meldete, ein Päckchen für Edward Weston entgegenzunehmen. Um vier Uhr rief er bei der Western Union in der Varick Street an und erfuhr, dass das Päckchen endlich eingetroffen war. Er sagte dem Angestellten, er solle es in das Restaurant weiterleiten. Nach fünfzehn Minuten, während er an der Bar ein Bier trank, sah er einen uniformierten Boten mit dem Päckchen kommen. Er überlegte es sich noch einmal. Statt das Päckchen von der Frau zu fordern, die den Empfang quittiert und für die Kosten bezahlt hatte, verliess er die Bar und ging bis zur Ecke der Hudson Street, wo er einen ballspielenden Jungen aus der Umgebung bat, das Päckchen aus der Bar für ihn abzuholen. Als er das Päckchen dann von dem Jungen entgegennahm, hielten die beiden Beamten von der Fremdenpolizei ihn an und forderten ihn auf, mit ihnen in das Polizeirevier in der Lafayette Street zu kommen. Ihnen war nicht ganz wohl dabei, denn was war schliesslich schon dagegen einzuwenden, dass er etwa drei Dutzend Passantragsformulare entgegennahm? Die Beamten stellten ihm nur Routinefragen, und es hatte den Anschein, als ob es Rumrich möglich wäre, sich aus seiner prekären Lage herauszureden. Doch dann riefen die Beamten Fitch an, der mit einem anderen Sicherheitsbeamten des Aussenministeriums, L. Clifford Tubbs, sofort kam. Sie verhörten ihn vom 16. bis zum 18. Februar 1938 in den Büros der Passabteilung.

Erst am Morgen des 17. Februar erfuhren diejenigen, die das grösste Interesse an



Rumrich hatten, dass er vor zwei Tagen festgenommen worden war. Sie entnahmen es den *Daily News*, die eine verworrene Meldung brachten, nach der der Mann, der versucht hatte, Passantragsformulare zu beschaffen, offensichtlich ein Verrückter war. Erst nach zwei Tagen wurde Rumrich an das FBI am Foley Square übergeben.

Am Samstag, den 19. Februar, um drei Uhr nachmittags, kam endlich Licht in das Dunkel. Als Special Agent Leon G. Turrou vom FBI Rumrich plötzlich einige der mit «*Crown*» unterschriebenen Briefe vor die Nase hielt, gestand dieser sofort.

Pheiffer in Bremen erfuhr von Rumrichs Entlarvung erst am 27. Februar, dem Tag, nach dem das FBI die Verhaftung öffentlich bekanntgegeben hatte. Aber er wusste nicht, worüber Rumrich gestolpert war. Viele Jahre später, als ich mit ihm über den Fall sprach, meinte er, es sei bei Rumrichs Versuch geschehen, Colonel Elgin auszurauben. «Er war auf die idiotische Idee gekommen», sagte Pheiffer zu mir, «einen hohen Offizier der amerikanischen Armee zu einer fiktiven Zusammenkunft zu locken, um so den Mobilisierungsplan seiner Einheit und den Lageplan seines Forts von ihm zu bekommen. Der Offizier kam zu der Verabredung, aber das FBI kam auch.» Darin irrte sich Pheiffer, aber er hatte recht, als er hinzufügte: «als Rumrich festgenommen wurde, verriet er sofort die Namen und Adressen aller anderen Mitarbeiter in Karl Schlüters Ring.»

Rumrichs Festnahme hatte anscheinend enorme Auswirkungen. Dabei wurde auch die Existenz von Wilhelm Lonkowski entdeckt, wenn es auch erst drei Jahre nach seiner gelungenen Flucht geschah. Zwei seiner wichtigsten Helfer, Otto Hermann Voss und Werner Georg Gudenberg, die unter der Oberaufsicht von Dr. Griebel ihre Tätigkeit fortgesetzt hatten, wurden ebenso entlarvt wie Griebel selbst. Das phänomenale Kuriersystem der Abwehr, das Pheiffer 1935 geschaffen hatte, wurde mit der Kompromittierung von Schlüter und der Verhaftung seiner Freundin Johanna Hofmann, die in seiner Abwesenheit das Nachrichtenmaterial beförderte, sehr geschwächt.

Canaris liess Pheiffer nach Berlin kommen, damit er sich für das Missgeschick rechtfertige; Pheiffer nahm alles auf die leichte Schulter und erklärte Canaris, das er eigentlich froh sei, Rumrich, diesen «Windbeutel», dem er niemals getraut habe, endlich los zu sein. Canaris war dadurch nicht zu überzeugen. Zunächst beliess er Pheiffer auf seinem Posten. Dann aber brachten ihn zwei Ereignisse zu der Ansicht, dass er diesen Agenten nicht länger nutzbringend verwenden könnte.

Im Oktober 1938 kam Rumrichs Fall in New York vor Gericht, und der Prozess zeigte der Abwehr einige der Auswirkungen, die sich aus seiner Entlarvung ergaben. Es zeigte sich, dass Pheiffer in seiner Arbeit nachlässig geworden war und durch seine Sorglosigkeit die Operationen in den Vereinigten Staaten blossgestellt hatte. Zwar hatte er Canaris versichert, dass Rumrich ihn nur unter dem Decknamen N.

Spielmann kenne und ihm seine Position im deutschen Geheimdienst nicht bekannt sei; ergab sich jedoch, dass andere Mitglieder in diesem Ring ihn als Korvettenkapitän Pheiffer, den Einsatzleiter der deutschen Agenten in Amerika, kannten. Der Grand Jury, die die verhafteten Mitglieder der Agentennetze von Rumrich und Griehl schuldig sprach, lagen auch genügend Beweise vor, um gegen Pheiffer einen Schuldspruch in absentia zu fällen.

Canaris ordnete ein Revirement an der Spitze der Sektionen an, die für die Tätigkeit in den Vereinigten Staaten verantwortlich waren. Pheiffer wurde an einen anderen Ort versetzt und erhielt künftig nur noch idiotensichere Aufträge.

Pheiffer traf dieser Schlag schwer. Sogar noch als ich ihn aufsuchte, weigerte er sich, Canaris darin zuzustimmen, dass die Zerschlagung der Ringe von Rumrich und Griehl die Abwehr in Amerika schwer geschädigt hatte. Leon Turrou hat inzwischen ein Buch über den Fall herausgebracht (wofür er von Direktor Hoover sofort aus dem FBI entlassen wurde). Aber Pheiffer zeigte sich durch diese Enthüllung unbeeindruckt. «Es liest sich zwar recht spannend», sagte er zu mir, «aber das Buch zeigt doch lediglich, wie wenig das FBI über unsere Operationen in Erfahrung gebracht hat. Tatsache ist doch, dass es nur die nebensächlichen Aktivitäten gewisser Dilletanten unter unseren Agenten war, die nur Nachrichten von geringem oder ohne jeden Wert lieferten.»

Nach den Prozessakten und besonders nach Turrous «Enthüllungen» zu urteilen, gewann das FBI kaum echte Einsicht in das Nervenzentrum. Die Abwehr (die Turrou ständig mit der Gestapo verwechselt), wurde verschwommen als so etwas wie «die Nationale Geheim-Abwehr» bezeichnet. Wichtiger noch war das Unvermögen des FBI in diesem Stadium, in den Kern des Abwehr-Rings in den Vereinigten Staaten einzudringen. Pheiffer rühmte sich später, seine wirkliche Organisation sei völlig unbeschädigt geblieben. Und das galt auch für die von Major Ritter. Wenn Rumrichs Debakel überhaupt eine Folge gehabt hatte, dann die, dass die Abwehr ihre Sicherheitsmassnahmen verschärfte. Das tat sie mit so ausgezeichneten Ergebnissen, dass sie, wie wir sehen werden, drei Jahre lang und in manchen Fällen noch länger unerkannt weiterarbeitete.

Für den Augenblick jedoch verlor die Abwehr das Interesse an den Vereinigten Staaten. Es kam eine Periode der Spannungszeit. In Europa gab es viel mehr zu tun.

Zur Zeit, als in Amerika der Fall Rumrich die Öffentlichkeit beschäftigte, bereitete sich die Abwehr für die bevorstehende Annexion Österreichs und die sich abzeichnende Sudetenkrise vor. Im Westen verlagerte sich das Schwergewicht auf Frankreich, denn es war zu erwarten, dass die Franzosen nicht tatenlos zusehen würden,

während Hitler die Tschechoslowakei, ihren Hauptalliierten in Mitteleuropa, zerschlug.

Dann erschien ganz plötzlich, nun endlich als ein legitimes Ziel, England am Horizont. Schon 1936 hatte Hitler teilweise den Bann gegen die Spionage in England aufgehoben. Dann erklärte er Canaris, dass er trotz Chamberlains Politik des Appeasement von nun an nach eigenem Belieben handeln könne, soweit es das britische Empire betraf.

## Grossbritannien im Brennpunkt

### *Reise ins Gefängnis Brixton*

Wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, als Sir Augustus Francis Andrew Thorne lediglich Lieutenant bei den Grenadier Guards war, gab ihm jemand im Kriegsministerium ein Fahrrad und schickte ihn damit nach East Anglia, um dort die Hindernisse zu inspizieren, die eine deutsche Expeditionstreitmacht aufhalten könnten. Die Möglichkeit einer Invasion der Deutschen war weit hergeholt, und der Auftrag an den jungen Thorne war eine reine Routinemassnahme. Aber wo er auch über die staubigen Strassen von Norfolk und Suffolk fuhr, überall sah er Touristen, die in grossen Automobilen an ihm vorbeirasteten. Das waren deutsche Generalstabsoffiziere in Zivil, die mit einer Studie beauftragt waren, deren Thema eine verblüffende Ähnlichkeit mit der Lieutenant Thornes aufwies.

Während dieser sorglosen Jahre erwiesen die Grossmächte Europas ihren Generalstabsoffizieren gegenseitig Gastfreundschaft. Diese Offiziere sammelten Informationen für Vormarschpläne. Es waren kurze, flüchtige Reisen, die von einem stillschweigend geschlossenen Gentleman Agreement gedeckt wurden. Sie ergaben nur oberflächliche Informationen, aus denen die Touristen sich zusammenreimen mussten, welche Geheimnisse ihre Gastgeber wohl vor ihnen verborgen halten wollten. Bedeutete das, dass die Deutschen, die anderswo eine unersättliche Neugier zeigten, glaubten, sie könnten auf Spione in England verzichten? Nicht ganz. Die geheimen Interessen der Deutschen in England begannen um die Jahrhundertwende, als der aggressive Imperialismus und die ehrgeizige Flottenpolitik des Kaisers eine Ära des aktiven deutschen Spionagewesens in der ganzen Welt einleitete.

Die Beobachtung Grossbritanniens wurde dem geheimen Meldedienst des Admiralstabs unter der Leitung von Kapitän Joachim Tappen übertragen. Von seinem Dienstsitz in Wilhelmshaven aus überwachte er sechszwanzig ständige Agenten auf festem Posten zwischen Scapa Flow und Land's End. Das war «die trübselige Prozession von Spionen», wie Sir Basil Thomson von Scotland Yard sie in seinen Memoiren verächtlich nannte. Sie hatten das Pech, gegen zwei der erfolgreichsten Spione-Jäger aller Zeiten operieren zu müssen – Sir Basil, dessen Criminal Investigation Division bei Scotland Yard das Exekutivorgan des britischen Sicherheitsdienstes war, und Major Vernon Kell, den Gründer und Leiter von MI5, dem Büro, das

die britische Regierung 1909 innerhalb der Nachrichtenabteilung des Kriegsministeriums eingerichtet hatte, um die Spionageversuche fremder Mächte zu vereiteln.

Das hatte zur Folge, dass Kapitän Tappens Spione den Briten so gut bekannt waren, dass es nur fünf der ursprünglich eingesetzten Agenten gelang, am 5. August 1914, dem Tag der auf den Ausbruch des Ersten Weltkriegs folgte, der Festnahme zu entgehen. Während des Krieges schaffte es nur ein einziger deutscher Agent, der scharfen Überwachung durch Thomson und Kell zu entgehen – Jules Silber, ein stiller Südafrikaner österreichischer Abkunft, der in Grossbritannien als Zensor arbeitete.

Nach dem Krieg war England gegenüber deutschen Schnüffeleien praktisch immun, jedenfalls bis zum Sommer 1932, als Norman Baillie-Stewart, ein törichter junger Leutnant bei den Seaforth Highlanders, sich an die Deutschen als Spion verkaufte. Seine Tätigkeit als Spion dauerte nur fünf Monate und siebzehn Tage, sie enthüllte aber einige der sehr streng bewachten Geheimnisse der neuen mechanisierten Streitkräfte, der Taktik und der Organisation der gepanzerten Streitkräfte. Baillie-Stewarts unüberlegter Verrat war ein unerwarteter Glücksfall. Als er von MI5 entlarvt wurde, unternahm die Abwehr unter Patzigs Leitung keinen Versuch, einen Ersatz für den ausgefallenen Agenten anzuwerben oder ihn aus den eigenen Reihen zu ersetzen. Dann erliess Hitler sein kategorisches Verbot vom Sommer 1935, das der Abwehr untersagte, in England Spione einzusetzen, solange er versuchte, in irgendeiner Form ein Bündnis mit diesem Land zu erreichen. Der Bann kam zu spät. Inzwischen befanden sich dort schon die ersten der unter dem neuen Regime von Canaris rekrutierten V-Leute.

Jeder, der einmal dem Ritual der Überprüfung durch einen britischen Passkontrolleur bei der Ein- oder Ausreise unterworfen war, weiss, was Spione empfinden müssen, wenn sie in geheimer Mission die Grenzen Englands überschreiten. Die Beamten sind Agenten des Sicherheitsdienstes. Ihre vielbenutzten schwarzen Bücher sind mit Namen unerwünschter Personen gefüllt, die entweder aus dem einen oder anderen kriminellen Grund von Scotland Yard gesucht werden oder MI5 unerwünscht sind. Da diese Listen ausserordentlich umfassend sind, geben sich die nach Grossbritannien reisenden Spione die denkbar grösste Mühe, ihre wahre Identität zu verbergen.

Der Deutsche, der am 29. August 1935 dem Passbeamten in Harwich seine Papiere vorlegte, war gelassen, denn er war überzeugt, dass sich sein Name nicht in der vertraulichen Liste der unerwünschten Personen finden würde. Er reiste unter seinem wahren Namen Hermann Görtz und kam aus Hamburg. Alles, was in seinem Pass über ihn angeführt war und was er dem Passinspektor sagte, entsprach der Wahrheit – ausser dem, was er über den Zweck seiner Reise erklärte. «Ich bin Anwalt für internationales Recht», sagte er, «und gehe nach Cambridge, um dort die englischen

Exportgesetze zu studieren. Aber ich habe noch einen anderen Grund für diesen Besuch. Ich mache Urlaub, um ein Buch zu beenden. Es behandelt eine hanseatische Familie wie die Buddenbrooks, die ihre Ursprünge sowohl in England wie in Deutschland hat.» Görtz zog ein halbfertiges Manuskript aus seiner Aktentasche und zeigte es dem Inspektor. «Nachdem ich den deutschen Teil der Familiengeschichte abgeschlossen habe», erklärte er, «kam ich auf den Gedanken, dass ich den englischen Teil viel besser in der wirklichen Umgebung meiner Geschichte schreiben könnte.»

Der Gummistempel in seinem Pass gewährte dem ersten wichtigen hauptamtlichen Agenten die Einreise, den die Deutschen seit dem Ende des Ersten Weltkriegs in England einsetzten. Er wurde auf die Anforderung von Göring geschickt, der wünschte, dass Görtz nach England gehen sollte, um durch persönliche Beobachtungen eine Kontroverse zu bereinigen, die über eine von dem Nachrichtenstab der Luftwaffe ausgearbeitete Bewertung der Royal Air Force bestand. Als Flieger aus dem Ersten Weltkrieg, der insgeheim 1928 in die «schwarze Luftwaffe» eingetreten war, glaubte Görtz, dass die RAF strategisch offensiv orientiert sei, und dass England eine grosse, gegen Deutschland gerichtete Bomberwaffe aufbaue. Andere dagegen argumentierten, die RAF würde vorwiegend nach defensiven Richtlinien mit dem Schwergewicht auf Jagdbomber entwickelt.

Als sich Görtz erbot, nach England zu gehen, um die Daten zu sammeln, die er zum Beweis seiner Behauptung benötigte, baten mehrere hohe Offiziere unter den Spitzenplanern der Luftwaffe Admiral Canaris, Görtz in die Abwehr zu übernehmen und seine Reise zu arrangieren. Canaris begrüßte den Auftrag. Es war seine grosse Zeit in der Abwehr. Noch wurde er von seiner patriotischen Begeisterung und seinem regen Interesse an seiner neuen Aufgabe getragen. Unter anderen Umständen hätte er nicht gewagt, Hitler zu umgehen, und hätte Görtz abgewiesen. Doch jetzt konnte er den Verstoß mit dem «Notstand» der Luftwaffe rechtfertigen und die Schuld Göring zuschieben, falls irgendetwas schief gehen und Hitler von der Mission erahnen sollte.

Die Qualitäten des Mannes, der für die Mission auserwählt worden war, gaben Canaris Sicherheit. Görtz war ein vielseitiger, hochbegabter Mensch. Er entstammte einer angesehenen hanseatischen Familie aus Lübeck, wo er 1890 geboren und von einer englischen Gouvernante in einer kultivierten und wohlhabenden Umgebung aufgezogen worden war. Nach dem Militärdienst im Ersten Weltkrieg, in dem er auch eine Zeitlang als Vernehmungsoffizier für an der Westfront abgeschossene englische und amerikanische Fliegeroffiziere verwendet worden war, wurde er Rechtsanwalt in Hamburg und vertrat daneben den grossen Elektrokonzern Siemens in Grossbritannien, wohin er oft reiste.

Mit seiner Eleganz und seinem Charme war er ein Vorläufer von James Bond. Er war ein guter Reiter, Schwimmer und Boxer; er war musikalisch, er zeichnete, malte

und schnitzte und schrieb Essays, Kurzgeschichten und Theaterstücke. Darüber hinaus hatte er eine besondere Gabe für Mathematik. Er besass einen ungewöhnlich gut entwickelten Sinn für Topographie. Mit einem Blick auf die Karte, hiess es in seiner Beurteilung, könne er mit der Sicherheit eines Schlafwandlers seinen Weg durchs Gelände finden. Seine Aufrichtigkeit und sein hohes Ehrgefühl qualifizierten ihn für die Arbeit als V-Mann im Ausland. Dennoch wurde die Begeisterung von Canaris für diesen Mann nicht von den Leuten geteilt, die für den Erfolg seiner Mission verantwortlich waren und bei einem Versagen dafür zur Rechenschaft gezogen werden konnten. Bei allem Charme und trotz scheinbarer Qualifikation war Görtz ein rastloser und verworrener Geist, der in seinem bürgerlichen Dasein völlig versagt hatte. Tatsächlich hatte er sich in erster Linie deshalb entschlossen, als Spion nach England zu gehen, weil er vor den Schwierigkeiten seines Privatlebens, die jetzt seine bereits brüchige Ehe zu vernichten und ihm als Geschäftsmann mit dem Bankrott drohten, fliehen wollte. Doch Canaris setzte sich durch, und so begab sich dieser fünfundvierzigjährige Abenteurer auf seine Mission. Sie sollte nur einundsiebzig Tage dauern.

Nachdem Görtz die strenge Prüfung des Einreiseinspektors bestanden hatte, begab er sich nach Mildenhall in Kent. Diesen Ort hatte er gewählt, weil er mitten im Zentrum von Anlagen der RAF lag. Von Mrs. Florence E. Johnson mietete er den Bungalow «Havelock» an der Stanley Road in Broadstairs und zog dort am 14. September 1935 ein, um die Arbeit an seinem Buch aufzunehmen. Er wurde von Marianne Emig, seiner Geliebten, begleitet.

Am Morgen nach seiner Ankunft in Mildenhall begann Görtz auf einem nagelneuen Motorrad mit seinen Nachforschungen. Sein erster Ausflug führte ihn nach Manston, wo Marianne sofort ihre kurze Karriere als *femme fatale* begann, indem sie mit einem jungen Flieger namens Kenneth Lewis eine oberflächliche Freundschaft schloss. Während Görtz Zeichnungen von dem Flugplatz anfertigte, holte Marianne aus Kenneth Informationen heraus. Jeden Tag fuhren sie zu einem anderen Ort, an dem die RAF Anlagen hatte. Wenn Marianne nicht als Köder fungierte, stand sie für Görtz Schmiere, während er Flugplätze bei Lee-on-the-Solent, Hunstanton, Feltwell, Cardington, Martlesham und an anderen Orten zeichnete. Görtz war von der leichten Arbeit fasziniert und zuversichtlich, dass alles gut gehen werde. Marianne war dessen jedoch nicht so sicher. Ihr Instinkt warnte sie, dass nicht alles so glatt verlief, wie ihr Begleiter glaubte. Sie waren bei ihren Ausflügen nicht mehr allein. Flieger Lewis war an Mariannes Neugier stärker interessiert als von ihrer verführerischen Schönheit bezaubert und hatte sich entschlossen, das ungewöhnlich freundliche Paar, das er abends in «Havelock» besuchte, seinem Vorgesetzten zu melden. Colonel Hinchley Cooke von MI5 wurde mit dem Fall betraut, und er liess Görtz und seine Freundin

überwachen. Drei Detektive des Kent County Constabulary folgten ihnen überall hin, zu den Flugplätzen in East Anglia, Norfolk, Suffolk und Lincoln und sie beobachteten Görtz, wie er die Anlagen zeichnete und fotografierte. Am 23. Oktober, nach der Rückkehr von einem Besuch in Manston, entdeckten Görtz und Marianne, dass sie verfolgt wurden. Einer der Detektive, John Frederick Smith, beobachtete sie hinter einem Busch. Als sie wieder in ihrem Bungalow waren, bestand Marianne in so bestimmtem Ton darauf, sofort abzureisen, dass Görtz es für das Beste hielt, sie nach Hamburg zurückzubringen. Die vierzig Tage seines Spionierens hatten so viel ergeben, dass er beschloss, der Abwehr darüber ausführlich zu berichten.

Aufgrund der Ergebnisse, die Görtz mitbrachte, wurde er in Berlin mit offenen Armen empfangen. Er wurde zu früh gelobt. Seine Wirtin in England, die sich mit ihren deutschen Gästen nicht wohl fühlte und Görtz' Koffer bis zu dessen Rückkehr aufbewahrte, benachrichtigte die Polizei. Colonel Cooke selbst kam in den Bungalow und liess den Koffer öffnen. Darin fand sich genug Material, um Görtz als Spion zu überführen – eine Spezialekamera, ein Tagebuch, in dem er seine Beobachtungen der Flugplätze aufgezeichnet hatte, umfangreiche Notizen militärischer Natur und viele Zeichnungen verschiedener Anlagen der RAF.

Görtz kam am 8. November 1935 nach England zurück und verliess den Kanal-dampfer wieder in Harwich. Inzwischen befand sich sein Name in den schwarzen Büchern der Einreiseinspektoren. Colonel Cooke wurde benachrichtigt, und alarmierte seinerseits Superintendent Webb von der Special Branch bei Scotland Yard. Görtz wurde festgenommen und ihm wurde unter der Anklage, gegen die Official Secret Act verstossen zu haben, vor dem Justice Greaves-Lord der Prozess gemacht.

Zunächst schienen die Engländer den Fall als den plumpen Versuch eines übereifrigen Amateurs anzusehen und waren geneigt, die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen. Doch dann traten zwei Dinge ein. Erstens, in dem Bungalow, den Görtz so unvermittelt verlassen hatte, entdeckte Mrs. Johnson einige verlegte Papiere – eine Durchschrift von Görtz' Antrag auf Aufnahme in die Abwehr und seine Chiffre. Das zweite Ereignis war von viel grösserer Bedeutung, dessen Auswirkungen sich weit über den muffigen Gerichtssaal von Old Bailey, wo Görtz auf der Anklagebank sass, hinaus bemerkbar machten. Zwei Tage, bevor der Prozess abgeschlossen wurde, am 7. März 1936, marschierte Hitler im Rheinland ein.

Die Engländer hatten beabsichtigt, die Vollstreckung des Urteils gegen Görtz auszusetzen und ihn auszuweisen. Jetzt war er durch die Abschriften seiner Abwehropapiere kompromittiert und wurde unter dem Eindruck des Einmarschs in das Rheinland zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. In England war man über dieses gescheiterte Abenteuer eher amüsiert als verärgert, aber Hitler machte es wütend. Es war ein krasser Verstoss gegen seine ausdrücklichen Befehle. Er wiederholte den Bann am 8. Sep-



tember bei einer langen Aussprache auf dem Obersalzberg. Am Morgen nach der Verhaftung von Görtz liess er Canaris in die Wilhelmstrasse kommen und verlangte die unbedingte Befolgung seiner Anordnung. Canaris war von dem Sinn dieses Verbots nicht überzeugt. Unter dem Druck der Luftwaffe und der Kriegsmarine, die geheime Nachrichten über Grossbritannien verlangten, ersuchte er Hitler, ihn wenigstens ein paar Agenten in Grossbritannien einsetzen zu lassen. Hitler blieb eisern, weil er seine Pläne durch Operationen der Abwehr nicht gefährden lassen wollte. Canaris, der die Schuld für die fehlgeschlagene Görtz-Mission der Luftwaffe zuschob, erklärte sich schliesslich mit Hitlers Wunsch einverstanden, und versprach ihm, dass kein V-Mann auf britischem Boden aktiv werden würde.

### *Doppelagent an der Spitze*

Grossbritannien blieb nicht ganz so unbelästigt, wie man aufgrund von Hitlers Verbot und Canaris' Zusicherung hätte glauben können. Seit 1933 konkurrierten verschiedene nationalsozialistische Organisationen mit dem Auswärtigen Amt und der Abwehr. Sie überschwemmten London mit ihren Abgesandten, deren eingeschworenes Ziel es war, die Briten auf Hitlers Seite hinüberzuziehen. Während die meisten dieser Emissäre offen als Propagandisten auftraten, operierten viele auch getarnt als Sammler von vertraulichen politischen und militärischen Informationen.

Alfred Rosenberg, der Mythologe des Nationalsozialismus, versuchte sich durch sein eigenes Aussenpolitisches Amt auf dem Gebiet der Diplomatie. In England agierte er durch einen ehemaligen Marineleutnant namens A.D. Obermüller und einen Baron William de Ropp, einen weltgewandten politischen Abenteurer.

Durch diese eifrigen Abgesandten gewannen die Deutschen Hunderte von Anhängern auf den britischen Inseln. Viele waren prominente Persönlichkeiten, die aufgrund ihres hasserfüllten Argwohns gegenüber Juden und ihrer Kommunistenfurcht mit den Nationalsozialisten sympathisierten. Sie waren in verschiedenen, dem Anschein nach respektablen Organisationen zusammengeschlossen wie der Anglo-German Fellowship und The Link, oder sie kamen in so angesehenen Häusern wie dem der Lady Astor zusammen. Die wie Pilze aufschliessenden faschistischen Parteien und Klubs von Rechtsextremisten, die sich im Ruhm von Mussolini und Hitler sonnten, zogen politische Abenteurer an, überraschenderweise aber auch so angesehene Männer und Frauen wie Major General J.F.C. Fuller, Admiral Sir Barry Domville, Vice Admiral R. St. P. Parry und Vice Admiral G.B. Powell, die Viscountess Downe und Lady Pearson, Sir Lionel Haworth, einen früheren Beamten des Indischen Dienstes, Ralph Gladwyn Jebb, Brigadier R.G.D. Blakeney und den 12<sup>th</sup> Duke of Bedford.

Die Nationalsozialisten unterwanderten die Organisationen Fellowship und The Link durch Geheimagenten, die versuchten, diese Vereinigungen zu Propagandastellen und Nachrichtenquellen umzuwandeln. Rosenberg behauptete, seine Organisation hätte Kontakte zu Schlüsselfiguren des Establishments, darunter zu einem Captain Fyans, in Rosenbergs Akten als Adjutant des Duke of Connaught bezeichnet, einem Colonel MacCaw, von dem es heisst, er sei dem Anschein nach ein Privatmann, de facto jedoch ein vertraulicher Berater des Kriegsministeriums, zu einem Mann namens Badlow, der als der Privatsekretär des früheren Premierministers Ramsay MacDonald hingestellt wurde, und zu jemandem, den man mit der für Rosenberg typischen Ignoranz des britischen Protokolls Sir Cunningham nannte.

Rosenberg war baltischer Abstammung. Er glaubte, er sähe wie ein Engländer aus und versuchte den Eindruck dadurch zu verstärken, dass er Anzüge aus der Saville Row und den unentbehrlichen, fest zusammengerollten Regenschirm trug; er bildete sich ein, ein besonderer Experte für die Briten zu sein. Er war jedoch völlig von dem Rat de Ropps abhängig, und der Baron, der von seinem Job gut lebte, bluffte ihn ebenso oft wie er ihm sachlich korrektes Material lieferte.

Baron William S. («Bill») de Ropp war einer der mysteriösesten und einflussreichsten Geheimagenten in einer Zeit, in deren politischen Unterströmungen Charaktere seiner Art gediehen. Er war ein grosser, schlanker, blauäugiger «arischer Typ» und wurde 1877 in Litauen als Sohn eines vermögenden baltischen Grundbesitzers geboren. In Deutschland aufgewachsen zog er 1910 nach England. Nach seiner fünf Jahre später erfolgten Naturalisierung wurde er Offizier im Wilshire Regiment, wurde dann ins Royal Flying Corps versetzt, wo er als Ballonbeobachter und Verhöroffizier für deutsche Kriegsgefangene eingesetzt wurde. Mit Rosenberg kam er durch eine Reihe alter Bekannter in Deutschland in Verbindung. Zu seinen Freunden gehörte der prominente nationalsozialistische Journalist Arno Schickedanz, ein Balte wie er selbst, der für den *Völkischen Beobachter* arbeitete, dessen Chefredakteur Rosenberg war. Schickedanz stellte den ersten Kontakt zwischen de Ropp und Rosenberg auf eine sehr flüchtige Weise her – im Restaurant des Anhalter Bahnhofs, wo Rosenberg auf den Zug nach München wartete. Aus dieser offensichtlich sehr oberflächlichen Begegnung ergab sich dann de Ropps erstaunliches Eindringen in die höchsten Kreise der Nationalsozialisten.

Der Baron und seine bezaubernde englische Frau Jimmy zogen nach Berlin in eine elegante Wohnung am Kurfürstendamm, wo sie für ihre Gastfreundschaft berühmt wurden. Es dauerte nicht lange, bis sie sich in der Spitze der nationalsozialistischen Gesellschaft eingemischt hatten. Rosenberg stellte sie Hitler vor, der sofort eine Zuneigung zu dem verbindlichen, gut informierten Balten aus London fasste. Hitler, der ihn als seinen vertraulichen Berater in britischen Fragen heranzog, umriss ihm seine

grandiosen Pläne und vertraute ihm sogar einige seiner Absichten an, ein Vertrauen, dass kein anderer Ausländer in diesem Umfang genoss. Baron de Ropp wurde Hitlers Hauptagent für die deutsch-englische Annäherung. Er trat als Hitlers Sprachrohr gegenüber einflussreichen Engländern auf, die Hitler erreichen und für sich gewinnen wollte. Er brachte viele seiner prominenten Freunde nach Deutschland, so zum Beispiel verschiedene Peers, wie er sich rühmte, zwei Generäle, einen Admiral, eine Anzahl Journalisten und einen Geistlichen.

Innerhalb kurzer Zeit hatte sich Bill de Ropp als Rosenbergs englischer Agent mit direkten Verbindungen nach Whitehall und den Buckingham Palace auf der einen und Hitler auf der anderen Seite fest eingewurzelt. War er ein Doppelagent? Die einzige Person in der Wilhelmstrasse, die ihn eines solchen Doppelspiels je verdächtigte und Hitler vor ihm warnte, war der exzentrische Putzi Hanfstaengl. Als Bill durch Rosenberg von Hanfstaengls Intrige erfuhr, schob er diesen als den «allgemein bekannten Narren» beiseite und bewahrte sich Hitlers Vertrauen.

Während dieser Jahre, in denen viele Engländer mit den Nationalsozialisten verkehrten, war es für de Ropp nicht schwierig, seine Freunde und Bekannten in England um vertrauliche Informationen anzuzapfen und Gefälligkeiten von ihnen zugunsten seiner deutschen Auftraggeber zu erhalten. Dieses ungewöhnliche Verhältnis überdauerte sogar den Kriegsausbruch, als Baron de Ropp in die Schweiz übersiedelte, um seine «Operationen» von neutralem Boden aus fortzusetzen. Mehrmals während des Krieges wurde er von Hitler zu Beratungen nach Berlin berufen.

In Alfred Rosenbergs geheimen Papieren fand ich interessante Unterlagen für sein ehrgeizigstes Unternehmen – den Versuch, hinter dem Rücken des britischen Außenministeriums eine enge Zusammenarbeit zwischen der Royal Air Force und der damals noch illegalen Luftwaffe zu arrangieren. Das von Baron de Ropp eingeleitete Komplott wuchs ihm aber bald über den Kopf und wurde schliesslich von Rosenberg übernommen.

Auf der Suche nach einem geeigneten Gebiet für de Ropp, hatte Leutnant Obermüller entdeckt, dass der Generalstab der Luftwaffe in den aufstrebenden Militärkreisen der interessanteste Abnehmer für Geheiminformationen aus England war. Er unterrichtete de Ropp, ihn in den Kreis einzugliedern und die Informationen zu sammeln, die die Luftwaffe wünschte, aber dem Anschein nach durch keinen der regulären Nachrichtendienste erhalten konnte. Als Staatssekretär Erhard Milch vom deutschen Luftfahrtministerium, der organisatorische Genius der geheimen Luftwaffe, Interesse für das Projekt bekundete, vermittelte de Ropp eine Verbindung zu einem seiner Bekannten, einem Offizier der RAF im Ruhestand, den er «Major W.» nannte und der noch Verbindungen zum Stab der RAF zu unterhalten schien. Dieser Bekannte war Squadron Leader Frederick William Winterbotham, eine mysteriöse Erscheinung in den Klubs um die St. James' Street.

Freddy Winterbotham, Jahrgang 1897, war, wie er es nannte, «unter normalen Verhältnissen in einem schönen Teil der Cotswolds aufgewachsen», wo er «reiten und jagen, schießen und fischen, Cricket und Golf spielen lernte». Im Alter von siebzehn Jahren, nach einer Weltreise (in deren Verlauf er ein Anhänger der Chicago White Sox wurde), trat er bei der Royal Gloucestershire Hussars Yeomanry ein und ging dann zum Royal Flying Corps über. Seine Laufbahn als Flieger im Ersten Weltkrieg kam zu einem abrupten Ende, als er im Juli 1917 über den deutschen Linien abgeschossen wurde und die nächsten achtzehn Monate in einem deutschen Kriegsgefangenenlager verbringen musste.

Nach dem Krieg ging er mit einem juristischen Diplom in Oxford in die Landwirtschaft und züchtete bis 1929 Schweine, als die Depression ihn zwang, nach anderer Arbeit zu suchen. Er fand sie in der RAF, wo er «Sonderbeauftragter» im Luftstab wurde und unter Group Captain K. C. Buss arbeitete. Da Buss der Nachrichtenchef war, nahm Bill de Ropp an, sein Freund Freddy sei in irgendeiner Weise mit einer Geheimtätigkeit betraut. Das war er auch. Er war von Admiral Hugh Sinclair als Leiter der Luftnachrichten des Secret Intelligence Service eingestellt worden und sollte ferner Verbindungsoffizier zur Nachrichtenabteilung des Luftstabes sein. «Es war eine vorzügliche Tarnung», sagte Winterbotham zu mir, als ich ihn im Sommer 1971 auf seiner Farm in Devonshire aufsuchte. «Ich wurde in der Air Force als Mitglied des Luftstabes geführt. Ich hatte ein kleines Büro im Luftfahrtministerium im Adastral House, das hauptsächlich von den Aktenschränken anderer Leute gefüllt wurde, und ich wurde dort oft gesehen.»

Genau genommen war die Verbindung Winterbotham-de Ropp kein Zufall. Dem Squadron Leader war die Annäherung seines Freundes willkommen. Er hoffte auf eine Möglichkeit, sich die Deutschen zu verpflichten und auf diese Weise so viele Informationen wie möglich über die Geheimnisse der neuen Luftwaffe zu erhalten. Unter diesen Umständen stiess de Ropp auf keine besonderen Schwierigkeiten. Winterbotham gab sich die grösste Mühe, mit den grossen Zielen des Dritten Reichs zu sympathisieren. Er sprach sich für die Wiederaufrüstung in der Luft als ausgleichenden Faktor in den von den französischen und sowjetischen Streitkräften beherrschten Machtverhältnissen in Europa aus. Diese Verbindung erschien von Anfang an so vielversprechend, dass Leutnant Obermüller in aller Eile nach London reiste, um Ropps interessanten Freund zu treffen und ferner Squadron Leader Archibald R. Boyle von den Luftnachrichten zu begegnen, mit dem Winterbotham ihn bekannt machte.

Kurz darauf war Winterbothams Jahresurlaub fällig, und er nahm Obermüllers Einladung an, diesen Urlaub in Deutschland zu verbringen. Er traf am 27. Februar 1934 in Berlin ein und wurde von Rosenberg ins Schlepptau genommen, der ihn tri-

umhierend Milch, Generalmajor von Reichenau, dem pro-nationalsozialistischen Organisator der Reichswehr, vorstellte und Bruno Loerzer, einem Jagdflieger-As aus dem Ersten Weltkrieg, der jetzt den Deutschen Luftsportverband leitete, eine der Tarnorganisationen der noch «Schwarzen Luftwaffe». Er kam auch mit Rudolf Hess und – als Höhepunkt dieses Urlaubs – mit Hitler selbst zusammen, dem er, wie Rosenberg in seinem Tagebuch vermerkt, die Grüsse britischer Flieger brachte. Das war keine inhaltsleere Geste, denn das Air Ministry hatte sowohl unter Lord Londonderry als auch unter Lord Swinton eine Zeitlang die Befürworter einer Appeasementpolitik in Grossbritannien angeführt. Die Luftfahrtpolitiker traten für eine Verständigung mit der nationalsozialistischen Regierung ein.

Die Briten suchten die «Verständigung» um den Preis der Duldung dessen, was sie als das nicht wieder rückgängig zu machende Wachstum der deutschen Luftmacht erkannten. Sie waren alarmiert und hofften, dass irgendein Arrangement mit den Deutschen den für England gefährlichen Trend dieser Entwicklung entschärfen würde.

Am 6. März 1934, nach einem sehr erfolgreichen Aufenthalt, kehrte Winterbotham nach London zurück, begleitet von Loerzer, den er in britischen Luftfahrtkreisen – sowohl beim Ministerium als auch in der Industrie – einführen sollte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin berichtete Loerzer Rosenberg, dass Winterbotham dem englischen Luftstab über seine Beobachtungen in Deutschland einen begeisterten Bericht geliefert hätte. Er hatte Loerzer mit einem gewissen Captain Kenneth Bartlett bekanntgemacht, dem Leiter der Aussenhandelsabteilung der Bristol Aircraft Company, der sein Interesse, mit der illegalen deutschen Luftwaffe Geschäfte unter dem Ladentisch abzuschliessen, ausgesprochen hatte.\*

Baron de Ropp verkehrte weiter mit Squadron Leader Winterbotham, um die Durchdringung des Air Ministry zu vertiefen. «Der Kampf um England wird forgesetzt», schrieb Rosenberg am 11. Juli 1934 in sein Tagebuch, wo er verzeichnete, dass sein Mann Obermüller wieder in London gewesen, von Winterbotham betreut worden war und sehr produktive Gespräche mit dem Luftfahrtminister Lord Londonderry und Major Boyle vom Nachrichtenstab geführt hatte.

Leutnant Obermüller kehrte von dieser Reise mit einem sehr verlockenden Vorschlag zurück. Pro-deutsche Kreise im britischen Luftministerium, berichtete er Rosenberg, bemühten sich darum, dass Winterbotham in Berlin als Luftfahrtattache eingesetzt würde. Er sollte den Group Captain Francis Percival Don ersetzen, der, wie

\* Das war nicht so ungewöhnlich, wie es den Anschein haben mag. Selbst als die Abrüstungsklauseln des Versailler Vertrags noch in Kraft waren, boten britische Rüstungsbetriebe ihre Waren in Deutschland zum Kauf an, einschliesslich solcher Waffen, die durch den Friedensvertrag ausdrücklich verboten waren.

Obermüller sagte, nicht die geringste Ahnung davon hätte, was vorgehe und überdies dem britischen Luftstab sehr ablehnend eingestellte Berichte schicke.

Winterbothams Ernennung wurde in London vereitelt. Er konnte seinen deutschen Freunden jedoch versichern, dass ein neuer Mann nach Berlin geschickt werden würde, dem die Deutschen vertrauen und überall herumführen könnten. Als Gegenleistung würde er gleichartige Rundfahrten in England für den deutschen Luftfahrtattaché arrangieren. Group Captain Don wurde abberufen und Flight Lieutenant William Edwin Coope, ein sehr junger Offizier für eine so grosse Aufgabe, als amtierender Luftwaffenattaché entsandt.\*

Die Luftwaffe, die sehr an einer Verständigung mit der RAF interessiert war, ging auf den Handel mit Winterbotham ein. Um alles zu vermeiden, was diese unschätzbare Verbindung beeinträchtigen oder gefährden könnte, und um diese Bemühungen selbst vor Generalmajor Wenninger, dem deutschen Luftwaffenattaché in London geheimzuhalten, wurde in die Botschaft in London in einer zivilen Stellung mit diplomatischer Eigenschaft ein weiterer Offizier eingebaut. Er sollte als unmittelbarer Verbindungsmann zwischen Winterbotham auf der einen Seite und Major Josef («Beppo») Schmid, dem Ic im Luftwaffenführungsstab, auf der anderen Seite dienen. Rosenberg wurde gesagt, eine solche direkte Verbindung sei wünschenswert, um den Nachrichtenweg abzukürzen. Tatsächlich wurde der Offizier nach London geschickt, um Rosenbergs Amateure zu umgehen, die dazu neigten, das Manöver mit Winterbotham übermässig zu dramatisieren.

Im September kam Captain Bartlett von der Bristol Aircraft Company mit einem Empfehlungsschreiben von Winterbotham nach Berlin, um die Möglichkeit von Verkäufen an die Luftwaffe zu erforschen. Bartlett brachte gute Nachrichten mit. Er sagte Rosenberg, dass die RAF bereit sei, der Luftwaffe umfassende Hilfe zugute kommen zu lassen, ohne das Aussenministerium etwas davon wissen zu lassen. Mit dieser Nachricht eilte Rosenberg zu Staatssekretär Milch, stellte aber fest, dass dessen Interesse an dem Projekt sehr nachgelassen hatte. Durch Winterbothams Besuch in Deutschland im März ermutigt, hatte Milch Rosenberg gebeten, für ihn eine Reise nach London zu arrangieren, und Rosenberg wendete sich an de Ropp, um die notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Aber de Ropp gelang es nicht, Begeisterung für den Milch-Besuch zu erzeugen. Er benachrichtigte Berlin, dass ein solcher Höflichkeitsbesuch zu dieser Zeit als inopportun angesehen werde und dass weder der Luftfahrtminister selbst noch sein Stellvertreter Milch empfangen würde, falls er käme. Diese Zurückweisung weckte Milchs Misstrauen gegenüber dem gesamten Rosenberg-de-Ropp-Projekt. Er gab seiner Skepsis offen Ausdruck, als Rosenberg ihm

\* 1939 erfuhr die Stellung eine weitere Anhebung durch die Ernennung von Group Captain John Lyne Vachel, einem vielseitigen Luftfahrtexperten und scharfen Beobachter.

atemlos die überwältigende Nachricht übermittelte, die Bartlett mitgebracht hatte, und stellte die Autorität und die Aufrichtigkeit von Winterbotham in Frage. «Wie können Sie in diesem Punkt Zweifel hegen», entgegnete Rosenberg empört. «Captain Bartlett ist mit einem Empfehlungsbrief von Herrn Winterbotham zu mir gekommen, der auf dem amtlichen Papier des Luftfahrtministeriums geschrieben ist.» «Nun», entgegnete Milch, «ich werde es glauben, wenn Sie mir die schriftliche Bestätigung der Bereitschaft der RAF bringen, mit uns hinter dem Rücken des Aussenministeriums zusammenzuarbeiten, die gleichfalls auf dem amtlichen Papier des Luftfahrtministeriums geschrieben ist.» «Wie können Sie so naiv sein?» empörte sich Rosenberg. Er zeigte Milch den Empfehlungsbrief, den Winterbotham Bartlett gegeben hatte. Selbstverständlich verfügte er nicht über die «Bestätigung», die Milch verlangte.

Danach wurde Winterbotham zum Zankapfel zwischen dem Büro Rosenberg und der Clique Milch. Die Spannungen wegen des Engländers nahmen so zu, dass sich Rosenberg am 18. Dezember 1934 bei Hitler beschwerte, die «Bürokraten» der Luftwaffe verpatzten ihm seine unschätzbare Geheimverbindung zum britischen Luftministerium.

Hitler forderte Göring auf, sich der Sache anzunehmen und erfuhr, dass Milch, weit davon entfernt, die Verbindung zu verpatzen, versuche, sie vor Fehlschlägen zu bewahren. Was in den Händen Rosenbergs und seiner Scharlatane nur dilettantisches Machwerk sei, entwickle sich zu einem aussichtsreichen Unternehmen, das die «Verständigung» zu schaffen versprach, die beide Seiten, wenn auch aus ihren besonderen Gründen, suchten, aber vorwiegend, um sich in einem einmaligen Arrangement zwischen zwei rivalisierenden Luftstreitkräften gegenseitig auszuspiionieren.

Offensichtlich war, dass Aussenseiter wie Rosenberg und de Ropp ihre Brauchbarkeit überlebt hatten. Die Verbindung, die sie auf ihre amateurhafte Weise hergestellt hatten, wurde von Profis übernommen. Squadron Leader Winterbotham blieb bis Ende 1937 an dem Komplott beteiligt.

Ende 1936 schlug das britische Luftministerium formell vor, Informationen über die jeweiligen Einrichtungen auszutauschen, und die Luftwaffe stimmte zu. Einer britischen Delegation, die aus zwei Angehörigen der RAF und zwei Nachrichtenoffizieren bestand, wurde erlaubt, jede wichtige Luftwaffenanlage zu besichtigen. Im Januar 1937 wurde der deutsche Luftwaffenattaché in London, Generalmajor Weninger, im Luftfahrtministerium über den Aufbau der RAF unterrichtet. Darauf folgte der Besuch einer deutschen Delegation unter Leitung von General Milch für weiten Informationsaustausch und eine Rundreise durch Anlagen der RAF. Wie sich herausstellte, war das ein einseitiges Geschäft. Während die Deutschen kaum etwas vor ihren Gästen verbargen, bekamen sie im Vergleich nur Brösel von Informationen. Ihre Zusammenarbeit mit dem Luftfahrtministerium («hinter dem Rücken des Aussenministeriums») war eine Enttäuschung. General Albert Kesselring war über die Dürftigkeit des Austauschs so empört, dass er Milch bei Göring des Hochverrats be-

schuldigte. Jahre später warf Hitler Milch vor, er hätte das Geheimnis des Radar an die Briten verraten.

Dieses gegenseitige Abtasten wurde bis 1937 fortgesetzt, zwei Jahre lang über jenen Märztag im Jahre 1935 hinaus, an dem Hitler offiziell die Schaffung der Luftwaffe verkündete, einen formellen Bruch des Artikels 198 des Versailler Vertrags, der die Aufrechterhaltung von Land- oder Marine-Luftstreitkräften untersagte.\*

Ende 1934 war Rosenberg in der unmittelbaren Folge seiner Beschwerden bei Hitler aus diesem besonderen Spiel ausgeschaltet (und Winterbotham zog sich in den Hintergrund zurück, um seine Erkundigungen über die Luftwaffe auf weniger direkte Weise fortzusetzen).\*\* Doch es gab noch andere Welten zu erobern, die ihn für den Verlust dieser Gebiete entschädigen konnten. Er wandte sich seinem Hobby, der Geheimdiplomatie, zu und konzentrierte sich auf politische Intrigen hinter den englischen Kulissen.

Im Januar 1935 griff de Ropp nach den Spitzen der britischen Gesellschaft, um seinem Förderer Rosenberg durch einen weiteren Triumph zu imponieren. Streng vertraulich benachrichtigte er ihn aus London, dass es ihm gelungen sei, einen Mann zu gewinnen, den er als «den politischen Berater von König Georg V.» bezeichnete und der als vertraulicher Makler der Sache Hitlers «einen direkten Draht zum Buckingham Palace» schaffen sollte, wie Rosenberg behauptete. Diese Verbindung war so delikats und geheim, dass sie in ihren Einzelheiten der Post nicht anvertraut werden konnte. Am 2. Februar reiste der Baron nach Berlin, um Rosenberg persönlich zu berichten. Er enthüllte, dass der Neugeworbene kein Geringerer sei als der Herzog von Kent,

\* 1936 schloss sich ein weiterer Teilnehmer dem Spiel an, der amerikanische Militär- und Luftfahrtattache Colonel Truman Smith, der Winterbotham's Trick nachahmte, als er Colonel Charles A. Lindbergh überredete, seine grosse Popularität in Deutschland auszunutzen, um Einblicke aus erster Hand in die Verhältnisse der Luftwaffe zu gewinnen. Inzwischen hatten die Briten auf diesem Gebiet keinerlei Illusionen mehr. Sie verfügten über zuverlässigere Informationen über die deutschen Luftstreitkräfte und weit weniger emotionell beeinflusste Schätzungen ihrer Stärke und ihrer Möglichkeiten, als Lindbergh nach vier umstrittenen Besuchen im Dritten Reich vorlegen konnte.

\*\* In Erinnerung an seine Verbindung zu Rosenberg und de Roop schrieb Winterbotham später: «Als Folge des erfolgreichen Besuchs von Rosenberg in London (im Spätherbst 1934) entschloss ich mich, die Rolle eines Mannes anzunehmen, der für das ‚Neue Deutschland‘ nicht nur Interesse, sondern sogar eine gewisse Bewunderung empfindet. Das Interessiertsein war leicht, nicht ganz so einfach war es mit der Bewunderung.» Anscheinend hat er jedoch mehr als eine nur milde Begeisterung entwickelt. Das Ausssenministerium, hinter dessen Rücken diese Kontakte unterhalten wurden, kam 1937 hinter dieses Geheimnis und war, wie Winterbotham es formuliert, «nicht darüber erfreut, weder über meinen Besuch noch über die Informationen, die ich erhalten hatte». Er wurde vom Ausssenminister getadelt und erhielt den Befehl, seinen Flirt mit dem Nationalsozialismus ungeachtet seiner ehrenwerten Motive abzubrechen.



der jüngste Sohn des Königs. Er behauptete, verschiedene geheime Zusammenkünfte mit dem Herzog gehabt zu haben, von denen eine, wie er sagte, fast eine ganze Nacht gedauert habe. Rosenberg war so entzückt, dass er sofort in die Reichskanzlei eilte, um Hitler von seinem jüngsten Coup zu berichten.

Aufgrund der Besonderheit dieses Vorfalles bemühte ich mich besonders, Baron de Ropps Darstellung dieser Verbindung nachzuprüfen, und was ich feststellte, bestätigte seine Behauptung nur zum Teil. Der Herzog kam mit de Ropp nach einer vorher getroffenen Vereinbarung zusammen, wohl wissend, dass es sich um einen deutschen Agenten handele. Sie trafen sich jedoch nur ein einziges Mal am 23. Januar 1935, als der Herzog de Ropp bis zum frühen Morgen aufhielt.

Es war jedoch der Herzog, der aus de Ropp Informationen herausholte, und nicht umgekehrt. England hatte sich mit Hitlers Entschlossenheit, Deutschland wieder aufzurüsten, abgefunden, sagte er dem Baron, aber was sollte dann kommen? Was war die wahre Mentalität der neuen Herren Deutschlands? Waren sie aggressive, geborene Unruhestifter, oder konnten sie so weit gezähmt werden, auf den traditionellen politischen und diplomatischen Gleisen zu fahren? Was waren Hitlers Intentionen? Die von Hess? Göring? Goebbels? Was Baron de Ropp dem Herzog erzählte, und wie er die Spitzen der Nationalsozialisten charakterisierte, kann man sich wohl vorstellen, ohne auf ein Protokoll über diese nächtliche Unterhaltung zurückzugreifen. Rosenberg verzeichnete in seinem Tagebuch, dass de Ropp dem Herzog aus seiner Kenntnis berichtete, die auf der persönlichen Erfahrung vieler Jahre beruhte.

Die aufgefundenen Akten sagen nichts darüber aus, ob diese Verbindung weiterentwickelt wurde. Der Herzog war weder ehrgeizig noch machthungrig und somit für ein solches Spiel kein idealer Partner. Soweit festgestellt werden konnte, wurden keinerlei vertrauliche Informationen unmittelbar von dem Herzog von Kent an irgendeinen der Agenten Rosenbergs oder Ribbentrops gegeben, selbst wenn verschiedene ihn als Quelle für Nachrichten angaben, die sie übermittelten. Sein Ruf als «Pro-Nationalsozialist» hielt sich in Berlin noch nach Ausbruch des Krieges. Als er 1940 auf dem Weg nach Amerika bei einem Flugzeugunglück starb, arbeitete Rudolf Likus, der Leiter von Ribbentrops Nachrichtenbüro im Auswärtigen Amt, einen Nachruf auf den Herzog aus, in dem er die unsinnige Behauptung aufstellte, der Unfall sei durch den britischen Secret Intelligence Service herbeigeführt worden, um zu verhindern, dass er die königliche Familie durch seine ausgesprochenen Sympathien für die deutsche Sache noch weiter in Verlegenheit bringe.

Der Herzog mag zwar nur ein Schaustück in Baron de Ropps schillernder Sammlung gewesen sein, andere Engländer erwiesen sich jedoch als entgegenkommender und ergiebiger. Beträchtliche politische und viele militärische Nachrichten gelangten

von ihnen, wie wir noch sehen werden, zu den deutschen Lauschposten in Berlin und London in den Krisentagen, als Hitler solche kritischen Informationen dringend brauchte, um seine Pläne mit Kenntnis der Absichten und Möglichkeiten seiner Gegner zu formen.

Putzi Hanfstaengl hatte selbstverständlich recht. Bill de Ropp spielte sein Spiel in beiden Lagern – ein Doppelagent par excellence. Er war sowohl von den Deutschen wie von Freddy Winterbotham im Interesse des britischen Geheimdienstes für die Rolle auserlesen worden, die der kontaktfreudige de Ropp dann so geschickt spielte. Ropp schien der ideale Mann zu sein, um in Hitlers inneren Kreis einzudringen, und er war der einzige britische Agent, der so hoch und so weit gelangte.

De Ropp war insofern ein bemerkenswerter Doppelagent, als er seinen beiden Auftraggebern mit gleichem Eifer und mit gleicher Loyalität diente. Als ein überzeugter Anti-Kommunist – wie Rosenberg und Winterbotham – sah er in einer Allianz zwischen Deutschland und Grossbritannien gegen die Sowjetunion das Heil Europas. Bis zum Ausbruch des Krieges war er bemüht, Grossbritannien neutral zu halten, um es für den unvermeidlichen Krieg mit der Sowjetunion aufzusparen. Er erwies sich für beide Seiten als Übermittler von Informationen auf höchster Ebene nützlich, hielt Hitler über die Entwicklungen in Grossbritannien unterrichtet und die Briten über manche der phantastischen Pläne und geheimsten Gedanken Hitlers.

Die missglückte Mission von Görtz im Jahre 1935 zeigte allen, wie primitiv der deutsche militärische Geheime Meldedienst in seinen Bemühungen war, die Geheimnisse der britischen Luftwaffe zu ergründen. Im Gegensatz dazu waren die Erfolge der politischen Überwachung Englands bemerkenswert, was in erster Linie auf die Unterstützung, die deutsche Abgesandte von ihren hochgestellten britischen Verbindungsleuten erhielten, zurückzuführen war.

Ihr freiwilliger Beitrag erbrachte 1936 phantastische Dividenden, als Hitler, wie Churchill es ausdrückte, die Jahre des Wühlens im Untergrund der geheimen oder getarnten Vorbereitungen beendete und sich stark genug für die ersten offenen Herausforderungen fühlte oder seine Gegner für zu schwach hielt, sich ihm erfolgreich zu widersetzen.

### *Onkel Richard kontra Onkel Claude*

Als im November 1935 die Mission von Hermann Görtz zusammenbrach, wurde ihr Versagen in der Abwehr als das unvermeidliche Missgeschick eines tapferen Mannes angesehen, der über die Fallstricke seines Berufs gestolpert war. Canaris betrachtete Görtz' «Unfall» als persönlichen Misserfolg und tat alles in seinen Kräften Stehende, um das Geschick seines Agenten zu lindern. Er sorgte für die bestmögliche juristische

Verteidigung und bezahlte sie aus Mitteln der Abwehr. Er genehmigte ferner eine monatliche Unterstützung für Frau Görtz und sogar einen Unterhaltsbeitrag für Görtz' Freundin während der Gefängniszeit des Agenten. Canaris wollte weder Görtz für sein Versagen tadeln, noch den Briten eine Anerkennung dafür zukommen lassen, dass sie ihn gefangen hatten. Er war überzeugt, dass sein Mann von jemandem innerhalb der Abwehr verraten worden war und dass die innere Sicherheit seiner Organisation dringend einer Verschärfung bedurfte. Er schickte nach «Onkel Richard».

Fregattenkapitän Traugott Andreas Richard Protze war im alten Marinennachrichtendienst Spionenjäger gewesen und wurde in der Abwehr das As auf diesem Gebiet. Ein Fuchs unter Füchsen und ein Zyniker mit starken Nerven war er ein alter Profi, der jeden als schuldig betrachtete, selbst wenn die Unschuld des Betroffenen erwiesen schien. Er konnte liebenswürdig und charmant sein. Seine persönliche Diplomatie bestand darin, dass er die abscheulichsten Dinge auf die netteste Weise tat und sagte. Er ging in der Arbeit für den Geheimdienst völlig auf und war vermutlich der einzige leitende Mitarbeiter der Abwehr, der vor nichts zurückschreckte. Als Einzelgänger war Protze unfähig, eine Verantwortung zu teilen oder Arbeit zu delegieren. Während seiner Jahre bei der Abwehr blieb er allein – engagiert, unermüdlich und sich selbst verleugnend auf der einen Seite, exzentrisch, ehfurchtslos und ziemlich fragwürdig auf der anderen. Wenn man nicht den Ehrgeiz hat, für gute Leistungen gelobt zu werden, so sagte er oft, ist es unwahrscheinlich, dass einem Fehler vorgeworfen werden. Dieses Prinzip ermöglichte ihm, eine Reihe von Krisen zu überstehen, da seine Fehler übersehen wurden und seine Verdienste in Erinnerung blieben.

Die Zeit der Görtz-Krise war für Protze ein besonderer Höhepunkt. In der Mitte der Zwanziger Jahre tauchte in Berlin ein junger, eleganter, anscheinend ehemaliger Hauptmann der polnischen Armee auf, Juri de Sosnowsky-Naletz, der sofort zum umschwärmten Liebling der Berliner High Society wurde. Er war ein Spion, dessen verschwenderische Freigiebigkeit von dem polnischen und dem französischen Geheimdienst finanziert wurde. In einem gerissenen Komplott brachte Sosnowsky sich in den Besitz einiger der allergeheimsten deutschen militärischen Geheimnisse, wozu wesentliche Teile der Mobilmachungs- und Aufmarschpläne gehörten.

Ende 1933 kam Fregattenkapitän Protze durch den Tip einer Gräfin Bocholtz, einer Dame der Gesellschaft, die Sosnowskys Liebesabenteuer mit den scheelen Augen einer unbeachteten Frau ansah, dem Polen auf die Spur und setzte ihm ein eigenes Komplott entgegen. Seine Sekretärin, Helena O. C. Skrodzki, seine engste Mitarbeiterin und Geliebte, gewann das Vertrauen einer Schlüsselfigur in dem Komplott – einer ungarischen Tänzerin, die der polnische Hauptmann hatte sitzenlassen. Mit ihrer Hilfe deckte «Tante Lena», wie Helena Skrodzki in der Abwehr genannt wurde,

das Geheimnis Schritt für Schritt auf, bis im Jahre 1934 Sosnowskys gesamte Operation entlarvt werden konnte.\*

Zwar wurde das Verdienst an dem Coup der Gestapo zuerkannt, aber Canaris wusste, dass in Wirklichkeit die Agenten der Abwehr den Lorbeer verdienten. Protzes Nachforschungen gingen viel weiter, als die Gestapo erfahren durfte. Von den amourösen Damen des Reichswehrministeriums abgesehen, entdeckte Canaris, dass auch ein gesellschaftlich angesehenes Mitglied der Abwehr selbst zu Sosnowskys Hauptinformationsquellen gehörte.

Die Entlarvung eines Abwehroffiziers unter den Komplizen des polnischfranzösischen Meisterspions brachte Protze auf den Gedanken, einen eigenen kleinen Geheimdienst zu schaffen, um die Abwehr vor dem Einbruch ausländischer Spione in die eigenen Reihen zu schützen. Er nannte ihn «Hauskapelle». Als Canaris von der Hauskapelle erfuhr, begrüßte er sie als einen brillanten Einfall und billigte sie vorbehaltlos. Die schnelle Ausbreitung der ausländischen Spionage in Deutschland beunruhigte ihn sehr, vor allem auch deshalb, weil er befürchtete, dass diese gesteigerte Spionagetätigkeit gegen Deutschland den Nationalsozialisten den Weg in die Abwehr öffnen würde.

Da die Abwehr keinerlei Exekutivgewalt besass, musste sie sich jedesmal an die Gestapo wenden, wenn es darum ging, einen Verdächtigen festzunehmen. Canaris fürchtete, dass, falls es ihm nicht gelingen sollte, die Flut der ausländischen Spione in Deutschland einzudämmen, Himmler dies zum Vorwand nehmen würde, um die Kontrolle über die Spionageabwehr als ersten Schritt zur Übernahme der gesamten Organisation an sich zu bringen.

Jeder Geheimdienst hat eine Gruppe, die sich darauf spezialisiert, in rivalisierende Spionageorganisationen einzudringen! Doch ohne eine solche Gruppe, die Protze immer wieder vergeblich gefordert hatte, musste er zu dieser Zeit untätig abwarten, bis ausländische Spione auf ihren Posten in Deutschland und sogar in der Abwehr waren, ehe er sich auf ihre Fährten machen konnte. Jetzt wurde eine supergeheime Aktivität in der Abwehr entwickelt, von der nur als «GV» selbst von jenen geflüstert wurde, die wussten, was sich hinter diesen Buchstaben verbarg. Sie bedeuteten Geheimverbindungen, doch es wurde niemals enthüllt, worin diese Verbindungen tatsächlich bestanden.

Protze wurde zum Leiter einer kleinen Gruppe in der Spionageabwehr, die III F (Gegenspionage) genannt wurde, eingesetzt. Seine neue Aufgabe kam in einer besonderen Anweisung zum Ausdruck.

\* Unter den Dokumenten, die Sosnowsky beschafft hatte, befanden sich gewisse Pläne für gemeinsame russisch-deutsche militärische Massnahmen, für den Fall eines polnischen Angriffs.

1. Personen für die Verwendung in speziellen Tätigkeiten im Ausland, für die Überwachung von Spionageverdächtigen und der Aussenstellen und des Personals feindlicher Geheimdienste anzuwerben.
2. Wege und Methoden zur geheimen Durchdringung feindlicher Organisationen zu finden, Einsicht in ihre Methoden zu gewinnen und<sup>^</sup> sich ihrer Pläne und Absichten zu vergewissern.
3. Vertrauliche Kontakte herzustellen, mit deren Hilfe irreführende Nachrichten in feindliche Organisationen eingeschleust werden konnten.

Durchdringung ist der schwierigste und gefährlichste Teil bei der Spionage. Es war ein Auftrag, der die besonderen Talente, die Onkel Richard besass, voraussetzte.

Protze handelte bei dem Aufbau der Gegenspionage schnell und zielstrebig. Hauptmann Adolf von Feldmann von ASt X Hamburg, Architekt von Beruf, aber ein leidenschaftlicher Spionejäger gleichen Formats wie Protze, wurde in diesem Stadium der schwerste Teil des Unternehmens übertragen – das Eindringen in den britischen Geheimdienst.

Um das Jahr 1934, nach Jahren der Stagnation, die durch das Zusammenwirken von Schwierigkeiten im eigenen Lande und peinlichen Fehlschlägen ausserhalb verursacht worden waren, schien der britische Secret Intelligence Service einen bemerkenswerten Wiederaufstieg zu erleben. Das vielversprechende Comeback der ehrwürdigen Institution ergab sich ironischerweise aus einer erbitterten Fehde, die gedroht hatte, die einzige Dienststelle der Regierung lahmzulegen, die autorisiert war, Geheiminformationen aus anderen Ländern mit illegalen Mitteln zu sammeln.

Zu dieser Zeit wurde der SIS von einem ungleichen Triumvirat geleitet. Es bestand aus Admiral Hugh Sinclair, dem CSS (Chief of Secret Service), Colonel Valentine Vivian, einem früheren hohen Beamten der Indischen Polizei, und Colonel Claude Dansey, einem Territorial-Offizier, der nach dem Ersten Weltkrieg den Geheimdienst zu seinem Beruf gewählt hatte. Admiral Sinclair regierte gelassen und überlegen, griff aber so wenig wie möglich mit Befehlen ein, sondern überliess die Abwicklung des alltäglichen Betriebs beim SIS Vivian und Dansey, obwohl er wusste, dass seine beiden Stellvertreter eine leidenschaftliche Abneigung gegeneinander hegten und in einer Fehde verwickelt waren, die den Dienst praktisch lähmte.

Mit Dansey auszukommen war für jeden schwer. Er war ein voreingenommener, eigensinniger, jähzorniger, langweiliger Mensch. Er hatte eine Vorliebe dafür, «sein Gift auf weite Distanz» zu verspritzen, wie Kim Philby von ihm sagte, wobei er sich kurzer bissiger Memoranden bediente, «die ohne jeden erkennbaren Sinn ein Maximum an Verärgerung hervorriefen». Colonel Vivian war ein schlanker und eleganter Mann, der leicht vor den Kopf zu stossen und somit Danseys Lieblingsziel war. Die Beziehung zwischen diesen beiden wurde selbst unter Sinclairs Duldsamkeit so uner-

träglich, dass der im Allgemeinen durch nichts zu erschütternde Admiral eingreifen musste. Er sprach schliesslich ein Hausverbot gegen Dansey aus und erlaubte ihm, nur noch einmal am Tag in sein Büro zu kommen, um seine Post abzuholen. Dansey, der kurz vor der Pensionierung stand und keine Aussicht mehr hatte, anderswo unterzukommen, suchte verzweifelt einen Platz, der es ihm ermöglichte, beim SIS zu bleiben. Er überredete Admiral Sinclair, ihn nach Italien gehen und dort eine Organisation aufziehen zu lassen, deren Ziel es war, Deutschland von Basen auf dem Kontinent aus zu durchdringen. Das Leben in Rom ohne Vivian war behaglich und angenehm, aber Rom war nicht der richtige Ort für die Operation, die er im Sinn hatte. Dansey siedelte in die Schweiz über, wo er innerhalb eines Jahres eine Organisation schuf, die er mit dem ihm eigenen Sinn für das Dramatische «Z» nannte.

Danseys Unternehmen spaltete den Geheimdienst auf dem Kontinent in zwei Teile. Das alte, von Vivian geleitete System setzte seine Arbeit unverändert fort. Es bestand aus einer Reihe von «Stationen», die der Tarnung halber «Passport Control Offices» genannt wurden und den verschiedenen Botschaften und Vertretungen in den wichtigsten Hauptstädten Europas angegliedert waren. Sie wurden von Offizieren des SIS geleitet, die sich Pass Control Officers nannten. Ihre Immunität wurde durch ihre Akkreditierung bei den diplomatischen Missionen, hinter deren Fassaden sie arbeiteten, gewährleistet.

Die Organisation «Z» bestand aus getrennten Einheiten mit ihren eigenen Agenten, ihren eigenen Codes, Chiffren und Verbindungswegen. Sie waren in eigenen Räumlichkeiten untergebracht, die im Allgemeinen als Handelsunternehmen getarnt waren. Danseys arbeitete so unauffällig und seine Sicherheitsvorkehrungen waren so perfekt, dass manche SIS-Chefs keine Ahnung davon hatten, dass eine Parallelorganisation in ihrem Arbeitsbereich tätig war.

1935 war Deutschland von zwei britischen Spionageorganisationen umringt, die es von Wien her über Zürich und Brüssel, Den Haag und Kopenhagen einkreisten. Die Aktivitäten von «Z» machten sich sofort bemerkbar. Der Jahresbericht der Abwehr meldete, dass etwa zehn Prozent aller ausländischen Agenten, die in Deutschland in diesem Jahr gefasst worden waren, einer mysteriösen neuen Organisation angehörten, die selbst Protze nicht hatte identifizieren können.

Nach zweijähriger Tätigkeit gewannen zwei Aussenstellen von «Z» überragende Bedeutung. Die eine war Kopenhagen, die zwei riesige Ringe unterhielt, die tief nach Deutschland hineinreichten – den «Jens Dons»-Ring, dessen Angehörige allein für den Nachrichtendienst zuständig waren, während der andere sich auf Sabotage spezialisierte.

In der Aussenstelle in Den Haag war Payton Sigismund Best Danseys Mann. Best,

ehemals Captain in der britischen Armee, hatte sein ganzes Leben im Geheimdienst gearbeitet. Im Ersten Weltkrieg war er nach Holland gegangen und später als eine Art Hausverwalter für den SIS dortgeblieben. Mit zwei holländischen Partnern machte er ein Import-Export-Geschäft auf und heiratete die Tochter eines Admirals im Ruhestand, Maria Margareta Rees. Er kam gut vorwärts, führte ein offenes Haus und genoss einen guten Ruf für seine exquisite Tafel und seine musikalischen Abendgesellschaften. Er war eine auffällige Erscheinung – der Saville-Row-Typ, komplett mit Monokel und Gamaschen, Bowlerhut und aufgerolltem Regenschirm. Er verstand es, seine Verbindungen zu «Z» zu tarnen und seine Spione im Verborgenen zu halten, obwohl seine Aussenstelle die grösste, tüchtigste und aktivste aller Zweigstellen Danseys war.

Best leitete mehrere Ringe, die untereinander von ihrer Existenz nichts wussten, da ihren Agenten nicht erlaubt wurde, miteinander zusammenzukommen.\* Captain Bests Haus Nr. 19 Nieuwe Uitweg (es grenzte an das Sandsteinhaus, das seinerzeit Mata Hari als deutsche Spionin im Ersten Weltkrieg bewohnt hatte), war dem Namen nach die Hauptniederlassung seiner einträglichen «Continental Trading Company». In Wirklichkeit war es ein reges Spionagezentrum – aber nicht das einzige in Den Haag.

Eine andere geschäftige Aussenstelle war in Nr. 57 Nieuwe Parklaan, einer stillen Strasse an einer der Grachten. Eine blankpolierte Messingplatte bezeichnete es als «His Majesty's Passport Control Office». Hier verfügte Colonel Vivian in entsprechender Weise über Agenten unter der brillanten Leitung von Major Hugh Reginald Dalton, der wie Best im Ersten Weltkrieg Offizier beim SIS gewesen war. Völlig aus eigener Kraft und auf seine bescheidenen Mittel angewiesen hatte dieser einfallsreiche Spionagemeister einen Stab von elf Mitarbeitern um sich versammelt.

Sein Stellvertreter war eine undurchsichtige Erscheinung, an den man sich unter seinem Spitznamen «John», verschiedentlich aber auch als «Augustus de Fremery» und «Captain Jan Hendricks» erinnert. Die Station hatte ein eigenes Funkgerät, das von zwei zum Stab gehörenden Funkern, Inman und Walsh, bedient wurde, die während der hochdramatischen Tage im Herbst 1939 eine gewisse Berühmtheit gewinnen sollten.\*\*

\* Einer wurde nach seinem Organisator und Leiter, dessen Identität immer noch unbekannt ist, «Brijnen» genannt. Ein weiterer hiess «Pfaffenhausen» und ein dritter «Willem II» nach Gerhard Hubert Willems, einem siebenundzwanzigjährigen deutschen Sozialisten, Mechaniker und Sechstagesfahrer. Ein weiterer Ring bestand aus Angehörigen der deutschen Aristokratie wie Felix Graf von Spiegel-Siesenberg und Baron von Gerlach und wurde von einem Agenten in der deutschen diplomatischen Mission in Den Haag geleitet, dem leidenschaftlichen Gegner der Nationalsozialisten Wolfgang Gans Edler Herr zu Putlitz.

\*\* Militärische Nachrichten unterstanden Captain Lionel Loewe, der gleichzeitig der Verbindungsmann der Station zum Nachrichtendienst der niederländischen Armee war. Luftnachrichten unterstanden Squadron Leader J. B. Newhouse. Weitere Mitarbeiter waren der junge

Daltons phänomenaler Erfolg bei der Zusammenstellung einer Mannschaft von Spitzenspionen war zwei seiner Mitarbeiter zu verdanken, die verschiedene Leute zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Namen kannten. Der eine, der unter anderem Zwart, Emmering, Dalmeyer und Frinten genannt wurde, war Adrianus Johannes Josephus Vrinten, ein zweiundvierzigjähriger, ehemaliger Ermittlungsbeamter des Justizministeriums, der noch über bemerkenswerte Verbindungen zu wichtigen Stellen verfügte. Seit 1919 stand er im Dienst der Engländer und betrieb jetzt zur Tarnung ein «Informationsbüro», eine Kombination von privater Detektivagentur und Kreditbüro.

Der andere Mitarbeiter Daltons war der dreissigjährige John William (Jack) Hooper, ein naturalisierter Engländer holländischer Abstammung. Ihm vertraute Dalton so vorbehaltlos, dass er ihm die Führung der Geheimliste der Agenten und die Ablage ihrer Berichte übertrug.

Dank Vrinten und Hooper verfügte die Station über eine grosse Anzahl von Agenten, unter denen sich einige der besten befanden, die die Briten einsetzten. Nach den von Vrinten geführten Listen beschäftigte die Station 52 Spione ersten Ranges. Sie verfügte ferner über unzählige Unteragenten – meistens innerhalb von Deutschland –, die von Ringführern geleitet wurden.\*

Daltons Station hatte so enge Verbindungen zum holländischen militärischen Nachrichtendienst, dass dessen Leiter, Colonel Willem von Orschoot, in den Listen der Station als «Agent No. 945» geführt wurde. Mitarbeiter im Stabe Orschoots arbeiteten auf diese Weise für ihren Vorgesetzten und für Major Dalton.

Obwohl das Netz in Den Haag eine britische Spionageorganisation war, gehörte es aber auch zur deutschen Untergrundbewegung gegen den Nationalsozialismus und verdient als solche in Erinnerung behalten zu werden.

### *Die Schlacht der trojanischen Pferde*

1936 wurde die britische Kolonie in Holland von einem Skandal erschüttert. Am 4. September wurde Major Dalton in seiner Wohnung erschossen aufgefunden. Jene, die wussten, was er in Den Haag machte, vermuteten dahinter finstere Machenschaften; es war aber ein eindeutiger Selbstmord. Eine Ermittlungsgruppe des SIS fand

Christopher Rhodes, Gustaf Steetman, ein Holländer, der einmal Schiffsfunker gewesen war, und ein weiterer Holländer, der fünfunddreissigjährige Karl Brewer.

Captain Rodney Dennys, der gleichzeitig der Sicherheitsoffizier der Station war und die technischen Verbindungen zum SIS wahrnahm, und ein Holländer namens Posthuma erledigten die eigentliche Bearbeitung der Pässe und Visa.

\* Zum Beispiel Theo Hespers, ein siebenundzwanzigjähriger Mönchengladbacher, der ein redogewandter Führer antinationalsozialistischer Jugendgruppen gewesen war.



schnell heraus, warum sich der Major das Leben genommen hatte. Eine Überprüfung seiner Bücher ergab ein erhebliches Defizit in einem Geheimfonds, den man ihm anvertraut hatte.

Anfang des Jahres hatten die Engländer begonnen, die Einwanderung der Juden Europas nach Palästina zu blockieren, und die Zionisten reagierten auf den Bann mit der Organisation von geheimen Transporten, durch die Juden aus Deutschland und Polen über Ungarn, Rumänien und die Türkei in das Heilige Land geschmuggelt wurden. Der SIS wurde damit beauftragt, diese illegale Einwanderung zu stoppen. Für die Finanzierung dieser Operation wurde dem Secret Service vom britischen Außenministerium ein besonderer «Palästina Fonds» zugewiesen.

Dalton erhielt aus diesen Mitteln 60'000 Pfund, eine riesige Summe nach den Massstäben des sehr sparsamen SIS, die das Gesamtbudget der Station in Den Haag weit übertraf. Obwohl Dalton über ein Jahresgehalt von 12'000 Pfund und einen Spesenfonds verfügte, zapfte er die Palästina-Gelder an, um eine kostspielige Liebesaffäre zu finanzieren, die seine eigenen Mittel überforderte. Als eine Überprüfung enthüllte, dass der Betrag von 2'000 Pfund aus dem Palästina-Fonds fehlte und Dalton nicht das Geld aufbringen konnte, um das Defizit auszugleichen, brachte er sich um.\*

Daltons unvermitteltes Ausscheiden brachte den SIS in eine prekäre Lage. Er musste für einen einsatzfreudigen, erfahrenen und tüchtigen Stationsleiter mitten im Aufbau eines sehr ehrgeizigen und erfolgversprechenden Spionagenetzes einen Nachfolger finden.

Der Mann, der Daltons Posten als «Passport Control Officer» übernahm, war Major M.R. Chidson. Zwar war er ein alter SIS-Mann, aber seine Qualifikation für diesen Posten bestand hauptsächlich darin, dass er mit einer Holländerin verheiratet war und fließend holländisch sprach. Colonel Vivian erkannte bald, dass Chidson für den Geheimdienst völlig ungeeignet war. Er brachte kaum etwas Brauchbares zustande und agierte auf eine so plumpe Art und Weise, dass er die Station zu kompromittieren drohte. Major Chidson hielt sich nur wenige Monate. Anfang 1937 wurde Major Henry Richard Stevens dem geplagten Passport Control Office in Den Haag als dritter Chef innerhalb von kurzer Zeit zugewiesen.

Als Indien-Veteran wie Vivian war Stevens kein Neuling auf dem Gebiet des Nachrichtendienstes. Doch obwohl er fließend deutsch, französisch und russisch sprach, war ihm der Dienst auf dem Kontinent neu. Als Vivian ihn aufforderte, die besondere Aufgabe in Den Haag zu übernehmen, eine Gruppe Spione in Holland und

\* In Den Haag kursierende Gerüchte kannten noch eine andere Version. Lieutenant Colonel Tiete Solke Roosebloom vom Geheimdienst der Niederlande zufolge ging es bei der Tragödie nicht um eine Unterschlagung von Mitteln des Palästina-Fonds. Dalton beging Selbstmord, als entdeckt wurde, dass er einen Handel mit vordatierten britischen Pässen und Einreisevisen ins Heilige Land für reiche deutsche Juden begonnen hatte, die nur zu gern bereit waren, jeden Preis zu bezahlen, um den Nationalsozialisten zu entkommen.

Deutschland zu leiten, wurde er über die wahren Begleitumstände von Daltons Ausscheiden nicht unterrichtet. Ihm wurde gesagt, sein Vorgänger hätte nicht mit Commandant Trutat, seinem französischen Kollegen, auskommen können. Während Stevens noch in London war, wurde er nicht über das Satellitennetz unterrichtet, das Captain Best für Dansey betrieb. Nur oberflächlich wurde er in die Operation eingeweiht, die er leiten sollte. In Den Haag fand er eine gut geölte Maschine vor, die mit der Genauigkeit einer Uhr funktionierte und anerkanntswerte Ergebnisse lieferte – und schnell wuchs, da mehr und mehr Gegner der Nationalsozialisten von Sergeant Vrinten als Spione in Deutschland angeworben wurden.

Als sich die Krisensituation mit dem Anschluss Österreichs verschärfte und Hitler wegen der Tschechoslowakei immer lautere Töne anschlug, tauchten in Deutschland immer mehr Agenten auf, die für die Engländer arbeiteten. Von sechs Spionen, die 1936 in Deutschland hingerichtet worden sind, hatten vier für die Engländer gearbeitet. Die Mehrzahl derjenigen, die sich in Haft befanden, waren über Holland und Dänemark – die Ausgangspunkte der britischen Agenten auf dem Weg nach Deutschland – gekommen. Ihre Verhöre hatten die Umrisse eines mysteriösen Netzes blossgelegt. Doch so sehr Protze und Hauptmann von Feldmann sich auch bemühten, sie konnten keine klare Linie von den gefassten Spionen zu deren Auftraggebern zurückverfolgen. Der erste Einbruch gelang im Sommer 1936.

In der Nähe von Magdeburg wurde ein Mann namens Gustav Hoffmann festgenommen, als er verbotene Aufnahmen machte. Als er von Feldmann verhört wurde, gestand er, dass er tatsächlich ein Spion war und von einem Holländer, der seinerseits für eine britische Organisation in Den Haag arbeitete, angeworben worden wäre. Auf diese Weise bekamen die Deutschen den ersten Hinweis auf die Station des SIS in Den Haag.

Feldmanns Stunde kam etwas später mit der Festnahme eines weiteren Agenten namens Richard Lange. Auch er war in Holland von Dalton angeworben worden. Lange war ein Ingenieur, der sich als engagierter Gegner des Nationalsozialismus bereitgefunden hatte, gegen sein eigenes Land zu spionieren. Er war einer der besten Agenten der Station in Den Haag geworden, doch sein Erfolg machte ihn auch zum professionellen Söldner, der Daltons kostspieligster Agent wurde. Es dauerte nicht lange, bis ihm mehrere hundert Pfund zustanden; doch obwohl er seinen Vermittler ständig bedrängte, erhielt er kein Geld. Als er schliesslich damit drohte, die Deutschen in Holland über seine Tätigkeit zu informieren, erklärte sich Vrinten bereit, eine Begegnung mit dem grossen Chef selbst zu vermitteln. Auf diese Weise wurde Lange der einzige Agent in Daltons Netz, der erfuhr, wer der Chef in Den Haag wirklich war. Bei der Zusammenkunft bezahlte Dalton einen Teil der Schuld und ver-

sprach ihm den Rest nach seiner Rückkehr auf seinen Posten in Deutschland auszuhandigen. Der Agent fuhr mit einer neuen Auftragsliste nach Hamburg zurück. Als das versprochene Geld nicht eintraf, enthüllte Lange alles, was er wusste.

Jetzt wurde Dalton zum wichtigsten Jagdobjekt. Hauptmann von Feldmann fuhr nach Den Haag, um ihm nachzuspüren, doch Dalton war inzwischen tot. Er erfuhr jedoch genug über die Station des SIS, um Fregattenkapitän Protze überzeugen zu können, dass ein Frontalangriff auf die Engländer in Holland gute Erfolgsaussichten bieten würde. Protze, der mit einer Anzahl anderer aussichtsreicher Spuren beschäftigt war, wollte, dass Feldmann nach Den Haag ginge, um die Durchdringung der britischen Organisation zu versuchen. Canaris widersprach und schickte statt Feldmann Protze nach Holland.

Protze, inzwischen über Sechzig und kurz vor der Pensionierung, reichte seinen Abschied bei der Marine ein und schied pro forma aus der Abwehr aus, in der sein Platz von Oberst Joachim Rohleder übernommen wurde, und fuhr nach Holland. In Begleitung von Tante Lena, die sich jetzt Fräulein Schneider nannte, kam er im Herbst 1937 nach Den Haag. Im nahegelegenen Wassenaar, einem von Bäumen beschatteten Ort im Herzen der Tulpenregion, mietete er eine Villa (Nr. 36 Bloemcamplaan) und rüstete sich für die Schlacht zwischen dem deutschen und dem britischen Geheimdienst.

Wie sich zeigte, verlief diese Operation nicht ganz so einfach, wie Hauptmann von Feldmann gedacht hatte. Trotz all seiner Gerissenheit und rücksichtslosen Entschlossenheit musste sich Protze sechs Monate gedulden, ehe er über eine schwache Stelle zu seinem begehrten Ziel gelangte, und das auch nur durch einen erstaunlichen faux pas der Gegenseite.

An einem warmen Juliabend 1938, als er mit Tante Lena vom Einkaufen in Den Haag zurückkehrte, bemerkte er zum ersten Mal einen kleinen untersetzten jungen Mann, der mit ihnen im Zug fuhr. Protze sah ihn an seinem Zielort aussteigen, ihnen langsam durch die Strassen folgen, vor ihrer Villa kurz stehenbleiben, dann schnell weitergehen und um die nächste Ecke verschwinden. Protze hatte das Gefühl, dass dieser Mann ihn beschatten sollte, konnte seiner Sache aber nicht sicher sein. Der Mann war am nächsten Tag wieder da. Er kam auf einem Fahrrad und umkreiste mehrere Male den Block. «Dann», erzählte Protze mir später, «trat er aus dem Schatten heraus und schlenderte in unserer Strasse auf und ab, blieb von Zeit zu Zeit stehen, um zu unserem Haus herüberzublicken. Er hätte ein Polizeibeamter sein können, dachte ich. Ich vermutete, dass mir die Holländer nicht so recht trauten.» «Oder», fuhr Protze fort, «er hätte auch von der Konkurrenz geschickt worden sein können. Doch von welcher? Ich wusste selbstverständlich, dass die drei Grossen Hauptausstellungen in Den Haag unterhielten; die Briten in der Nieuwe Parklaan, die Franzosen in ihrer Botschaft und die Russen in der Celebesstraat. Sie hatten den besten und

heimtückischsten der drei, in Wirklichkeit das Zentrum des Nachrichtendienstes der Roten Armee in Westeuropa, das von dem berühmten Walter Kriwitsky geleitet wurde. Er benutzte den Namen Dr. Martin Lessner und gab sich als Antiquar aus Österreich aus. Zunächst war ich überzeugt, dass Kriwitsky mir den Mann auf den Hals geschickt hatte, denn gewöhnlich waren es seine Agenten, die sich so auffällig verhielten. Jeder der drei hatte ein legitimes Recht, auf mich neugierig zu sein. Ich war entschlossen, ausfindig zu machen, für welchen dieser Vagabund arbeitete.» Am dritten Tag tauchte der Mann kurz vor Sonnenaufgang auf, als die Leute in Wassenaar noch schliefen. Aber Protze war schon munter. Als er aus seinem Schlafzimmerfenster blickte und die vertraute Gestalt unten herumlungern sah, fand er, es sei an der Zeit, seinen Schatten zu stellen. Schnell zog er sich an und begab sich auf einen langen Spaziergang, mit dem er den Mann auf den verlassen Strand lockte. Plötzlich blieb Protze stehen und drehte sich um, so dass der andere beinahe gegen ihn stiess. «Belästigen Sie mich nicht länger», herrschte Protze den Mann an, «oder es wird Ihnen schlecht bekommen. Ich überlege, ob ich die Polizei alarmiere und Sie wegen Ihrer Belästigung anzeige.» Der Mann blieb unbeeindruckt. Am nächsten Tag war er wieder da, und jetzt entschloss Protze sich zu handeln. Er rief die Polizei, doch der Polizist, den er dem Herumtreiber auf den Hals schickte, war in Wirklichkeit kein Polizeibeamter. Es war der Einsatzleiter seiner eigenen Agenten, ein holländischer Nationalsozialist namens Hoogeveen, den er von der Gestapo übernommen hatte, für die der Mann deutschen Emigranten in Holland nachspionierte. Der angebliche Polizist nahm sich den jungen Mann vor und wollte ihn gerade «verhaften», als Protze auf dem Schauplatz erschien. Er wüsste, wer das sei, schrie er den erstaunten Mann an, und was er im Sinn hätte – ein Spion, der ihn, Protze, beobachten sollte. Als der Mann ihn nur verbissen und stumm anstarrte, fragte Protze scharf, wieviel er dafür bezahlt bekäme, ihn im Auge zu behalten. Nun, meinte der Mann, das gehöre zu seinem Job. Welchen Job? herrschte Protze ihn an, und der Mann platzte damit heraus, dass er für das britische «Passport Control Office» in der Parklaan arbeite.

Protze erkannte augenblicklich, dass für ihn die grosse Chance gekommen war, auf die er so lange gewartet hatte. Er nahm den Mann mit in seine Villa und konnte ihn nach einer langen Unterredung für sich gewinnen. Der Mann sagte, er heisse van Koutrik und würde von der Firma Mueller & Company beschäftigt, übernehme aber gelegentlich Jobs wie diesen und arbeite als Privatdetektiv. Sein Auftrag lautete, «Mr. Roberts», wie er Protze nannte, im Auge zu behalten und sich die Nummern der Autos zu notieren, die Besucher zu der Villa brachten. Als Protze fragte, wieviel ihm die Briten für seine Beschattung bezahlten, sagte van Koutrik, dass er 200 Gulden im Monat sowie Spesen bekommen sollte, dass er aber soweit es um die Spesen ginge, um jeden Heller kämpfen müsste.

Protze bot ihm nun eine Chance an, mehr Geld zu verdienen. Wenn er bereit sei, für ihn zu arbeiten, wollte er ihm weitere 200 Gulden im Monat bezahlen, und er könne versichert sein, dass er das Geld ohne Betteleien erhalten würde. Van Koutrik nahm das Angebot bereitwillig an. Er wollte gern für Protze arbeiten, denn, wie er dem alten Fuchs sagte, hätte er die Deutschen gern. Er würde alles berichten, was er über das Passport Control Office herausbringen könnte.

Folkert Arie van Koutrik hatte den Weg in die Schattenwelt des Geheimdienstes über einen Mann namens Zaal gefunden, den engsten Mitarbeiter von Vrinten im Informationsbüro. Zaal war ebenfalls ein Veteran des SIS aus dem Ersten Weltkrieg. Als Vrinten 1937 die Arbeit über den Kopf wuchs, hatte er Zaal gebeten, wieder in den Dienst des SIS einzutreten, aber Zaal hatte abgelehnt. Stattdessen empfahl er Vrinten den jungen van Koutrik, den vierundzwanzigjährigen Neffen eines alten Freundes. Vrinten brachte daraufhin den vielversprechenden Kandidaten mit Daltons Nachfolger Major Chidson in einem Café in Rotterdam zusammen. Der ehrgeizige, intelligente Holländer beeindruckte den Major auf den ersten Blick so sehr, dass er ihn für besondere Aufgaben engagierte, trotz des erheblichen Sicherheitsrisikos, das van Koutrik belastete: seine hübsche deutsche Frau.

Unter dem Decknamen «Oliver Kendall» wurde van Koutrik in die Personalliste der Vermittler aufgenommen und erhielt einen Vorschuss von 500 Gulden sowie an Ort und Stelle seinen ersten Auftrag. Er sollte Herrn zu Putlitz, den deutschen Diplomaten in Den Haag, beschatten, der seine ersten Angebote den Engländern gemacht hatte, und der erst überprüft werden musste, ehe er akzeptiert werden konnte.

Herr zu Putlitz wurde der erste englische Agent, den van Koutrik an Protze verriet. Als Protze jedoch den Vorgesetzten von Herrn von Putlitz in Den Haag informierte, dass einer seiner Mitarbeiter im Verdacht stünde, ein englischer Spion zu sein, beriet sich der ratlose Botschafter, dem die Identität des Verdächtigen nicht enthüllt worden war, mit niemand anderem über den peinlichen Skandal als Herrn zu Putlitz selbst. So gewarnt entkam der Diplomat nach London, wo er ein wichtiges Glied in der Kette der Gegner des Dritten Reichs wurde, die für die Engländer arbeiteten.

Im Lauf der Ereignisse ergab es sich dann, dass van Koutrik zum Doppelagenten wurde, der nach wie vor für die Briten arbeitete, während er alles, was er über sie wusste, Protze erzählte.

Dieser handelte schnell. Er rief Hauptmann von Feldmann zu sich, damit er ihn bei dieser schwierigen Operation unterstütze. Gemeinsam kauften sie einen dieser flachen Kähne, die in den grauen Kanälen von Den Haag auf und ab kreuzen, montierte darauf eine Filmkamera und verankerte den Kahn auf der Gracht gegenüber der Front

des Passport Control Office, knapp dreissig Meter von ihrem Eingang entfernt. Jeder, der das Gebäude betrat oder verliess, wurde gefilmt, und die Aufnahmen wurden bei nächtlichen Treffs van Koutrik vorgeführt, damit er Protze die fotografierten Personen identifizierte. Es dauerte nicht lange, bis die Deutschen eine vollständige Liste des gesamten von der britischen Station beschäftigten Personals, von ihren Besuchern sowie von einer Anzahl ihrer Agenten im Aussendienst hatten. Das Blatt hatte sich gewendet. Die Engländer hatten die erste Runde in diesem Wettlauf verloren. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie den gesamten geheimen Krieg verlieren würden.

Jetzt konnte Protze immer mehr Erfolge für sich verbuchen. Er hatte in der Station des SIS in Den Haag Fuss gefasst und wurde immer zuversichtlicher, dass es ihm früher oder später gelingen würde, die gesamten Operationen des SIS auf dem Kontinent lahmzulegen. Merkwürdigerweise brach das Netz in Den Haag nicht als erstes zusammen. Durch einen der seltsamen Zufälle in diesem Spiel war es Colonel Danseys dänische Aussenstelle in Kopenhagen, die als erste zerschlagen wurde.

Im November 1938 starteten die Dänen, die über das ausländische Spionageunwesen in ihrem Land beunruhigt waren, eine umfangreiche Gegenaktion. Dabei wurden ein Mann namens Waldemar Poetsch, einer der Saboteure von «Z», und dessen Komplize Knüffken gefasst. Zu diesem Zeitpunkt glaubte man in Kopenhagen, dass alle Agenten im Dienst der Deutschen stünden, aber Knüffkens Vernehmung enthüllte die erstaunliche Tatsache, dass er für die Engländer arbeitete. Nur sehr widerwillig waren die Dänen geneigt, sich gegen die Operationen britischer Agenten einzusetzen, doch da die Festnahmen in den Zeitungen bereits gemeldet worden waren, mussten sie gerichtlich gegen sie vorgehen. Zwar fand der Prozess unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, aber den Deutschen gelang es, sich Knüffkens Geständnis zu beschaffen, und dadurch erfuhren sie eine Menge über die Leitung und die Operationen des britischen Geheimdienstes auf dem Kontinent.

Weitere belastende Informationen erhielten die Deutschen noch aus einer anderen dänischen Quelle. Einem der Mitarbeiter Protzes, Leutnant Meyer von der III F-Zweigstelle in Wilhelmshaven, gelang es, in die Reihen der dänischen Polizei einzudringen und die geheime Unterstützung des Polizeichefs von Kopenhagen zu gewinnen. Von dieser Stelle erhielten die Deutschen weitere Informationen über die Tätigkeit des Geheimdienstes auf dem Kontinent, nicht nur in Dänemark, sondern in ganz Skandinavien.

Kapitän z. S. Protze (Canaris hatte inzwischen seine Beförderung durchgesetzt) hatte es ganz besonders auf Poetsch abgesehen. Er wollte ihn entführen lassen, weil er davon überzeugt war, dieser Agent könnte in deutschen Händen «überredet» werden, die geheime britische Untergrundbewegung preiszugeben. Zunächst beabsich-

tigte er, Poetsch aus seinem dänischen Gefängnis zu kidnappen. Als die Dänen hinter diesen Plan kamen, erlaubten sie Dansey, seinen Mann an Bord eines Frachters aus Kopenhagen hinauszuschmuggeln. Daraufhin plante Protze, mit einem Schnellboot der deutschen Marine den Frachter abzufangen und in einen Ostseehafen zu entführen, wo Poetsch von Bord geholt werden konnte. Canaris verbot diesen Überfall, und Poetsch kam sicher nach Belgien, wo Colonel Dansey verzweifelt versuchte zu retten, was von seinem schwer angeschlagenen dänischen Ring noch zu retten war.

Nach dem Debakel in Dänemark wurden alle subversiven Tätigkeiten nach Den Haag zurückverlegt, wo Vivian und Dansey Kapitän Protze unwissentlich in die Hände spielten. Auf der einen Seite war Major Stevens ebenso wenig der geeignete Ersatzmann für Dalton, wie Chidson es gewesen war, und auf der anderen Seite hatte Protze jetzt van Koutrik in der Hand. Protze machte sich über van Koutrik keinerlei Illusionen, zumindest nicht am Anfang, als der junge Holländer sein Spiel offensichtlich sehr gerissen spielte. Diese Situation änderte sich nach und nach, da sich van Koutrik innerlich immer mehr den Engländern entfremdete. Sein Verhältnis zu Protze wurde vertraulicher und zunehmend profitabler, während sich seine Beziehung zu Stevens und Vrinten abkühlte. Die niemals besonders grosszügigen Briten waren nach den misslichen Vorfällen in der finanziellen Leitung der Station geradezu geizig geworden, und van Koutrik erhielt nach wie vor nur 200 Gulden monatlich; Stevens dachte niemals daran, ihm gelegentlich eine Prämie zukommen zu lassen, wie Chidson es getan hatte. Je knauseriger Stevens wurde, umso freigiebiger war Protze mit seinem Geld. Schlau verbarg van Koutrik den Wandel in seiner Einstellung, gab Stevens niemals einen Anlass zu dem Verdacht, dass er die Front gewechselt hatte. Er war kein britischer Agent mehr; jetzt arbeitete er für die Deutschen. Er informierte Protze über fast jeden einsatzbereiten englischen Agenten, der eine Mission antrat, über dessen Aufträge, Tarnung und Reiseplan und stellte damit praktisch sicher, dass der Betreffende bei der Ankunft an seinem Ziel bereits tot war. Steven merkte plötzlich, dass irgendetwas nicht stimmte, kam aber nicht auf den Gedanken, dass es sich um Verrat innerhalb seiner Organisation handeln könnte.

Anfang 1939 verhalf van Koutrik Protze zu einem Agenten, dessen Entdeckung für sich schon die Mühe und das Geld wert war, die Onkel Richard in dieses Projekt investiert hatte. Bei der Aufklärung von Daltons Selbstmord war noch ein anderer Schuldiger entlarvt worden. Das war John («Jack») Hooper, Major Daltons Vertrauter und Assistent. Als Hooper entdeckte, dass sein Chef sich Mittel aus dem Geheimfonds aneignete, drohte er Dalton anzuzeigen, falls er ihn nicht beteiligen würde. Von da an teilten die beiden sich die Beute, wie Hooper den Untersuchungsbeamten ge-

stand. Es wäre taktisch klüger gewesen, Hooper verschwinden zu lassen, aber Colonel Vivian war gegen diese drastischen Vergeltungsmassnahmen. Hooper wurde entlassen. Das war alles, was man gegen ihn unternehmen konnte, denn es wäre unmöglich gewesen, ihn der Polizei zu übergeben.

Hooper verschwand, versuchte, sich in Rotterdam als Vertreter für Flugzeugteile durchzuschlagen, ohne zu wissen, dass zwei Leute dringend nach ihm suchten. Der eine war Colonel Dansey, der inzwischen zu der Ansicht gekommen war, Hooper sei als Geheimagent zu wertvoll, um ihn über Trivialitäten wie Erpressung und Unterschlagung stolpern zu lassen. Der andere war Protze, der Hooper ebenfalls für sehr wichtig hielt. Aber er konnte ihn nicht ausfindig machen. Dann fragte er van Koutrik gelegentlich, ob er wüsste, was aus dem Verschwundenen geworden sei.

Hooper hatte während seiner Spionagetätigkeit mit der Nieuwe Parklaan in flüchtiger Verbindung gestanden, und auf diese Weise hatte van Koutrik erfahren, wo er in Rotterdam gefunden werden konnte. Eine Zusammenkunft mit Hooper wurde vereinbart, und Protze stellte den Kontakt her.

Inzwischen war auch das deutsche Kontingent der Gegenagenten in Holland umgruppiert worden. Man hatte Protze in Wassenaar gelassen, aber er war durch Sergeant Vrinten und vermutlich auch durch van Koutrik kompromittiert worden. Die weitgespannte Gegenspionageaktion gegen die Engländer in Den Haag war der Abteilung III F der Hamburger Abwehrstelle anvertraut worden, wo vor fast drei Jahren Hauptmann von Feldmann den Stein ins Rollen gebracht hatte. Jetzt, im Jahr 1938, erhielt Feldmann einen Assistenten. Es war ein Hauptmann mittleren Alters mit einem ständigen sardonischen Lächeln um die schmalen Lippen. Er hiess Hermann J. Giskes.

Der neue Mann bei der Abteilung III F kam aus dem grossen Reservoir früherer Offiziere, die durch den Versailler Vertrag ihren Beruf aufgeben mussten, und die die Zwischenzeit in Zivilberufen verbracht hatten. Giskes, der in den Tabakhandel eingestiegen war, trat 1937 wieder in die Armee ein und wurde der Abwehr zugeteilt, weil er für einen «schlauem Fuchs» gehalten wurde. In der Abteilung III F wurde er Feldmanns Stellvertreter. Doch als im Frühjahr 1939 sein Vorgesetzter den Auftrag erhielt, für drei Monate nach Portugal zu gehen, um dort in Erwartung des bevorstehenden Krieges die Grundlage für ein Geheimdienstbüro zu legen, wurde Hauptmann Giskes die Leitung der nicht abgeschlossenen englischen Angelegenheit in Den Haag übertragen.

Kapitän Protze hatte seine Verbindung zu Hooper an Feldmann weitergegeben, und Giskes erbte ihn nun. Jetzt sollte er zum kostbarsten Schatz der Abwehr in Holland werden, und Giskes fuhr eigens nach Rotterdam, um ihn aufzusuchen. Die Begegnung wurde zu einem der ergiebigsten Treffs in der bemerkenswerten Laufbahn dieses führenden Mannes der Gegenspionage. Über seine früheren Auftraggeber er-



bittert und von den Deutschen gut bezahlt, verriet Hooper die Engländer an Giskes – und das zeigt, wie unvorsichtig es gewesen war, damals Hooper nicht beseitigt zu haben.

Schliesslich schien der Tag gekommen zu sein, an dem Hooper nichts mehr zu bieten hatte. Natürlich war er darauf bedacht, die lohnenden Beziehungen aufrecht zu erhalten, und er bescherte die Deutschen weiter mit Enthüllungen, schmückte alte Geschichten aus und erfand neue. Als Giskes Hooper bei einer seiner Phantastereien ertappte, wurde er scharf. Er war überzeugt, dass Hooper noch über einige Geheimnisse verfügte, die er aus unerklärlichen Gründen für sich behielt. Zur Abrechnung kam es im April 1939 während einer stürmischen Auseinandersetzung, als Giskes Hooper sagte, er könne zum Teufel gehen und dass er keinen roten Heller mehr von ihm zu sehen bekäme. Aus Furcht, das dies das Ende sei, spielte Hooper seinen letzten Trumpf aus. Er verriet das As, das die Engländer unter ihren Agenten in Deutschland hatten, den einen Spion, der mehr bedeutete, als all die kleinen Fische zusammen, die van Koutrik verraten hatte.

Im Jahr 1919 hatte der britische Geheimdienst in Hamburg unter den vielen deutschen Marineoffizieren, die durch den Krieg stellungslos geworden waren, einen Ingenieur gefunden, der sich bereit erklärt hatte, für England zu spionieren. Er eröffnete eine private Praxis als beratender Marineingenieur in Kiel, die sehr erfolgreich wurde, da fast alle seine Aufträge von der Reichsmarine kamen. Er kannte ihre sämtlichen Geheimnisse; viele hatte er durch seine Erfindungen selbst geschaffen. Aus dieser einzigartig vorteilhaften Position heraus entwickelte er sich zu einem Ein-Mann-Geheimdienst, der die gesamte deutsche Marine erfasste.

Die Engländer bezeichneten ihn als «Dr. K.». Hooper wusste, wer er war und wie er arbeitete. Jetzt fragte er Giskes, wieviel «Dr. K.» ihm wohl wert wäre. Giskes, der die Bedeutung des Mannes ahnte, war bereit, ihm 10'000 Gulden in englischer Währung zu bezahlen, die Hälfte, sobald er den wahren Namen des Mannes bekannt gab, die zweite Hälfte, wenn der Mann gefasst wurde. «Sein richtiger Name ist Otto Krüger», sagte Hooper, nachdem er die Anzahlung kassiert hatte. «Man nennt ihn Dr. Krüger. Er lebt in Godesberg bei Bonn, kommt aber zu seinen Begegnungen mit dem Leiter der Station nach Holland und wohnt im Amstel-Hotel in Amsterdam oder im Hotel des Indes, wenn er in Den Haag ist.»

Als Giskes mit Protze über den Fall diskutierte, war der alte Profi fassungslos. Er kannte Krüger aus früheren Zeiten in der Marine, als dieser noch Ingenieuroffizier gewesen war. Zwanzig Jahre lang hatte er demnach ein Doppelleben geführt. Er war beruflich vorwärtsgekommen und immer einflussreicher geworden. In den dreissiger Jahren hatte er den Höhepunkt seiner beruflichen Karriere erreicht. Er war in den Vorstand des Bundesverbandes der Deutschen Industrie gewählt worden und hatte den Titel eines Dr.-Ing. ehrenhalber verliehen bekommen. In all diesen Jahren war

er ein britischer Spion gewesen. Seine Beziehung zum SIS war völlig getarnt. Krüger war ein begabter Ingenieur und hatte mehrere für die Marine wertvolle Erfindungen gemacht, die durch Patente geschützt waren und für die er englischen und holländischen Firmen Lizenzen erteilte. Die beträchtlichen Summen, die die Engländer ihm zahlten, erreichten Krüger als Honorare für die Lizenzen getarnt, die er ins Ausland vergeben hatte. Dem Anschein nach waren sie sein legitimes Einkommen.

Dr. Krüger wurde sofort unter Überwachung gestellt. Er wurde beschattet, in seinem Büro und in seinem Haus in Godesberg wurden Abhöranlagen installiert, sein Telefon wurde angezapft und seine Post wurde abgefangen und kontrolliert. Aber die umfassenden Ermittlungen lieferten keine Beweise, erbrachten keine Spur. Sein Leben schien genauso zu verlaufen, wie es dem Anschein entsprach – wohlhabend, würdig, ohne jeden Makel. Er hatte keine Laster, hielt sich keine Geliebte, trank und spielte nicht, war nicht drogensüchtig. Seine Bankguthaben verrieten keine zusätzlichen Einnahmen. Er schien über keinen verborgenen Besitz zu verfügen.

Spät im Juni, nach seinem Besuch bei der voll beschäftigten Werft von Blohm & Voss in Hamburg und beim Marinestandort, fuhr Dr. Krüger auf einer seiner regelmässigen Geschäftsreisen nach Holland. Damit war die Stunde der Entscheidung gekommen, denn Hooper hatte Giskes gesagt, dass Krüger auf diesen Reisen zum Spion würde. Giskes setzte seine Spitzel im Amstel-Hotel und im Hotel des Indes ein und veranlasste eine diskrete Überwachung von Dr. Krüger während seines Aufenthalts in Holland.

Dieses Mal fuhr Dr. Krüger direkt nach Den Haag und ging sofort in sein Hotel. Den ganzen Tag konnte man ihn eifrig tippen hören. Der Etagenkellner, einer von Giskes Agenten, brachte Dr. Krüger seine Mahlzeiten aufs Zimmer und sah Stapel maschinebeschriebener Blätter auf dem Boden, doch keinerlei Notizen neben der Schreibmaschine. Krüger hatte alles im Kopf, die grössten Geheimnisse der deutschen Kriegsmarine, die er jetzt für seine Auftraggeber auf Papier festhielt. Am frühen Abend zog er seinen Smoking an und verliess das Hotel in einem Wagen, der gekommen war, um ihn abzuholen. Dann speiste er mit einem eleganten älteren Paar in einem javanischen Restaurant, das für seine Reistafel berühmt war. Um halb zehn wurde er mit dem Wagen zu einer Villa in den Badeort Scheveningen gebracht.

Die Durchsuchung seines Zimmers während seiner Abwesenheit erbrachte kein belastendes Material. Von dem Mann, mit dem er gegessen hatte, wusste man, dass er ein Geschäftspartner Dr. Krügers war. Während des Abendessens war den Agenten Giskes nichts Verdächtiges aufgefallen. Als Krügers Wagen zu der Villa in Scheveningen verfolgt wurde, beobachtete man ihn, wie er das Haus betrat und es kurz nach Mitternacht wieder verliess. Darauf wurde er sofort in sein Hotel zurückgebracht. Von den wenigen Stunden abgesehen, die er in der Villa verbracht hatte, war sein

Verhalten keineswegs verdächtig. Hatte Hooper die Wahrheit gesagt, als er Krüger bezichtigte?

Noch war die Fahrt nach Scheveningen unerklärt. Die Villa gehörte einem August de Fremery, einem anscheinend sehr reichen Belgier. Keine noch so sorgfältige Nachforschung ergab irgendeine greifbare Information über ihn, bis Protze van Koutrik bei der nächsten Begegnung nach August de Fremery fragte. Der junge Holländer identifizierte ihn sofort mit «Jan», dem englischen Captain Hendricks, der der stellvertretende Leiter der Station in der Nieuwe Parklaan war.

Am 8. Juli wurden Hooper die zweiten 5'000 Gulden ausbezahlt. Dr. Otto Krüger, alias «Dr. K.», war am Tag zuvor in Hamburg verhaftet worden und hatte während des nächtlichen Verhörs alles gestanden.

Die erste Phase von Protzes Operation war vorüber. Das phantastische Spionagenetz, das Major Dalton aufgebaut hatte, war zerschlagen. Alle Agenten des SIS in Deutschland waren entweder tot, zum Tode verurteilt oder befanden sich für noch ungewisse Zeit auf freiem Fuss, und Englands einmaliger und einziger Superspion sass im Gefängnis.\*

### *Perfidie in Albion*

Der kontinentale Geheimdienst – die einstmals beachtliche Organisation «Z» von Colonel Claude Dansey – war vernichtet. Schellenbergs Versuch, die britischen Geheimoffiziere Major Stevens und Captain Best gewaltsam nach Deutschland zu verschleppen, war zwar misslungen, aber diese Aktion hatte eine erschreckende Auswirkung auf die Haltung von MI6 gegenüber dem Geheimkrieg. Es entmutigte die erbiterten Engländer, selbst mit den vertrauenswürdigsten Deutschen zu verhandeln, die ihre Dienste anboten. Gleichzeitig hatte es aber auch eine positive Wirkung. In einer langsamen und selbstkritischen Entwicklung führte es zu der lange überfälligen Reorganisation des britischen Geheimdienstes.

Die Deutschen hatten nach 1933 keine solche Kluft zu überbrücken. Ihre Spionage gegen England brach in dieser Zeit des Versuchs und Versagens nie völlig ab.

Noch als Hitlers Bann gegen die Spionage in England in Kraft war, befassten sich die Abwehr und der SD mit der «Entwicklung» von Geheimagenten für eine ferne Zukunft. Mehrere ihrer «Forscher» suchten in England Menschen, die für die Spionage oder Sabotage gewonnen werden konnten. Sie versuchten, Verbündete aus dem Reservoir der Unzufriedenen und Verunsicherten in den unteren und mittleren Schichten in den Griff zu bekommen. Aus den mittleren Gesellschaftsschichten lies-

\* Am 4. September 1939, am Morgen des Kriegsausbruchs zwischen England und Deutschland beging Dr. Krüger in seiner Zelle Selbstmord.

sen sich am leichtesten Spione rekrutieren. Der Leiter einer deutschen Ingenieurfirma in Südwalles war einer der eifrigsten «Forscher». Ein Gastdozent betätigte sich nebenbei als Rekrutenanwerber von seinem Standort an der Cardiff University. Die Abwehr arbeitete durch den Leiter einer Emailfabrik in Barry und eine geheimnisvolle Frau, die sich als Krankenschwester von den Kanalinseln ausgab. Sie war als «Forscher» in Pembrokeshire, der von allen Seiten ausser dem Nordosten vom Meer umspülten Küstenprovinz von Südwalles aktiv, bis sie 1943 als Opfer einer immer noch nicht aufgeklärten Gewalttat tot aufgefunden wurde.

Von ihren Vorstössen bei den zersplitterten faschistischen Gruppen – Sir Oswald Mosleys British Union of Fascists, William Joyce National Socialist Cagne – kehrten die «Forscher» jedoch mit leeren Händen zurück. Mosley missbilligte jede drastische Subversion und beschwor seine Schwarzhemden, unerschütterlich loyal zu ihrem Land zu stehen. «Wir weihen uns England», sagte er mit ungewohntem Nachdruck am Vorabend des Krieges, «über die Zeiten hinweg, die uns trennen, über den Ruhm hinweg, der uns eint, wir blicken Dir fest ins Auge und wir schwören Dir diesen heiligen Eid: wir werden treu bleiben, heute, morgen und ewig – es lebe England!» Und als der Krieg kam, sagte er zu seinen Anhängern: «Ich fordere Euch auf, nichts zu tun, was Euerm Land schadet oder irgendeiner anderen Macht hilft.» Nicht einmal William Joyce, der effektivste Propagandist für die Nationalsozialisten, liess sich zur Spionage erniedrigen. Von einem einzigen Adjutanten Mosleys abgesehen, einem naturalisierten Engländer vom Balkan mit Namen Dr. A.A. Tester, weisen die umfangreichen Annalen dieser faschistischen Gruppen im Vorkriegsengland keinen einzigen entlarvten Agenten innerhalb dieser spezifischen Bevölkerungsgruppe auf. Vergeblich versuchen die Deutschen, Kontakte zu irdentistischen Nonkonformisten in Schottland herzustellen. Anders verhielt es sich mit einigen Iren und Walisern. Sie fanden sich bereit, Ringe von Spionen und Saboteuren zu organisieren, die aktionsfähig sein sollten, wenn die Deutschen sie brauchten.

Anfang 1937, als Canaris grünes Licht bekam, wurde jede nach Westen orientierte Aussenstelle der Abwehr aktiv. Nicht nur die Zweigstellen in Hamburg, Bremen und Wilhelmshaven, sondern auch die in Münster, Hannover und Kassel und selbst so abgelegene wie Dresden, Stuttgart und Kiel warben Agenten an und schickten sie völlig unkoordiniert nach England, ohne einen festen Operationsplan ausgearbeitet zu haben und ohne Rücksicht auf die persönliche Gefährdung ihrer Agenten zu nehmen. Infolgedessen war die Erfassung Englands von vornherein chaotisch, wie sich auch an der hohen Rate der «Unfälle» zeigt, wie Canaris es nannte.

Im Spätherbst 1938 liess ein grosser, kräftiger Mann namens Joseph Kelly sich im deutschen Generalkonsulat in Liverpool nicht abweisen und bot, als er schliesslich

vorgelassen wurde, dem Generalkonsul Dr. Walther Reinhardt seine Dienste als Spion an. Zwar hatte Reinhardt die stillschweigende Anweisung, nach potentiellen Spionen Ausschau zu halten, konnte aber dieser Nebentätigkeit als Konsul keinen Geschmack abgewinnen. Er versuchte daher, Kelly seine Absicht auszureden, wie er es bei neun früheren Bewerbern bereits getan hatte. Kelly machte ihm ausserdem keinen vielversprechenden Eindruck. Er war ein dreissigjähriger ehemaliger Boxer, der jetzt als Maurer im nahegelegenen Euxton lebte. Der Konsul drohte, die Polizei zu rufen, doch Kelly blieb hartnäckig und zeigte sich beredt. Er bot dem Konsul an, aus der Munitionsfabrik Chorley, in der er arbeitete, die Lagepläne der Fabrik zu beschaffen und überhaupt jeden Spionageauftrag für ihn auszuführen. Reinhardt notierte sich Name und Adresse und gab den Zettel an den Militärattache weiter. Am 27. Februar 1939 erhielt Kelly einen mit «Pete» unterzeichneten Brief aus den Niederlanden, der ihn anwies, in Cooks Reisebüro in Liverpool zu gehen, wo er alles Nötige für eine Urlaubsreise arrangiert vorfinden würde. Bei Cooks wartete ein Rückfahrkarte nach Osnabrück auf ihn. Am 8. März machte sich Kelly, wie angewiesen, auf die Reise und nahm zwei geheime Pläne der Munitionsfabrik mit. Er wurde in Osnabrück von einem Mittelsmann in Empfang genommen, der ihn in die Nebenstelle in Münster brachte, wo er formell in die Abwehr aufgenommen wurde.

Die Informationen, die er mitbrachte, wurde als «wertvoll» klassifiziert, wenn Kelly auch nur dreissig Pfund als Lohn für seine Ausbeute erhielt. Die Fabrik, die bereits über 14'000 Arbeitnehmer verfügte, war eine der grössten und geheimsten staatlichen Rüstungsbetriebe. Kenntnis seiner Anlagen, meinte ein Sicherheitsoffizier in Chorley, würde sich als grösste Hilfe für einen Feind erweisen, der das Werk bombardieren wollte.

Als sich bei der Suche nach den fehlenden Plänen herausstellte, dass Kelly zu einem nicht genehmigten Urlaub nach Deutschland gereist war, wurde sein Name in die schwarzen Notizbücher der Einreiseinspektoren in allen britischen Häfen aufgenommen. Bei seiner Rückkehr wurde er in Dover prompt festgenommen, und man fand in seinen Taschen zehn i-Pfund-Noten und eine knisternde neue 20-Pfund-Note der Bank von England. Er behauptete hartnäckig, er hätte das Geld beim Pokern auf dem Kanaldampfer gewonnen, und beteuerte, dass er von den verlegten Plänen nichts wüsste. Aber während seiner Unschuldsbeteuerungen kaute er angestrengt auf etwas und die Polizeibeamten hinderten ihn schnell daran, ein kleines Stück Papier zu verschlucken, auf dem die Deutschen einen einfachen Code für ihn aufgezeichnet hatten.

Für diese kurze Eskapade erhielt Kelly sieben Jahre. Reinhardt wurde im Juni ausgewiesen und verliess Liverpool unter nachdrücklichen Beteuerungen seiner Unschuld auf die ausdrücklichen Anweisungen Berlins hin, «jede Verbindung seinerseits im Spionagefall Kelly kategorisch zu bestreiten». Ich fand diesen Teil der Kor-

respondenz zwischen dem Generalkonsul und dem Auswärtigen Amt in den deutschen Geheimakten. Am 24. April 1939 schrieb Reinhardt einen besorgten Brief an seinen Vorgesetzten im Ministerium, in dem er behauptete, er sei lediglich ein wehrloses Opfer eines Verräters, und er gab der Hoffnung Ausdruck, dass der bedauerliche Vorfall seiner Laufbahn nicht schaden würde.

Die Nachwirkungen dieses Vorfalles schaden den Engländern jedoch mehr als Kellys Entwendung der geheimen Pläne. Auf die Ausweisung von Generalkonsul Reinhardt hin, nahmen die Deutschen unter dem Vorwand der Vergeltung Captain Thomas J. Kendrick, den Passport Control Officer beim britischen Konsulat in Wien fest. Selbstverständlich war Kendrick Leiter der SIS-Station, arbeitete aktiv gegen die Deutschen, die bemüht waren, den inaktiven österreichischen Geheimdienst als den Flaupzweig der Abwehr für die Erfassung Osteuropas neu zu beleben. Kendrick hatte sich durch seine tüchtige Leitung eines dichten Spionagenetzes im früheren Österreich und der ehemaligen Tschechoslowakei, aber auch in Polen und Ungarn beliebt gemacht. Captain Kendricks Abreise im August führte nicht nur dazu, dass die Station in Wien geschlossen wurde, sondern zur Auflösung ihrer Gruppen zu einer Zeit, als die Zerschlagung der Organisationen von Colonel Dansey und Major Stevens der britischen Tätigkeit auf diesem Gebiet auch im Westen ein Ende bereitete.

Etwa zur Zeit von Kellys Festnahme entlarvte MI5 einen weiteren deutschen Agenten, den sechsfünfzigjährigen Rennsportjournalisten Donald Owen Reginald Adams, der Einzelheiten des britischen 4,5 Zoll Flugabwehrgeschützes und andere militärische Geheimnisse verkauft hatte. Ferner wurde in dem grossen Arsenal von Woolwich ein Quartett russischer Agenten ausgehoben.

Die Entlarvung dieser Agenten wurde in England als Beweis für die Überlegenheit der vielgerühmten Sicherheitsorgane Grossbritanniens über jeden Agenten gefeiert, den ausländischen Spionageorganisationen den Engländern entgegenzustellen wagten. Der Eindruck, den diese in der Öffentlichkeit stark gefeierten Erfolge schufen, war trügerisch, denn MI5, die einstmals grosse Institution der besten Spionageabwehragenten der Welt, war in schlechter Verfassung. Colonel Vernon Kell, der erfolgreiche Spionenjäger aus dem Ersten Weltkrieg, war alt und krank. Die Organisation, die er gegründet und über dreissig Jahre lang geleitet hatte, war müde geworden, und ihre Methoden waren veraltet.

Als Admiral Canaris eine nachträgliche Überprüfung der drei Fälle anordnete, ergab sich, dass diese sechs Spione weniger MI 5 als der fehlerhaften Lenkung durch ihre deutschen Kontrolleure zum Opfer gefallen waren. Kelly war von der Zweigstelle Münster betreut, Adams und die vier Leute aus Woolwich waren von Hannover aus

eingesetzt worden. Canaris verfügte eine Straffung der inneren Organisation und eine gründliche Überprüfung der Operation. Münster, Hannover und andere periphere Zweigstellen wurden vom britischen Bereich zurückgezogen und die Erfassung Englands den Aussenstellen Hamburg und Bremen übertragen, deren geheime Abgesandte den Schlingen von MI5 entgangen waren.

Als MI5 diese Spione der Abwehr entlarvte, hatten die Deutschen nach meiner Zählung auf ihren Listen 253 aktive Agenten auf den britischen Inseln im Einsatz. Sie arbeiteten so gut, dass Canaris im August 1938 der Luftwaffe, seinem Auftraggeber, berichten konnte, dass die meisten der britischen Flugplätze kartographisch erfasst seien und dass die Abwehr zuverlässige Unterlagen einschliesslich Karten, Luft- und Bodenaufnahmen von Häfen, Docks, grossen Lagerhäusern und Öltanks im gesamten Gebiet zwischen London und Hull gesammelt habe. Am 10. Oktober konnte er den Luftwaffenführungsstab davon unterrichten, dass die Erkundungen der Bereiche von London und Hull gleichfalls abgeschlossen seien.

Das war für die moderne Nachrichtenbeschaffung eine enorme Leistung. Auf lange Sicht kamen den Auswirkungen dieser Erkundung sehr grosse Bedeutung zu. Sie stellte das Rohmaterial für die Auswahl der strategischen Ziele, die von der Luftwaffe während des Blitzkrieges 1940/41 angegriffen wurden. Das waren die Daten, nach denen ihre Fliegerkarten gezeichnet wurden; sie lieferten die Tausende von Steinchen, die die Deutschen brauchten, um das Mosaik für die Strategie und die Taktik ihrer Luftwaffe im Kampf gegen die RAF zusammenzustellen.

Weitgehend war dies das Werk eines Mannes, eines dem Anschein nach trägen, altersmüden Veteranen der Abwehr: Kapitän z. S. Curt Burghardt, der Leiter I von ASt X in Hamburg. Ein bärenhafter, rauhbeiniger alter Seemann mit gerötetem Gesicht und langer Nase, ein Mann, der sich nie aus der Ruhe bringen liess, stand Burghardt kurz vor dem Pensionsalter, und es schien ihn nicht zu bekümmern, dass seine lange Dienstzeit zu Ende ging. Er organisierte die Erfassung Englands in genau der gleichen Weise, in der er alle seine Pflichten ausgeübt hatte: routinemässig und oft auch bürokratisch, doch mit unverkennbarem überlegenem Können.

Burghardts wahre Stärke lag nicht in einfallsreicher Planung, sondern im Heranziehen und Einsetzen fähiger Mitarbeiter, denen er völlige Selbständigkeit zuerkannte, während er die Verantwortung für ihr Handeln übernahm. Für die Nachrichtenbeschaffung verliess er sich auf seine vier Stellvertreter. Hauptmann Wolfgang Lips war ein Berufsoffizier, dem die militärischen Nachrichten (IH) unterstanden. Hilmar Gustav Johannes Dierks, ein ehemaliger Versicherungsmakler, hatte bereits nebenberuflich für die Abwehr in Brüssel gearbeitet, lange bevor er in die Abwehrstelle Hamburg eintrat. Er arbeitete für das Gebiet der Marinennachrichten (IM), das

von Burghardt und später von Kapitän z. S. Herbert Wichmann, der im Krieg Leiter der Abwehrsteile war, geleitet wurde. Major Karl Praetorius, ein Fachmann für Nationalökonomie, war für die wirtschaftlichen Informationen (I/Wi) zuständig und gleichzeitig der wichtigste Anwerber für neue Agenten der Aussenstelle. Hauptmann Nikolaus Ritter, der Spezialist für Luftnachrichten, begegnete uns bereits anlässlich seiner erfolgreichen Reise in die Vereinigten Staaten. Er wurde von Dr. Nautsch, der technische Luftfahrt Daten sammelte, und Hauptmann Hermann Sandel, alias «Heinrich Sorau», unterstützt.

In der Nebenstelle Bremen von ASt X wurde der nicht zu fassende Pimpernell der deutschen Spionage in Amerika, Korvettenkapitän Dr. Erich Pheiffer wieder aktiv, wobei ihm seine lange Erfahrung zugute kam. Er wurde dabei von zwei Zivilisten unterstützt, die schon früher freiwillig für die Abwehr tätig gewesen waren, ehe sie reguläre Mitarbeiter in Pheiffers Stab wurden. Der eine war der vierzigjährige Johannes Bischoff, ein Baumwollhändler, dessen altes Familienunternehmen Bischoff & Co. es ihm ermöglicht hatte, seine Niederlassungen in England und Amerika als Tarnung für die Spionage im Ersten Weltkrieg zu benutzen. Wilhelm Schierenbeck, Teilnehmer der Bremer Export- und Importfirma Lampe & Schierenbeck, hatte schon 1934 unter Patzig als F. 2346 gearbeitet. Wir werden diesen beiden später als Leiter eines Spionagenetzes, das den Codenamen «CHB» trug und von allen unabhängigen Operationen der Nebenstelle am längsten durchhielt, noch begegnen<sup>5</sup>.

Diese Männer waren erfahrene Agenten, die den Prototyp einer selbständigen Spionageorganisation entwickelt hatten. Diese bestand aus zwei unabhängigen Netzen, denen verschiedene Aufgaben zugeteilt waren. Das eine Netz bestand aus Spionen, die Nachrichten beschafften, das andere aus Hilfsagenten. In der ersten Gruppe waren die Spione in zwei «Ketten» organisiert, die eine für den sofortigen Einsatz, die andere wurde in Reserve gehalten. Die erste wurde «R-Kette» genannt und bestand aus Reiseagenten, die auf fiktiven Geschäftsreisen oder Urlaubsfahrten geheime Informationen sammelten. Die andere wurde «S-Kette» genannt und bestand aus Schweigeagenten oder Schläfern. Meistens waren es Deutsche, aber auch Engländer und Staatsangehörige anderer Länder, von denen man annehmen konnte, dass sie im Fall

\* Sie hatten ihren Sitz in Bremen und waren hinter der Scheinfirma Saevag getarnt. Von dort leiteten sie die Operationen von sieben, besonders bezeichneten Agenten, «CHB-i bis CHB-7», die in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten eingesetzt waren. Diese Agenten waren H. Cyriacks, Hermann Lemermann, Carl Hansen, Herbert Osmer, Margarete Sohrs, Friedrich Kutschau, Margarete Sietz. Sie bildeten einen starken Ring erstklassiger Spione, die zu den besten gehörten, die die Abwehr einsetzte.



eines deutsch-englischen Krieges neutral bleiben würden. Zu ihrer Unterstützung gab es eine «U-Kette» aus Zwischenträgern und «Briefkästen» und eine «S-Kette» aus Scouts, Anwerbern und Kurieren. Daneben organisierte Dierks sein eigenes Netz kleinerer Agenten, das über weibliche Hilfskräfte verfügte.

Der Aufbau eines solchen riesigen Spionagekomplexes war eine schwierige, mühevoll und vor allem risikoreiche Aufgabe. Der Rahmen für das Netzwerk wurde noch vor Ende des Jahres 1937 fertiggestellt. «Briefkästen» in Holland und Belgien standen bereit, um die Korrespondenz der Agenten weiterzuleiten. Der Dampfer *Finkenau* der Neptun-Linie wurde als Kurierschiff zur Mitarbeit herangezogen, wobei der Kapitän des Schiffes, Honorius Henning, die Aufgabe des Chefkuriers übernahm. Scouts und Anwerber wurden in Grossbritannien und auf dem Kontinent eingesetzt – ein alter Seemann mit Namen Charles Diggins warb unter britischen Matrosen auf Schiffen, die Elamburg und Bremen anliefen, und ein sizilianischer Abenteurer namens Calegero Combatti suchte nach Kandidaten in Belgien und Holland, um nur zwei von vielen zu nennen.

Einige «stille Agenten» waren angeworben worden und wurden in Reserve gehalten. Zwei von ihnen wurden in dieser zwielichtigen Welt prominent – Arthur Owens, ein leicht erregbarer, kleiner Waliser, dem es bestimmt war, einer der authentischen Meisterspione des Zweiten Weltkriegs zu werden, und ein zweiundzwanzigjähriger Ostpreusse namens Kaspar Haslinger, der im Zentrum des grossen Schiffsbauzentrums am Tyne in Northumberland arbeitete. Der harte Kern dieser bemerkenswerten Vorkriegsorganisation bestand in den hin und her pendelnden R-Leuten.

Kapitän Burghardt \* begann mit der Bildung dieser Kette damit, dass er einige der vielversprechenden Reserve-Kandidaten einsetzte. Vor zwei Jahren hatte ein exzentrischer Londoner, der sich in seiner Korrespondenz mit der Abwehr Captain Fox Newman-Hall nannte, seine Dienste als Spion angeboten und fünf Berichte nach Bremen geschickt, bis er angewiesen wurde, aufzuhören und zu warten, bis Hitlers Spionageverbot aufgehoben werden würde. Korvettenkapitän Pfeiffer versuchte jetzt, ihn zu reaktivieren, aber Newman-Hall musste sich eines besseren besonnen haben, denn auf wiederholte Aufforderungen, seine Tätigkeit aufzunehmen, antwortete er nicht.

Bereitwillig reagierte jedoch ein anderer Kandidat: R.L. Brandy aus Dublin, ein korpulenter, apoplektischer naturalisierter Ire in den Sechziger Jahren, der im Ersten Weltkrieg für die Deutschen gearbeitet hatte. Brandy, ein grosser Verehrer Hitlers, war im März 1935 nach Hamburg gekommen, wo er sich an das Aussenhandelsbüro

\* Trotz seiner bemerkenswerten Leistungen in Grossbritannien wurde Kapitän Burghardt 1936 abgelöst. Sein Posten wurde von Kapitän z. S. L. S. Herbert Wichmann, einem stillen, gewissenhaften und sehr gebildeten Marineoffizier übernommen, der den ganzen Krieg über Leiter dieser wichtigen Aussenstelle blieb.

wandte und sich freiwillig zu jedem Dienst anbot, den das Dritte Reich ihm zuweisen würde. Er wurde an die Abwehr verwiesen, wo er sofort aufgenommen wurde.

Brandy, ein angesehenes Mitglied seiner Gemeinde und ein Freund des irischen Verteidigungsministers, war beratender Ingenieur und hatte Klienten in England, die für ihn häufig Reisen nach Liverpool, Manchester und London erforderlich machten. Offensichtlich wurde ihm reichlich Gelegenheit geboten, hochwertige Informationen zu sammeln, und er wurde sofort aufgenommen, um sich auf die technologische Entwicklung in Grossbritannien zu spezialisieren. Pfeiffer forderte ihn ferner auf, seinen eigenen Ring zu organisieren, in dem er Hauptagent sein sollte. Aber vorläufig wurde Brandy angewiesen, untätig zu bleiben, bis das Spionageverbot Hitlers aufgehoben wurde.

1937 wurde Brandy nach Bremen gerufen, um seine eigenen Operationen mit eigenen Agenten, Kurieren und «Briefkästen» einzuleiten. Unglücklicherweise starb Brandy kurz nach seiner Rückkehr nach Dublin, und das ehrgeizige Projekt musste aufgegeben werden. Seine Witwe Gertrud erbot sich, die Leitung des verwaisten Rings zu übernehmen, erwies sich aber nur als Relaisstation geeignet. Es mussten schnell andere Massnahmen getroffen werden, um Brandys Ring durch eine Kette von R-Leuten zu ersetzen.

Bei der Suche nach geeigneten Agenten, die diese Basis für die Spionage verbreitern konnten, fanden sich zwei Männer, die noch eine grosse Rolle spielen sollten. Einer dieser beiden wurde so geheimnisvoll behandelt, dass sein Dossier in Pfeiffers persönlichem Panzerschrank aufbewahrt wurde, um die Anonymität dieses Mannes selbst gegenüber den vertrautesten Mitarbeitern zu wahren.

Er war ein sanftmütiger, zurückhaltender Pommer mit Namen Fritz Block, der, nachdem er bei grossen technischen Firmen in Deutschland gearbeitet hatte, im Februar 1934 nach Holland ging und sich dort mit einem Kapital von 10'000 Gulden in der Textilbranche selbständig machte. Seine Firma N.V. Sablofa in der Heerengracht 168 in Amsterdam stellte Damenkleider für den Export, vorwiegend nach England, her. Block war mit einer Amerikanerin verheiratet, deren Eltern in London lebten, eine ideale Tarnung für häufige Reisen nach England.

Die Aufzeichnungen über ihn beginnen mit seiner Aufnahme in die Abwehr am 8. November 1937 in Bremen. Nur wenige Wochen waren zu seiner Überprüfung erforderlich, und schon drei Monate später, am 15. Februar 1938, wurde er nach London geschickt. Es war ein obligatorischer Feldtest für einen neuen Agenten, und von Block wurde verlangt, bestimmte verteidigungswichtige Anlagen zu fotografieren. Block bestand den Test mühelos. Für jemanden, der noch nie zuvor spioniert hatte, kehrte er von seiner Jungferntour mit einer Sammlung von Fotos, Skizzen, Karten und beschreibendem Material zurück, die Pfeiffers Erwartungen weit übertrafen.

Block brachte Bilder von den Wasserreservoirien King George und Queen Mary und den Pumpstationen in Staines, Surbiton, Hampton, Hanworth, New River Head und Leyton, acht der dreizehn Hauptquellen für die Wasserversorgung Londons, Schaltstationen des Metropolitan Electricity Board und einen Bericht über die Brandbekämpfung mit. Diese Informationen wurden später in die speziellen Zielkarten Nr. 53 und 54 eingearbeitet, die die Luftwaffe für ihre Angriffe während der Schlacht um England verwendete.

Block fuhr in diesem Jahr im Durchschnitt zweimal monatlich nach England, um seine Schwiegereltern zu besuchen, und brachte von diesen Reisen 130 Berichte mit über 400 Fotos, Skizzen und Karten zurück. Diese Informationen umfassten einen weiten Bereich und enthielten Aufnahmen von strategisch wichtigen Zielen wie Flugplätzen in London, bei Sunderland und Walford, Schiffswerften in Newcastle-upon-Tyne und Geschützstellungen um Dover. Seine Berichte enthielten Informationen über Pannen in der Luftfahrtindustrie und Verzögerungen bei der Ablieferung von Flugzeugen aus den Vereinigten Staaten sowie auch Details über neueingeführte Luftschutzmassnahmen. Block wertete dabei Kontakte aus, die er sich aus seiner Zeit als Ingenieur bei Mammutgesellschaften wie der AEG, Siemens, Lorenz und Heliawatt erhalten und die er während seines Dienstes als Chefingenieur auf der *Florenz* und der *Irmgard*, die beide regelmässig britische Häfen anliefen, aufgenommen hatte.

Eine seiner einfallsreichen Methoden bei der Beschaffung von Informationen verdient besonders erwähnt zu werden. Zu dieser Zeit gab die britische Regierung vertrauliche «D»-Notizen an Redaktionen aus, die gewisse Verteidigungsanlagen einschliesslich Befestigungen und Munitionsdepots aufführten; die Zeitungen wurden gebeten, diese in ihren Berichten niemals zu erwähnen. Durch einen mit ihm befreundeten Reporter aus der Fleet Street gewann Block Einblick in diese Notizen und erhielt so nicht nur Aufstellungen über diese Anlagen, sondern auch Daten über ihre Lage und ihre Bestimmung. Ihm gelang es auch, mehrere davon zu fotografieren. Eine derart detaillierte Spionage war nicht ohne Risiko. Das war nicht so sehr auf die Wachsamkeit der Behörden zurückzuführen als auf das Misstrauen der Bevölkerung, die durch sensationell aufgemachte Berichte über die «Nazispionage» in anderen Ländern alarmiert in jedem Deutschen einen potentiellen Spion sah.

Block wusste intuitiv, wie er sich der enger werdenden Schlinge der Verdächtigungen entziehen konnte. Der zurückhaltende kleine Mann folgte seinem gefährlichen Zeitvertreib mit der gleichen Gelassenheit und Unerschütterlichkeit, die für ihn bei der Lösung seiner Aufgaben als Ingenieur und der Leitung seiner Kleiderfabrik charakteristisch waren. Seine Firma sei gut geführt, berichtete der deutsche Konsul in Amsterdam, als die Abwehr Erkundigungen über Block einzog. Er sei als guter Geschäftsmann angesehen, der sich seinen Lebensunterhalt verdiene, und wenn er

auch über kein erhebliches Vermögen verfüge, so halte er seine finanziellen Verpflichtungen doch pünktlich ein.

Wie so viele der besten Spione war Fritz Block ein Walter-Mitty-Typ, der sich der Spionage als Ausgleich für die Langeweile seines bürgerlichen Lebens zuwandte. Er tat es weder aus patriotischem Übereifer, noch aus finanziellen Gründen. Während seiner Laufbahn als Agent bezahlte ihm die Abwehr ein regelmässiges Gehalt von nur 300 Mark im Monat.

Der andere Spitzenagent, R.2220, war ähnlich geartet. Friedrich Wilhelm Kaulen, Jahrgang 1915, arbeitete in dem florierenden Geschäft seines Vaters in Mönchengladbach und konnte sich so kostspielige Hobbies wie Fotografieren, Kurzwellenradio und Ferienreisen ins Ausland erlauben. Im Sommer 1937 besuchte er England, wanderte in Lancashire von den Lowlands nordwärts zum Lake District und wandte sich dann nach Westen der Irischen See zu, wobei er unterwegs überall mit seiner Rolleiflex Aufnahmen machte.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland zeigte er seine Aufnahmen einem Freund, der der Meinung war, er könne sie an jemand verkaufen, der sich für Landschaftsbilder aus England interessiere. Es dauerte nicht lange und Freddy Kaulen befand sich in einem der getarnten Büros der Abwehr in Bremen und legte seine Waren Pheiffer vor, der sehr beeindruckt war, besonders da die Fotos einige Flugplätze bei Heywood und Burry in der Umgebung von Manchester zeigten, die den Deutschen bis dahin unbekannt geblieben waren. Pheiffer forderte Freddy auf, für ihn zu arbeiten, doch dann ergaben sich Schwierigkeiten. Einige Jahre zuvor hatte die Gestapo einen nicht genehmigten Kurzwellensender in Mönchengladbach in der Albertusstrasse 10, Freddy's Wohnung, ausgehoben. Die Untersuchung ergab zwar, dass es sich bei Freddy um einen harmlosen Amateur handelte, aber die Gestapo war dennoch misstrauisch und verbot, den jungen Kaulen in die Abwehr aufzunehmen. Pheiffer hielt trotzdem die Verbindung zu ihm aufrecht und schickte ihn mehrmals nach England zurück. Freddy war zu gut, um ihn zu verlieren. Er schien einen untrüglichen Instinkt dafür zu haben, verborgene Flugplätze ausfindig zu machen, besass die Unverfrorenheit, sie zu fotografieren, und hatte das Glück, nicht dabei entdeckt zu werden. Ausserdem bearbeitete er den Westen Englands, während Block im Ostteil tätig war.

Im Juli 1938 wurde Freddy Kaulens Fall auf Pheiffers Verlangen neu aufgerollt. Nach langen und gründlichen Ermittlungen räumte die Gestapo ein, der Betrieb des Schwarzsenders sei lediglich die kindische Tat eines überbegeisterten, verantwortungslosen Funkamateurs gewesen.

Kaulen wurde am 9. Januar 1939 als Agent in die Abwehr übernommen. Wenige Wochen später begann für die Abwehr eine sehr gefährvolle Zeit. Hitler steuerte auf

eine endgültige Auseinandersetzung mit Polen über Danzig und den Korridor zu. Die Abwehr stellte sich auf Kriegsbereitschaft ein, lange vor der Wehrmacht, um die neuesten Daten zu beschaffen, die das Heer und die Luftwaffe benötigten, um ihre Kriegsplanung fertigzustellen. Während Hunderte von Agenten nach Polen und Frankreich eingeschmuggelt wurden, mobilisierte auch Kapitän Wichmann, der Leiter von ASt X in Hamburg geworden war, einige R-Leute und schickte sie nach England, um präzise Informationen allerjüngsten Datums zu sammeln.

Während dieser spannungsgeladenen Zeit, die bis zum 2. August dauerte, unternahm Kaulen drei Reisen. Auf seiner ersten Fahrt kehrte er in das Gebiet von Liverpool zurück. Die zweite führte ihn nach Pembrokeshire. Bei der dritten Reise begann er in Blackpool, ging nach Osten bis Barton, dann südwärts, um das Gebiet um Manchester zu erfassen.

Am 3. August befand sich die Abwehr schon im Krieg, beinahe einen Monat vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten. Codeworte wurden an «stille Agenten» gefunkt, alarmierten sie, sich bereit zu halten. Andere Agenten, die noch in Reserve gehalten worden waren, wurden auf ihre Kampfstationen geschickt. Die R-Leute wurden noch einmal auf eine Mission geschickt, die sich als ihre letzte vor dem Krieg erwies, um die jüngsten Daten über die feindliche Verteidigung zu sammeln.

In Grossbritannien konzentrierte sich die Abwehr auf Luftverteidigungsanlagen, um den Bombern der Luftwaffe den Weg zu ebnen. Befand sich das mysteriöse Radar im Einsatz? Wie wurden die Flugabwehrbatterien eingesetzt? Wo waren die Ballonsperren? Den Agenten wurde jetzt befohlen, exakte Informationen über die Ziele zu bringen, auffällige Landmarken hervorzuheben, Wasserwerke, Dämme, Flugplätze – alles, was für die Luftwaffe von Wert sein konnte.

Während der Monate, die noch bis zum Kriegsausbruch verblieben, mussten Block und Kaulen jeden wichtigen Punkt ihrer früheren Routen noch einmal überprüfen. Block sollte den breiten Landstreifen zwischen London und Newcastle durchkämmen und sein junger Kollege nach Westen gehen. Sie reisten nach wie vor unter ihren eigenen Namen und mit ihren echten Pässen und trafen am 5. August 1939 in England ein. Block kam über Harwich aus Holland, Kaulen über Irland mit dem Dampfer von Dun Laoghaire und ging in Holyhead an Land. Er begann seine letzte Erkundung am nächsten Tag mit einer Überprüfung der Birkenhead Docks in Liverpool. Am 26. August war er wieder in Liverpool und verbrachte seine freie Zeit im Stadtteil Mersey, vor allem in den Lokalen, um sich aus den Gesprächen ein Bild von der Stimmung der Menschen zu machen. Am Abend schrieb er in seinem Hotelzimmer an der Formby Street einen Brief an eine «liebe Tante», Frau Hanna von Balleck in Bremen. Dem Anschein nach war es ein ganz gewöhnlicher Brief, der Eindrücke zusammenfasste, wie jeder Tourist sie in diesen atemlosen, ungewissen Tagen wiedergeben mochte. Tatsächlich war es das, was man bei der Abwehr einen

Stimmungsbericht nannte, der für Pheiffer bestimmt war, dem Frau von Balluseck als Briefkasten diene. Während Hitler noch hoffte, England würde sich aus dem Krieg heraushalten, gab sich Kaulen darüber keinen Illusionen mehr hin.

Fritz Block verliess England mit einer Maschine der A.B.A. nach Kopenhagen und fuhr von dort weiter nach Amsterdam zu einem Treff mit Pheiffer, um seinen abschliessenden Bericht und seine Aufnahmen vorzulegen. Kaulen blieb bis zum z. September, bis zur letzten Minute also, und nahm den Dampfer, der um 8.30 Uhr von Holyhead auslief. In Irland fuhr er schnell zur Westküste weiter, wo das deutsche Schiff *Theseus* mit einem Afu-Sender auf ihn wartete. Er bekam keine Chance, das Gerät zu benutzen. Die *Theseus* lief mit der Morgendämmerung aus und hatte die Galway Bay kaum sechs Stunden verlassen, als Kaulen am Radio hörte, dass sich Grossbritannien mit Deutschland im Krieg befand. Sein Schiff war damit zum Blockadebrecher geworden und musste die befohlene Funkstille wahren.

Eine Woche später legte Kaulen bei einem Treff mit Pheiffer in Norwegen seinen letzten Bericht vor. Er war ein Meisterstück geheimer Erkundung – sein 98. Bericht im Verlauf eines Jahres, von dem er 98 Tage in England verbracht hatte?<sup>5</sup>.

Es entsprach der Natur von Canaris, sich nur für Dinge zu engagieren, die ihn persönlich interessierten. Während des schnellen Aufstiegs der Abwehr zwischen 1935 und 1939 scheute er keine Mühe, jene Abteilungen der Spionage zu fördern, die das Heer und die Luftwaffe «versorgten». Dabei lernte Canaris die Obersten, die in der Spionage und Sabotage arbeiteten, sehr gut kennen und schätzen und gab ihnen jede Unterstützung, die sie brauchten.

Dieses vertraute Verhältnis bestand nicht zu den Kapitänen und Offizieren des Referates IM (geheimer Meldedienst Marine), denn diese arbeiteten so sehr im Verborgenen und vollbrachten ihre Leistungen so unauffällig, dass sie nur im Schatten der Vertrauten des Admirals wie Piekenbrock, Lahousen, Groscurth und Hansen, alles Heeresoffiziere im Stab des abtrünnigen Admirals, überlebten.

Zu seinem Glück verfügte Canaris als Leiter seines geheimen Marine-Meldedienstes über ein paar Berufsoffiziere, die ebenso fähig und gewissenhaft wie zurückhaltend waren. Leiter des Referats IM, beziehungsweise IHM (Spionageabwehr Marine), war seit 1935 Kapitän z. S. H. Hermann Menzel, ein grobknochiger, rundgesichtiger Mann von Anfang Fünfzig. Sein Stellvertreter war ein Fregattenkapitän Udo von Bonin, ein liebenswürdiger Offizier.

\* Kaulen blieb den Krieg über bei der Abwehr und erhielt die Auszeichnung für seinen Dienst als Funker an Bord eines deutschen Spionageschiffs am Vorabend der Invasion in Dänemark und Norwegen im Frühjahr 1940.

Da die Marinepolitik Hitlers nichts von den festen Grundsätzen und der zweckbestimmten Zielstrebigkeit hatte, die für seine anderen militärischen Projekte charakteristisch waren, und da kein Geheimdienst in einem Vakuum erfolgreich operieren kann, schloss der Mangel an definitiven Plänen jede zielbewusste Beschaffung von Marine-Informationen aus. Doch auch so gelang es der Marine-Abteilung der Abwehr, durch eigene Kraft und mit ihren bescheidenen Mitteln ein Spionagenetz zu weben, besonders dadurch, dass sie aus Offizieren der deutschen Handelsmarine eine Hilfstruppe für Marinebeobachtungen bildete. Das geschah unauffällig und schrittweise, erreichte aber schliesslich einen solchen Umfang, dass die gesamte deutsche Handelsmarine zu einem subventionierten, geheimen Teil der Abwehr zu werden schien.

Dies war die sogenannte DK-Gruppe (wobei die Buchstaben DK Dampferkapitän bedeuten). Sie bestand aus dem Kommandanten, dem ersten oder zweiten Offizier oder den Funkern an Bord der Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie, des Norddeutschen Lloyds, der *Neptun*, *Hansa*, *Argo* und *Levante* Linien und anderen kleineren Handelsreedereien. Sie wurden formell in die Abwehr aufgenommen und in den Listen als V-Leute, mit Decknamen und Codenummern geführt.

Höchst bedeutsam und von unmittelbarer Wichtigkeit war die von Kapitän Menzel angeordnete Operation, um die Lücken in der Beobachtung der britischen Küste durch seine Abteilung zu schliessen. Mitte 1939 war es zu spät geworden (und in Anbetracht der verschärften britischen Sicherheitsmassnahmen auch zu gefährlich), Agenten in den britischen Häfen und Flottenbasen einzusetzen, um in letzter Minute Erkundungen von Hafenanlagen vorzunehmen. Es fiel der DK-Gruppe zu, diese Informationen über Häfen und Schiffe und Anlagen zu beschaffen, die binnen weniger Wochen Ziele für Angriffe der Luftwaffe und der U-Boote werden sollten.

Drei DK-Leute zeichneten sich in dieser Phase des Unternehmens besonders aus. Von mehreren Reisen nach britischen Häfen während der ersten acht Monate des Jahres 1939 kamen die Kapitäne Kirschenlohr und Schmidt mit Karten der Häfen Greenwich, Dagenham, Gravesend, Purfleet, Plymouth, Swansea, Barry und den vielen geschäftigen Häfen der Themsemündung zurück. Ihre Berichte schlossen die neuesten topografischen und hydrografischen Informationen ein; detaillierte Darstellungen der Hafenanlagen und dessen, was sie «Hafenbefestigungen» nannten. Kirschenlohr, ein intelligenter Mann, der bereits Erfahrungen im Sammeln von «Beobachtungen» besass, ging sogar über die Beschaffung reiner Marinenaachrichten hinaus. Auf jeder Reise verbrachte er einige Zeit in den Lokalen, lauschte den Gesprächen und verwickelte Freunde und Fremde in geschickt geführte Unterhaltungen. Seine Ergebnisse legte er dann in einer Reihe von Stimmungsberichten vor. Es waren kluge Beobachtungen über die Wochen steigender Spannung, die dem Ausbruch des Kriegs vorangingen.

Das dritte Mitglied dieser Elitegruppe war Kapitän Franz. Da er im Mittelmeer von Triest aus operierte, sorgte die Abwehr dafür, dass ihm Frachten zu Schlüsselpunkten wie Alexandria in Ägypten und La Valetta auf Malta, den Hauptbasen der britischen Mittelmeerflotte, zugeteilt wurden. Er war angewiesen, sich in der Nähe von Flotteneinheiten auf See aufzuhalten, um ihre Manöver und taktischen Übungen zu beobachten und ihren Funkverkehr zu belauschen. Auf diese Weise deckten DK-Leute die gesamte britische Küste, von Kirkwall auf den Orkneys bis Penzance in Wales nahe bei Land's End und folgten der Flotte im Mittelmeer.

Die Initiative über das zu berichten, was sie sahen, blieb nicht ihnen allein überlassen. Das Referat IM unterhielt einen umfassenden Befragungsdienst, in dem speziell ausgebildete Offiziere sich mit DK-Leuten ausführlich über ihre Entdeckungen und Eindrücke unterhielten. In den deutschen Häfen an der Nordsee und an der Ostsee, aber auch im Ausland, wurden Zentren mit von der Abwehr geschulten Offizieren zur Befragung der Agenten eingerichtet. In Antwerpen wurde ein grosses Netz von Interviewern unter Kapitän Carl Mohr, einem alten Handelskapitän und einem der Hauptagenten in Belgien, unterhalten. Holland war von Leuten überschwemmt, die für die Abwehr arbeiteten und mit einer Ausnahme alle bis auf einen geborene Holländer waren?

Neben den DK-Leuten setzte Kapitän Menzel einige seiner hauptamtlichen, geschulten und erfahrenen Agenten auf Handelsschiffen unter DK-Kapitänen ein, die besondere Aufträge erhielten. Als die Operationsabteilung der Marine Interesse an der Insel Wight bekundete, schickte er einen seiner regulären V-Leute, einen Fotografen, an Bord des Dampfers *Scharnhorst* aus, der mit einem langen schriftlichen Bericht über seine Beobachtungen und Fotos, die er als Aufnahmen von Küstenbefestigungen bei Cowes, dem berühmten Jachthafen, und Ryde bezeichnete, zurückkehrte. Er legte ferner Aufnahmen vor, die er bei der Rückfahrt in Portsmouth gemacht hatte.

Zwei Agenten wurden zum Firth of Clyde geschickt. Ein Funker wurde an Bord eines DK-Schiffes in die Hauptmarinebasis im Hafen von Portsmouth eingeschleust, um den Funkverkehr der Royal Navy abzuhören. Seine Bemühungen ergaben ein ausgezeichnetes Schema der Verständigungsmethoden bei der britischen Flotte, als die Mobilmachung schon im Gange war. Ein weiterer Agent, der auf einer besonders arrangierten Reise eines Handelsschiffes nach England mitfuhr, kehrte mit einem Bericht über die Flugbootbasis bei Harwich zurück. Eine der ergebnisreichsten Reisen dieser Art wurde von einem Geheimagenten mit einem Schiff der Argo Linie unter-

\* Die Ausnahme war ein Deutscher, der der Form nach Angestellter der Niederlassung von Krupp in den Niederlanden war. Allein in Rotterdam gab es sieben Interviewer, die sich auf England spezialisierten. Ein Mann engagierte von sich aus im Auftrag der Abwehr acht Interviewer.



nommen. Er nahm die U-Boot-Abwehrranlagen im Firth of Forth kartografisch auf und lieferte detaillierte Berichte über die Häfen Leven, Buckhaven, Denfermline und Musselburgh und eine spezielle Studie über die Befestigungen von Indikeith.

Nach dem Krieg schob Admiral Dönitz in seinen Memoiren alle diese Bemühungen mit der Bemerkung beiseite, dass der Nachrichtenapparat von Admiral Canaris das U-Bootkommando niemals mit auch nur einer brauchbaren Information beliefert habe. Das war eine sehr verallgemeinernde, offenkundig unwahre Behauptung. Sie entsprang der Feindschaft, die auf den Anfang der dreissiger Jahre zurückging, als Dönitz unter Canaris diente.

Die DK-Gruppe war selbstverständlich weder die einzige noch eine beständige Nachrichtenquelle der deutschen Kriegsmarine. Doch im Gegensatz zu Dönitz' allzu kategorischer Abwertung landeten viele, wenn nicht die meisten ihrer Berichte in dem riesigen Reservoir an Informationen, dessen sich die Admiralität im Allgemeinen bediente. Besonders das U-Boot-Kommando zog es für die Planung seiner Operationen im bevorstehenden Kampf heran.

Am 3. September 1939, einem hellen und klaren Sonntag, verstummten um elf Uhr vormittags die Kirchenglocken in England. Premierminister Neville Chamberlain sprach über den Rundfunk und verkündete langsam mit fester Stimme: «Ich spreche aus dem Kabinetssaal in Downing Street Nr. 10. Unser Land befindet sich im Krieg mit Deutschland.»

## Die Füchse ziehen in den Krieg

### *Johnny ruft vom Golfplatz*

In der Nacht vom 27. zum 28. August 1939, wenige Tage vor Kriegsausbruch, sass der Funker Heinz Valentini an seinem Kurzwellengerät im Europasaal, einem grossen Raum in einem Betonbunker mit zwanzig Abhörstellen in separaten, schalldichten Zellen.

Auf einem Grundstück, das wie der Besitz eines wohlhabenden Mannes wirkte, in dem idyllischen, nördlich von Hamburg gelegenen Ort Wohldorf, lag die Funkstation, die von Major Werner Trautmann, einem Fachmann auf dem Gebiet der Funktechnik, geleitet wurde. Von hier aus wurde die Verbindung mit den Afu-Spionen aufrechterhalten, den Agenten, die mit den «Klamotten», wie im Abwehrjargon die handlichen kleinen von Telefunken für Canaris entwickelten Koffergeräte hiessen, ausgestattet waren. Die Abwehr hatte das Grundstück erworben als man feststellte, dass die atmosphärischen Bedingungen um Berlin für einen guten Empfang nicht günstig waren. Für den Kriegsfall waren zum Schutz der Funker zwei riesige unterirdische Bunker angelegt worden. Als Canaris für die Abwehr die Kriegsbereitschaft anordnete, brachten die Funker ihre Geräte in die Bunker, um dort wie die Maulwürfe bis zu einem Frühlingstag im Jahre 1945 zu hausen, als Wohldorf in die Luft gesprengt wurde.

Funker Valentini war ein As in dem Spitzenteam von Funkern, das Major Trautmann sorgfältig ausgewählt hatte, weil sie neben ihrem technischen Können über einen sechsten Sinn am Funkgerät verfügten. Sie erkannten untrüglich die «Handschrift» – den einmaligen, charakteristischen Anschlag der Morsetaste, durch den die Agenten sich ebenso deutlich wie durch ihre Fingerabdrücke voneinander unterschieden.

Valentini war befohlen worden, sich für «A. 3504» bereitzuhalten. Seit Mitternacht hatte er an seinem Gerät gesessen und auf die entsprechenden Rufzeichen gelauscht. Die Nachtluft war von knisternden Geräuschen erfüllt. Die Deutschen gaben letzte Befehle aus, erliessen Massnahmen für das Verhalten in Notfällen oder tauschten Meinungen mit wesenlosen Partnern aus, die man nur an ihren Rufzeichen oder ausgefallenen Spitznamen erkennen konnte. Zum erstenmal wurden Funksignale in diesem grossen Umfang für die Übermittlung von Geheimnachrichten verwendet. Der Äther war von dem Lärm des bevorstehenden Krieges erfüllt und löste bei allen, die darauf lauschten, Unbehagen und böse Vorahnungen aus.\*

\* In New York zeichnete die Funkstation WOR diesen Funkverkehr auf und sendete ihn während dieser Krisentage wieder aus.

Am 28. August 1939, Punkt 4 Uhr 30, erkannte Funker Valentini plötzlich den ihm vertrauten Anschlag eines Agenten, den er in langen und anstrengenden Übungsstunden geschult hatte, denn der Mann war ein ungeduldiger, reizbarer Schüler gewesen. Es war ein kurzes Signal, das ständig von dem Agenten wiederholt wurde, der versuchte, mit Wohldorf Verbindung herzustellen: sein Rufzeichen und zwei Gruppen von drei Buchstaben «ALB ... SSD ... QRV». Sie bedeuteten, dass der Agent, dessen Rufzeichen ALB war, eine «sehr dringende» Nachricht hatte und «sendebereit» war. Die Nachricht selbst bestand aus einer Serie von Gruppen mit je fünf Buchstaben und lautete: «CCHRI JAZTP GHIJN APXZF TSOEN MOPRN AHFTZ XZGNL EOSPR UNKPS XZYWN.» Dann folgte ein kurzer Nachsatz in englischem Klartext: «Bin einsatzbereit. Gebe morgen mehr.» Valentini eilte zu einer Kabine mit einer direkten Leitung zur Abwehrstelle in Hamburg. Zu der Stimme, die sich am Telefon meldete, sagte er: «Ihr Mann hat sich gemeldet, Herr Hauptmann. Ich habe eine Nachricht von ihm.» «Wie lautet sie?» Der Sprecher war Hauptmann Ritter, der auf Nachricht von A. 3504 wartete. «Ich weiss es nicht, Herr Hauptmann. Ich habe sie noch nicht entschlüsselt.» «Rufen Sie mich wieder an, sobald Sie das getan haben.»

Das Gerät, von dem dieses Signal kam, war das unauffälligste, aber auch das verblüffendste in diesem geschwätzigen Chor. Es war das einzige, mit dem auf Englisch gesendet wurde. In Kingston, in der Nähe von Richmond Park, einem vornehmen Wohnviertel elf Meilen südwestlich vom Zentrum Londons, stand das Haus, in dem sich der Sender befand. Hinter geschlossenen Vorhängen in einem Zimmer, das auf den Hinterhof hinausging, beim gedämpften Licht einer Taschenlampe, das den in einen Koffer montierten Sender beleuchtete, klopfte ein kleiner Mann mit einem Raubvogelgesicht auf die Morsetaste. Er war ein V-Mann auf dem «Golfplatz», ein deutscher Agent in England, der über Funk seinen ersten Bericht gab.

Wenige Tage zuvor, als Admiral Canaris für seine Organisation den Alarmzustand angeordnet hatte, wurde der Agent in Kingston von Ritter angewiesen, mit einer kurzen Reihe von Testsendungen zu beginnen. Ein Zeitplan, den Ritter ihm übermittelt hatte, setzte die erste Erprobung für die halbe Stunde zwischen vier Uhr und vier Uhr dreissig an diesem 28. August fest. Jetzt war es 5 Uhr 10, und Valentini war wieder am Telefon, um Ritter das entschlüsselte Signal vorzulesen. Es lautete: «... Marine Reserve Konvoi verlässt Portsm... Richtung Gibraltar... sieben dreissig.» Das war nicht viel. Und jeden Sinn, der dahintergesteckt haben mochte, als es ausgesendet wurde, hatten statische Störungen der Nachricht genommen. Aber Ritter war in gehobener Stimmung. Der kleine Mann war sein Lieblingskind. Er nannte ihn «Johnny» und führte ihn als «Agent Nr. A. 3504» auf seiner Liste der besonders wichtigen Spione.

Johnny fand 1936 seinen Weg in die Abwehr. Er hiess Arthur George Owens und

wurde aufgrund seiner politischen Phantastereien und seinem persönlichen Ehrgeiz Spion. Er wurde 1899 in Wales geboren, ging nach Kanada und kehrte 1933 nach England zurück, als Direktor G. C. Hans Hamilton von der Expanded Metal Company sich für die Erfindungen von Owens für die Verbesserungen von Akkumulatoren interessierte, an denen die Royal Navy Bedarf hatte. Nach seiner Rückkehr stellte ihn die Expanded Metal als beratenden Elektroingenieur ein, und dann verhalf ihm Hamilton zu seinem eigenen Unternehmen, der Owens Battery Equipment Company, um seine Erfindungen auszuwerten. Von seinem Einkommen hätte er mit seiner Familie in seinem Haus in Hampstead behaglich leben können. Doch Owens war für häuslichen Frieden nicht geschaffen. Er war ein charmanter, lebhafter, verantwortungsloser und korrupter Mann, der über seine Verhältnisse lebte und ständig in Geldverlegenheiten war, um seine Liebesaffären und den Scotch Whisky finanzieren zu können. Als Geschäftsreisender war er ständig unterwegs. Owens fuhr regelmässig nach Holland, wo er enge Geschäftsverbindungen zu dem Riesenkonzern Philips hatte, nach Belgien, aber auch gelegentlich nach Deutschland.

Von diesen Reisen kehrte er mit technischen Informationen zurück, die er an die Admiralität in London weitergab, bis er Anfang 1936 auf den Gedanken kam, sich durch den Verkauf dieser Informationen nebenbei etwas Geld zu verdienen. Die Naval Intelligence Division zeigte sich interessiert, und Owens wurde Colonel Peel vom Secret Intelligence Service vorgestellt, der ihn als Agent engagierte. Doch es dauerte nicht lange, als er an der Leine des SIS zu zerren begann. Die Herablassung, mit der Colonel Peel ihn zu behandeln schien, ärgerte ihn. Darüber hinaus war er mit dem bescheidenen Honorar des SIS unzufrieden.

Als Spion hatte er den Deutschen einiges zu bieten. Sein Unternehmen hatte eine Anzahl Verträge mit der englischen Admiralität abgeschlossen, durch die er freien Zugang zu deren wichtigsten Institutionen hatte. Er besuchte regelmässig so geheime Anlagen der RAF wie die Versuchsstationen in Farnborough und Hendon. Er hatte bereits Zutritt zu einigen der angeblich bestgehüteten Geheimnissen der britischen Marine und Luftwaffe. Zweifellos glaubte er auch, dass er sich die Deutschen darüber hinaus zu Dank verpflichten könne: unter seinen Freunden befanden sich einige gleichgesinnte walisische Extremisten, von denen verschiedene Schlüsselstellungen in Werken wie Short Brothers in Rochester und der Rolls-Royce-Fabrik in Coventry innehatten. Er konnte sie zu einem Spionagering zusammenfassen und sich selbst zu dessen Chef machen, falls es ihm gelingen sollte, den deutschen Geheimdienst auf sich aufmerksam zu machen, ohne dass seine misstrauischen Verbindungsleute beim SIS ihm auf die Spur kämen.

Die beste Möglichkeit, Verbindung zur Abwehr aufzunehmen, schien der von der Deutschen Arbeitsfront in Bayswater unterhaltene gesellige Verein für deutsches

Personal, das in britischen Haushalten beschäftigt war, zu bieten. Unter dem Vorwand, hübsche deutsche Mädchen dort kennenzulernen, ging Owens nun regelmässig in diesen Klub. Dieser Verein in der Cleveland Terrace erwies sich als eine glückliche Wahl. Sein Leiter, Peter Ferdinand Brunner, ein blonder junger Mann, war der Londoner Vertreter von Hauptmann Dierks, dem Abwehr-Offizier in Hamburg, der diese Frauen, die im Klub aus- und eingingen, als Informationsquellen benutzte. Owens bekannte Brunner gegenüber seine Neigungen für Deutschland und sprach von seinen häufigen Besuchen in Hamburg und Köln. «Ich wüsste gern, ob Sie mich nicht bei einigen Ihrer Freunde empfehlen könnten, damit ich mich mit ihnen treffe, wenn ich drüben bin. Ein Fremder fühlt sich sehr einsam, wenn er seine langen Abende allein in einem Hotelzimmer herumsitzen muss.» Als Owens einige Wochen später in den Klub kam, sprach Brunner ihn an. «Sie haben mich gebeten, Ihnen Bekannte in Deutschland zu vermitteln. Also, ich weiss jemand. Er ist wie Sie Ingenieur und reist sehr viel. Sagen Sie mir Bescheid, wann Sie das nächste Mal nach Brüssel kommen, dann will ich eine Zusammenkunft für Sie beiden einsamen Vögel arrangieren. Der Mann heisst Pieper, Konrad Pieper.»

Owens zweifelte nicht daran, dass Pieper Agenten für die Abwehr anwarb. Schnell plante er eine Geschäftsreise nach Brüssel, und nach der Theorie, das ein künftiger Spion aus der Position der Stärke heraus verhandeln müsse, stieg er im Metropol Hotel an der Place de Brouckere, dem besten und elegantesten der Stadt, ab. Er rief die Nummer an, die Brunner ihm gegeben hatte und erfuhr, dass Herr Pieper am nächsten Tag erwartet wurde und auch er im Metropol wohnen würde.

Pieper kam auch, aber er hatte nur eine Nachricht bei sich. «Meine Firma hat mich nicht autorisiert», teilte er Owens mit, «geschäftliche Details zu besprechen. Ich schlage Ihnen vor, dass Sie nach Hamburg gehen und sich mit meiner Firma in Verbindung setzen, der A. G. Hillermann GmbH. Wir handeln mit Elektrogeräten und ähnlichen Dingen – ich bin sicher, dass wir am Erwerb ihrer Akkumulatoren interessiert sind, wenn sie wirklich so gut sind, wie sie behaupten. «Übrigens», fügte Pieper hinzu, «werden Sie in Hamburg unser Gast sein. Rufen Sie einfach meine Firma an und verlangen Sie Herrn Müller. Er ist unser Spezialist für Batterien und kennt sich ausserdem in der Stadt gut aus. Bei ihm werden Sie auf Ihre Kosten kommen.» In Müller hatte Owens schliesslich Hauptmann Dierks vor sich. Beide wussten, was sie voneinander wollten. Owens bot der Abwehr seine Dienste an; Dierks akzeptierte. Danach kamen sie von Zeit zu Zeit bei Treffs in Köln, Brüssel und Antwerpen zusammen, je nachdem, wie Owens diese Orte bei seinen regulären Geschäftsreisen aufsuchen musste, aber nicht mehr in Hamburg. Dierks hatte sich entschlossen, diesem Mann vorläufig nicht mehr in seinem eigenen Revier zu begegnen. Owens (der

jetzt in den Listen der Abwehr als «Va-100z» geführt wurde) hatte sich seinerseits entschlossen, bei dem SIS zu bleiben, seine Kontakte mit Peel aber auf das unvermeidliche Minimum zu beschränken. Er hielt es jedoch nicht für klug, die Deutschen über dieses doppelte Spiel zu informieren.

Dierks, der prinzipiell keinem traute, befürchtete anfangs, dass ihm der kleine Waliser vom britischen Geheimdienst untergeschoben worden war. Diese Zweifel schwanden mit der Zeit, als er ihn näher kennenlernte. Owens verhielt sich so arglos, in allem was er tat, war so offenherzig in der Darlegung seiner wenigen Tugenden und seiner vielen Fehler, dass Dierks ihn akzeptierte, ohne ihn über die einfachen Fallen und Schlingen hinaus, die in diesem Beruf gestellt werden, um einen Spion bei Lügen und Widersprüchen zu ertappen, auf die Probe zu stellen. Owens bestand alle Prüfungen, einschliesslich Ritters Spezialtest. Owens behauptete nachdrücklich, dass er keine fremde Sprache spreche oder verstehe, schon gar nicht Deutsch, vor dem er tatsächlich ratlos stand, als er seinen neuen Auftraggeber zuliebe versuchte, es zu lernen. Doch Ritter blieb skeptisch. In einem seiner Geheimquartiere liess er sich einmal von Owens berichten. Ritter hatte seine Sekretärin mitgebracht, die Notizen machte, und plötzlich sagte er zu dem Mädchen auf Deutsch in beiläufigem Ton: «Passen Sie auf. Ich werfe jetzt diese Lampe so um, dass sie auf ihn fällt.» Er beobachtete, wie Owens auf diesen Satz reagierte, aber der schien diese Warnung nicht verstanden zu haben. Dann erhob sich Ritter, stiess aus vorgetäuschter Ungeschicklichkeit die Lampe um und beobachtete dabei Owens. Offenkundig war der Waliser nicht auf das vorbereitet, was geschah. Er sprang von seinem Platz auf und sein erschrockenes Gesicht und sein empörtes Schimpfen lieferten Ritter den Beweis, den er suchte.

Für Dierks waren die Treffs mit Owens sehr einträglich. Der Waliser brachte immer interessante Berichte mit, aufschlussreiche Klatschgeschichten über wichtige Personen in der Admiralität und dem Luftfahrtministerium und eine Fülle technischer Informationen. Doch das Material, auf das es Dierks vor allem ankam, lieferte Owens nicht. Der Hauptmann gehörte zum geheimen Meldedienst der Marine in Hamburg, aber die Kenntnisse des Walisers in Marinefragen waren gering, und seine Verbindungen zur Admiralität erwiesen sich als sehr oberflächlich.

Andererseits hatte er sehr viel mit dem Luftfahrtministerium zu tun, hatte Zutritt zu einigen der schärfstbewachten Anlagen der RAF gefunden und schien zu wissen, was in der Flugzeugindustrie vor sich ging. Zu einem ihrer Treffs brachte Dierks einen Mann mit, der sich für die Informationen interessierte, über die Owens in solcher Fülle verfügte. Er stellte seinen Freund als «Dr. Rantzau» vor und sagte zu Owens, er vertrete die Export-Import-Firma Reinhold und Co. Hinter Dr. Rantzau verbarg sich Hauptmann Nikolaus Ritter, der gerade in Hamburg eingetroffen war. Von diesem Sommertag im Jahre 1937 an arbeitete Owens für Ritter.

Ritter selbst führte ein Doppelleben – als Spion bei der Abwehrstelle in Hamburg und als reisender Geschäftsmann. Auf seinem Schreibtisch standen vier Telefone, die nur er allein bedienen durfte. Jedes war unter dem Namen einer anderen Firma angeschlossen, die er als legale Tarnung mit Büros für jedes der Unternehmen in der City führte. Eines davon war Reinhold und Co., als dessen Vertreter Dierks ihn Owens vorgestellt hatte.

Unter Ritter wurde Owens zum S-Mann oder «Schläfer», der stillgelegt wurde, bis ein Notfall eintrat oder ein Krieg zwischen Deutschland und England seine volle Aktivierung rechtfertigte. Inzwischen sollte er hin und wieder, wenn er in Holland, Belgien oder Hamburg war, mit Ritter zusammenkommen, um die Geschäfte abzuwickeln, die die Abwehr ihm zur Tarnung ihrer geheimen Transaktionen vermittelte. Bei diesen Treffs gab er mündlich Berichte ab. Sonst sollte er mit Ritter nur Verbindung aufnehmen, wenn er Informationen von grosser Wichtigkeit zu liefern hatte. Dafür wurde ein Code ausgearbeitet, und Owens sollte seine Briefe an eine Deckadresse, das Postfach 629 bei der Hauptpost in Hamburg, adressieren.

Das ging so bis Ende 1937, als Owens vorschlug, ob es für Ritter nicht besser wäre, ihn völlig auf Eis zu legen und ihn zu einem «Tiefschläfer» zu machen und für grössere Aufgaben in Reserve zu halten. Der Vorschlag klang vernünftig, und auch Ritter war der Meinung, es wäre bedauerlich, wenn Owens durch seine Tätigkeit vorzeitig kompromittiert werden würde. Tatsächlich hatte Owens dringende persönliche Gründe für seine «Stilllegung». Er kam zu diesem Treff mit Ritter in seiner ersten Krise als Spion, einer Krise, die so ernst war, dass er daran zu scheitern drohte. Colonel Peel verabscheute Owens ebenso sehr, wie die Deutschen ihn schätzten, und brachte weder Verständnis für die Exzentrizität des Walisers noch für dessen lockeren Lebenswandel auf. Zwar hatte er keine greifbaren Gründe für sein Misstrauen, aber Peel hatte die Special Branch bei Scotland Yard aufgefordert, diesen reisefreudigen Waliser für alle Fälle im Auge zu behalten. Danach wurde Owens gelegentlich beschattet. Die Überwachung ergab nichts Verdachterregendes, hauptsächlich weil sie sich auf England beschränkte und die Begegnungen mit Ritter im Ausland un bemerkt blieben. Doch bei einer Überprüfung seiner Post wurde Owens entlarvt. Die Special Branch fing einen seiner an das Postfach 629 in Hamburg gerichteten Briefe ab. Zwar schien der Brief ganz harmlos zu sein – er enthielt lediglich eine Aufforderung an «Dr. Rantzau», mit ihm in ein paar Tagen zusammenzutreffen –, aber das Postfach 629 war dem SIS in London als eine der vier Deckadressen von ASt X bekannt, und sie wies nachdrücklich darauf hin, dass Owens mit der Abwehr in Verbindung stand.

Man liess ihn die Reise machen, doch dieses Mal unter Überwachung, und jetzt erhielt die Special Branch die Beweise, die man suchte. Es wurde angeordnet, dass zwei Detektive Owens aufsuchen und ihn auffordern sollten, sie nach Scotland Yard

zu begleiten. Owens kam ihnen zuvor. Mit dem sechsten Sinn des guten Spions entdeckte er während der Reise seine Überwacher, und er beschloss, um die Katastrophe abzuwenden, sich selbst zu stellen. Er suchte Colonel Peel auf und erzählte ihm die Geschichte, die er sich für einen derartigen Fall ausgedacht hatte. In den später vorgenommenen Aufzeichnungen von MI5 heisst es über diese Begegnung: «Snow» – das war Owens Deckname im SIS – «sagte, dass seine Geschäfte ihn mit einem deutschen Ingenieur namens Pieper in Verbindung gebracht hätten, von dem er Informationen zu erhalten versucht habe. Die Informationen von Pieper seien nicht befriedigend gewesen, und nach einiger Zeit habe Snow sich ausser Stande gesehen, die Kosten für Pieper weiter zu tragen.» An diesem Punkt, so berichtete Owens Colonel Peel, hätte Pieper ihm vorgeschlagen, er solle als Agent für die Deutschen statt für die Engländer arbeiten. Owens sagte, diesen Vorschlag habe er aufgegriffen, um im britischen Interesse in den deutschen Geheimdienst einzudringen. Pieper habe dann für ihn eine Begegnung mit den Deutschen arrangiert, und auf diese Weise sei er, sagte Owens, ein Agent der Abwehr geworden.

Colonel Peel war von Owens Erzählung in keiner Weise überzeugt und sagte ihm, er habe keine andere Wahl, als der Special Branch seine Verhaftung als Spion der deutschen Abwehr zu empfehlen. Doch Owens entgegnete ihm ruhig: «Ich bezweifle, dass Sie das tun können, Sir. Sie können mich nicht gut unter Anklage stellen lassen, ohne dass ich mich damit verteidige, britischer Agent gewesen zu sein, und auf diese Weise den Secret Intelligence Service in die Angelegenheit hineinziehe.»

Wie es in den Aufzeichnungen von MI5 über die Klärung dieses Vorfalls heisst, seien tatsächlich «Schwierigkeiten über das Vorgehen gegen Snow aufgrund seiner früheren Beziehungen zum SIS entstanden». Deshalb wurde nichts gegen ihn unternommen. Er konnte nach Belieben kommen und gehen, seine Geschäfte zu Hause wie im Ausland weiterführen und sogar wie zuvor die geheimen Anlagen der RAF besuchen. Da er für den SIS weiterarbeitete, als ob nichts geschehen wäre, wurde er bei dem Special Branch von der Liste der Verdächtigen gestrichen.

Aber Owens war ein merkwürdiger Vogel – ein fanatischer Spion, der nicht einmal angesichts tödlicher Gefahr seine Tätigkeit einstellen konnte. Er schickte zwar keine Briefe mehr an das Postfach 629 in Hamburg, behielt aber seine freundschaftlichen Beziehungen zu Dr. Rantzau bei. Ritter seinerseits aber nahm den Vorschlag von Owens, auf Eis gelegt zu werden, ernst und bat ihn nicht um weitere Informationen. Er blieb mit ihm in Verbindung, allerdings nur auf privater Ebene.

Im Januar 1939 änderte sich diese Situation. Hitler plante die endgültige Zerschlagung der Tschechoslowakei. Die Besetzung von Böhmen und Mähren war für den März festgesetzt.



Nun begann für die Abwehr eine sehr turbulente und arbeitsreiche Zeit. Die Hamburger Abwehrstelle glich einem Bienenkorb. Es liess sich unmöglich genau beurteilen, wie England auf den Bruch des Münchner Abkommens und die Besetzung der Länder, die durch diesen Vertrag gesichert werden sollten, reagieren würde. Eine grosse Anzahl von R-Agenten war eingesetzt worden mit dem Auftrag, die Erkundung der britischen Inseln zu beenden, ehe Reisebeschränkungen, mit denen sogar noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten gerechnet wurde, ihre Bewegungsfreiheit ernstlich behinderten. Ritter sandte zwei seiner besten Leute – den Industriellen Reydt und «Simon der Hobo»\* – nach England zurück und benachrichtigte Johnny, dass er in Kürze eingesetzt werden würde.

Während seiner Aufenthalte in Hamburg hatte Johnny seine Zeit nicht ausschliesslich in den Bars der Reeperbahn verbracht. Er war von Hauptmann Julius Böckel, der Ritters im Einsatz befindliche Agenten überwachte und später dessen Nachfolger wurde, in den Feinheiten der Spionagetätigkeit unterrichtet und von Funcker Grein in der Bedienung eines Afu-Gerätes geschult worden. Ende Januar beschloss Ritter, ihm eines dieser Geräte zukommen zu lassen. Ein neuestes Modell wurde mit der Diplomatenpost nach London geschickt mit der Anweisung, dass der Leiter der Poststelle in der Botschaft den Koffer bei der Gepäckaufbewahrung in der Victoria Station aufgeben und den Hinterlegungsschein Johnny an seine neue Adresse zuschicken sollte. Johnny hatte seine Familie wegen einer Engländerin deutscher Abstammung verlassen und wohnte mit ihr in einem Haus in Kingston, das er sich als Standort für seine Spionagetätigkeit ausgesucht hatte.

Owens bekam den Hinterlegungsschein mit der Post und holte den «Koffer» am 7. Februar ab. Obwohl er noch keine besonderen Anweisungen von Ritter erhalten hatte, reaktivierte er sich aus eigener Initiative und stürzte sich in die fieberhafte Episode seines Agentendaseins.

In den Aufzeichnungen von MI 5 ist über diese Periode in Johnnys Laufbahn nur recht vage die Rede. «Im Wesentlichen», heisst es in der entsprechenden Passage, «arbeitete Snow von Ende 1936 bis Kriegsausbruch eindeutig als deutscher Agent; obwohl man über seine Tätigkeit informiert war, wurde von den Behörden nicht eingegriffen... Während der drei Jahre von 1936 bis 1939 arbeitete er in England unter eigener Regie...Nach Snows Darstellung scheint es jedoch, dass er die Deutschen mit Erfolg glauben machte, über eine Reihe von Mitarbeitern zu verfügen, deren Zahl zwölf bis fünfzehn betragen mochte. Es ist wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher, dass alle diese Personen nur in Snows Phantasie existierten.»

Aber Johnny war fleissig dabei, unter den Nasen von SIS, MI 5 und der Special

\* Walter Simon oder «Simon der Hobo», ein abenteuerlustiger Mann in den Fünfzigern, war Ritters «As» in England.

Branch eine einzigartige Spionageorganisation aufzubauen. Heute wissen wir das aus den Dokumenten in Johnnys Originaldossier der Abwehr und aus der Schilderung, die mir Ritter 1969/70 gab, als ich ihm in Hamburg Fotokopien der «Originalkorrespondenz» zwischen ihm und seinem Agenten in England vorlegte. Owens war es in kurzer Zeit gelungen, ein Netz von Unteragenten zu weben, das aus gleichgesinnten walisischen Nationalisten bestand, bis er an fünfunddreissig strategischen Punkten vertrauliche Informanten eingesetzt hatte.\*

Aber nicht alles, was Owens in dieser spannungsgeladenen Zeit anfasste, hatte Erfolg. So nahm er Verbindung zu Freunden in der Zentrale der British Union of Fascists in der Duckett Street auf, nicht um sie für die Spionage anzuwerben, sondern um sie als Propagandisten einzusetzen. Sein Plan bestand darin, mit deutscher Hilfe vier geheime Funksender auf den britischen Inseln einzurichten und sie nach Ausbruch der Feindseligkeiten zur Verbreitung sogenannter «schwarzer Propaganda» in England zu verwenden. Dieser Plan scheiterte an der kategorischen Ablehnung seiner Freunde bei den Schwarzhemden, sich an irgendetwas zu beteiligen, was im Krieg Grossbritannien abträglich sein könnte.

Anfang August 1939 fuhr Owens in Begleitung seiner Geliebten und eines Freundes namens Alexander Myner, den er Ritter als Kandidaten präsentieren wollte, auf den Kontinent. Die Verbindung von Urlaub und Geschäft sollte den wahren Zweck der Reise, einen Umweg über Hamburg, wo Johnny seine letzte Besprechung vor dem Krieg mit seinen Auftraggebern hatte, tarnen. Er selbst hatte die Begegnung gewünscht, denn ihm lag viel daran, mit Ritter einen ungewöhnlichen Plan zu besprechen, den er sich ausgedacht hatte. Es ging dabei um ein Täuschungsmanöver gegen die britischen Sicherheitsorgane, durch das Owens hoffte, ungehindert operieren zu können, und durch das es ihm tatsächlich gelang, fast zwei Jahre nach Ausbruch des Kriegs aktiv zu bleiben. MI5 wurde dadurch sogar zu einem Komplizen bei Johnnys Bemühungen, seinen deutschen Auftraggebern trotz der durch den Krieg gesetzten Grenzen zu dienen.

Der «Plan» wurde unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Kingston in die Tat umgesetzt. Ritter hatte Owens angewiesen, sein Afu-Gerät nach einem vorher vereinbarten Stundenplan zu Testsendungen in Betrieb zu nehmen, sobald er in einer von den Deutschen nach England ausgestrahlten Nachtsendung mit populärer Musik

\*Sie alle waren unzufriedene Waliser und hatten ihre Standorte in Swansea, Southampton, Bournemouth, Odiham, Worcester, Brixham, Padstow, Ilfracombe, Exeter, Youghol, Warminster, Bristol, Gloucester, Bicester, Rochester und Oxford, Avonmouth, dem Catterick Camp bei Aldershot, Southend, Dover, Harwich, Folkstone, Portsmouth, Caddington, Northholt, Hendon, Pembroke Docks, Chatham, Putney Hill (wo die RAF ihr grosses Nachrichtenzentrum hatte), Kenley, Farnborough, Liverpool, West Hartlepool und in den Londoner Vororten Ilford und Richmond.

zweimal hintereinander sein Lieblingslied «Du, du liegst mir im Herzen» hörte. Das Lied wurde in der Sendung am 28. August 1939 kurz nach Mitternacht zweimal hintereinander gespielt. Um vier Uhr dreissig am gleichen Morgen funkte Johnny seine erste Sendung. Um vier Uhr fünfzehn am nächsten Morgen meldete er sich wieder mit Wetternachrichten. Sie zu senden hatte er auf seinem Gerät am besten gelernt. Nun legte er in genauen Details die Angaben vor, die Luftwaffe und Marine bald für den Ernstfall benötigen sollten – das Wetter in England mit Temperaturen, Luftdruck, Wolkenhöhe und Sichtweite, Niederschlägen, Windrichtung und – geschwindigkeit. Der Empfang in Wohldorf war unverändert schlecht. Der Äther war von Signalen zu sehr überfüllt. Atmosphärische Störungen überdeckten die Zeichen oder verfälschten sie. Valentini gelang es, die Wetternachricht aufzunehmen und über Fernschreiber an Ritter weiterzugeben. «Trotz starker statischer Störungen war der Empfang ausreichend, um den Funkspruch aufzunehmen. Verbindung mit 3504 eindeutig hergestellt. ASt Hamburg kann befriedigenden weiteren Verkehr zusichern.»

Johnny sendete weiter nach Plan. Zweimal täglich gab er Wetterberichte durch. Am 2. September, als die Wehrmacht den Angriff auf Polen bereits begonnen hatte, Hitler aber immer noch hoffte, dass England und Frankreich neutral bleiben würden, meldete sich Johnny mit zwei wichtigen Berichten. Zu seiner planmässigen Sendezeit funkte er um vier Uhr dreissig: «Lage jetzt ausserordentlich ernst. Kriegserklärung jeden Augenblick zu gewärtigen. Mehr um 12.00.» Mittags meldete er sich pünktlich mit einem Funkspruch, der aus sechzehn Gruppen von je fünf Buchstaben bestand und im Klartext lautete: «Flugzeuge in Bigginhill, Hornchurch und Blenheim werden beladen. Beginne mit regelmässigen Meldungen. Bleiben Sie Tag und Nacht empfangsbereit.» Ritter, im Allgemeinen ein beherrschter, nüchterner Mann, konnte seine Aufregung kaum verbergen. Seine riskante Investition erbrachte phantastische Dividende. Er ging mit der Meldung zu Kapitän z. S. Wichmann, seinem Vorgesetzten bei ASt X. «Johnny kommt vollkommen klar durch, Herr Kapitän», sagte er. «Sehen Sie. Am 28. hat er Portsmouth beobachtet, und jetzt diese drei Flugplätze der RAF. Offensichtlich arbeiten seine Waliser Landsleute schon für ihn.»

Johnny sendete jetzt, so oft er die Möglichkeit dazu hatte, häufig unter Missachtung seiner eigenen Sicherheit. Ausser seinen Wettermeldungen brachte er laufend taktische Informationen, vorwiegend über den Aufmarsch der RAF und über die Flugplätze um London.

Kurze Zeit später bewies Johnny dann, dass er noch mehr bieten konnte als nur Berichte über die Anzahl der Hurricanes in Croydon oder die Entdeckung eines Stacheldrahtzauns bei Dover. Um die Aufmerksamkeit der Engländer, die diese Art Funkverkehr überwachten und die Möglichkeit besaßen, Geheimsender auszuheben, nicht auf sich zu lenken, hatte Johnny strikte Anweisung erhalten, seine Nachrichten

auf vierhundert Buchstaben zu beschränken, aber nun hatte er etwas so Wichtiges erfahren, dass er die Vorschrift ausser Acht liess. Am 18. September gab er seine bis dahin längste Meldung durch, von der er erklärte, sie beruhe auf seinen persönlichen Beobachtungen und denen eines Ingenieurs des holländischen Kriegsministeriums bei Philips in England:

«Netz von Kurzwellenempfangsstationen zum Abhören feindlicher Flugzeuge an der ganzen Küste von der Isle of Wight bis zu den Orkneys im Gange. Soll Maschinen in der Luft durch Richtstrahl und reflektierte Funkwellen oder Ultrakurzwellen, die von Zündfunken der Motore ausgehen, entdecken können. Gerät ermöglicht mit hoher Genauigkeit Entfernungsbestimmung und Schätzung der Zahl der anfliegenden Maschinen. Netz arbeitet angeblich in drei Stufen, genannt ‚Advance‘, ‚Intermediate‘ und «Final». Einsatzbereite Stationen bereits in Suffolk, Essex und Kent leicht erkenntlich an 350 Fuss und 240 Fuss hohen Antennenmasten aus Stahl oder Holz. Weitere im Bau befindlich. Als einzige Möglichkeit der Durchdringung dieser elektromagnetischen Wellen oder ihrer Ablenkung gilt Anwendung sogenannter Suppressors. Versuche Details zu erfahren.»

Das war eine Nachricht von grösster Wichtigkeit. Sie gab einen unmittelbaren Hinweis auf eines der grössten Geheimnisse, vor denen sowohl die Abwehr als auch die Nachrichtenabteilung der Luftwaffe ratlos gestanden hatten.

Seit 1938 hatten die Engländer unermüdlich an der Vervollkommnung des Radar gearbeitet. Die Deutschen versuchten ebenso hartnäckig herauszufinden, ob ein Teil des neuen Radarnetzes schon einsatzbereit war. Die Anlagen, auf die sich Johnny in seinem Bericht bezog, waren ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen. Seit Anfang 1939 hatten sie England ständig überwacht und dazu in einem supergeheimen Erkundungsunternehmen unter Oberst Günther Rohwel hochfliegende He-mC und zwei besonders ausgerüstete Zeppeline in der ersten elektronischen Aufklärungsaktion in der Geschichte eingesetzt.

Als sie ihre Luftaufnahmen der Türme vorlegten und die Bilder hohe Stahlmaste mit gekreuzten Gitterantennen zeigten, kam General Wolfgang Martini, der Chef des Nachrichten- und Verbindungswesens der Luftwaffe, zu der Ansicht, dass sie für die Wellenlängen, die seine Experten für Radar am günstigsten hielten, ungeeignet waren. Martini meinte, sie seien zwar ungewöhnlich, es müsste sich dabei aber um Sendemasten gewöhnlicher Funkstationen handeln. Als der Krieg ausbrach, wusste General Martini noch nicht, ob diese Masten irgendetwas mit einem Radarsystem zur Entdeckung anfliegender Flugzeuge zu tun hatten. Diese Unsicherheit schien Johnnys Meldung vom 18. September endlich beseitigt zu haben. Er hatte eindeutig festgestellt, dass diese Masten zu Radarstationen gehörten, und nicht, wie Martini vermutete, zu gewöhnlichen Funkstationen. Er stellt fest, dass zumindest jene in Suffolk

(bei Orfordness), Kent (bei Dunkirk und Dover) und Essex (bei Canewdon) bereits im Einsatz waren.

Johnny's Funkspruch schlug in Hamburg wie eine Bombe ein. Dieser Bericht schien viel zu wichtig zu sein, um ihn einfach über Fernschreiber nach Berlin zu geben und ihn einem ungewissen Geschick zu überlassen. Mit Wichmanns Genehmigung brachte Ritter ihn persönlich in die Zentrale der Abwehr. Er wollte sich vergewissern, dass er an General Martini weitergeleitet wurde, legte aber ebensoviel Wert darauf, den Skeptikern in der Abteilung I zu beweisen, dass die Zeit und das Geld, die er für Johnnys kostspielige Tage als Schläfer aufgewendet hatte, nicht umsonst gewesen waren.

Ritter traf Major Brassler, den Leiter bei Abwehr I/Luft in der Zentrale, der im Allgemeinen ein wohlwollender Förderer selbst seiner extravagantesten Projekte war, ausnahmsweise skeptisch an. «Das ist eine interessante Meldung», räumte er Ritter ein, «aber genau genommen, besagt sie nicht allzuviel. Fordern sie von Ihrem Johnny genauere Angaben. Nur wenn er diese geheimnisvolle Sache durch weitere Details belegen kann, bin ich bereit, den Bericht an die Luftwaffe weiterzugeben.» Ritter aber hielt den Bericht soweit er vorlag für viel zu bedeutsam, um ihn irgendwo in einem Ablageschrank in Berlin untergehen zu lassen. «Herr Major», entgegnete er Brassler, «meiner Meinung nach ist der Bericht so gut, dass seine sofortige Vorlage beim Ic der Luftwaffe gerechtfertigt ist. Wie Sie wissen, konnte man sich dort nie endgültige Klarheit verschaffen, ob die Briten ein System zur Entdeckung anfliegender Flugzeuge haben oder nicht. Sie konnten nie mit Sicherheit feststellen, wozu diese Antennenmasten sind. Dieser Bericht mag nicht die ganze Lösung des Rätsels bieten, aber ich glaube, dass er gewisse wichtige Hinweise enthält, die dazu verhelfen werden, Klarheit zu schaffen.»

Major Brassler brachte Ritter daraufhin zu Oberst Hans Piekenbrock, der gerade auf dem Weg zu Canaris war und Ritter mitnahm. Es war einer der regelmässigen morgendlichen Vorträge Piekenbrocks, bei denen er Canaris über die neuesten Ereignisse unterrichtete und ihm eine Auswahl der interessantesten Meldungen vorlegte, die über Nacht eingegangen waren. Er legte den Aktendeckel mit den Berichten vor Canaris auf den Schreibtisch, reichte ihm aber Johnnys Meldung gesondert. Er wartete, bis Canaris gelesen hatte, ehe er sagte: «Über diesen Bericht bestehen Meinungsverschiedenheiten, Herr Admiral. Hauptmann Ritter schlägt vor, ihn sofort an Major Schmid weiterzugeben, aber Major Brassler hält ihn für zu vage, um eine Weiterleitung zu rechtfertigen und fürchtet, wir könnten uns lächerlich machen, wenn wir das Material in seiner gegenwärtigen fragmentarischen Form vorlegen.» Canaris schien auf fahren zu wollen, aber nur für einen Augenblick. «Also gut», sagte er, «geben Sie die Sache weiter an Major Schmid. Soll er sehen, was er daraus macht.»\*

\* Major Josef (Beppo) Schmid war als Nachrichtenchef im Generalstab der Luftwaffe die richtige Stelle, über die Johnnys Bericht an General Martini zu gehen hatte.

Mit einem flüchtigen müden Lächeln wandte er sich an Ritter und sagte herzlich: «Hat Johnny gut gemacht. Übermitteln Sie ihm meine Anerkennung, Ritter.»

Canaris schlug den Aktendeckel auf und begann Piekenbrocks Auswahl der eingegangenen Depeschen durchzusehen. Obenauf lag ein kurzer Bericht aus Breslau, ein frivoler und boshafter Seitenhieb. Piekenbrock, ein lebensfroher Rheinländer, versuchte immer die ewig bedrückte Stimmung seines Chefs etwas aufzuheitern und hatte die vorgelegte Meldung nur wegen ihrer Komik mit aufgenommen. «Einem zuverlässigen V-Mann von der Tauentzien zufolge», hiess es, «ist die angebliche Frau von Signor Renzetti, Sekretär bei der Italienischen Botschaft, tatsächlich eine deutsche Jüdin aus Breslau mit dem Mädchennamen Blaustein. Der V-Mann meldet, Signora Renzetti habe kürzlich ihre vorstehende jüdische Nase in Rom korrigieren lassen.» «Diese beiden Meldungen nehme ich an mich», sagte Canaris mit einem verschmitzten Grinsen, «Johnnys und die aus Breslau. Für den Führer. Vielleicht wird ihn das davon überzeugen, dass uns nichts entgeht.» Er griff noch einmal nach Johnnys Bericht, las ihn ein zweites Mal und sagte: «Wissen Sie, meine Herren, das kann sich als eine der wichtigsten Meldungen in diesem ganzen Rattenrennen erweisen.»

### *Der Meisterspion*

Nachdem Johnny im Morgengrauen des 18. Septembers seine Meldung gefunkt hatte, packte er das Afu-Gerät in seinen Koffer und wartete. Kurz nach acht Uhr rief er Scotland Yard an und verlangte Inspektor Gagen von der Special Branch zu sprechen, und als Gagen sich meldete, verabredete er sich mit ihm auf dem Bahnhof Waterloo Station. Gagen kam zu der Verabredung mit einem Haftbefehl. Kaum war Owens in das Gefängnis Wandsworth aufgenommen, als er nach Colonel Peel vom SIS schickte. Ferner verlangte er, mit MI 5 in Verbindung gesetzt zu werden, weil er den Leuten dort ein Geschenk zu machen hätte. Als sie kamen, verriet er ihnen, wo er in seinem Haus in Kingston das Afu-Gerät versteckt hatte. Über dieses Geschenk waren seine Empfänger so erfreut, dass sie Owens mit den besten Wünschen von MI 5 wieder auf freien Fuss setzten, doch erst nachdem er ihnen gezeigt hatte, wie das Gerät funktionierte, indem er – aus seiner Zelle – Verbindung mit Wohldorf aufnahm. Die erste Phase seines Meisterplans war damit angelaufen.

Selbst der kühnste Spion ist von Ängsten um die Sicherheit seiner Mission erfüllt und sieht in seinem geheimen Funkgerät die grösste Gefahr. Er weiss, jedesmal wenn er in seinem Versteck seine Sendetätigkeit aufnimmt, geht er das Risiko ein, seine Anonymität und seine Sicherheit preiszugeben. Owens, der nicht weniger tapfer und gerissen als die besten Spione war, hielt von der Afu-Angelegenheit nicht viel. Er

war über die elektronische Überwachungstätigkeit, die die britischen Behörden für den Ernstfall vorbereitet hatten, unterrichtet. Gelegentlich glaubte er einem der Peilwagen der britischen Post zu begegnen, die bereits durch die Strassen kreuzten und mit ihren empfindlichen Geräten nach illegalen Funksendern suchten. Darüber hinaus war bei der Special Branch und dem SIS bekannt, dass er ein Afu-Gerät besass. Schon im Januar, als der Koffer eintraf und er ihn bei der Gepäckaufbewahrung in der Victoria Station abholte, hatte er ihn geradewegs zu Inspektor Gagen nach Scotland Yard gebracht. Der Inspektor sah sich den magischen Kasten an, zeigte ihn den Leuten vom SIS, und gemeinsam bewunderten sie das starke und kompakte Funkgerät. Aber das war auch alles. Zu Owens' Überraschung gab man ihm das Gerät zurück, um damit zu tun, was ihm Spass mache.\*

Owens konnte sich das nicht erklären. Er vermutete, dass der Special Branch ihm eine Falle stellte. Als er Ritters Anweisung erhielt, seine Sendungen aufzunehmen, hatte er weniger das Gerät ausprobieren als die Wirksamkeit des britischen Überwachungssystems testen wollen. Nichts war geschehen. Wenn die Engländer seine Funksprüche aufgefangen hatten (und heute wissen wir, dass sie ihnen entgangen waren), dann, so meinte er, unternehmen sie nichts gegen ihn, weil sie ihm mehr Spielraum lassen wollten. Er riskierte viel. Er funkte einige sehr wichtige Informationen, um seine Überwacher zu provozieren. Noch immer geschah nichts. Doch das Ausbleiben jeder Reaktion machte ihn nicht sehr zuversichtlich. Er war überzeugt, dass mit der Verschärfung der Sicherheitsmassnahmen die Engländer früher oder später über seine Funksprüche stolpern würden. Dies wollte er jedoch vermeiden und entschied sich daher, «seinen Koffer» abzugeben und damit ein sehr riskantes Spiel zu wagen. Durch die Auslieferung seines Afu-Geräts hoffte er, sich seine Bewegungsfreiheit erkaufen und damit aktionsfähig bleiben, weiter Informationen sammeln, seinen Ring leiten und die beschafften Nachrichten den Deutschen auf einem sichereren Weg liefern zu können als über Funk, wo die ganze Welt mithören konnte. Bei diesem Plan berücksichtigte Owens die Methoden, mit denen die Engländer nach seinen Erfahrungen solche Fragen behandelten. Sie würden in der Auslieferung des Geräts den Beweis sehen, dass er seine Beziehungen zu den Deutschen endgültig abgebrochen hatte. Oder vielleicht würden sie ihn als Doppelagenten einsetzen, der loyal für die Engländer arbeitete und die Abwehr mit irreführenden Informationen belieferte.

Es kam genau so, wie er erwartet hatte. Die Engländer wussten sein Verhalten

\* Das hatte Owens Ritter erzählt. Tatsächlich erfuhr MI 5 von der Existenz seines Gerätes in dem Augenblick, als es in London eintraf. MI 5 hatte es an den SIS ausgeliehen, wo es beinahe zerstört wurde, als Experten es auseinandernahmen, und dann nicht mehr wussten, wie sie es zusammenbauen sollten. Es wurde dem Radiochef von MI 5 überlassen, das Gerät so zu reparieren, dass es wieder gebrauchsfähig war.

nicht nur zu würdigen, sondern freuten sich darüber, das erste von verschiedenen Agentengeräten in die Hände zu bekommen, die die Deutschen nach ihren Vermutungen vor dem Krieg nach England eingeschmuggelt hatten.

Solche Geräte sind eine zweischneidige Waffe und werden deshalb von den Geheimdiensten benutzt, um sowohl echte als auch frisierte Informationen weiterzugeben. Wann immer ein Funkspion gefasst und angenommen wird, dass sein Geschick seinen Auftraggebern unbekannt bleibt, kann der Agent liquidiert werden, oder er wird vielleicht «umgedreht», um mit der Seite, die ihn gefasst hat, gegen seine früheren Auftraggeber zu arbeiten. Was auch immer mit solchen gestolperten Spionen geschieht, man ist sehr darum bemüht, ihre Funkgeräte zu erhalten und von Leuten bedienen zu lassen, die verstehen, den Anschlag der Morsetaste eines anderen nachzuahmen.

Die empfindlichste Stelle eines Geheimagenten ist seine Gefolgschaftstreue. Wenn Agenten auf ihre Mission ausgeschiedt werden, sind sie ungeheuren Anforderungen, Versuchungen und Bedrohungen ausgesetzt, wobei das Leben selbst der Einsatz in einem sehr ungleichen Spiel ist. John Cecil Masterman, der amtliche Chronist dieser verwickelten Operation und selbst ein hervorragendes Mitglied des «Doppelkreuz»-Teams, sagte mir, die meisten Spione zeigten sich bereit, Verrat zu begehen, wenn es ums Überleben ginge. Diejenigen, von denen man annehmen kann, dass sie unter Druck mit ihrem Auftraggeber brechen, können schrittweise zurechtgebogen werden.

Die Engländer waren gegenüber den Möglichkeiten, die Doppelagenten bieten, nicht blind. Schon vor dem Krieg waren bei MI 6 wie bei MI 5 Pläne ausgearbeitet worden, entlarvte Agenten in einem systematischen, gegen ihre ursprünglichen Auftraggeber gerichteten Täuschungsfeldzug auszunützen. Die erste Anregung, dieses System in einem bevorstehenden Krieg anzuwenden, wurde von einem Mitglied des Deuxième Bureau am 5. Mai 1939 vor Geheimdienstoffizieren gegeben. Er wies auf den Wert verräterischer Agenten hin und gab einige grundsätzliche Ratschläge für die Behandlung kontrollierter Spione.

Dieser Gedanke beschäftigte einen jungen Major, der zur gleichen Zeit wie Norman Baillie-Stewart bei den Seaforth Highlanders gedient hatte, und jetzt bei MI 5 so streng getarnt wurde, dass sein Name in den Ranglisten der britischen Armee getilgt worden war. Es war Thomas Andrew Robertson, ein bemerkenswert begabter Schotte. Er arbeitete eine Täuschungsstrategie aus, aber er musste warten, bis seine Stunde kam. Während der hektischen Monate nach Kriegsausbruch war England von einer Spionagehysterie gepackt und jeder deutsche Spion automatisch zum Untergang verdammt, der in britische Hände fiel. Sie wurden kurzerhand – oft ohne Prozess – hingerichtet.



Nachdem 1940 sieben deutsche Agenten liquidiert worden waren, entschloss sich Major Robertson, seinen «Doppelkreuz»-Plan durchzuführen. Er trug seine Überlegungen Colonel Dick White vor, dem gebildetsten und energischsten Mann unter den jüngeren leitenden Persönlichkeiten bei MI 5. Er warb dafür bei der Naval Intelligence Division und dem Air Staff, wo Admiral John Godfrey, der Direktor der Naval Intelligence, und Wing Commander «Archie» Boyle, der führende Fachmann für Luftnachrichten, ihr Interesse an dem Projekt bekundeten. Robertson überzeugte sie, dass es eine sinnlose Vergeudung sei, jeden gefassten deutschen Spion zu hängen oder zu erschiessen. Für manche von ihnen könnte man ein Platz finden, die britischen Kriegsanstrengungen zu unterstützen, wenn man die besten von ihnen in einem Spiel einsetzte, in das man die ahnungslosen Deutschen verwickelte. Das war der Ursprung des «Doppelkreuz»-Systems innerhalb von MI 5. Formell wurde dieses Projekt Colonel Whites B-Division übertragen, wo Robertson und seine Mitarbeiter das fein abgestimmte Instrument schufen, mit dem die anonymen «Doppelkreuzler» so virtuos bis zum Kriegsende spielten. Die Deutschen nannten es das «Funkspiel», die Engländer prägten die Bezeichnung «Doppelkreuz» oder «XX» für «doppelten Betrug».

Die Gelegenheit, die Deutschen doppelt zu hintergehen, war für die Engländer mit der Person Owens/Snow viel früher eingetreten, als irgendjemand erwartet hatte. Selbst noch lange nach dem Krieg sagte Masterman, dass Snows erste Funkmeldung aus dem Gefängnis Wandsworth einer der dramatischsten Augenblicke im XX-System war. Nachdem Owens für MI 6 (wie der SIS inzwischen genannt wurde) und innerhalb von MI 5, dem die Operation «XX» unterstand, seine Glaubwürdigkeit überzeugend nachgewiesen hatte, wurde er als vertrauenswürdiger Doppelagent eingesetzt. Sein Funkgerät sollte weiterbetrieben werden und frisierte Nachrichten an die Deutschen senden. Von diesem Teil der Unternehmung wurde Owens ausgeschlossen. Ein Radioamateur, der in die Streitkräfte vor allem deshalb aufgenommen worden war, um den feindlichen Funkverkehr abzuhören, wurde mit der Bedienung des Afu-Gerätes betraut, nachdem er Owens charakteristischen Anschlag studiert und ein bemerkenswertes Geschick in seiner Nachahmung erworben hatte.

Dann gingen seine englischen Meister in ihrem Vertrauen gegenüber einem Spion, der bisher auf so raffinierte Weise gearbeitet hatte, erstaunlich weit. Für seinen Funkanspruch aus dem Gefängnis Wandsworth hatte sich Owens einen Text ausgedacht, der den Engländern sehr rätselhaft erschien. «Muss Sie sofort in Holland treffen», hiess es. «Bringe Wettercode. Funken Sie Stadt und Hotel. Wales ist bereit.» Als Owens erklärte, Ritter erwarte Wetterberichte von ihm und ferner, dass er Kontakte zu vertrauenswürdigen Mitgliedern der Welsh Nationalist Party suche, die für «Spezialaufgaben» gewonnen werden könnten, gaben sich die Engländer damit zufrieden. Aber

was hatte es mit der dringenden Begegnung in Holland auf sich? Owens erklärte, er müsse die alte Methode, wenigstens von Zeit zu Zeit mit Dr. Rantzau zusammenzutreffen, beibehalten, weil das die einzige Möglichkeit sei, den Eindruck zu erwecken, dass alles in Ordnung sei. Er müsse sich ausserdem um seine Geschäfte in Rotterdam und Antwerpen kümmern. Warum wollte man ihn bei diesen Reisen nicht mit Dr. Rantzau zusammenkommen lassen und ihm damit die Möglichkeit geben, den naiven Deutschen noch mehr frisierte Informationen unterzujubeln? Das klang vernünftig und MI 5 stimmte nicht nur zu, dass Owens seine Reisen in gewohnter Weise wieder aufnahm, sondern arrangierte sogar diese Reisen für ihn und erstattete ihm seine Kosten.

Ritter bestätigte Johnnys Nachricht aus der Zelle und lud ihn für den 28. September 1939<sup>zu</sup> einem Treff in der Wohnung eines deutschen Spediteurs nach Antwerpen ein.

Damit begann die Zeit des Meisterspions Snow/Johnny. Zwar arbeitete er sowohl für die Briten als auch für die Deutschen, aber keiner der beiden wusste, was er wirklich tat, wenn er auf der anderen Seite des Berges war. Sie wussten nur das, was er ihnen erzählte, und glaubten ihm kritiklos nahezu alles. Hin und wieder beging er einen Schnitzer, denn es war eine nervenaufreibende Aufgabe, sich um die vielfältigen Geschäfte zu kümmern und gleichzeitig zwei Gruppen geheimer Kunden zu bedienen; all die verschiedenen zur Deckung erfundenen Geschichten und ausgeklügelten Ausflüchte auseinander und im Gedächtnis zu behalten und für die Engländer «Snow» und für die Deutschen «Johnny» zu sein. Es gelang ihm, sich ebenso schnell aus Widersprüchen herauszureden, wie er in sie hineingeschlittert war – alle Betroffenen zufriedenzustellen und sie gleichzeitig in Unwissenheit über den vollen Umfang seiner Aktivitäten zu halten.

Nikolaus Ritter, der inzwischen Oberstleutnant geworden war, wurde nach dem Krieg von MI 5 gefangen genommen und über ein Jahr lang in einer Reihe von Vernehmungslagern unaufhörlich verhört. Doch niemals gab er den englischen Vernehmungsoffizieren alle Einzelheiten preis, die er über Johnnys Tätigkeit wusste. Und selbstverständlich vertrauten ihm die Engländer auch nicht ihre Seite der Geschichte an. Hier folgt der erste vollständige Bericht dieser unglaublichen Mission.

Snow verschwand am Morgen des 28. Septembers 1939 aus London und stand als Johnny wenige Stunden später im Wohnzimmer des Spediteurs zu seinem ersten Treff im Krieg mit Dr. Rantzau. Auf der Überfahrt überlegte Johnny, was und wieviel er den Deutschen sagen sollte und entschloss sich, seinen Eingebungen zu folgen und so wenig wie möglich zu sagen. Als Ritter fragte, wie es möglich wäre, dass man ihm erlaubt hatte, England zu verlassen, entgegnete Owens, seine Geschäftsverbindungen

in Belgien und Holland würden für die britischen Kriegsanstrengungen als wichtig erachtet; er solle seine Verkäufe weiter tätigen, da jeder Abschluss in ausländischen Währungen von Wert sei, denn die Engländer würden Devisen bald dringend benötigen. Ritter schluckte diese Erklärung und akzeptierte auch Johnnys Versicherung, dass seine Meldungen korrekt und vertrauenswürdig seien. Da sich Johnny den Deutschen wesensverwandter als den Engländern, die er verachtete, fühlte, begann er bei diesem Treff, die von MI 5 frisierten Nachrichten zu berichtigen, die Ausschmückungen und Lügen zu revidieren und auf die wahren Stellen in ihrem Inhalt hinzuweisen. Auf diese Weise wollte er von nun an den Schaden auf ein Minimum reduzieren, auf der anderen Seite aber die Deutschen aus dieser Quelle profitieren lassen, also MI 5 dazu verleiten, den Feind mit einer beträchtlichen Anzahl zutreffender Informationen zu versorgen. Er brachte aber auch eine grosse Neuigkeit mit. Als er aus London gefunkt hatte «Wales ist bereit», wollte er damit sagen, dass es ihm gelungen war, jemand anzuwerben. Es handelte sich bei diesem Agenten nicht um einen x-beliebigen Waliser sondern um Gwylllem Williams, den pensionierten Polizeiinspektor aus Swansea und Führer der Welsh Nationalist Party. Johnny wollte ihn zum nächsten Treff mit Dr. Rantzau mitbringen, damit er seine Vereinbarungen unmittelbar mit dem Waliser treffen konnte.

In diesem Teil des Spiels hielt zur Abwechslung einmal MI 5 die Trumpfkarten in der Hand. Johnnys Beziehung zu Williams schien durchaus echt zu sein. Sie waren sich in den Kreisen der walisischen Dissidenten begegnet, in deren Reihen Johnny nach Agenten für Ritter suchte. Aber der ehemalige Polizeiinspektor war von MI 5 vorgeschoben worden, als man erfahren hatte, dass sich Owens um diesen Waliser bemühte. Der Treff fand wenige Wochen später, am 21. und 22. Oktober 1939, statt, der erste Teil in Antwerpen, wo Ritter Johnny in einer Suite des Hotels London empfing. Diesmal wurde der Deutsche von zwei Freunden begleitet, einem Mann in mittleren Jahren mit der Haltung und dem Auftreten eines Berufsoffiziers und einem jüngeren, gut aussehenden, redegewandten Mann, den er als «der Fregattenkapitän» vorstellte. Der ältere war Major Brassier. Der andere war Hauptmann Witzke, der Leiter des Referats II von AStX, der für Sabotageakte in England zuständigen Abteilung, für die Williams arbeiten sollte. Nachdem sich Johnny für ihn verbürgt hatte, wurde der ehemalige Inspektor als «A. 3551» sofort in die Abwehr aufgenommen. Später wurde er als «absolut zuverlässig und sehr wertvoll» eingestuft – eine treffende Charakterisierung, soweit es die Abwehr betraf. Williams erklärte sich bei diesem Treff wie auch bei späteren Begegnungen mit Witzke bereit, Waliser für die Sabotageakte anzuwerben. Er sagte aber dem «Fregattenkapitän», dass er unter keinen Umständen das Zubehör der Saboteure wie Behälter, Sprengstoffe und Zünder, in Grossbritannien beschaffen könne. «In diesem Punkt brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen»,

wurde ihm von Witzke versichert. «Wir arbeiten Hand in Hand mit einer Bande belgischer Schmuggler, die von Ostende aus über den Kanal operieren und wissen, wie sie den englischen Küstenwachen aus dem Wege gehen. Durch sie werden wir alles schicken, was Ihre Freunde brauchen, als übliches Schmugglergut angemessen getarnt, wie Konserven, Kartons mit Zigaretten, Kaffeebüchsen und andere Dinge dieser Art.»

Am 22. Oktober fuhren Ritter und Johnny nach Brüssel zu einer Sitzung, die sich als ungeheuer produktiv erwies.

Johnny verwarf wieder das frisierte Material, das MI 5 für ihn vorbereitet hatte, und gab Ritter stattdessen echte Informationen, die er selbst seit ihrer letzten Begegnung gesammelt hatte. Es war eine überwältigende Kollektion. Zwar mag eine reine Aufzählung solcher Daten nicht besonders anregend sein, dennoch sollen die achtzehn verschiedenen Informationen, die Johnny bei diesem Treff an Ritter weitergab, kurz angeführt werden, um den Bereich und die Bedeutung seiner Spionagefähigkeit zu zeigen. Hinter den verschlossenen Türen von Ritters Zimmer im Hotel Metropol lieferte Johnny, wie später in seinem Dossier bei der Abwehr gefunden wurde, Informationen zu den folgenden Themen.

1. Identifizierung des Hauptquartiers der RAF in Frankreich in der Umgebung von Strassburg.
2. Beschreibung der Ballonsperren, die zum Schutz der Nachrichtenzentren der RAF und der Royal Navy in der Umgebung von Portsmouth angelegt worden waren.
3. Bericht über seine persönliche Erkundung des Flughafens Croydon am 10. Oktober 1939.
4. Eine genaue Beschreibung der Tarnung des Verwaltungsgebäudes in Croydon.
5. Unterrichtung über Vermessungsarbeiten bei Lian Stephan in Wales zur Vorbereitung des Baus neuer Flugplätze.
6. «Allgemeine Informationen» über die Verhältnisse in Wales.
7. Unterrichtung, dass in unmittelbarer Zukunft keine weiteren Angriffe der RAF gegen Marinestützpunkte in Westdeutschland geflogen würden, weil gewisse Instrumente der für die Angriffe vorgesehenen Flugzeuge als fehlerhaft befunden worden waren.
8. Aufstellung zusätzlicher neuer Scheinwerferbatterien zur Verbesserung der Küstenverteidigung bei West Hartlepool.
9. Berichte über das versehentliche Abschiesen von zehn Maschinen der RAF bei Southampton, Portsmouth und Ilford durch eigene Flugabwehrbatterien.
10. Schilderung persönlicher Beobachtungen am 4. Oktober auf einer Reise in einem Zug, der 600 Offiziere der RAF nach St. Athens brachte, und Wiedergabe ihrer Unterhaltungen, die er belauscht hatte.

11. Schilderung persönlicher Beobachtungen von einer Fahrt nach Pembroke und Bericht, dass er unterwegs eine Ansammlung von Handelsschiffen bei Gravesend gesehen hatte.
12. Bericht über einen Besuch von Neath und Morriston in Glamorgan, nördlich von Swansea.
13. Skizzierung einer Ölraffinerie der Royal Navy bei Skewen, deren Tanks mit Rohöl gefüllt waren, das über Swansea aus Übersee eintraf.
14. Hinweis darauf, dass die Öltanks in Swansea immer noch ihren silbergrauen Anstrich aus der Friedenszeit hatten und aus der Luft leicht zu erkennen seien.
15. Enthüllung, dass in RAF-Depots bei Didcot bis zu 3'000 Rolls-Royce-Motore lagern und Hinweis darauf, dass sie ein lohnendes Ziel für die Luftwaffe seien.
16. Beschreibung gewisser operativer Methoden der Zerstörer der Royal Navy in der Anti-U-Boot-Kriegsführung und Schilderung von Details ihrer Taktik beim Abschuss von Unterwasserbomben.
17. Übergabe von Details des Luftwarnsystems mit dem Hinweis, dass es im Allgemeinen erhebliche Verwirrung und Desorganisation nach der Entwarnung gebe, besonders im Gebiet von Ilford-Degenham.
18. Information, dass der grösste Teil des von der RAF verwendeten synthetischen Treibstoffs von einem Werk der Powel Dyffrin Steel and Iron Company bei Merthyr an der Strasse nach Treharris stamme.

Johnny fuhr nicht auf einer Einbahnstrasse. Daraus folgt, dass nicht alles, was aus diesem Treff resultierte, zum Vorteil für die Deutschen war. Auch für die Briten ergaben sich wichtige Gewinne aus dieser Reise.

Als eine Institution, die der Spionageabwehr diene, gehörte es nicht zur Aufgabe von MI 5, Informationen zu sammeln. Jedenfalls wurde von Snow nicht verlangt oder erwartet, solche Angaben zu beschaffen. Die «Durchdringer» oder «E-Leute», wie diese Spezialisten genannt wurden, hatten eine sehr delikate und mit den grössten Gefahren verbundene Aufgabe, die mehr verlangte als die schauspielerische Gabe, sich zu verstellen und in diesem schwierigsten aller Täuschungsmanöver zu überleben. Skrupellosigkeit, Brutalität und eiserne Nerven gehörten zu diesem Job. Es war eine niederträchtige und gemeine Aufgabe, Kollegen und Kameraden zu bespitzeln, um sie an den Galgen oder vor ein Exekutionskommando zu bringen. Johnny Owens kannte keine Skrupel, er war selbstsüchtig und rücksichtslos. Er betrog und hinterging schon so viele Menschen, dass es ihm gleichgültig war, ob es noch mehr wurden.

Ich kann mir nicht erklären, was diese doch gebildeten und erfahrenen Leute veranlasste, ihm so blindlings zu vertrauen, denn sowohl die Engländer wie die Deutschen glaubten, dass er allein auf ihrer Seite spielte. Um sich dieses Vertrauen zu verdienen und es zu erhalten, diene er beiden Seiten. In dieser Zeit war Johnny für die Abwehr der wichtigste Agent in England. Da er anscheinend ungefährdet kom-

men und gehen konnte, wurde beschlossen, ihn auch als Kurier zu anderen Agenten in England zu schicken. Und gerade darauf hatte MI 5 gewartet, und Owens seinerseits hatte keine Bedenken, auch diese Aufgaben noch zu übernehmen.

Zum Abschluss ihrer Begegnung in Brüssel gab Ritter ihm eine Anzahl Filmkassetten, die etwa die Grösse von Briefmarken hatten. Es waren Mikrofilmaufnahmen von Anweisungen von Hauptmann Dierks zur Weiterleitung an A. 3527, einen seiner Agenten in England, der von Johnny beliefert werden sollte. Ritter gab Johnny die Londoner Adresse des Spions und bat ihn, dafür zu sorgen, dass A. 3527 die Filme umgehend erhielt. Dann sagte er noch: «Wir haben einen ausgezeichneten Briefkasten in Bournemouth, eine Frau, mit der wir über Spanien und die Schweiz in Verbindung stehen. Es ist vollkommen sicher, sie einzuschalten, wenn wir zwischen Treffs mit Ihnen Kontakt aufnehmen, oder Ihnen in dringenden Fällen Geld über sie schicken wollen.»

Als Johnny wieder in London war, machte er seine üblichen Metamorphose durch und wurde wieder Snow. Als er sich bei MI 5 meldete, stellte er seinen Wert unter Beweis – und auch seine Loyalität und seine Vertrauenswürdigkeit –, indem er die für A. 3527 bestimmten Filme den Männern von «XX» auslieferte. Er nannte ihnen die Adresse, wo der Agent wohnte, und informierte sie auch über U. 3529, die Frau in Bournemouth (die wir hier Margarde Kraus nennen wollen, obwohl das nicht ihr wahrer Name ist), die als «Briefkasten» für die Abwehr arbeitete.

Für MI 5 machte sich das Spiel nun bezahlt. Die beiden von Snow angezeigten Agenten waren dem ersten Zugriff entgangen. Das Ausfindigmachen von Margarde Kraus war ein Meisterstück kriminalistischer Ermittlung, bei der Owens nur indirekt eine Rolle spielte. Das Geld der Abwehr, das sie an Owens weiterleitete, erhielt er in einem Brief. Es waren knisternde neue Fünf-Pfund-Noten, und als Owens sie bei MI 5 ablieferte, wurde festgestellt, dass mit dem Buchstaben «S» markiert waren. Das wies darauf hin, dass sie aus dem Kaufhaus Selfridge in der Oxford Street stammten. Detektive der Special Branch suchten das Kaufhaus auf und machten die Kassiererin ausfindig, durch deren Hände diese Noten gelaufen waren. Sie erinnerte sich daran, dass sie einer Kundin zu Gefallen, deren Namen und Adresse sie notiert hatte, das Geld gegen Ein-Pfund-Noten gewechselt hatte. Margarde Kraus wurde der bekannte Spielraum gelassen – man liess sie zunächst unbehelligt, stellt sie aber unter Überwachung. Später wurde sie in das Holloway-Gefängnis eingeliefert, wie es in der knapp gefassten Geschichte ihres Falles als Agentin in den Akten von MI 5 aufgezeichnet wurde.\*

\* Der Name von U. 3529 wurde in diesem Bericht geändert, da sie trotz der nachweislichen Tätigkeit als «Zahlmeister» der Abwehr niemals wegen eines gesetzlichen Vergehens angeklagt wurde.

Dann wurde auch A. 3527 festgenommen. Dieser Agent war der ältere der beiden Brüder, die Hauptmann Dierks im Jahr zuvor in Köln angeworben hatte. Er war inzwischen englischer Staatsbürger geworden und gab den Deutschen so wenig Informationen wie möglich, nicht weil er kalte Füsse bekommen hätte, sondern weil er eine echte Zuneigung zu seinem neuen Heimatland gefasst hatte und ihm nicht schaden wollte. Jetzt war er sofort bereit, sich «XX» als zweites Mitglied im Stab der Doppelagenten der Operation «Doppelkreuz» anzuschliessen und erhielt für die Zukunft bei MI 5 den Decknamen «Charlie».

Der jüngere der beiden Brüder, A. 3528, war, obwohl er noch die deutsche Staatsangehörigkeit hatte und wie Charlie ein bei ASt X registrierter Agent der Abwehr war, der mehr Informationen an Dierks lieferte als sein Bruder, ebenfalls von der Special Branch übersehen worden. Da seine Verwendung bei «XX» nicht in Frage kam, wurde er in die «Kategorie A» der «Unzuverlässigen» eingereiht und sollte interniert werden.»

Gerade als der komplizierte Apparat von «XX» für die Kriegsdauer zu einer ständigen Einrichtung gemacht wurde und versprach, die beste Mausefalle zu werden, die je von einer Gegenspionage gestellt worden war, wurde MI 5 durch eine schwere Krise in seinen Grundfesten erschüttert.

Am 14. Oktober 1939 drang ein deutsches U-Boot unter dem Kommando von Kapitänleutnant Günther Prien in Scapa Flow ein, der grossen schottischen Basis der Home Fleet, versenkte das alte Schlachtschiff *Royal Oak*, beschädigte den Zerstörer *Iron Duke* und lief danach unentdeckt und unbehelligt, wie es gekommen war, wieder aus. Da seine Fahrt durch jeden der Zugänge nach Scapa Flow ohne navigatorische Hilfen und ohne Seekarten jüngsten Datums als unmöglich galt, wurde vermutet, das U-Boot sei zu seinem Ziel durch einen Spion auf den Orkneys, vermutlich einen weiteren Agenten, geleitet worden, von dem MI 5 nichts wusste und der der Special Branch entgangen war. Diese Annahme schien sich zu bestätigen, und die Admiralität, durch diesen unerwarteten Schlag zutiefst verlegen und gedemütigt, schob die Schuld an dem Missgeschick MI 5 mit der Begründung zu, dort habe man versäumt, den deutschen Beobachter in Scapa Flow beizeiten unschädlich zu machen.

### *Das Phantom von Scapa Flow*

Im Oktober 1939 wurden nach Kapitänleutnant Priens verwegendem und brillantem Coup alle Hebel der britischen Sicherheitsdienste in Bewegung gesetzt, um den Mann

\* Seine unergiebigste Karriere als deutscher Agent kam zu einem vorzeitigen, tragischen Ende. Er wurde unbeabsichtigt von seinen eigenen Landsleuten getötet, als das Schiff *Arandora Star*, das ihn nach Kanada in ein Internierungslager bringen sollte, von einem deutschen U-Boot torpediert und versenkt wurde.

zu finden, der den deutschen Erfolg ermöglicht hatte. Sie versagten alle.

Mit der immer grösser werdenden Furcht vor Spionen und der sich verschärfenden Krise tauchte der Phantomagent nach und nach aus seiner Anonymität auf und nahm Gestalt an. Curt Riess, ein namhafter Journalist und Schriftsteller, hatte in der *Saturday Evening Post* im Frühjahr 1942. einen ausführlichen Artikel über ihn geschrieben. Riess zufolge war der Spion von Scapa Flow Kapitän z. S. Alfred Wehring, ein ehemaliger Offizier der deutschen Kriegsmarine, der von der Abwehr 1927 ausgewählt worden war, Scapa Flow zu beobachten. Er änderte seinen Namen, seine Staatsangehörigkeit und seinen Beruf für diese Mission und wurde zu Albert Oertel, einem Schweizer Uhrmacher. Dann liess er sich in Kirkwall auf den Orkneys nieder, von wo er von Zeit zu Zeit, wie Walter Schellenberg (der spätere Nachfolger von Canaris als Chef der Abwehr) schrieb, Berichte über die Bewegungen der britischen Home Fleet, an die Abwehr schickte. Nach zwölf Jahren Einsatz tauchte Wehring alias Oertel aus seiner Anonymität im Oktober 1939 auf und signalisierte an Admiral Karl Dönitz beim Befehlshaber der U-Boote detaillierte Berichte über den beklagenswerten Zustand der Verteidigungsanlagen von Scapa Flow. Daraufhin schickte Dönitz U-47 unter Kapitänleutnant Prien aus, das von Wehring eingewiesen, durch den unverteidigten Kirk Sund zum Hauptliegeplatz vordrang. Wehring sollte als Lotse an Bord des U-Boots gehen.

Dass der Spion von Scapa Flow nicht lediglich der Phantasie eines Journalisten entsprungen war, sondern von der britischen Regierung als gefährlicher Gegner eingeschätzt wurde, bestätigte 1963 John Bulloch in seinem Buch über die Anfänge und Geschichte der britischen Gegenspionage. Es enthält eine autorisierte Biographie von Major General Sir Vernon George Waldegrave Kell, den Chef von MI 5. «Es war offensichtlich», schrieb Bulloch in seiner Darstellung des Vorfalls von Scapa Flow, «dass die Deutschen von einem Spion mit Informationen jüngsten Datums beliefert worden waren. Und da vor dem Eindringen des U-Boots keine Aufklärungsflüge stattgefunden hatten, war ebenso offenkundig, dass der Spion die Möglichkeit hatte, einen Tag vor Eintreffen des U-Bootes die Nachricht nach Deutschland zu senden, dass die *Royal Oak* an ihrem Ankerplatz lag... Das war ein schwerer Schlag gegen die britische Sicherheit.»

Auf seiner Station in Kirkwall hatte Wehring alle Brücken seiner Vergangenheit abgebrochen. 1932 wurde er unter dem Namen Oertel naturalisiert. Als er sich mit einem eigenen Geschäft als Uhrmacher und Juwelier niederliess, fand er bei den Matrosen zahlreiche Kunden, denn seine Arbeit war gut, seine Preise waren angemessen und er hatte immer Seemannsgarn parat. Seine Kunden revanchierten sich mit ihren Geschichten und diesen und jenen Informationen über ihre Schiffe.

«Fs war Anfang Oktober», schrieb Schellenberg, «als er uns die wichtige Informa-



tion schickte, dass der östliche Zugang nach Scapa Flow durch den Kirk Sund nicht durch U-Boot-Spernetzte gesichert war, sondern nur durch verhältnismässig weit auseinanderliegende Schiffsrümpfe. Nach Eingang dieser Information befahl Dönitz Kapitänleutnant Prien den Angriff auf die in Scapa Flow liegenden britischen Kriegsschiffe.» Ein Rendezvous wurde vereinbart. Wehring sollte an der östlichsten Spitze des Kirk Sund auf U-47 warten und sich Prien durch Lichtsignale vom Festland her zu erkennen geben. Dann sollte er mit einem Schlauchboot zu dem U-Boot fahren und dieses mit Hilfe der von ihm aufgrund der Angaben seiner Freunde – der mittel-samen Matrosen – ausgearbeiteten Karten in die Flottenbasis hineinlotsen. Am 13. Oktober 1939 um 23 Uhr 07 traf U-47 bei Rose Ness ein und lief in den Holm Sund ein. Genau vierundzwanzig Minuten später wurde der Kirk Sund sichtbar, ein sehr gespenstiger Anblick, wie Prien in seinem Logbuch vermerkte. An Land war alles dunkel, hoch am Himmel flackerte ein Nordlicht, so dass die von aufragenden Bergen umgebene Bucht unmittelbar von oben beleuchtet wurde. Gerade dann bemerkte er die Scheinwerfer eines Wagens, die aus- und eingeschaltet wurden, und er erkannte das vorher vereinbarte Erkennungssignal von Wehring. Das Beiboot wurde ausgeschickt, um ihn aufzunehmen, und wenige Minuten später war der Spion an Bord. Er nahm seinen Platz neben dem Rudergänger ein. Obwohl das Boot durch die starke Strömung abgetrieben worden war, gelang es ihm, U-47 durch ein schnelles Manöver auf den richtigen Kurs zurückzubringen. Es war siebenundzwanzig Minuten nach Mitternacht. U-47 befand sich in Scapa Flow. Die Home Fleet war fort, der Hauptankerplatz lag verlassen da. Im Norden ankerten vor der Küste zwei Schlachtschiffe und näher zum Land hin eine Reihe Zerstörer. Am 14. Oktober um 1 Uhr 16 begann das Feuerwerk. Zwölf Minuten später änderte U-47 den Kurs und erreichte um 2 Uhr 15 wieder die offene See und war in Sicherheit. Am nächsten Morgen wurde Oertels Geschäft nicht geöffnet; sein Haus wurde verlassen vorgefunden. Sein Wagen wurde später auf der Strasse entdeckt, die auf der Südseite des Hauptlandes am Kirk Sund entlangführt. Oertel existierte nicht mehr. Kapitän Wehring war auf dem Heimweg nach Deutschland.

Das war eine phantastische Geschichte. Sie hatte nur einen einzigen Haken. Einen Kapitän Wehring hat es niemals gegeben. Der Uhrmacher, der Kapitänleutnant Prien angeblich geholfen haben soll, war ein Phantasieprodukt.

Es war nicht besonders schwierig festzustellen, dass selbst Schellenbergs Darstellung nichts als eine Erfindung war, die den Engländern vorgesetzt wurde, um zum Schaden auch noch den Spott hinzuzufügen und ihre Verwirrung noch weiter zu steigern.

Ich fand weder einen «Kapitän» noch einen anderen Offizier namens Wehring in den Ranglisten der Marine beider Weltkriege oder der Abwehr, und in den entsprechenden Dokumenten war kein Hinweis auf «Albert Oertel» zu finden. Nirgends in

den umfangreichen Aufzeichnungen stiess ich auch nur auf den kleinsten Hinweis, dass die Abwehr oder irgendeine andere deutsche Nachrichtenorganisation in Kirkwall oder auf den Orkneys für einen Zeitraum von zwölf Jahren einen Agenten stationiert hatte. Auch Gespräche mit jetzt noch lebenden Mitgliedern der Abwehr brachten kein Licht in dieses Dunkel. Bei einem Besuch in Kirkwall fand ich keine Spur von einem «Albert Oertel», der dort gelebt, oder jemanden dieses Namens, der ein Uhren- und Juweliergeschäft in oder in der Umgebung der Stadt besessen haben sollte.

In der Überzeugung, dass der Phantomspion von Scapa Flow nichts anderes als eine Erfindung gewesen war, musste ich die Antwort auf drei Fragen finden: Wie und wo ist die Legende um Wehring entstanden? Aufgrund welcher Informationsquelle beschloss Dönitz den Angriff und arbeitete seinen Operationsplan aus? Warum akzeptierten die Engländer diesen Unsinn und warum bestanden sie noch 1963 auf der Behauptung, dass die Version des Spions auf den Orkneys den Tatsachen entspreche?

Ich brauchte Jahre, um der Geschichte auf den Grund zu kommen, Spuren in Deutschland und Grossbritannien zu verfolgen, Leute zu befragen und Nutzen aus den unabhängigen, aber nicht schlüssigen Ermittlungen zu ziehen, die der Autor Jürgen Thorwald unternommen hat. Heute bin ich davon überzeugt, dass das Geheimnis des Spions von Scapa Flow endgültig und ein für allemal aufgeklärt werden kann.

Die erste Frage kann schnell beantwortet werden. Wehring-Oertel und die ganze Geschichte seiner Ruhmestat hat sich ein europäischer Journalist ausgedacht, der als Emigrant in New York lebte. Als angesehener Journalist genoss er Achtung und Vertrauen. Deshalb fiel es ihm verhältnismässig leicht, seine sensationellen Arbeiten bei amerikanischen Nachrichtenagenturen, Zeitschriften und Berufskollegen, darunter auch Riess, abzusetzen, die nach reisserischem Material für Artikel über die Vorgänge in Europa suchten. Auf diese Weise kam Riess an die Geschichte, so wurde Wehring-Oertel geboren und so gelangte die Geschichte schliesslich in die *Saturday Evening Post* und wurde von den britischen Behörden aufgegriffen. Sie liessen diese Story durch einen Agenten von MI 5 in New York nachprüfen, und eine gründliche amtliche Untersuchung schien das Märchen zu bestätigen. Die Ermittlungen ergaben, dass gewisse «Vorfälle» tatsächlich zur ungenügenden Verteidigungsbereitschaft von Scapa Flow beigetragen und das Eindringen dort möglich gemacht hatten.

Von der englischen Admiralität war beschlossen worden, alle Zugänge so gut wie nur möglich zu sichern. Das alte U-Boot-Sperrnetz in der Einfahrt durch den Kirk Sund war so stark verrostet, dass es entfernt worden war, um ersetzt zu werden. Ein Schiff, das zur Blockierung dort versenkt werden sollte, war unterwegs aufgehalten

worden und traf in Scapa Flow an dem Tag ein, nachdem die *Royal Oak* versenkt worden war. Die Home Fleet hatte zwar den Stützpunkt verlassen, aber die *Royal Oak* und ihr Geleitschutz von zwei Zerstörern waren am u. Oktober 1939 von einem Vorstoss bis westlich des Fair-Isle-Kanals und dem vergeblichen Versuch, einen deutschen Flottenverband aus dem Schlachtkreuzer *Gneisenau*, dem Kreuzer *Köln* und neun Zerstörern abzufangen, zurückgekehrt.

Das alles waren Geheiminformationen, von denen, wie man annahm, der Feind nur durch Luftaufklärung oder Spionage erfahren haben konnte. Entgegen den übertriebenen Voraussagen des britischen Marinenaachrichtendienstes war Scapa Flow nur zweimal das Ziel von Aufklärungsflügen der Luftwaffe gewesen, und der zweite Flug war am 26. September, drei Wochen vor dem Unternehmen Priens, erfolgt. Deshalb wurde weiterhin angenommen, dass solche genauen Informationen von einem Spion in Scapa Flow stammen mussten, der von all diesen Fakten gewusst und sie an Dönitz weitergegeben haben musste.

Zwar wissen wir, dass dieser Spion niemals existiert hat, trotzdem bleibt die Frage unbeantwortet, wie Dönitz Priens Mission mit so genauer Kenntnis der Verhältnisse in Scapa Flow planen konnte. Dieses Geheimnis wurde zum Teil von Admiral Dönitz selbst in seinen Memoiren aufgeklärt. Er habe von Kriegsbeginn an den Plan einer Operation gegen Scapa Flow verfolgt, schrieb er, insbesondere weil er dort Erfolge verzeichnen wollte, wo andere versagt hatten, denn im Ersten Weltkrieg waren zwei derartige Versuche fehlgeschlagen.

Schon am 6. September, in den ersten Tagen des Krieges gegen England, hatte Dönitz begonnen, das Material zu sammeln, das er für die Planung dieser Operation brauchte, indem er von SKL-III, der Nachrichtenabteilung seines Oberkommandos, den Bericht über Scapa Flow anforderte, der aufgrund der vorliegenden Informationen abgefasst worden war. Dieser Bericht, den er am 9. September erhielt, führte beträchtliche Sperrvorrichtungen auf. Dönitz bat daher nun die Zweite Luftflotte der Luftwaffe, für ihn einen speziellen Aufklärungsflug nach Scapa Flow durchzuführen, der dann am 10. September erfolgte. Die Flugzeuge brachten aber nur eine einzige brauchbare Aufnahme zurück, die schwere und leichte Schiffe in der Bucht vor Anker zeigten, aber wenig oder nichts von unterseeischen Verteidigungsanlagen erkennen liess.

Das alles konnte Dönitz nicht entmutigen, und sein Optimismus erwies sich als gerechtfertigt, als sehr bald positiveres Material einging. Später im September kehrte Korvettenkapitän Wellner von einer Kreuzfahrt zu den Orkneys zurück. Da Hitler noch hoffte, den Frieden mit England wieder herstellen zu können, hatte er alle offensiven U-Boot-Operationen gegen die Briten verboten, und daher verbrachte Wellner die Zeit seiner Kreuzfahrt damit, die Gewässer um die Orkneys zu erkunden und

die feindliche Aktivität dort zu beobachten. Er wagte sich bis dicht vor den Hoxa Sund und den Switha Sund im Süden heran, die er mehr oder minder blockiert fand, und an den Holm Sund, wo er auf andere Bedingungen stiess. Er entdeckte die Rümpfe von drei Handelsschiffen im Kirk Sund, aber auch eine schmale Fahrrinne, die sich bis Lamb Holm hinzog und, von einigen gesunkenen Schiffen abgesehen, verhältnismässig frei zu sein schien. Nach der Rückkehr in seine Basis Wilhelmshaven erstattete Korvettenkapitän Wellner an Dönitz einen sehr wertvollen Bericht, nicht nur über diese Feststellungen, sondern auch über Patrouillentätigkeit, Seezeichen und die in dem Gebiet herrschenden Strömungen.

An diesem Punkt, und von Dönitz in seiner Darstellung völlig unerwähnt, trat auch die Abwehr mit einem sehr wertvollen eigenen Bericht auf den Schauplatz. Er enthielt unter anderem einen Agentenbericht, der in der letzten Augustwoche eingegangen war. Selbstverständlich stammte er nicht von «Kapitän Wehring» sondern von einem echten Spion, der für Fregattenkapitän Menzel beim geheimen Meldedienst der Marine (MI) in der Zentrale der Abwehr arbeitete.

Menzel war an Scapa Flow interessiert, stellte aber fest, dass die Informationen, über die er in seinen Archiven verfügte, dürftig und überholt waren. Darum arrangierte er für einen seiner fähigsten DK-Leute, einen Handelsschiffskapitän, der für die Abwehr tätig war, eine Fahrt nach den Orkneys. Es war Kapitän Horst Kahle (DK 3508), Kommandant des Neptun-Frachters *Theseus*. Ende August, unmittelbar vor Kriegsausbruch, kehrte Kapitän Kahle von einer Reise nach Kirkwall mit einem recht ausführlichen Bericht zurück, der die Ufer zu beiden Seiten von Lamb Holm als praktisch unbewohnt schilderte. Er meldete ferner, dass nirgendwo entlang der Südküste Flugabwehrbatterien stationiert seien, hingegen habe er am Westufer selbst drei Stellungen mit schweren Flugabwehrgeschützen entdeckt. Darüber hinaus unterrichtete er Menzel über den vernachlässigten Zustand der Verteidigungsanlagen von Scapa Flow, der das bevorzugte Thema der Stadtgespräche in Kirkwall bildete. Er erwähnte vor allem, dass dem Klatsch zufolge die Sperren und die Vorrichtungen der Torpedoabwehr, Warngeräte und U-Boot-Spernetze in den östlichen Zugängen entweder in sehr schlechtem Zustand oder nicht mehr vorhanden seien.

Am 25. September bat Dönitz die Zweite Luftflotte, einen weiteren Aufklärungsflug für ihn durchzuführen, um präzisere Luftaufnahmen von allen Hindernissen zu erhalten, die die Zugänge nach Scapa Flow schützten. Als ihm zwei Tage später eine Reihe ausgezeichneter Fotografien vorgelegt wurden, ersuchte er die Luftwaffe, alle weiteren Aktionen gegen Scapa Flow einzustellen, um zu vermeiden, dass die Aufmerksamkeit der Engländer auf Massnahmen gelenkt würde, die sie als ein zu grosses Interesse der Deutschen an Scapa Flow deuten könnten.

Das waren alle Informationen, die Dönitz vorlagen, als er zu der Schlussfolgerung

kam, dass es möglich sein müsste, durch den Kirk Sund einzudringen. Dann arbeitete er seinen Operationsplan für den Angriff aus und beauftragte Prien damit, ihn auszuführen.

### *Der Löwe spielt den Fuchs*

Der Fall des Spions von Scapa Flow war noch nicht völlig aufgeklärt. Auch heute noch ist es unverständlich, warum die britischen Behörden die Geschichte des Phantomagenten hinnahmen. Möglicherweise wurde sie geglaubt, weil den Ermittlern der Admiralität gesagt worden war, dass eine nicht zu identifizierende Person in einem Wagen mit volleingeschalteten Scheinwerfern in westlicher Richtung die Strasse am südlichen Ufer des Hauptlandes entlangefahren sei, als sich das U-Boot der Bucht näherte. Dadurch gewann die Theorie, dass Prien an Land einen Helfer gehabt hätte, an Gewicht.\*

Welche Bewandnis es auch immer mit dem Phantom von Scapa Flow gehabt haben mag, es beeinflusste das persönliche Geschick von Major General Vernon Kell und die Zukunft von MI 5: Der Fall diente als einer der Vorwände, Kell abzuschieben. MI 5 kam in noch grössere Schwierigkeiten, und nicht nur eingebildeter Spione wegen.

Knapp zwei Monate nach der Versenkung der *Royal Oak* erhielt MI 5 einen Hinweis, dass sich unbekannte Terroristen die staatliche Pulverfabrik in Waltham Abbey als Ziel ausgesucht hätten. Kell übertrug den Fall Chief Inspector William Salisbury, einem Polizeibeamten, der gerade für die Dauer des Krieges von Scotland Yards Morddezernat zu MI 5 abgestellt worden war. Am 8. Januar 1940, noch ehe Salisbury irgendetwas aufgrund der Information hatte unternehmen können, wurden durch drei heftige Explosionen an weit auseinanderliegenden Stellen der Fabrik fünf Personen getötet, dreissig verletzt und das strategisch wichtige Werk fast völlig zerstört.

Die britische Regierung bestritt hartnäckig und empört, dass diese Explosionen und eine Reihe weiterer Bombenanschläge, die sich seit September 1939 ereignet hatten, durch feindliche Aktionen verursacht worden waren. Technisch gesehen war das korrekt, denn keiner der Beteiligten war Staatsbürger einer Feindnation. Aber in den Aufzeichnungen von Abwehr II wurde dieser Gewaltakt einer Gruppe irischer Patrioten zugeschrieben, mit der die Abwehr angeblich in Verbindung stand. Der Gedanke,

\* Kapitänleutnant Prien trug unter dem 14. Oktober 1939 1 Uhr 20 ein, er müsse annehmen, dass er von dem Fahrer eines Wagens gesehen worden sei, der seinem Boot gegenüber anhielt und danach mit Höchstgeschwindigkeit in Richtung Scapa Flow davonfuhr. Offenkundig war der Fahrer kein Spion.

irische Agenten gegen Grossbritannien einzusetzen, war als erstem Dr. Jupp Hoven und Howard Clissman gekommen, zwei Deutschen, die in Irland lebten. Das war im Januar 1939, als Terroristen der IRA in London, Birmingham, Manchester und Almwick Kraftwerke und Geschäftshäuser sprengten und das Kabel über den Grand Union Canal bei Willesden beschädigten. Im März wurde die Hammersmith Bridge, eine Hängebrücke, durch einen Bombenanschlag schwer beschädigt. Im August explodierte in dem Bahnhof King's Cross Station in London eine Höllenmaschine und zerstörte die Gepäckaufbewahrung. Dabei wurde ein junger Lektor der Universität Edinburgh getötet, seine Frau und vierzehn weitere Personen wurden verletzt.

Davon beeindruckt nahmen Hoven und Clissman Verbindung zu der übriggebliebenen Führung der Irish Republican Army auf. Im September verpflichteten sie sich der Abwehr und empfahlen Oberst Erwin von Lahousen, dem Leiter der Abteilung II, dieses Reservoir zu erschliessen und die 15'000 Mitglieder der IRA für eine grossangelegte Sabotagekampagne in England zu gewinnen.

Obwohl sich die Engländer daran gewöhnt hatten, die irischen Terroristen zu ignorieren (zur Zeit des Anschlags im Januar 1940 stellte die *Times* in einem Leitartikel fest, die IRA sei tot), so nahmen doch die Deutschen die IRA sehr ernst. Die Bombenanschläge überzeugten Lahousen, dass die irischen Terroristen für die Deutschen wirksam eingesetzt werden könnten.

Er richtete ein besonderes irisches Referat bei der Abwehr II ein und betraute einen «Dr. Pfalzgraf» genannten Mann damit, den Kontakt zu den Terroristen aufzunehmen. Dr. Pfalzgraf war Hauptmann Friedrich Karl Marwede, ein Nachrichtenoffizier, der sich mit Hilfe eines zivilen Fachmannes namens Kurt Haller auf komplizierte Tricks spezialisierte. Sie traten an die von Hoven und Clissmann aufgehetzten IRA-Führer heran und stellten fest, dass sie bereits einen «S-Plan» ausgearbeitet hatten, dessen Ziel «die Lähmung aller öffentlichen Aktivitäten in England und die grösstmögliche Zerstörung britischer Verteidigungsanlagen» war.

Die Iren reagierten bereitwillig, jedoch aus rein wirtschaftlichen Erwägungen. Sie sahen in dem deutschen Interesse eine Goldgrube, die sie ausschöpfen konnten. Am Ende holten sie aus der Abwehr sehr beträchtliche Zuwendungen heraus, für die sie als Gegenwert nur verhältnismässig wenige echte Anschläge durchführten, aber geschickt das Verdienst für Unfälle aller Art in der Industrie, der Marine und bei der Eisenbahn für sich in Anspruch nahmen.

Dennoch wurde im Frühwinter 1940 aus dem Gespenst der Sabotage Wirklichkeit und verursachte kostspielige Schäden für die englische Rüstungsproduktion. MI 5 war nicht nur unfähig, diese Anschläge zu verhindern, sondern im Fall der Pulverfabrik von Waltham Abbey erwies er sich auch als unfähig, die Täter zu finden, und das trotz der vorher erfolgten Warnung und durchgeführten Ermittlungen.

In Whitehall rückte General Kell als der Mann, der im Grunde für die Fehlschläge verantwortlich war, in den Mittelpunkt des Interesses. Seine Geheimdiensttätigkeit reichte bis zum Boxeraufstand von 1899/1900 und seinem Dienst an der turbulenten chinesisch-russischen Grenze zurück. Er hatte gerade seinen sechsundsechzigsten Geburtstag begangen. Mit diesem Alter gehörte er einer Generation von Agenten an, die entweder in Vergessenheit gesunken oder im Dienst verkalkt war. Ihre ehemals erfolgreichen Methoden waren nun angesichts der neuen Kriegsführung überholt und unzulänglich. Kell war überdies recht krank, und die Geschäftsleitung von MI 5 war in die Hände anderer Veteranen übergegangen wie Holt Wilson, seinem Stellvertreter seit 1913. Die Führungskrise in MI 5 war auch in Downing Street 10 erkannt worden, aber obwohl der Premierminister davon überzeugt werden konnte, dass Kell ersetzt werden müsse (besonders durch den umstrittenen Joseph Ball, der es auf Kells Stellung abgesehen hatte), zog er es vor, noch etwas zu warten, bis eine neue Krise eine offizielle Aufforderung zum Rücktritt Kells rechtfertigen würde.

Dann löste sich Kells Laufbahn ganz plötzlich in Rauch auf. Zu dieser Zeit war MI 5 mit Archiven und Aufzeichnungen und mit ihrer enormen Namenskartei angeblich fragwürdiger Personen im Wormwoods Scrubs Prison untergebracht. Dieser reiche Schatz weitgehend belastender Informationen wurde von einer Brandbombe getroffen und verwandelte sich zu Asche. Der Schaden war nicht irreparabel, da in feuersicheren Gewölben Mikrofilme der Akten aufbewahrt wurden. Doch als die Filme herausgesucht wurden, stellte man fest, dass die meisten entweder über- oder unterbelichtet waren und nicht kopiert werden konnten. Ausserdem waren noch so viele andere Fehler bei der Reproduktion der Akten begangen worden, so dass sich die gesamte Sammlung als wertlos erwies. Kell wurde nach Downing Street 10 gerufen, wo ihm der Rücktritt nahegelegt wurde. Er ging, widerstrebend, aber ungebeugt. Kell wurde nie wieder in MI 5 gesehen und starb zwei Jahre später.

Kells Nachfolger wurde Sir David Petrie, ein Schotte mit einer langen und verdienstvollen Laufbahn bei der Polizei in Indien. Petrie, der bis zu Kriegsende im Amt blieb, arbeitete eng mit seinen beiden ersten Stellvertretern zusammen: Dick Goldsmith White, einem Akademiker, der im Geheimdienst seine Berufung entdeckt hatte, und Guy Liddell, der in seiner Jugend Cellist gewesen war und MI 5 seit 1919 angehörte.

Noch vor Kells Abschied waren viele neue Leute bei MI 5 eingetreten, vorwiegend vom Militär und von Scotland Yard. Ihnen folgten abenteuerlustige Intellektuelle und Künstler. Einer dieser Aussenseiter war Kim Philby, der seinen ersten Vorstoss in Englands geheimes Wölkenskuckucksheim unternahm. Er sollte nicht lange bleiben. Der Auftrag seiner sowjetischen Auftraggeber lautete, in den Secret Intelligence Ser-

vice einzudringen, und er liess sich bald darauf nach MI 6 versetzen. Die meisten anderen blieben für die Dauer des Kriegs dabei. Unter den ersten dieser begabten Amateure befanden sich der angesehene Jurist Herbert Lionel Adolphus Hart, der damals an der Chancery Bank praktizierte, der Kunsthistoriker Anthony Frederick Blunt, Kenneth Gilmour Young, ein Rechtsanwalt beim Inner Temple und späterer Arbeitsminister und John Cecil Masterman, Provost beim Worcester College der Universität Oxford und leidenschaftlicher Cricketspieler, der mit 49 Jahren der älteste der Neulinge war und zu einem hervorragenden leitenden Mitglied des «Doppelkreuz»-Teams wurde.

Zwar war die Abwehr an MI 5 sehr interessiert und besass, wie wir noch sehen werden, einen eigenen Agenten unter den britischen Gegenspionen, aber sie erfuhr nichts von der Wachablösung. In Hamburg wusste man nicht mehr, als dass einer der Agenten auf der Strecke geblieben war. Canaris war auf sein Agentennetz so stolz, dass er gegenüber dem italienischen Politiker Graf Galeazzo Ciano behauptete, dass er über eine grosse Gruppe aktiver Agenten in England verfüge, darunter einen, der täglich über Funk bis zu 25 Meldungen durchgebe.\*

Bald jedoch merkte die Abwehr, dass bei dem britischen Geheimdienst ein positiver Wechsel stattgefunden hatte, denn ihr Erfolgsstern in England begann plötzlich zu sinken. Von den Agenten, die durch Zufall dem ersten Schleppnetz entgangen waren, brach mit einem nach dem anderen der Kontakt ab. Margarde Kraus und einer der beiden bereits im Oktober 1939 von Owens verratenen Spione von Hauptmann Dierks fielen als erste. Noch viele sollten folgen.

In den Registern der Abwehrstelle Hamburg waren die Serien 3 500, 3 600 und 3 700 ihren Agenten in Grossbritannien vorbehalten worden. Zur Zeit des Kriegsausbruchs hatte die Abwehrstelle die verfügbaren Nummern für die serienmässige Erfassung dieser Spione verbraucht. Jede Nummer tarnte einen Agenten, der in mehr oder minder ständigem Kontakt mit einem V-Mann an seinem Standort regelmässig Nachrichten sammelte.

Jetzt begannen immer mehr von ihnen zu schweigen. Manche hatten von sich aus das Spionagegeschäft verlassen. Andere gerieten in die Kriegsmaschinerie oder wurden interniert und dadurch ausgeschaltet. Im Frühjahr 1940 verschwand England aus

\* Ciano verzeichnete die Bemerkung von Canaris in seinem Tagebuch mit unverkennbarem Neid, aber die Aufzeichnungen der Abwehr bestätigen die Behauptung des Admirals nicht. Tatsächlich wurden während dieser Periode des Abwartens nur sehr wenige Afu-Berichte gesendet. Überdies hatten die Agenten ihre Zeitpläne, die nur eine oder zwei Sendungen, die jeweils auf 400 Buchstaben beschränkt waren, vorsahen. Selbst die noch in den Anfängen steckenden Peilgeräte der britischen Sicherheitsbehörden hätten es leicht gehabt, einen Spion, der so töricht war, fünfundzwanzig Mal am Tag zu senden, zu finden und zum Schweigen zu bringen.



dem Blickpunkt der Abwehr. Dort arbeitete man jetzt geschäftiger denn je an einer Anzahl von Spezialprogrammen für die Invasion in Dänemark, Norwegen und den Niederlanden und für die Entscheidungsschlacht gegen Frankreich. Durch raffiniert geförderte Fünfte Kolonnen kam ihr ein entscheidender Anteil an der unblutigen Besetzung Dänemarks und der schnellen Eroberung Norwegens zu. Der Blitzkrieg im Westen wurde durch mehrere Überraschungsmanöver wesentlich unterstützt, wie zum Beispiel durch die Eroberung verschiedener unbeschädigter wichtiger Brücken in den Niederlanden, die für den unbehinderten Vormarsch der Wehrmacht gebraucht wurden. Sie wurden von Soldaten der Abwehr im Handstreich besetzt, wobei diese Truppen Uniformen der niederländischen Armee trugen, die aus Depots gestohlen worden waren.

In England wurde die neue erfolgreiche Richtung des Geheimdienstes ursprünglich nicht von den gescheiterten Professoren und Juristen von Sir David eingeleitet, sondern kurz nach Kriegsausbruch von einem hochbegabten jungen Forscher vom Mer-ton College in Oxford, der in das Military Intelligence Directorate eintrat und MI 8-C zugewiesen wurde, einem supergeheimen Zweig des britischen Geheimdienstes, der sich mit der Überwachung des deutschen Funkverkehrs befasste. Es war Hugh Redwald Trevor-Roper, der zu dieser Zeit fünfundzwanzig Jahre alt war.

MI 5 galt im Allgemeinen als die wichtigste Organisation für Gegenspionage innerhalb der britischen Inseln. Jede Spionagetätigkeit im Ausland war ausschliesslich dem Secret Intelligence Service, oder MI 6 wie er im Krieg genannt wurde, vorbehalten. Innerhalb von MI 6 war die Gegenspionage im Ausland Aufgabe der Sektion V, die von Major Felix Henry Cowgill geleitet wurde.

MI 8, dessen formelle Bezeichnung Signals Intelligence Service lautet, bearbeitete einen anderen Bereich der Gegenspionage. Seine Sektion C hatte unmittelbar Anteil an der Erfassung der Deutschen, indem sie deren Funkverkehr überwachte und aufgefangene Funksprüche sammelten, die sie jedoch selbständig nicht entziffern konnte. Trevor-Roper nahm sich dieser unverständlichen Texte mit der Neugier und dem Eifer eines Champollion an, der sich in die Hieroglyphen des Steins von Rosette vertieft. Da er nicht Kryptograph war, konnte er keinen der deutschen Codes und Chiffren entschlüsseln, in der diese Funksprüche gesendet worden waren. Ihm fiel jedoch auf, dass viele von ihnen nicht in das vertraute Schema der üblichen Signale des Militärs oder der Marine, diplomatischer oder wirtschaftlicher Telegramme passte. Als zu junges Mitglied des Stabs von MI 8-C konnte er diese Ungereimtheiten nicht von sich aus, unter Ausschaltung der Sektion C, Experten anvertrauen. Er hatte jedoch Glück, dass Major Gill, ein unternehmensfreudiger, unkonventioneller Offizier, sein Vorgesetzter war. Gill war damit einverstanden, Proben der aufgefangenen

Funksprüche an Commander Alastair Denniston zu schicken. Denniston, ein ehemaliger Schüler von Captain Hulls 40 O. B. im Ersten Weltkrieg, arbeitete bei der damals noch in der Berkeley Street liegenden Government Code & Cypher School, dem Zentrum der englischen Codebrecher.

Bei G.C. & C.S. landeten die aufgefangenen Funksprüche im Eingangskorb von Oliver Strachey, dem Bruder des ikonoklastischen Literaten Lytton Strachey. Mit Dillwyn Knox, dem Bruder des grossen Monsignore Knox, bildete er das unvergleichliche Team von Kryptoanalytikern, dem das britische Volk soviel schuldet und von dem es so wenig weiss. In diesem Fall versagte Strachey jedoch. Die Funksprüche, die Gill und Trevor-Roper so rätselhaft erschienen, blieben unberührt in seinem Eingangskorb liegen. Erst als Strachey gedrängt wurde, raffte er sich dazu auf, sie zu prüfen, und kam zu dem Schluss, dass es vermutlich russische Funksprüche seien, die aus Schanghai stammten. «Es wird nicht angenommen», schrieb er in dem Begleitbrief, mit dem er die Proben zurückschickte, «dass sie deutschen Ursprungs sind.»

Zufällig hatte Gill im Ersten Weltkrieg einige Erfahrungen in Kryptoanalyse gesammelt. Und glücklicherweise teilte er sich mit Trevor-Roper eine Wohnung in Ealing. Völlig im Bann dieser seltsamen Funksprüche, nahmen sie diese mit nach Hause und versuchten sie zu entschlüsseln. Anfang 1940 hatten sie es geschafft. Als Trevor-Roper dann die entschlüsselten Mitteilungen überprüfte, entdeckte er, dass es sich um den höchstgeheimen Nachrichtenverkehr der Abwehr mit einigen ihrer Aussenstellen im Ausland handelte.

Während des Krieges bediente sich die Abwehr in ihrem Funkverkehr drei verschiedener kryptographischer Methoden.

1. Bei Empfängern in Ländern unter deutscher Sicherheitskontrolle und innerhalb des Bereichs ihrer diplomatischen Missionen verwendete sie ihre eigene modifizierte Version der «Enigma», einer im Handel erhältlichen Chiffriermaschine.
2. Bei Agenten, die unterwegs waren oder ihre Aussenstellen in Ländern hatten, wo die Sicherheit ihrer Chiffrierung nicht gewährleistet werden konnte, verwendete sie Abwandlungen sogenannter Papier- und Bleistift-Chiffren, deren Schlüssel gedruckte Bücher aller Art waren und von denen jedem Agenten ein anderes zugewiesen war.
3. In gewissen einzelnen und relativ seltenen Fällen wurden Satzbiichcr, das heisst speziell angelegte Codebücher benutzt.

Aufgrund dieser Vielseitigkeit im kryptographischen System der Abwehr war die wichtigste Entdeckung von Gill und Trevor-Roper nur ein Anfang. Es sollte noch viel mehr kommen. Im Mai 1941 wurde von einem eroberten U-Boot eine intakte «Enigma» geborgen. Eine weitere wurde von einem Kommandounternehmen der Marine von den Lofoteninseln zurückgebracht. Und eine dritte hatte sich Commander

Denniston kurz vor Ausbruch des Krieges in Polen gesichert. Bis Anfang 1942 hatte «Dilly» Knox alle Codes und Chiffren der Abwehr entschlüsselt.

Gill und Trevor-Roper begannen nun, die Sicherheit des Nachrichtensystems in Frage zu stellen. Da Agenten auf gefährlichen Missionen nicht gut ein Enigma-Gerät mit sich führen konnten, ohne das Risiko einzugehen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, musste der gesamte Nachrichtenverkehr mit Spionen – einschliesslich der in England stationierten – nach einer Papier- und Bleistiftchiffre verschlüsselt werden, deren grundlegende kryptographische Elemente von Gill und Trevor-Roper aufgedeckt worden waren. Das ermöglichte es den Engländern, an Geheiminformationen der Abwehr heranzukommen aber auch chiffrierte, mit der Post oder auf anderen Wegen geschickte und durch Geheimtinten, Mikrofotografie oder das Mikropunktsystem getarnte Nachrichten zu entschlüsseln.

Im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg, als persönliche Verbindungen durch Vermittler und Zwischenträger vorherrschten, verliess sich jetzt die Abwehr besonders auf ihre Afu-Ausrüstung, die aufgrund ihrer Schnelligkeit, ihrer angeblichen Sicherheit und dem für die Deutschen typischen Glauben, dass ihre Codes und Chiffren nicht gebrochen werden könnten, den Vorzug zu verdienen schien.

### *Canaris kontra Churchill: Das Wettrennen um Norwegen*

Dies war der «zweilightige Krieg», wie Neville Chamberlain ihn nannte, sehr viel treffender als Senator William Borah mit seiner plumpen und verständnislosen Bezeichnung vom «verlogenen Krieg». Abgesehen von Reibereien auf hoher See mit einigen U-Booten, die der ehrgeizige und ungeduldige Dönitz mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten losgeschickt hatte, folgte auf die Kriegserklärung jene langanhaltende und bedrückende Pause, die der Welt rätselhaft war.

Keine geballten Heere stiessen wie 1914 auf dem Land zusammen, keine Luftflotten prallten nach dem schrecklichen, von H.G. Wells beschworenen Bild der Zukunft aufeinander. An der Westfront, dem Westwall und der Maginot-Linie entlang, herrschte äusserste, dumpfe Stille. Der deutschenglische «Krieg» beschränkte sich auf sporadische Aufklärungsflüge der Luftwaffe über weit verstreute Ziele in Grossbritannien und «Angriffe» der RAF gegen Hamburg, Bremen und die Ruhr, wobei sie Flugblätter abwarf, um die Deutschen, wie Churchill bissig bemerkte, «zu höherer Moral anzuspornen».

Auch die Spione in England verharren untätig. Es geschah wenig, was das Risiko rechtfertigte, Spionagemeldungen abzuschicken. Der eine grosse berichtenswerte Schritt, das Übersetzen von zwei kompletten Armeekorps der britischen Expeditionstreitkräfte von Southampton nach Cherbourg, vollzog sich in der durch den Kriegs-

ausbruch ausgelösten allgemeinen Aufregung, während der die deutschen Agenten es für ratsam hielten, sich still zu verhalten, nahezu unbeachtet. Diese allgemeine Ruhe war nur der Deckmantel, unter dem sich die auf beiden Seiten herrschende Ratlosigkeit verbarg.

Bei seinem Besuch der Ruinen von Warschau am 29. September 1939 gab sich Hitler den Anschein, mit dem Blutbad, das er ausgelöst hatte, nun zufrieden zu sein. In einer Rede am 6. Oktober machte er einen plumpen Versuch, Grossbritannien und Frankreich zu Friedensverhandlungen zu bewegen, stiess aber auf Ablehnung. Unentschlossen, ob er nun den Krieg weiterführen oder Frieden schliessen solle, erwog er ein halbes Dutzend Ideen, für die seine Generäle besondere Operationspläne ausarbeiten und Decknamen erfinden mussten. «Sonnenblume» bezeichnete einen möglichen Feldzug in Nordafrika. Eine Operation mit der Bezeichnung «Alpenveilchen» hatte Albanien zum Ziel. «Felix» erwog den Durchmarsch durch Spanien, um Gibraltar zu besetzen. «Operation Gelb» war die Eroberung der Niederlande als Eröffnungszug für die Auseinandersetzung im Westen.

Handelsreisende strömten nach Berlin, um ihre Länder an Hitler zu verschachern. Aus Holland kam ein aufgedunsener Reaktionär mit unsteten Augen namens Anton Mussert, eine Marionette, deren Fäden die Abwehr in den Händen hielt. Aus Belgien kam ein intriganter Dandy, Leon Degrelle. Aus Norwegen traf ein Mann ein, dessen Namen heute symbolisch für alle Verräter gebraucht wird, Major Vidkun Quisling.

Am 9. Oktober erliess Hitler den geheimen Befehl Nr. 4402/39, der seine Generäle anwies, den Westfeldzug vorzubereiten. Die Vorbereitungen sollten am 5. November abgeschlossen sein. Der bevorstehende Angriff wurde immer wieder durch Verzögerungen und Indiskretionen behindert. Neunundzwanzigmal wurde die Invasion verschoben, bis sie schliesslich im Frühjahr 1940 erfolgte.

In dem verzweifelten Bemühen, Zeit zu gewinnen und das in den selbstzufriedenen Jahren Versäumte nachzuholen, versuchten die Engländer, an den geheimen Fronten Vorteile zu erringen. Von Winston Churchill inspiriert stellten sie aus Abenteurern der High Society und verwegenen proletarischen Teufeln Sabotagegruppen auf. An diesen Aktionen beteiligte sich sowohl der SIS (die Sabotagegruppe, die «D»-Organisation genannt und von Lieutenant Colonel Laurence Grand von den Royal Sappers geführt wurde), als auch das Military Intelligence Directorate des Kriegs-Ministeriums, wo die Sabotagegruppe eine ganze Reihe von Decknamen hatte, die um das Wort «Research» gebildet waren und von den beiden sehr geeigneten Lieutenant Colonels John Holland und Colin Gubbins befehligt wurden.

Im Herbst 1939 und Anfang 1940 wurden Saboteure aktiv, um strategisch wichtige Punkte in Europa zu zerstören. Ihre Hauptziele waren Anlagen in Oxelösund an der

Ostsee, wo schwedisches Eisenerz zur Verschiffung ins Reich verladen wurde, das Eiserne Tor, die schmale felsige Verengung der Donau, durch die Öl und Weizen von Rumänien und Jugoslawien flossen, und das Ölgebiet von Ploesti in Rumänien.

Die Versuche erwiesen sich als unzulänglich und kamen viel zu früh. Die Sonderagenten dieser Bereiche zeigten zwar sehr viel Mut, aber es fehlte ihnen an Können, Raffinesse und Erfahrung in dieser Zerstörungsarbeit. Zwei beachtenswerte Sabotage-Amateure, die nach Schweden geschickt worden waren, um die Anlagen in Oxelösund zu sprengen, wurden sofort gefasst. Der Skandal, den diese Affaire aufwirbelte, machte ähnliche Versuche der Engländer während des Krieges in Schweden sehr schwierig.

Der Plan gegen das Eiserne Tor wurde von Major Stransky von Greifenfels und Korvettenkapitän Weiss, zwei Experten der Spionageabwehr aufgedeckt, Canaris hatte beide in Bukarest stationiert, weil er mit Sabotageversuchen der Alliierten in den Ölfeldern rechnete. Die Operation an der Donauverengung wurde von einer Abteilung deutscher Abwehrleute vereitelt, die die Saboteure in einen Hinterhalt lockten, als sie mit zwei mit Zement beladenen Kähnen ankamen, die sie in der Fahrrinne versenken sollten.

Der gegen Ploesti geplante Anschlag war der ehrgeizigste, erwies sich aber als gefährlicher Bumerang. Er wurde als ein gemeinsames franko-britisches Projekt geplant und von dem Supreme War Council, dem obersten Kriegsrat der Alliierten, gebilligt. Am 16. September 1939 trafen die französische Ölingenieur Leon Wenger und Capitaine Pierre Angot, ein Sabotagespezialist des Deuxième Bureau, in Bukarest ein, wo sich ihnen ein britischer Ingenieur aus Ploesti anschloss. Der Engländer war von der Organisation «D» des SIS ausgebildet worden, die Ölfelder, Raffinerien und Eisenbahnanschlüsse zu sprengen.

Durch ein Leck in der französischen Botschaft erfuhr Oberst Moruzow, der Leiter der rumänischen Sicherheitspolizei, von dem Plan. Moruzow gab sich als Freund der Alliierten aus, arbeitete aber für die Abwehr aufgrund eines gutbezahlten Abkommens, das Canaris kurz vor Kriegsausbruch bei einer Begegnung in Venedig mit dem Rumänen geschlossen hatte. Auf eine Benachrichtigung durch seinen Freund hin, reiste Canaris sofort nach Bukarest. Er benutzte die Information von Moruzow dazu, von König Carol II., der mit den Alliierten sympathisierte, die Zustimmung zu erpressen, als Wachposten und Aufsichtspersonal getarnte Abwehrleute nicht nur in den Ölgebieten sondern auch in ganz Rumänien zu stationieren. Dadurch gewann er Monate vor der Besetzung durch die Wehrmachtstruppe eine sichere Operationsbasis in diesem Land.

In dem Geheimkrieg dieser «zwielichten» Zeit war bemerkenswert, wie sehr sich Canaris persönlich an einer Anzahl geheimer Fronten, die sich von Nordnorwegen

bis nach Gibraltar erstreckten, gegen die Briten engagierte. Am äussersten nördlichen Ende dieser geheimen Front trug die Initiative und das persönliche Eingreifen von Canaris zu einer Ausdehnung des Krieges bei, nämlich der Besetzung von Dänemark und Norwegen. Wenn man auf seine Aktionen in dieser Zeit zurückblickt, erkennt man, dass auch dies ein Spiel war, ein Spiel von wahrhaft historischen Ausmassen, das grösste, das er je gespielt hatte. Hier waren zwei Meisterspieler gegeneinander angetreten – Winston Churchill und Wilhelm Canaris.

Den ersten Zug machte Churchill, unmittelbar nachdem er am 4. September 1939 in das Kriegskabinett eingetreten war. Er kehrte in sein altes Arbeitszimmer in der Admiralty zurück, das er vor fast einem Vierteljahrhundert in Kummer und Sorge geräumt hatte. Kummer und Sorge lasteten auch jetzt auf ihm: er befürchtete, dass in den unbewachten Buchten und Flussmündungen Westirlands U-Boote aufgetankt werden könnten; er war besorgt über die unzulänglichen Verteidigungsanlagen von Scapa Flow und über den Mangel an Zerstörern. Doch nichts lastete schwerer auf ihm als das Problem, das Norwegen unter dem Schutzschild der Neutralität als Hintertür bot, durch die die Einheiten der deutschen Flotte Zugang zum offenen Meer finden könnten und die britische Blockade damit weitgehend unwirksam werden würde.

Dieses Problem setzte er an die Spitze der Liste seiner Aufgaben und versuchte es kühn und verwegen zu lösen, wobei er sich auf Vorgänge im Ersten Weltkrieg bezog, als, wie er behauptete, die britische und die amerikanische Regierung keine Bedenken hatten, die «Leads», wie diese geschützten norwegischen Gewässer genannt wurden, zu verminen. Zwar täuschte ihn sein Gedächtnis, denn keine der Flotten der Alliierten hatte im Ersten Weltkrieg in Norwegischen Territorialgewässern Minenfelder angelegt, doch Churchill trieb das Projekt unermüdlich und hartnäckig sowohl im Kabinett (das dem Vorschlag unentschlossen gegenüberstand), als auch in der Admiralty (wo seine kühne Initiative begeistert begrüsst wurde), vorwärts. Zunächst warf er die Frage in einer Kabinettsitzung auf und präsentierte sie am 29. September 1939 formell in einem Schriftstück, ohne Rücksicht auf die Risiken und internationalen Schwierigkeiten zu nehmen, die ein derartig drastisches Vorgehen nach sich ziehen konnte.

Innerhalb von zwei Tagen nach der Vorlage von Churchills Memorandum vor dem Kriegskabinett erfuhr Canaris anscheinend von den Absichten der Engländer, gegen die territoriale Integrität Norwegens zu verstossen. Auf den ersten Blick hin könnte man dahinter eine der hervorragendsten Leistungen der Abwehr sehen, denn es schien ihr gelungen zu sein, bis in die höchsten Schichten der englischen Regierung einzudringen und Zugang zu Fragen gewonnen zu haben, die unter strengster Geheimhaltung im Kabinetssaal oder in Churchills Admiralty diskutiert wurden.

Existierte eine derartige Verbindung? Beruhten Canaris' Informationen auf hand-

festen Nachrichten? Oder ahnte er, dass sich auch Churchill mit Norwegen befasste? Ob sein Informant tatsächlich von Churchills Bestrebungen wusste oder nicht, er lieferte Canaris solide Informationen über den genauen Augenblick, an dem diese delicate Frage von Churchill ins Rollen gebracht wurde. Die Information erreichte Canaris über einen Mann, den er für sehr zuverlässig hielt – Hermann Kempf, der als Schifffahrtsagent getarnt, in Oslo aussergewöhnlich enge Kontakte zu norwegischen Militär- und Marinekreisen unterhielt. Anscheinend war das Problem der «Leads» zwischen dem 19. und dem 29. September gegenüber Eric Andreas Colban, dem norwegischen Gesandten in London, angeschnitten worden, einem Mann, dem man in «Whitehall vorbehaltlos als einem Freund Grossbritanniens vertraute. Aus dem Bericht, den der Diplomat über die informelle Anfrage nach Oslo sandte, erfuhren Kempfs Freunde von den britischen Absichten in den «Leads». Kempf schien die Information nicht für besonders wichtig oder gar aussergewöhnlich zu halten. Aber aus Stockholm kam eine Meldung, die ein Mitglied des britischen Admiralstabs zitierte, dass Grossbritannien früher oder später auf gewissen Zugeständnissen bestehen werde, in Territorialgewässern nördlich von Bergen Minen zu legen und gewisse Häfen in Südnorwegen als Stützpunkte zu benutzen.

Durch welche Quellen und in welchem Umfang Canaris auch unterrichtet sein mochte, er sah sich zu einer seiner fieberhaftesten Aktionen im ganzen Krieg veranlasst. Er betrachtete seine Informationen als ausreichend und erkannte sofort, dass etwas geschehen müsse, um diesen britischen Übergriff zu verhindern. Er überwand seine grosse Antipathie gegen Grossadmiral Erich Raeder; er suchte den Oberbefehlshaber der Marine auf und meldete ihm, gewisse unwiderlegbare Hinweise lägen vor, die deutlich erkennen liessen, dass die Briten beabsichtigten, in Norwegen Fuss zu fassen. Raeder war über den Besuch von Canaris erstaunt, und das nicht nur wegen der Nachricht, die er überbrachte. Die Meldung des Abwehrchefs gewann in seinen Augen noch grössere Bedeutung durch die Tatsache, dass Canaris es für erforderlich hielt, die Meldung persönlich zu überbringen, etwas, das er nur unter ungewöhnlichen Umständen tun würde, wie Raeder in seinen Aufzeichnungen vermerkte. Der Grossadmiral war von der Information so sehr beeindruckt, dass er diese Angelegenheit am 3. und am 10. Oktober 1939, bei Hitler zur Sprache brachte, aber dort auf völliges Desinteresse stiess.

Churchill trieb seine Sache mit allen Mitteln und bei jeder Gelegenheit weiter, während Canaris sein Ziel ebenso unermüdlich verfolgte. Er mobilisierte die Abwehr zu einem Blitzprogramm, Norwegen bis auf den letzten kleinen Fjord und die abgelegenste Ortschaft zu erkunden. Es war ein umfassendes Projekt, das praktisch über Nacht die Schaffung eines ausgedehnten Spionagenetzes erforderte. Der Abwehrstelle Hamburg wurde die technische Durchführung übertragen. Sie richtete eine Nebenstelle in Flensburg, dicht an der dänischen Grenze, und unter diplomatischem

Schutz eine Aussenstelle bei der Botschaft in Oslo ein. Zwei der besten Skandinavien-Spezialisten der Abwehr, Major E. Pruck und Major Bennecke, wurden nach Norwegen geschickt, um dort eng mit Hermann Kempf zusammenzuarbeiten.\*

Zunächst war es allein die Abwehr, die eine Invasion in Dänemark und Norwegen ernstnahm. Hitler zeigte immer noch kein Interesse an dem Vorhaben, trotz der Vorstellungen von Raeder, dass der Besitz von Norwegen Deutschland im Kampf gegen Grossbritannien entscheidende strategische Vorteile bieten würde. Seine Haltung änderte sich etwas im Dezember, als Quisling nach Berlin gebracht wurde, um Hitler für den Plan zu gewinnen. Bei drei längeren Begegnungen konnte er Hitler aufgrund schlüssiger Beweise davon überzeugen, dass zwischen den Engländern und Norwegern de facto bereits Vereinbarungen bestanden, in denen die letzteren zustimmten, sich «unter Druck» einer Besetzung des Landes zu fügen, damit die Lücke in der britischen Blockade geschlossen werden könnte. Quislings «Beweise» (die, wie er Hitler sagte, von geheimen Anhängern in hochgestellten Kreisen, darunter einem Offizier aus der nächsten Umgebung des Königs, stammten), machten Hitler sichtlich betroffen. Er lehnte es jedoch ab, sich festzulegen.\*\*

Die Situation änderte sich schlagartig innerhalb der nächsten vierzehn Tage, als eine Reihe von Abwehr-Berichten eintrafen, die den Ernst der Lage zu unterstreichen schienen. Am 4. Januar 1940 entdeckte ein in Metz stationierter Agent, dass die *Chasseurs Alpins*, eine Elite-Division der französischen Gebirgstruppen, aus der Maginot-Linie herausgezogen und nach England verschifft worden waren, der ersten Etappe auf dem Transport an einen Ort im nördlichen Europa – entweder, um den Finnen zu helfen, die von den Russen am 30. November 1939 angegriffen worden waren, oder um Narvik in Norwegen zu besetzen. Der Agentenbericht wurde sofort Raeder vorgelegt, der ihn zu Hitler brachte, ebenso wie zusätzliche Nachrichten, die Canaris von Major Pruck aus Norwegen erhielt. In einer dieser Nachrichten meldete Pruck, dass insgeheim britische Soldaten in Norwegen eingetroffen seien, zum Teil in Uniform. Zwar sollte es sich dabei um Sanitätstruppen handeln, die angeblich auf dem Weg nach Finnland seien, doch Pruck behauptete hartnäckig, es seien Pioniere, die nach

\* Die dänische Seite der Operation wurde Franz Liedig übertragen, einem Marineoffizier im Ruhestand, der ein alter Freund von Canaris war, und Major Klug, einem Fachmann für Nachrichtenübermittlung.

\*\* Hinter Hitlers Zurückhaltung standen sowohl Unkenntnis als auch List. Er wusste zu wenig über diesen Quisling und hatte bisher nicht ernstlich daran gedacht, den Krieg auf Norwegen auszudehnen. Er wollte diesen Fremden, von dem er kaum etwas wusste, nicht in seine Karten blicken lassen. Quisling konnte ein Doppelagent sein, ein Werkzeug der Alliierten, das sie benutzen, um Informationen über die deutschen Pläne aus allererster Quelle zu erhalten.



Norwegen geschickt wurden, um die Landung britischer Streitkräfte vorzubereiten. Diese alarmierenden Meldungen können durchaus das Schicksal Norwegens besiegelt haben. Am 16. Januar 1940 verschoob Hitler die Westoffensive ohne festen Termin und befahl, sofort mit den Stabsarbeiten für das skandinavische Unternehmen zu beginnen, das künftig mit dem Deckwort «Weserübung» bezeichnet wurde. Die Arbeit an den Operationsplänen begann am 27. Januar und wurde nach nur zwei Wochen abgeschlossen.

Vom Januar an rasten die beiden Konkurrenzunternehmen mit halsbrecherischer Geschwindigkeit auf parallelen Gleisen ihrem Ziel entgegen. Die Engländer und die Deutschen planten «mit Präzision in richtiger Strategie auf der gleichen Linie», wie Churchill es später ausdrückte. Der Vorteil lag jedoch eindeutig bei den Deutschen. Anscheinend wussten sie, was man in London beabsichtigte, während die Engländer über die deutschen Pläne im Dunkel tappten.

Von Churchills ständig wiederholten Eingaben zermürbt, stimmte das Kriegskabinett schliesslich seinem Plan zu. In Paris wurde auf einem gemeinsamen anglo-französischen Kriegsrat am 5. Februar 1940 die Einzelheiten des als Hilfe für Finnland getarnten norwegischen Unternehmens diskutiert. Am gleichen Tag hielt auch Hitler einen Kriegsrat ab, um die Details der «Weserübung» mit seinen Befehlshabern zu überprüfen. Am 28. März beschloss das britische Kriegskabinett, norwegische Territorialgewässer zu verminen und mehrere Häfen in Norwegen zu besetzen. Am gleichen Tag wies Hitler Grossadmiral Raeder an, dem deutschen Plan den letzten Schliff zu geben. Am 4. April wurde das Datum für die Operation festgelegt – sowohl in England als auch in Deutschland – auf den 8. April. Am 7. April 1940 dann, gerade als die britischen und französischen Truppen in Rosyth in Schottland eingeschifft wurden und die Flotte auf See in Bereitschaftsstellung ging, verliessen die deutschen Expeditionsstreitkräfte, die aus Teilen von drei Divisionen bestanden, heimlich Hamburg, Swinemünde und Stettin. Sie wurden von der gesamten deutschen Kriegsmarine eskortiert. In der Morgendämmerung des 9. April prallten die beiden Projekte schliesslich aufeinander – genau eine halbe Stunde, nachdem britische Zerstörer die Verminung der Gewässer vor Bodoë, Stadtlandet, im Westfjord bei Arendal, vor Kristiansand, Bergen, Trondheim und Narvik beendet hatten.

Inzwischen war Canaris' Begeisterung für das Spiel gedämpft worden. Einer Nachkriegslegende zufolge kamen Canaris an dem Projekt, das er erdacht und so raffiniert gefördert hatte, in dem Augenblick Bedenken, als Hitler zustimmte. Wahr ist, dass Canaris sich schrittweise in dem Hin und Her um Norwegen verlor, wie das bei Projekten im Allgemeinen üblich war, die von der Abwehr geplant, aber dann zur Durchführung der Wehrmacht übergeben wurden. Es stimmt jedoch nicht, dass sein Interesse an der Unternehmung jemals nachgelassen hatte.

Eine weitere Nachkriegslegende, die hauptsächlich von General Bernhard von Lossberg, dem eifrigsten Planer der «Weserübung» in Jodls Dienststelle vertreten wurde, sprach Canaris jeden Anteil am Erfolg der Unternehmung ab. Lossberg zufolge versäumte es die Abwehr, auch nur ein Minimum der Vorausinformationen zu liefern, die die Planer benötigten. Es ist möglich, dass sich in dem Irrgarten der deutschen Militärbürokratie die Dienststelle Jodls – die gewöhnlich jede Hilfe missachtete, die sie von der Abwehr erhielt – um das Stossprogramm von Canaris nicht kümmerte oder nichts davon wusste und es versäumte von der Fülle an Informationen, die Pruck, Bennecke, Kempf und ihre Mitarbeiter gesammelt hatten, Gebrauch zu machen. Tatsächlich war die Abwehr vom Anfang bis zum Ende ein wichtiges und, wie sich im Augenblick der Krise zeigen sollte, ein unentbehrliches Zahnrad im Getriebe der Operation.

Am 9. April 1940, kurz nach 4 Uhr morgens, verwandelten sich Pruck, Bennecke und Kempf von Geheimagenten in Offiziere der Wehrmacht, um die Rolle des Empfangskomitees für die Invasoren zu spielen, die in Oslo innerhalb einer Stunde erwartet wurden.

Fregattenkapitän Hasso Schreiber, der deutsche Marineattaché, der als Raeders Repräsentant in Oslo auf eigene Faust konspiriert hatte, legte gleichfalls seine Uniform an und ging zum Hafen, um die einlaufenden, von dem schweren Kreuzer *Blücher* geführten deutschen Kriegsschiffe zu begrüßen. Ehe er ging, vermerkte er in seinem Tagebuch, dass alles, was er habe unternehmen können, bis ins kleinste Detail bedacht und vorbereitet sei. Auf dem Weg zum Hafen kam Schreiber an der britischen Botschaft vorbei und sah aus dem Garten eine Rauchfahne aufsteigen. «Sie verbrennen ihre Papiere», dachte er mit einem selbstgefälligen Lächeln.

Er wartete vergebens. Gerade als die deutsche Armada mit den Landtruppen die enge Durchfahrt bei Droebak in den Oslofjord passierte, eröffneten die norwegischen Küstenbatterien das Feuer, versenkten die *Blücher* durch einen Volltreffer, beschädigten den Kreuzer *Emden* und zwangen die anderen Schiffe einschliesslich des Kreuzers *Lützow* zum Rückzug. Die Soldaten, die ausgezogen waren, ein Land zu erobern, kamen als Schiffsbrüchige nach Norwegen.

Um 9 Uhr 30 kehrte Fregattenkapitän Schreiber in aller Eile verzweifelt in sein Büro zurück und versuchte, über Telefon oder Funk Berlin zu erreichen, konnte aber keine Verbindung bekommen. In der Erwartung, dass die Polizei jeden Augenblick in das Haus eindringen werde, gab auch er den Befehl, seine Papiere zu verbrennen.

Die Invasion war blind begonnen worden – die Wehrmacht, angeblich so sorgfältig in ihren Vorbereitungen, hatte versäumt für angemessene Verbindungslinien zu sorgen. Infolgedessen wusste das Oberkommando in Berlin nicht, wie die Operation ab-

lief. In einer lakonischen Eintragung in seinem Tagebuch vermerkte General Jodl, die Aufregung sei schrecklich, die Befehlsgebung chaotisch gewesen, und charakterisierte damit die Atmosphäre in dem Lageraum, den er in der Reichskanzlei eingerichtet hatte, damit Hitler den Ereignissen folgen konnte.

Die Nachrichten aus Oslo kamen nur spärlich. Sie erreichten den Lageraum auf dem Umweg über eine einzige Leitung, die Oslo mit einem Telefon in Jodls Arbeitszimmer verband. Von Zeit zu Zeit rief Keitel dort von der Wilhelmstrasse aus an und übermittelte Hitlers ungeduldige Fragen. Darauf wurde versucht, über diese einzige Telefonleitung Oslo anzurufen, um Antworten auf diese Fragen zu erhalten. Da keine guten Nachrichten eintrafen, nahm Hitler das Schlimmste an. Jodl brauchte seine ganze Überredungskraft, um ihn davon abzuhalten, das gesamte Unternehmen abbrechen.

In diesem kritischen Augenblick kam Hilfe von der Abwehr. Zu den Vorbereitungen, die Canaris für die Invasion getroffen hatte, gehörte die Sicherung einer Verbindungslinie zu Major Pruck und dessen Mitarbeitern. Zwei Frachter der Neptun-Linie, die *Widar* und die *Adar*, wurden auf angeblichen Routinereisen wenige Tage vor dem Tag X in den Hafen von Oslo gesandt. Sie waren mit den raffiniertesten Funkanlagen ausgestattet (einschliesslich zwei der handlichen Afu-Geräte) und hatten Funker der Abwehr an Bord (unter ihnen den jungen Kalau, dem wir bereits bei seinen Missionen in England begegnet sind) mit dem Befehl, eine zweiseitige Funkverbindung in dem Augenblick herzustellen, in dem das erste deutsche Kriegsschiff in Sicht kam. Während Hitler und sein Stab wie auch das gesamte Oberkommando der Wehrmacht ausschliesslich von diesem einzigen Telefon in Jodls Arbeitszimmer abhängig waren, stand Canaris mit Oslo in Verbindung und erhielt von seinen Agenten eine detaillierte Schilderung der Invasion.

Um 8 Uhr 10 leistete die *Widar* ihren entscheidenden Beitrag zum erstaunlichen Erfolg der Blitzinvasion. Inzwischen lagen die Schiffe, zu deren Begrüssung Fregatkapitän Schreiber an den Hafen gekommen war, auf dem Grund des Fjords oder trieben angeschlagen auf dem Meer. Gerade, als es schien, dass der Versuch, Oslo von der See her zu nehmen, abgebrochen und vielleicht die gesamte Operation aufgegeben werden müsste, weil die Hauptstadt nicht erobert werden konnte, kam Kempf in aller Eile auf die *Widar*, um einen der wahrhaft historischen Funksprüche des Zweiten Weltkriegs durchzugeben. In einer Meldung an Canaris berichtete er, dass der Flughafen Fornebu sich fest in den Händen einer kleinen Abteilung deutscher Soldaten befinde, die bei Tagesanbruch eingeflogen worden war und ihn im Handstreich genommen hatte. Kempfs Meldung wurde in Wohldorf aufgenommen und über Fernschreiber an Canaris geschickt, der sie sofort an General Keitel in dem fiebernden Oberkommando der Wehrmacht weitergab. In aller Eile wurde der grösste

Teil einer Luftlandedivision nach Fornebu geflogen. In einem Frontalangriff eroberten die Truppen die Stadt, die gerade einer Armada mit Landungstruppen erfolgreich getrotzt hatte. Um 5 Uhr nachmittags befand sich Oslo in deutscher Hand, wobei Kempf die Eroberer zu den strategisch wichtigen Zielen einwies.

Für die Engländer kam die Invasion wie ein «Katarakt gewaltsamer Überraschungen». Für Canaris war sie in gewisser Weise eine Anti-Klimax. Wieder einmal hatte er einen seiner Privatkriege gewonnen – wie 1938 in Österreich und im Sudetenland. Diesmal konnte er im Wettkampf mit dem britischen Secret Service den Gewinn für sich verbuchen.

### *Der Trawler-Treff*

Wie Churchill am 10. April 1940 zu Admiral Dudley Pund, dem Ersten Seelord, in einem bedrückten Nachruf auf die Unternehmung in Norwegen sagte, war Grossbritannien offenkundig «überholt, überrascht und überlistet» worden. Wie war es möglich gewesen, dass die Deutschen mit einer Expeditionsstreitmacht von sieben Heeresdivisionen, rund elfhundert Flugzeugen und einer Armada von vierundsiebzig Kriegsschiffen der britischen Wachsamkeit entgangen waren? Selbstverständlich war das nicht möglich gewesen. Captain Henry Mangles Denham, der britische Militärattache in Kopenhagen, hatte die Admiralty über die deutsche Kräftekonzentration informiert, die, wie er vermutete, zum Ziel hatte, Narvik zu besetzen. Am 6. April war von Flugzeugen der RAF ein deutscher Truppentransporter entdeckt worden, der in Richtung Norwegen aus dem Skagerak auslief. Am nächsten Tag beobachteten Aufklärungsflugzeuge der RAF einen deutschen Flottenverband bei einem Vorstoss nach Norden in Richtung auf Kap Lindesnes, der äussersten Südspitze Norwegens. Und am Nachmittag des 8. April, noch zwölf Stunden vor der Angriffszeit, erreichte die Admiralty eine Meldung, dass der deutsche Truppentransporter *Rio de Janeiro* vor der norwegischen Küste von dem polnischen U-Boot *Orzel* torpediert worden war und dass die von norwegischen Fischern geborgenen Soldaten zugegeben hätten, dass sie für Bergen bestimmt gewesen seien.

Noch andere Meldungen waren vom Wind herangeweht worden, um die Engländer zu alarmieren. Zwei davon haben für diesen Bericht besondere Bedeutung, denn beide standen in Zusammenhang mit Johnny Owens. Als wir ihn im Oktober 1939 verliessen, war er gerade von seinem Treff mit Ritter in Brüssel und Antwerpen zurückgekehrt und brachte in Holzklötzen versteckt einige Zünder für Sabotagezwecke und Informationen über drei Abwehragenten mit, die dem Zugriff von Scotland Yard entgangen waren. Am 18. und 19. Dezember desselben Jahres traf er mit Ritter, der wieder von Major Brassier begleitet wurde, in Antwerpen zusammen. Er brachte das

«Spielmaterial» mit, das seine Meister bei MI 5 vorbereitet hatten, daneben aber auch achtzehn weitere echte Informationen, die von so wesentlichen Zielangaben wie der Lage eines Depots der RAF in Beeston-Bromwich (wo Gerüchten zufolge zwanzig Millionen Gallonen hochwertiges Flugbenzin und Schmieröl lagern sollte) bis zu Zufallsnachrichten wie Gerüchten, dass im Kanal ein intaktes U-Boot erobert worden wäre, reichten.

Für MI 5 ging das Spiel mit Snow ohne spürbare Fortschritte weiter. Andererseits war diese Zeit für die Abwehr Johnnys produktivste Periode. Er übermittelte weiterhin fast täglich Funkmeldungen, obwohl dieser Teil seiner Tätigkeit selbstverständlich von «Doppelkreuz» wahrgenommen wurde. Jedoch hatte er sich vom 6. bis zum 11. Februar 1940 für fünf Tage auf dem Kontinent aufgehalten, um Ritter von einem Coup zu berichten, der ihm vor der Nase seiner britischen Kontrolleure in deren eigenem supergeheimen Bereich gelungen war. Erfolgreich hatte er W.N. Rolph, einen Geschäftsmann, der für MI 5 arbeitete, bestochen. Von Rolph erhielt er handfeste Informationen, die ersten, die die Deutschen aus dem inneren Bereich des britischen Sicherheitssystems bekamen. Darunter zum Beispiel die Identifizierung bestimmter Holländer und Belgier (einschliesslich von Angestellten der Fluggesellschaften KLM und Sabena), die Rolph zufolge als britische Agenten auf dem Kontinent arbeiteten.

Ende März, als die Situation einer endgültigen Auseinandersetzung entgegenzustreben schien, wurde für Snow ein weiterer Fischzug zugunsten Grossbritanniens angesetzt, und Ritter wurde in einem Funkspruch aufgefordert, mit Johnny am 5. April in Brüssel zusammenzutreffen. Aber der Deutsche machte Überstunden bei der Vorbereitung der «Weserübung» und einem Stossprogramm, das die Niederlande – das nächste Ziel auf Hitlers Zeitplan – betraf. Er funkte zurück, dass er im April Johnny nicht treffen könne und riet ihm, keine Reise auf den Kontinent zu unternehmen, da, wie er sagte, zwischen dem 1. April und dem Ende des Monats mit wichtigen Offensivoperationen zu rechnen sei. Ritters nicht sonderlich rätselhafte Erklärung schärfte die Neugier von Johnnys Auftraggebern, die ihn veranlassten, trotzdem zu reisen. Ritter fuhr schnell nach Brüssel, um ihn zu treffen. Das war am 6. April, drei Tage vor der Landung in Norwegen und fünf Wochen vor dem Einfall in die Niederlande. Ritter sagte Johnny geradeheraus, dass dies ihre letzte Begegnung für einige Zeit sein könne, falls ihnen kein sicherer, vom Krieg unberührter Zufluchtsort einfiel. Die grosse Offensive im Westen könne jeden Augenblick beginnen und alle Städte erfassen, in denen sie sich bisher getroffen hätten. Johnny fragte: «Meinen Sie Brüssel und Rotterdam? Beabsichtigen Sie...» Ritter unterbrach ihn. «Also sehr bald wird der einzige Ort, an dem wir uns vielleicht sehen können, irgendein Piratenschiff mitten im Kanal sein.»

Viel bedeutsamer und ein viel wichtigerer Hinweis auf Norwegen, war etwas anderes. Der freiwillige Funkamateurliebling, der Johnnys Afu-Gerät bediente, hatte seine Tä-

tigkeit im Rahmen dieses Manövers erheblich ausgeweitet. Da er mit der Abwehrstation in Wohldorf in seiner Eigenschaft als Johnnys Funk-Double in Verbindung stand und inzwischen in der Lage war, die «Note» der Station und die «Handschrift» der verschiedenen Funker zu erkennen, hörte er Wohldorf regelmässig ab und zeichnete die Funksprüche von dort regelmässig auf, nicht nur die für Johnny, sondern auch die für andere Agenten. Anfang April entdeckte der Funker den Funkverkehr zwischen der Abwehr und der *Widar*, einem der beiden Schiffe, die in Vorbereitung der bevorstehenden «Weserübung» an der norwegischen Küste auf und ab fuhren. Diese Entdeckung wurde jedoch ignoriert. Aus der geheimnisvollen Anwesenheit der *Widar* *NQT* Norwegen wurden von den Engländern keine Schlussfolgerungen gezogen, auch nicht aus ihrem lebhaften Funkverkehr mit der Abwehr, selbst nicht als dieser sich ungewöhnlich steigerte, je näher die Stunde der Invasion rückte. Und obwohl Johnny unwissentlich zu einem Kanal für aufschlussreiche Hinweise geworden war, machte der britische Nachrichtendienst von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch. Nichts wurde unternommen; weder versuchte man die Lücke zu erweitern noch benutzte man Johnny als Köder, um durch ihn genauere Informationen zu gewinnen.

Dann brach die Hölle los. Genau einen Monat nach Norwegen, am 10. Mai 1940 um 5 Uhr 35, begann im Westen die grosse Offensive an einer Front, die sich von der Nordsee bis zur Südgrenze von Luxemburg erstreckte. Schon in der ersten Woche wurden sämtliche kontinentalen Anlaufpunkte von Johnny ausgeschaltet – Rotterdam wurde am 14. Mai durch den ersten vorsätzlichen Terrorangriff des Krieges zerstört, Antwerpen und Brüssel wurden am 17. von den Deutschen besetzt. Keine weiteren Treffs mehr mit Dr. Rantzau!

Als England nun angesichts dieser katastrophalen Ereignisse begann, seine sämtlichen Nachrichtenquellen mit allen Mitteln einzusetzen, wurde Snow eine sehr wichtige Figur für den britischen Geheimdienst. Positiv konnte er eingesetzt werden, um Informationen von seinen deutschen Freunden zu beschaffen. Negativ wurde er benötigt, um tiefer in den deutschen Geheimdienst einzudringen. Mit Recht wurde angenommen, dass die Abwehr angesichts des Triumphes der Wehrmacht im Westen versuchen würde, ihre Basis in England zu vergrössern.

In diesem Stadium, als der Krieg erst acht Monate dauerte, war «Doppelkreuz» noch nicht aktiv geworden. Ausser Snow verfügte es über einen einzigen Doppelagenten, den gefallenen Spion aus dem Stall von Hauptmann Dierks, jetzt ein vertrauenswürdiges Werkzeug von «XX», der mit seinem neuen Decknamen «Rainbow» genannt wurde. Er versuchte, Dierks durch eine Reihe geschickt frasierter Berichte über die Luftverteidigung Englands zu täuschen und übermittelte einige industrielle und wirtschaftliche Informationen (die der Tagespresse entnommen und für die Funksprü-

che zurechtgeschneidert wurden). Seine Meldungen waren so dürftig und seine Berichterstattung so dünn, dass sich Dierks recht uninteressiert an ihm zeigte.

Damit war Johnny in diesem Manöver ganz sich selbst überlassen. Es wurden Vorkehrungen getroffen, seine Beziehung zu Ritter zu erhalten. Die Verbindung blieb allerdings nur über Funk bestehen. Am n. April wurde Ritter mitgeteilt, dass Johnny eine Rundreise antrete, die ihn nach Southampton, Bournemouth, Odiham, Worcester, Brixham, Padstow, Ilfracombe, Exeter, Yeovil, Warminster Bristol, Gloucester, Bicester und Oxford führen würde, und angefragt, ob er an irgendwelchen dieser Orte besondere Aufträge für ihn hätte. Ritter fragte sofort bei seinen Auftraggebern zurück und funkte dann an Johnny ihre «Einkaufsliste». Am 16. April wurde Ritter über den Abtransport französischer und kanadischer Truppen nach Norwegen unterrichtet. Am 18. wurde ihm eine Zusammenfassung der vorgeblichen britischen Absichten in Norwegen, Holland und Belgien übermittelt.

Doch die Möglichkeiten zu einer persönlichen Begegnung schienen der Vergangenheit anzugehören. Dann empfahl Johnny Lissabon als Ausweichpunkt für einen Treff und begründete das damit, dass er neue Geschäftsverbindungen in Übersee brauche und seine in Holland und Belgien verlorenen Kunden durch andere in Portugal ersetzen wolle. Der Vorschlag wurde akzeptiert, und am 9. Mai wurde Ritter folgende Nachricht gefunkt: «Habe Geheimpapiere, die ich persönlich übergeben muss. Ausreisegenehmigung für einen Treff, vorzugsweise Lissabon, beantragt.»

Doch statt Lissabon wurde dann irgendwo in der Nordsee ein Treff vereinbart. Johnny sollte mit einem Trawler kommen, Ritter entweder mit einem U-Boot oder einem Wasserflugzeug.

Der Krieg lief auf vollen Touren. Deutsche Panzer rasten auf die französische Küste zu, die Nordsee zwischen England und dem besetzten Dänemark wurde ständig durch Patrouillen der britischen Marine und der RAF beobachtet, die verzweifelt versuchten, angesichts der Bedrohung durch die Luftwaffe und die deutschen U-Boote die Kontrolle über das Meer und über den Luftraum zu behalten. Es erforderte grenzenlosen Mut, sich in diese Niemandssee zu wagen und grosse Navigationskunst, den vereinbarten Treffpunkt zu erreichen. Der Treff auf dem Trawler war Ritters Idee, die ihn ständig verfolgt hatte, seit er wusste, dass Orte wie Rotterdam und Brüssel im Laufe des Feldzugs in Rauch und Flammen aufgehen würden. Die Leichtigkeit, mit der belgische und norwegische Schmuggler in der Nordsee hin- und herkreuzten, hatte ihn tief beeindruckt, und er wusste, dass zwischen Abwehr II und diesen Leuten ein Abkommen bestand, ausser ihrer regulären Konterbande Sabotagematerial für die walisischen Landsleute von Williams zu transportieren.

Als Ritter den Plan Johnny funkte, war man in London verblüfft, nicht so sehr we-

gen der Verwegenheit des vorgeschlagenen Abenteurers als wegen seiner Schwierigkeiten und seiner Unbedachtheit. Aber ein Treff selbst auf der nebligen, stürmischen Nordsee war besser als gar kein Treff, und die Einladung wurde angenommen. Ritter wurde informiert. Johnny wolle versuchen, von einem zuverlässigen Waliser Fischer aus Grimsby einen Trawler zu chartern. Zwei Tage später bekam Ritter die Nachricht, dass die Vereinbarung mit dem hilfsbereiten Fischer getroffen sei. Er wurde aufgefordert, Ort und Zeitpunkt der Begegnung auf hoher See festzusetzen.

Ritter wandte sich an Admiral Dönitz, um ein U-Boot für die Mission zu erhalten, wurde aber abgewiesen. Dönitz dachte nicht daran, auch nur ein Ruderboot für die verrückten Einfälle von Canaris' Leuten zu riskieren. Aber Admiral Cyliax fand Ritter verständnisvoll und hilfsbereit. Er bekam von ihm ein zweimotoriges Wasserflugzeug, D0-18, mit einer ausgesuchten Besatzung von drei Mann, darunter den besten Navigator aus List, dem Standort des Marineaufklärungsgeschwaders, zur Verfügung gestellt. Am 16. Mai 1940 funkte Ritter an Johnny: «Treffpunkt dreiundfünfzig Grad vierzig Minuten Nord, drei Grad zehn Minuten Ost, sechsundzwanzig Faden, Mitternacht Dienstag der einundzwanzigste oder Mittwoch der neunundzwanzigste.» Die Position lag südlich der verlassenen Fischgründe bei der Doggerbank.

Für Johnny wurde offiziell von der Fischereibehörde der Trawler *Barbados* ausgeliehen. Doch es musste noch etwas anderes arrangiert werden. Johnny hatte Ritter bei seiner letzten Begegnung im April versprochen, ihm einen seiner Mitarbeiter zu vermitteln, und jetzt forderte Ritter ihn auf, diesen Mann mitzubringen, damit er ihn mit nach Hamburg nehmen und dort als Saboteur ausbilden lassen könne. Damit stand MI 5 vor dem Problem, für die Fahrt einen vertrauenswürdigen Reisegefährten zu finden, von dem Johnny nicht wusste, dass er im Dienst des Geheimdienstes stand. In Johnnys Kreis der Waliser Nationalisten wurde ein Mann eingeschleust, der den Decknamen «Biscuit» trug. Er war ein ehemaliger kleiner Krimineller, der jetzt für Scotland Yard als Spitzel arbeitete. Biscuit nannte sich Sam McCarthy und war sofort bereit, Johnny zu begleiten, und auf diesem gefährlichen Reiseweg weiter nach Deutschland zu fahren, um den von Ritter geplanten Kursus zu absolvieren.

Am 19. Mai fuhren Johnny und McCarthy nach Grimsby und gingen an Bord des Trawlers. Sie hatten sich reichlich Zeit genommen, um den von Ritter genau berechneten Zeitplan pünktlich einzuhalten.

Biscuit war selbstverständlich über alles unterrichtet. Er war nicht nur selbst ein vertrauenswürdiger britischer Agent, sondern war, nachdem was ihm bei seiner Einweisung mitgeteilt worden war, der festen Meinung, dass auch Johnny zuverlässig für MI 5 arbeitete, während er die Deutschen mit frisierten Nachrichten belieferte. Auf der Fahrt vertraute Johnny, der grössere Mengen Whisky als gewöhnlich konsumier-



te, um sich seefest zu machen, McCarthy an, dass er nur vorgebe, Doppelagent für MI 5 zu sein, in Wirklichkeit aber ein ergebener deutscher Spion wäre. Dieses Geständnis liess Biscuit das Schlimmste befürchten. Er hatte nicht nur Angst um sein Leben, sondern nahm sogar an, dass Johnny in Wirklichkeit ein Spitzel von MI 5 sei und ihn den Deutschen bei dem Treff in Preis ausliefern würde. Am Abend des 20. Mai entschloss sich Biscuit zu handeln und brach diese zweifelhafte Reise kurzerhand ab. Als Johnny schlief, schloss Biscuit ihn in der Kabine ein und übernahm das Kommando auf dem Trawler. Er befahl sämtliche Lichter zu löschen und unverzüglich nach Grimsby zurückzukehren.

Am Nachmittag des 21. Mai 1940 fuhr Ritter mit dem Auto nach List, bestieg die auf ihn wartende Do-18 und flog zu dem Treffpunkt an der Doggerbank. Das Wetter verschlechterte sich, es herrschte hoher Seegang und aufkommender Nebel behinderte die Sicht. Von dem Navigator eingewiesen, den Admiral Cyliax für die Mission ausgesucht hatte, erreichten sie auf die Sekunde genau den Treffpunkt, an dem der Trawler schon hätte warten sollen. Von ihm war keine Spur zu sehen. Das Flugzeug kreiste über der Stelle und suchte nach Johnny, bis der Pilot Ritter sagte, er hätte nur noch genug Treibstoff für den Rückflug. Ritter blieb keine Wahl. Er musste sein Unternehmen aufgeben, im Ungewissen darüber, was Johnny, der sonst immer pünktlich war, davon abgehalten hatte, zu kommen.

Als Ritter wieder in Hamburg war, wurde ihm ein Funkspruch ausgehändigt, der früh am Abend eingegangen war. Er stammte von Johnny und klärte das Geheimnis zu Ritters Zufriedenheit auf. «Musste mich ruhig verhalten», hiess es in der Nachricht. «Kapitän wird überwacht. Bericht folgt.» Tatsächlich aber befand sich Johnny in grossen Schwierigkeiten. Als er in Grimsby wieder an Land kam, wurde er von Detektiven der Special Branch festgenommen. MI 5 hatte sie ausgesandt, nachdem ein Funkspruch von Biscuit eingegangen war, Johnny selbst habe ihm unter Alkoholeinfluss gestanden, ein echter Spion zu sein. Nun stellten Detektive peinliche Fragen. Das war eine Wendung, die Johnny völlig unvorbereitet traf. Die Detektive fanden bei ihm eine Anzahl geheimer Dokumente, die er Ritter hatte übergeben wollen, um den Deutschen seine Treue zu beweisen. Darüber hinaus hatte er verschiedene Berichte bei sich, die Rolph über MI 5 aufgesetzt hatte.

Diesmal schien Johnny endgültig erledigt zu sein, denn Snow war nunmehr eindeutig als Trippelkreuzagent in dem Spiel blossgestellt. Darüber hinaus war Rolph als deutscher Spion entlarvt. (Ich fand ihn auch wirklich in den Papieren der Abwehr als A. 3554 aufgeführt.) Der arme Rolph entzog sich seiner peinlichen Lage durch Selbstmord. Johnny dagegen – frech und unverfroren wie immer – bot den Ereignissen die Stirn. Er kehrte das Blatt gegen den nicht allzu intelligenten und inzwischen völlig durcheinandergebrachten Biscuit um und behauptete eisern, die Papiere nur als Si-

cherung gegen einen hinterhältigen Verrat von Seiten McCarthys mitgenommen zu haben. Die begeisterte Bereitwilligkeit, Sabotageakte zu begehen, habe ihm an McCarthy missfallen, sagte er, und ihm sei der Verdacht gekommen, man habe ihm einen Gestapoagenten auf den Hals geschickt, der ihn in diese ausgeklügelte Falle auf hoher See habe locken sollen. Er befürchtete, dass McCarthy, der mehr zu wissen schien, als für sie beide gut war, Ritter seine, Johnnys, zwiespältige Situation enthüllen wollte, worauf die Deutschen sich zweifellos seiner bemächtigt haben würden. Die Papiere hätte er gebraucht, um Ritter seine Loyalität zu beweisen – eine Erklärung, die, so seltsam es erscheinen mag, von MI 5 geschluckt wurde. Snow wurde weiter eingesetzt wie bisher, um abzuwarten, was sich ergeben würde.

Doch auch ohne das Missgeschick bei dem Trawler-Unternehmen schien der Tag nicht mehr allzufern zu sein, an dem dieses Doppelkreuzspiel enden und Snow endgültig in der Versenkung verschwinden würde. Man war bei MI 5 bereit, ihn aufzugeben, vorausgesetzt, dass man den Ersatzmann unter Kontrolle halten konnte, den Ritter schicken wollte. Bereits bei einem früheren Treff hatte Ritter Johnny gesagt, dass er in Belgien einen jungen Südafrikaner für den Fall ausbilde, dass die Lage für Johnny zu brenzlich werden würde und ein anderer seine Aufgabe übernehmen müsste. Jetzt arbeitete «Doppelkreuz» darauf hin, diesen Mann mit Johnnys Hilfe nach England zu locken. Eine Reihe nervöser Funksprüche wurden an Ritter geschickt, Variationen über das Thema von dem Funkspruch, der am 31. Mai übermittelt worden war und der ohne jede Beschönigung erklärte: «Bekomme Angst. Wann kommt der Südafrikaner zur Ablösung?» Doch MI 5 hatte sich in seinem eigenen Spiel gefangen. Obwohl Snow auf Eis gelegt worden war, hatte man seine Verbindung weiter benutzt, um mit Ritter eine Begegnung vorzubereiten – nun doch in Lissabon. Es wurde jedoch beschlossen, den biederen und durch und durch zuverlässigen Biscuit an Johnnys Stelle zu schicken. Er sollte als Weinhändler getarnt reisen, dieses Mal jedoch nur mit frisierten Nachrichten. Biscuit-McCarthy – der kleine Gewohnheitsverbrecher – wurde nun in die immer grösser werdende Zahl der Doppelagenten von «XX» aufgenommen und bereitete sich auf seine Reise nach Lissabon vor, um mit Ritter schliesslich doch noch zusammenzutreffen. Johnny selbst stand vor einem erstaunlichen Comeback aus einer Krise, die für ihn tödlich zu enden gedroht hatte. Im Sommer 1940 befand er sich wieder voll in Aktion, als Grossbritannien als nächstes Land auf Hitlers Zeitplan stand, das erobert werden sollte.

### *Operation Mainau und andere Unternehmungen in Irland*

Die Vorbereitungen zu einer «Invasion» der britischen Inseln begannen, ehe der Krieg selbst überhaupt ausgebrochen war. Die Abwehr war zuversichtlich, dass ihr für den

Krieg gegen England in der Irish Republican Army eine Expeditionstreitkraft zur Verfügung stände.

Die IRA war aktiv und verwandelte eine britische Stadt nach der anderen in ein blutiges Schlachtfeld. Nur fünf Tage vor dem Einmarsch in Polen wurde Coventry von einer besonders wilden Attacke getroffen. Auf der Broadgate explodierte vor einem Kaufhaus eine Bombe und tötete fünf Personen, fünfzig weitere wurden verletzt. Als zwei der «IRA-Soldaten» für den Anschlag hingerichtet wurden, begann die IRA mit ihren Kriegsvorbereitungen. Am 23. Dezember 1939 brach spät in der Nacht ein Kommandotrupp der IRA in Magazine Fort, einem Armeedepot in Phoenix Park in Dublin ein, entwaffnete die Wachen, nahm alle Waffen an sich und entkam mit über einer Million Schuss Munition.

Die Abwehr verfolgte diese Entwicklung mit grossem Interesse. Zwar wurde ein offizieller Bericht über den Vorfall erst fünf Monate später veröffentlicht, die Abwehr erfuhr jedoch alle Details des Überfalls innerhalb von achtundvierzig Stunden durch Carlheinz Petersen, ihren Verbindungsmann in Dublin. Petersen vertrat die Theorie, der Anschlag sei unternommen worden, weil die IRA durch die Blockade von ihren Quellen in den Vereinigten Staaten abgeschnitten worden sei. Er wies darauf hin, dass Deutschland bei den irischen Terroristen entscheidenden Einfluss gewinnen könne, wenn es Amerika als Waffenlieferant ersetze.

Inzwischen hatte Oberst Erwin von Lahousen, zu dessen Verantwortungsbereich als Leiter von Abwehr II Sabotage und Aufruhr gehörten, einen Sinn für Perspektive gewonnen, den er sonst nur selten bei seinen Plänen gezeigt hatte. Seine früheren Illusionen über die IRA waren geschwunden. Er hielt die Iren nicht mehr für schlagkräftige und zuverlässige Verbündete gegen die Engländer. Die eifrigsten und kostspieligsten Bemühungen seines «Büro Pfalzgraf», der irischen Abteilung unter Major Marwede und Kurt Haller, eine Allianz mit der IRA zu schliessen, war in erbitterten, geldgierigen Zänkereien versandet. Die Iren waren zu einer Zusammenarbeit bereit, aber nur zu ihren Bedingungen. Sie wollten Geld, Waffen, Sprengstoffe, Funkgeräte – vor allem aber Geld – haben. Sie machten jedoch eindeutig klar, dass sie ihre Rebellion allein führen wollten und weder daran dachten, Befehle von der Abwehr entgegenzunehmen noch Ratschläge, wie sie ihre Operationen durchzuführen oder welche Ziele sie zu wählen hatten.\*

\* Tatsache ist, dass der Eigensinn der Iren reiner Bluff war, mit dem sie ihre inneren Schwächen tarnten. Die Führung war in konkurrierende Fraktionen gespalten und überdies käuflich, nur darauf bedacht, möglichst viel von dem Geld einzustecken, das ihr von einer irischen Lotterie ohne Gewinne aus den Vereinigten Staaten zufloss. Und wenn die IRA auch behauptete, einen Invasionsplan mit keinem geringeren Ziel zu haben, als Englands Fähigkeit zur Kriegsführung zu vernichten, so waren die vereinzelt Terrorakte doch nur darauf ausgerichtet, diese Illusion am Leben zu erhalten.

Lahousen überprüfte mit seinen Mitarbeitern die Situation und entschloss sich zu einer völlig neuen Politik. Statt die IRA zu unterstützen und dafür wenig, falls überhaupt etwas als Gegenleistung zu erhalten, wollte die Abteilung II ihre eigenen Basen in Irland errichten, sie mit ihren eigenen Agenten besetzen und sie über ihre eigenen Verbindungswege informieren und beliefern. Dann wollte Lahousen mit seinen eigenen Angriffen gegen England beginnen, wenn möglich in Zusammenarbeit mit der IRA, lieber aber ohne sie und wenn nötig gegen sie. Diese neue Ära begann am 28. Januar 1940 recht bescheiden mit der Entsendung eines einzigen Agenten nach Irland. Der Mann sollte die Situation an Ort und Stelle erkunden, der IRA die Aussicht auf erhebliche finanzielle Unterstützung vor die geldgierigen Augen halten und für einen wichtigen irischen Revolutionär eine Reise nach Deutschland vereinbaren, mit dem endlich auf lange Sicht die Einzelheiten eines gegenseitig vorteilhaften Abkommens ausgehandelt werden könnten.

Der für diese Mission ausgewählte Mann war ein Österreicher, der ehemalige Akrobat Ernst Weber-Drohl. Früher war er einmal als «Atlas, der eiserne Riese» oder «Dr. Drohl, der stärkste Mann der Welt», wie er in seiner Glanzzeit auf Plakaten dargestellt worden war, Stadtgespräch gewesen, wenn er bei einer Kirme auftrat. Und was qualifizierte ihn für die Mission in Irland? Nun, er war vor dreissig Jahren in Kabarett in Dublin, Galway, Limerick und Cork und auf Jahrmärkten als Ringer und Gewichtheber aufgetreten. Und seine persönlichen Gründe dafür, den Auftrag zu übernehmen? Er sass auf dem Trockenen, wollte aber nach Irland zurückkehren, wo er damals eine reiche reizvolle Frau gekannt hatte, die seine Geliebte gewesen war und zwei uneheliche Söhne von ihm hatte. Er hoffte, dass seine «Verwandten» sich seiner erinnern und ihm eine Praxis als Chiropraktiker einrichten würden.

Die Abwehr brachte ihn mit einem U-Boot nach Irland und überliess ihn dann sich selbst. Schnell zeigte sich, dass er zu allem unfähig war, ausser seine alte Geliebte ausfindig zu machen. Er wurde wenige Wochen nach seiner Ankunft von der Polizei aufgegriffen, unter der Beschuldigung der illegalen Einreise, von einem nachsichtigen Richter zu einer Geldstrafe von drei Pfund verurteilt und musste sich verpflichten, sich jeder gegen die Interessen Irlands gerichteten Tätigkeit zu enthalten. Sich selbst überlassen, machte er sich auf die Suche nach seiner verlassenen irischen Liebe und traf sie auch in recht guten Verhältnissen an. Sie weigerte sich aber, ihn aufzunehmen. Seine beiden Söhne waren inzwischen herangewachsen und hatten Irland verlassen, um in England ihr Glück zu machen. Den einen stöberte er als einen kleinen Beamten in London auf und schrieb an ihn um Hilfe. Der Sohn kam nach Dublin, verbrachte vier Tage mit seinem Vater, gab ihm etwas Geld und einige vernünftige Ratschläge und kehrte dann nach London zurück.

Wir wissen heute, dass einer dieser «vernünftigen Ratschläge» der kritischste Aspekt dieses Besuches war. Der Sohn schien über die Gründe für den Aufenthalt seines Vaters in Irland gut informiert zu sein. Er schlug ihm vor, den Deutschen den Rücken zu kehren und für die Briten zu arbeiten. Auf diese Weise wurde aus dem ersten Agenten, den die Abwehr in Irland einsetzen konnte, der erste irische Doppelagent. Durch ihn bekamen die britischen Sicherheitsorgane die Abwehr in «Makrele», wie Irland in der geheimen Sprache der Abwehr genannt wurde, in den Griff.

Inzwischen trafen zwei anscheinend vertrauenswürdige irische Revolutionäre in Berlin ein, um von sich aus ein Abkommen mit der Abwehr zu treffen. Der eine war Francis Stuart, ein angesehener Gelehrter und namhafter Autor, der vor dem Krieg an der Universität in Berlin Vorlesungen über irische Literatur gehalten hatte. Der andere war ein gewisser «Held», wie sein Deckname bei der Abwehr lautete: Es war Jim O'Donovan, ein nicht mehr ganz junger Abenteurer, der mit der IRA nichts zu tun hatte, ausser dass er sie als Köder benutzte, um sich bei der Abwehr einzuführen und sie für ihre Zwecke nutzbar zu machen.

Stuart und Held erklärten Lahousen, dass sich Irland in einem Zustand des nicht erklärten Krieges mit Grossbritannien befände und deshalb der ideale Ort sei, von dort geheime Überfälle über die irische See und den St.-Georg-Kanal zu führen. Sie stiessen auf Interesse bei ihren Gastgebern, die hofften, dass angesehene Revolutionäre wie Stuart und O'Donovan die IRA zu einer vernünftigen Zusammenarbeit veranlassen könnten.

Lahousen entschloss sich, einen eigenen persönlichen Beauftragten nach Irland zu schicken, der auf eigene Faust Spionage- und Sabotageaktionen gegen England organisieren und Kontakt mit angesehenen irischen Persönlichkeiten aufnehmen sollte, die aktiv mit den Deutschen Zusammenarbeiten würden. Seine Wahl für diesen Sonderbeauftragten fiel auf einen alten Spion, der schon einmal gescheitert war. Es war der glücklose Hermann Goertz, der Hamburger Rechtsanwalt, der 1935 bei der Spionage landete, nachdem ihm alles andere, was er angefasst hatte, missglückt war. Seine wichtigste Qualifikation bestand darin, dass er sich während seiner vierjährigen Strafzeit im Maidstone Prison mit einem Dubliner angefreundet hatte. Dieser Mann war, wie Goertz später erklärte, über irische Verhältnisse sehr gut informiert und habe ihm sehr viel Wissenswertes über Irland erzählt.

Goertz begann seine Mission in der Nacht des 5. Mai 1940 bei seinem dritten Versuch, denn es war ihm aufgrund der schlechten Wetterverhältnisse vorher zweimal misslungen, Irland zu erreichen. Von einer He-m, die von Leutnant Gartenfeld, einem jungen Luftwaffenoffizier, der die meisten Spione der Abwehr über Grossbritannien absetzte, gesteuert wurde, sprang Goertz mit dem Fallschirm über dem County Tyrone in Nordirland ab. Er trug eine schwere Fliegeruniform und hatte gefälschte militärische Ausweispapiere bei sich, die teils auf einen «Leutnant Gilke», andere auf ei-

nen «Leutnant Kruse» ausgestellt waren. Die Mission begann auch in anderer Hinsicht wenig vielversprechend. Es gelang ihm nicht, seinen zweiten Fallschirm zu finden, der den Behälter mit seiner Ausrüstung enthielt, einschliesslich einem Funkgerät und einem Spaten. Er konnte seinen Fallschirm nicht vergraben, wie ihm angewiesen worden war, denn der Spaten war mit dem Behälter verlorengegangen. Als er entdeckte, dass er am falschen Ort gelandet war, wanderte er in vier Tagen die siebzig Meilen nach Laragh im County Wicklow. Dort würde er, wie er wusste, in dem «sicheren Heim» von Professor Stuarts Frau Iseult, einem aktiven Mitglied der IRA, aufgenommen werden. Unterwegs musste er den Fluss Boyne durchschwimmen, da die Brücke von Soldaten bewacht wurde. Das bereitete ihm grosse Schwierigkeiten, da ihn das Gewicht seiner Uniform sehr belastete. Beim Schwimmen verlor er ausserdem seine Geheimtinte. Sie war im Schulterpolster in Form eines gelben, mit der Lösung getränkten Wattlepolsters eingenäht, die vom Wasser herausgespült wurde.

Goertz war hungrig und müde, und in seiner pelzgefütterten Uniform wurde ihm in der Maisonnette heiss. Er zog sie und seinen Waffenrock aus und versteckte sie in der Nähe von Newbridge im County Kildare am Strassenrand in der Hoffnung, sie sich später von dort abholen zu können. In der Nacht verlor er wiederholt die Orientierung, weil die Batterie seiner Taschenlampe erschöpft war. Er trug jetzt hohe Stiefel, Breeches und einen Pullover, dazu eine kleine schwarze Mütze. Seine Uniformmütze behielt er als Trinkgefäss und seine Orden aus dem Ersten Weltkrieg aus sentimentalischen Gründen.

Er hatte zwar eine erhebliche Summe in britischer und amerikanischer Währung bei sich, besass aber kein irisches Geld. Mit den Verhältnissen in Irland war er so wenig vertraut, dass er nicht einmal wusste, dass er dort ohne Weiteres englisches Geld nach Belieben ausgeben konnte. Er marschierte zwanzig Stunden täglich und ass nichts, bis er am vierten Tag seiner Wanderschaft das Haus von Mrs. Stuart erreichte. Goertz war das lebende Symbol des gesamten irischen Projekts – eine verlorene, ratlose Gestalt, die sich in hohen Stiefeln, mit einer kleinen schwarzen Mütze auf dem Kopf und einer Tasche voll alter Orden durch eine öde Landschaft schleppte.

Schliesslich fand er eine ungewisse Zuflucht in der Villa «Konstanz» in der Templeogue Street in Dublin, dem Heim des 38jährigen, wohlhabenden Fabrikbesitzers Stephen Carroll Held, einer undurchsichtigen Gestalt, die in dem Verdacht stand, ein *agent provocateur* in britischen Diensten zu sein. Dort begegnete er Stephen Hayes, dem legendären Stabschef der IRA, der, wie Goertz kritisch vermerkte, wie ein überalterter Fussballspieler aussah, den der Alkohol und die Angst um seine Würde gebracht hatten.

Goertz besass noch sein Geld, und bald nach dem Besuch von Hayes musste er es erleben, dass die IRA nur daran interessiert war, ihn darum zu erleichtern. Wenige Tage nach der Begegnung mit Hayes drangen in die Villa von Held vier junge Männer

der IRA ein, die ihm sein ganzes Geld abnahmen. Am 22. Mai, seinem sechzehnten Tag in Irland, durchsuchte zur Abwechslung die Polizei die Villa und nahm Held in einem aufwendigen Manöver fest, das offensichtlich gestellt war. Goertz entkam, indem er über die hintere Mauer im Garten kletterte. Alles, was ihm von seiner Spionageausrüstung geblieben war, liess er in der Villa zurück.

Ohne Geld, von seiner Heimatstation abgeschnitten, seinen Freunden verraten und mit einem Kopfpfeis von 3'000 Pfund von der Polizei gesucht, war Goertz am Ende. «Operation Mainau», wie seine Mission getauft worden war, war gescheitert, noch ehe sie begonnen hatte. Er war nahezu erleichtert, als er schliesslich im November 1941 aufgespürt und festgenommen wurde. Nach einigen Monaten in einem irischen Internierungslager wurde er zur Repatriierung vorgesehen. Doch Goertz hatte jede Hoffnung aufgegeben. Er war überzeugt, dass die Iren planten, ihn an die Briten auszuliefern, die ihn von seinem früheren Aufenthalt in England noch gut kannten, statt ihn nach Hause zurückkehren zu lassen. In der Nacht vor seinem Abtransport zerbiss er die Zyankalikapsel, die er Canaris als Abschiedsgeschenk vor achtzehn Monaten abgeschwatzt hatte.

Aber Hauptmann Goertz war nicht die einzige irische Karte in dem Spiel der Abwehr. Im gleichen Frühjahr 1940 wurde ein gefeierter irischer Emigrant, Sean Russel, der Vorgänger von Hayes als Stabschef der IRA, aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland gebracht, wo Lahousen in dem Lager der Abwehr für Saboteure in Queenzsee einige irische Terroristen schulte. Da die Deutschen glaubten, dass ein grosser Aufstand in Irland denkbar sei, vorausgesetzt, dass die IRA einen selbstlosen, energischen und fähigen Führer fände, beschloss Lahousen, Russel in Begleitung des Kommunisten Frank Ryan nach Hause zu schicken, um den Aufstand zu organisieren und zu leiten. Für die Fahrt wurde ein U-Boot unter dem Befehl von Kapitänleutnant von Stockhausen angefordert, doch als Russel in dem französischen Hafen Lorient eintraf, um sich einzuschiffen, war er ein sehr kranker Mann. Lahousen befahl, ihn trotzdem überzusetzen, doch Russel erlitt unterwegs eine Magenblutung und starb nur hundert Meilen von seinem Bestimmungsort entfernt. Er wurde auf See beigesetzt.\*

Zu dieser Zeit verfügte die Abwehr noch über eine weitere irische Verbindung in London. Das war ein angesehener und reicher irischer Geschäftsmann, der behauptete, einige flüchtige Beziehungen zur IRA zu haben, obwohl er selbst kein Mitglied war. Schon vor dem Krieg war er dazu ausersehen worden, Bindeglied zwischen sei-

\* Ryan kehrte von dieser makabren Fahrt zurück, ohne irischen Boden betreten zu haben. Er war eine verlorene, einsame Figur in dieser unsinnigen Konspiration, ein überzeugter Kommunist, der sich mit den Deutschen verbündet hatte, um «die Befreiung» seines Landes, das er leidenschaftlich liebte, zu beschleunigen. Bei keinem der weiteren irischen Pläne der Abwehr wurde er wieder eingesetzt.

nen Freunden in Irland und der Abwehr zu sein. Als der Krieg ausbrach, erwies es sich als äusserst schwierig, mit ihm in Kontakt zu bleiben. Als sich das irische Projekt jetzt entwickelte, 'dachte Lahousen daran, ihn zu reaktivieren. In Spanien wurde eine Agentin gewonnen, um den Kontakt aufzunehmen. Sie war eine tapfere kleine Irin, eine Mrs. Daly, die in Madrid als Gouvernante arbeitete und an die man sich besser unter ihrem Decknamen bei der Abwehr «Margarethe» erinnert. Sie erbot sich, nach London zu fahren und dem Geschäftsmann Anweisungen und sogar ein Funkgerät zu überbringen, und dann mit einem Brief, einem neuen Code und Geld für den armen Goertz weiter nach Irland zu reisen.

Sie erreichte London von Lissabon aus mit einem japanischen Schiff. Als sich der Geschäftsmann weigerte, die Abmachungen einzuhalten, die er mit der Abwehr getroffen hatte, griff Margarethe zu dem sonst so wirksamen Argument der Erpressung und drohte, den widerwilligen Spion bei den britischen Behörden anzuzeigen, falls er sich weiterhin weigere, mitzumachen. Das brachte den Mann auf eine Idee. Er ging zu den Behörden und zeigte sich selbst an, nahm dann das Afu-Gerät von Margarethe entgegen, samt dem Code und der Auftragsliste und betätigte sich von da an als eingetragenes Mitglied der Mannschaft von «XX».

Das geschah zu der Zeit, als Johnny Owens nach dem missglückten Trawler-Treff unruhig wurde und Ritter drängte, den Südafrikaner zu schicken, den die Abwehr als möglichen Ersatz für ihn in Belgien ausbildete. Tatsächlich standen Ritter zwei Südafrikaner zur Verfügung – die Studenten Herbert Tributh und Dieter Gartner, zwei junge Enthusiasten, die in dem Ausbildungslager der Abwehr den letzten Schliff erhielten. Als Ritter Johnnys drängende Funksprüche erhielt, benachrichtigte Hamburg die beiden Studenten, sie sollten sich für ihren Einsatz in England bereithalten – aber wie sollte man sie dort hinbringen?

Gerade zur rechten Zeit erfuhr man in Hamburg, dass eine Expedition vorbereitet wurde, die britische Blockade mit einem erfahrenen V-Mann zu durchbrechen, dessen Sachkenntnisse dringend benötigt wurden, um eine Linie in das inzwischen völlig konfuse irische Projekt zu bringen. Dieser V-Mann war der 38jährige Hindu Henry Obed. Unter diesem Namen lebte er in Brüssel, wo er mit orientalischen Gewürzen handelte und ein zoologisches Geschäft betrieb.

Obeds bevorstehende Reise bot eine günstige Gelegenheit, Tributh in England mit Johnny zusammenzubringen und Gartner zur Unterstützung Obeds nach Irland zu schicken, bis sie sich später alle drei in England zu einem Spionagering zusammenschliessen konnten. Doch dann begann sich dieser Plan zu einem ehrgeizigen Projekt zu entwickeln: Der anscheinend erfolgreiche Ring der Waliser, der über Hamburg



von Johnny und Gwyllem Williams geleitet wurde, sollte mit der sich mühsam plagenden irischen Operation, die Lahousen persönlich von Berlin aus leitete, verschmolzen werden. In Spanien fand man einen Falangisten, den man unter dem Decknamen «Pike» nach England schickte, um Gwyllem Williams von dem bevorstehenden Zusammenschluss zu unterrichten. In leuchtenden Farben schilderte Williams Pike die Aktionen des Waliser Ringes, klagte aber darüber, dass die Arbeit durch das Versäumnis der Abwehr, die Gruppe ausreichend zu finanzieren und Mittel nach England einzuschmuggeln, stark beeinträchtigt würde. Sofort wurden 4'000 Pfund bereitgestellt und über Spanien durch einen anderen Falangisten Williams übermittlelt. Williams war der ehemalige Polizeinspektor aus Swansea, der die Durchdringung der walisischen Nationalisten durch MI 5 überwachte. Die Mission der beiden Spanier war den britischen Behörden also sofort bekannt. Man liess die beiden Kuriere jedoch unbehelligt nach Spanien zurückkehren, weil ihre Festnahme ein vielversprechendes Unternehmen im Keim erstickt hätte.

Für die Deutschen wickelte sich das vielseitige Projekt reibungslos ab: für Obed war über Irland ein Weg nach England gebahnt worden; Ritter konnte Johnny den vielversprechenden Südafrikaner zur Ablösung schicken; alles war bereit für die Fusion der Waliser Nationalisten mit den irischen Extremisten.

Da sich der Luftweg als unzulässig erwiesen hatte und Canaris bei der Luftwaffe auch immer mehr auf Schwierigkeiten stiess, Flugzeuge für seine Unternehmungen zu erhalten, wurde Christian Nissen von der Abwehr gefragt, ob er diese Leute mit einem Boot nach Irland bringen wolle. Nissen, der in internationalen Jachtkreisen unter dem Spitznamen «Hein Mück» bekannt war, wurde freie Hand gegeben, sich an der französischen Küste ein geeignetes Boot auszusuchen, seine Mannschaft zu trainieren und die Reise vorzubereiten. Hein Mück fand das, was er brauchte, in Camaret-sur-Mer, einem winzigen Fischerdorf an der bretonischen Küste – eine elegante Luxusjacht, die einem französischen Oberst gehörte. Er liess das Boot als Jolle neu takeln, behielt aber die Luxusausstattung einschliesslich der wohlversehenen Bar bei. Er kannte den Weg. Als Teilnehmer an den Regatten von Cowes war er mit jedem Quadrat Zoll der Gewässer zwischen der Isle of Wight und der umbrandeten Südküste Irlands von Toe Head bis Cape Clear gründlich vertraut.

Am 3. Juli 1940 um elf Uhr abends ging Hein Mück mit seiner «Besatzung» an Bord der Jacht, die in den Atlantik hinausgeschleppt wurde. Eine frische Ozeanbrise blähte ihre Segel, und das Boot begann seine Reise. Die Überfahrt nach Irland war ein voller Erfolg. Nach drei Tagen auf See, so berichtete Hein Mück später, setzte er seine Passagiere im Schutz der Dunkelheit im Golf von Baltimore nahe bei Fastner Rock im äussersten Südwesten Irlands an Land. Als er wieder zurück in Brest war und sich bei dem dortigen Abwehroffizier meldete, sassen seine drei Passagiere be-

reits hinter Gittern. Wussten die Iren vorher, dass sie kommen würden? Da Williams als Schlüsselfigur in diesem Projekt der Abwehr angesehen wurde, war er über den gesamten Verlauf des Unternehmens auf dem Laufenden gehalten worden. Es ist anzunehmen, dass er alle seine Informationen seinen Freunden bei MI 5 mitteilte, und dass die britischen Behörden die Iren alarmierten, die zu dieser Zeit für diese Art Tourismus nichts übrig hatten.

Unbeirrt durch die vielen Fehlschläge betrachtete die Abwehr Irland immer noch als einen geeigneten Weg, auf dem Agenten nach England eingeschleust werden konnten. Im Juni 1940 bestimmte Hamburg zwei seiner bewährten V-Leute für Missionen in England, das sie auf dem Umweg über Irland erreichen sollten.

Der Steward Willy Preetz vom Norddeutschen Lloyd hatte schon vor dem Krieg als Zwischenträger für Pfeiffer bei der Nebenstelle Bremen gearbeitet. Vor Kurzem war er für die Abwehr noch interessanter geworden, weil er eine Iren geheiratet hatte und in den Besitz eines echten, auf den Namen Paddy Mitchell ausgestellten irischen Passes gelangt war. Es schien eine Kleinigkeit zu sein, ihn mit solchen Ausweispapieren nach Irland und von dort weiter nach England zu schicken. Geplant war, dass er sich irgendwo an der Küste zwischen Southampton und Liverpool niederlassen sollte, um die einlaufenden und ausfahrenden Konvois zu beobachten.

Der andere Mann war ein alter Schützling von Ritter, Walter Simon aus Elberfeld, der das Spionieren einfach nicht lassen konnte. Wie Goertz war Simon den britischen Sicherheitsorganen von seinen Tagen im Wandsworth Prison im Frühwinter 1939 bekannt, wo er aufgrund seiner Spionagetätigkeit, die man ihm allerdings nicht nachweisen konnte, einige Zeit inhaftiert war.

Es war dumm und gewissenlos, einmal entlarvte Spione in ihre alten Tätigkeitsgebiete zurückzuschicken, aber Hamburg hatte sein Reservoir an Agenten erschöpft. Simon wurde in Wohldorf überstürzt in der Bedienung eines Afu-Gerätes geschult und dann ebenso schnell auf seine Mission geschickt. Er nannte sich auf dieser Reise Karl Anderson und fuhr als Seemann mit einem norwegischen Pass.

In der Morgendämmerung des 13. Juni watete er in der Dingle Bay in Südwestirland an Land, wanderte zu einem nahegelegenen Bahnhof, wo er auf drei Männer stiess, die auf den Zug zu warten schienen. «Wann», fragte er sie, «fährt der nächste Zug nach Dublin?» Die Fremden starrten ihn nur an, bis schliesslich einer von ihnen sagte: «Mann, der letzte Zug ist hier vor vierzehn Jahren abgefahren, und ich nehme an, dass es gut und gern weitere vierzehn Jahre dauert, bis der nächste Zug kommt.» Zwei Stunden später sass Walter Simon in einer Zelle des Polizeireviere von Tralee im County Kerry. Auch Willy Preetz wurde am Tag seiner Ankunft in Irland gefasst, trotz seines echten irischen Passes.

Das gesamte irische Projekt lag in Trümmern. Die Hintertür nach England war zugeschlagen. Das Tagebuch der Abwehr stellte das am 19. Juli kurz und bündig mit einer lakonischen Eintragung fest, in der es unter «Befehl des Chefs» hiess, dass auf dem Weg über Irland keine weiteren Sabotageaktionen mehr eingeleitet werden sollten, sondern für alle Operationen dieser Art in Zukunft ein direkter Weg nach England gefunden werden müsste.

### *Die Spione vom jüngsten Tag*

Am 26. Juni 1940 fuhr Hitler nach Dünkirchen, von wo erst drei Wochen zuvor das britische Expeditionskorps geflohen war. Der triumphierende Kriegsherr stand nun vor den zerstörten Häusern an der Promenade und blickte auf die Ansammlung von Wracks am Strand und die verbogenen Skelette aufgegebener, im Wasser halbversunkener Fahrzeuge. Die grimmigen Mahnmale des gerade von ihm gewonnenen Feldzuges interessierten ihn nicht noch beeindruckten sie ihn. Er schwelgte in Erinnerungen an den alten Krieg, in dem er als Gefreiter gekämpft hatte.

In Begleitung von Max Assmann, seinem Unteroffizier aus dem Ersten Weltkrieg, und eines anderen alten Freundes namens Ernst Schmidt, befand er sich auf einer Rundreise über die berühmten Schlachtfelder von Messines und Fromelles, von Ypern und Langemark. Zu diesem Abstecher hatte er sich erst entschlossen, als sie durch Peperinge fuhren und Assmann ihm sagte, dass Dünkirchen eine neue Sehenswürdigkeit sei und nur wenige Meilen entfernt liege.

Dies war während des Zweiten Weltkrieges der einzige Ort an der Küste, den Hitler je besuchte. Nur dreissig Meilen von der Stelle entfernt, an der er jetzt stand, auf der anderen Seite der Strasse von Dover, lag die englische Küste. Der Gedanke, nach England überzusetzen, war Hitler nicht gekommen, als er den Plan für den Westfeldzug entwarf. Jetzt, angesichts der erwiesenen Schwäche des Feindes und der eigenen Militärmacht spielte er mit dem Gedanken. Zweimal war während der vergangenen dreissig Tage das Thema einer Invasion der britischen Inseln in Gesprächen mit Grossadmiral Raeder aufgekommen. Am 21. Mai, dem Tag, nachdem die Panzer Abbeville und die Somme-Mündung erreicht hatten, suchte Raeder, der den Feldzug als interessierter Zuschauer beobachtet hatte, Hitler in seinem Befehlsstand bei Münsterjefel auf und fragte ihn fast beiläufig, ob er eine Invasion Englands in Erwägung ziehe. Hitlers Antwort war unverbindlich. Am 20. Juni, drei Tage nachdem Frankreich um einen Waffenstillstand nachgesucht hatte, kam Raeder auf das Projekt zurück. Hitler schien jetzt geneigt, dieses Wagnis erneut zu überdenken. Zunächst hatte er Wichtigeres zu erledigen. Am 22. Juni nahm er bei Compiègne die Kapitulation

der Franzosen entgegen. Dann begab er sich auf seine «Flitterwochen mit dem Sieg», wie Peter Fleming es genannt hat – die Reise zu den alten Schlachtfeldern und einen Urlaub im Schwarzwald.

Am 2. Juli 1940 hatte Hitler seinen Entschluss gefasst. Er befahl seinem militärischen Stab, sofort mit den Vorbereitungen für die Invasion in England zu beginnen, die Mitte September erfolgen sollte. Man gab der Operation den Decknamen «Löwe», doch Hitler änderte diesen in «Seelöwe», als er den Entwurf las.

Grossadmiral Raeder hatte mit den Vorbereitungen nicht auf Hitlers endgültige Entscheidung gewartet. Als er am 21. Juni in Berlin eintraf, rief er Canaris zu sich und legte ihm nahe, sich auf England zu konzentrieren. Am nächsten Morgen informierte Canaris seine Mitarbeiter am Tirpitz-Ufer über den Befehl. Im Tagebuch der Abwehr ist das Ereignis mit der Bemerkung verzeichnet, dass auf einen Befehl des Chefs hin die Operationen der Abwehr sich von nun an auf den Krieg mit England konzentrieren werden. Die Unternehmung erhielt den Decknamen «Hummer», mit Zusätzen, der chronologischen Reihenfolge und dem Zielort der Einsätze entsprechend. Die erste Gruppe, die nach England ging, wurde «Hummer I Süd», die nach Schottland bestimmte «Hummer I Nord» genannt. Es wurden für diese Unternehmungen nur sehr wenige Nummern gebraucht.

Bei der Sitzung fragte Canaris Piekenbrock und Lahousen, wie es mit den Agenten auf «Golfplatz» stände. Piekenbrock erwiderte, die Erfassung sei besser, als man erwartet hätte, und wies namentlich auf Johnny hin. «Wir überprüfen diesen Agenten täglich», sagte er. «Seinen Funkstil, seine Fakten, alle üblichen Sicherungsvorkehrungen bezüglich seiner Zuverlässigkeit. Wohldorf versichert mir, dass er unverändert echt ist.» Zwar schienen die britischen Sicherheitsmassnahmen mit jedem Tag wirksamer zu werden, dennoch standen die Dinge in England für die Abwehr dem Anschein nach nicht zu ungünstig. Was Johnny jedoch anbetraf, so befand sich Piekenbrock hier in einem verhängnisvollen Irrtum. Alles, was an ihm noch echt gewesen sein mochte, hatte er bei dem gescheiterten Ausflug zur Doggerbank eingebüsst. Zu dieser Zeit verfügte die Abwehr aber über einige Agenten, von deren Aktivitäten die britischen Behörden nichts wussten.

Während dieser kritischen Zeit war nicht Johnny ihr Trumpf gewesen, sondern ein Offizier der irakischen Armee, der für den Aufbau der Panzereinheiten verantwortlich war. Die Arbeit dieses Mannes demonstriert nachdrücklich, wie unschätzbar wertvoll ein einzelner fachkundiger Agent sein kann, wenn er an einer Quelle für entscheidende militärische Geheimnisse sitzt.

Captain Mohammed Salman befand sich seit März 1938 in England. Er war beurlaubt, um in Aldershot, Sandhurst und Woolwich Panzerkriegführung zu studieren. Wie viele Araber seiner Generation war er den Briten ebenso feindlich gesonnen wie

er von den Nationalsozialisten begeistert war. Vor dem Antritt seines Dienstes in England hatte er sich bereit erklärt, im Brennpunkt des geheimnisumwitterten Mechanized Warfare Experimental Establishment als Informant der Abwehr zu arbeiten.

Salmans eigene Division im Irak war während dieser Jahre unter dem pro-britischen Regime Nuri Paschas ein Bestandteil der britischen Armee. Deshalb hatte Salman unbehindert Zugang zu den strengst behüteten Einrichtungen und war in der Lage, die Deutschen über den Entwicklungsstand der britischen Panzertaktik auf dem Laufenden zu halten. Ebenso wichtig war für diese Aktivität die Tatsache, dass er sein Material mühelos und regelmässig aus England fortschicken konnte, ohne jemals die Sicherheit seiner geheimen Mission zu gefährden. Sein Bruder, Major General Ahmed Salman, war Oberbefehlshaber der irakischen Luftwaffe und wie Mohammed insgeheim ein Feind der Briten. Captain Salman schickte seine Berichte mit der Post der diplomatischen Vertretung des Irak in London in Form persönlicher Briefe an seinen Bruder in Bagdad. Der General gab die Briefe an Oberst Werner Jung, dem Abwehr-Mann in Bagdad, weiter, der ihren Inhalt nach Berlin funkte.

Diese Verbindung bestand bis Anfang Mai 1941, als Captain Salmans Dienstzeit in England zu Ende ging und er nach Hause zurückkehrte, um an dem Staatsstreich von Rashid Ali el Ghailani teilzunehmen, bei dem sein Bruder eine Schlüsselrolle innehatte. Am 8. Mai traf er auf dem Weg nach Bagdad in Lissabon ein, wo er Verbindung mit dem dortigen Abwehr-Mann aufnahm. Mit einem bulgarischen Pass, der auf einen Ingenieur namens Magid Sirhan ausgestellt war, flog der irakische Offizier nach Berlin, um einen abschliessenden Bericht über seine Mission in England zu geben, aber auch, um Anweisungen für seine neue Mission im Irak als einer der Führer einer kurzlebigen Rebellion entgegenzunehmen.

Kollaboration von angeblich neutralen diplomatischen Missionen in London oder dem Personal britischer Botschaften in anderen Ländern war keineswegs beispiellos oder einmalig. Die Italiener übermittelten die hochgeheimen Dokumente einschliesslich des Briefwechsels zwischen Roosevelt und Churchill, die 1939/40 aus dem Coderaum der amerikanischen Botschaft entwendet wurden. Die Japaner agierten als Zahlmeister für die Abwehr, wenn ausgabefreudigen Agenten grosse Beträge zugeleitet werden sollten. Von Zeit zu Zeit dienten die portugiesische und Schweizer Mission ohne es zu wissen als Deckung für Agenten, die von der Abwehr nach Grossbritannien eingeschmuggelt wurden. Die schwedische Vertretung wurde auf andere Weise ausgenutzt, und die spanische Botschaft wurde hin und wieder zu einem Treibhaus der Spionage. Doch keine andere diplomatische Vertretung beherbergte einen zuverlässigeren Spion von vergleichbarer Position, Bedeutung, Fähigkeit und Umsicht wie die ungarische Botschaft.

Die ungarische Vertretung unter Leitung von Dr. Gyoergy Barcza de Nagyläsony, einem tüchtigen und korrekten Berufsdiplomaten und gläubigem Katholiken, der aus

seinen Sympathien für die Briten kein Geheimnis machte, wurde von den britischen Sicherheitsbehörden als zuverlässig angesehen, trotz Ungarns Bündnis mit Deutschland.\* Barcza genoss das Vertrauen des Foreign Office, und der Botschaft wurde ungeachtet des Krieges und Ungarns zweideutiger politischer Stellung beträchtliche Bewegungsfreiheit zugestanden.

Dieses Vertrauen war nicht gerechtfertigt. Die Botschaft beherbergte zwei Abwehrgagenten, die den diplomatischen Postsack der Botschaft missbrauchten, um ihre Berichte aus England hinauszuschaffen. Der eine war ein Attaché, den ich hier einmal André nennen will, ein gewandter, umgänglicher Mensch, der sich auf politische Nachrichten und gesellschaftlichen Klatsch spezialisierte. Weit wichtiger und ergiebiger war der Vertreter von VK-VI, des überall anwesenden und berüchtigten Geheimdienstes des ungarischen Generalstabes in London. Diese Spionageorganisation, die in keinem Verhältnis zur Grösse und Bedeutung dieses kleinen Landes stand, hat in praktisch jeder europäischen Intrige zwischen den beiden Weltkriegen eine wichtige Rolle gespielt.

An der Spitze stand Major Loränd Utassy de Ujlak, ein mit allen Finessen des Spiels vertrauter Nachrichtenoffizier, der seit 1937 in London Militärattaché war. Seine Nebenbeschäftigung als deutscher Spion ging auf Canaris' altes Bündnis mit den Ungarn zurück, das er im April 1935 geschlossen hatte. Utassy fuhr eigens nach Budapest, um sich die bestehende Vereinbarung bestätigen zu lassen, die Oberst von Bredow vor sechs Jahren über den Austausch von Informationen mit Colonel Sandor Homlok, damals Leiter von VK-VI und glühender Verehrer der Nationalsozialisten, getroffen hatte.

Kurz vor Kriegsausbruch zogen Canaris und Homlok den ungarischen Geheimdienst enger in den deutschen Machtbereich hinein. Man wollte die ungarische Neutralität dazu ausnutzen, militärische Informationen an Orten zu sammeln, von denen der Krieg die Deutschen ausschliessen würde. Zu diesem Zweck wurde Homlok als Militärattaché nach Berlin versetzt, um in enger Zusammenarbeit mit Pickenbrock die ungarischen Militärattachés zu einem Beobachternetz für die Abwehr zusammenzuschliessen.\*\*

\* Die ungarische Botschaft in London blieb im vollen Besitz aller üblichen diplomatischen Vorrechte bis zum 6. Dezember 1941, als Grossbritannien die Beziehungen schliesslich abbrach, zum Teil des berechtigten Verdachts wegen, die Botschaft in London würde von der deutschen Spionage missbraucht.

\*\* Obwohl Ungarn als ein kleines Land unter einem ständigen Mangel an Mitteln in fremden Währungen litt, konnte es sich den Unterhalt von Militärattachés dank der Unterstützung, die es von Deutschland durch die Abwehr erhielt, in folgenden Ländern leisten: Vereinigte Staaten, Österreich, Bulgarien, Tschechoslowakei, Polen, Finnland, den baltischen Staaten, Frankreich, Griechenland, Jugoslawien, Deutschland, Grossbritannien, Italien, Rumänien, der Schweiz, Schweden (seit 1938), der Sowjetunion und der Türkei.

Colonel Homlok hatte nicht überall Erfolg, denn nicht alle Offiziere waren so deutschfreundlich eingestellt wie er, und verschiedene weigerten sich kategorisch, im geheimen als Abwehragenten zu arbeiten. Darüber hinaus hatte Homloks Nachfolger als Leiter von VK-VI, Colonel Istvan de Ujszaszy, grosse Bedenken gegen diese gefährliche Kollaboration.

Aber Homlok gelang es, die Mitarbeit des Militärattachés in London zu gewinnen. In unmittelbarem Kontakt mit Piekenbrock in Berlin, beobachtete Utassy die britische Armee während der kritischen Phase ihres Aufbaus im Krieg. Seinen wertvollsten Dienst leistete er während der Krise im Sommer 1940 und während der Luftschlacht um England. Seine Berichte über entstandene Schäden nach Angriffen auf London, Portsmouth, Birmingham, Liverpool, Glasgow-Clydeside und Bristol begeisterten Göring sehr, denn Utassy bezeichnete die Angriffe als vernichtend, die Zerstörung als endgültig und stellte die Moral der Bevölkerung als völlig zerschlagen hin. Wenn sich Utassy damit begnügt hätte, schriftliche Berichte mit der Kurierpost seiner Botschaft zu schicken, wäre man ihm wahrscheinlich erst nach dem Krieg auf die Spur gekommen. Doch seine anfeuernden Meldungen machten ihn bei der Luftwaffe so beliebt, dass die Abwehr aufgefordert wurde, Utassy mit einem Afu-Gerät auszurüsten, um seine Meldungen zu beschleunigen. Ein Funkgerät wurde für ihn nach England geschmuggelt, und der Major stellte es in einer Wohnung am Grosvenor Square auf.

Doch statt die Verbindung zu beschleunigen, wurde sein Kontakt durch das Funkgerät abgebrochen. Wie es heisst, entdeckten Funküberwacher der britischen Post im April Signale von einem neuen Sender und spürten seinen Standort im Zentrum von Mayfair auf. Dann fanden sie heraus, dass die Signale von einem geheimen Gerät gesendet wurden, das von dem ungarischen Militärattaché bedient wurde. Das Äusserste, was die Briten dagegen hätten unternehmen können, wäre gewesen, Utassy zur persona non grata zu erklären und von den Ungarn seine Abberufung zu verlangen. Doch das hätte zweifellos zur Ausweisung des britischen Militärattachés in Budapest geführt, der auch in Spionagegeschäfte verstrickt war. Statt gegen Utassy auf dem Weg über das Foreign Office vorzugehen, entschloss sich MI 5, selbständig zu handeln. Sicherheitsbeamte brachen in die Wohnung ein, nahmen das Funkgerät an sich, liessen aber eine Nachricht zurück, wo Utassy es sich wieder abholen könne. Der Major begriff. Er ging zu der angegebenen Adresse, eine Wohnung, in der MI 5 eine geheime Ausweichstelle unterhielt, und «konvertierte»: Utassy wurde Mitglied der «Doppelkreuzer» und funkte in Zukunft speziell frisierte Informationen über Ziele, die die deutsche Luftwaffe von wirklich empfindlichen Punkten ablenken sollte.

Selbst nach dem Fall von Frankreich, nachdem die westeuropäische Küste verriegelt war, blieb immer noch ein Weg offen, auf dem Reisende nach England gelangen konnten. Regelmässig liefen Schiffe aus Spanien und Portugal, von Liverpool und

Glasgow aus. Weiterhin flogen Flugzeuge nach einem regulären Fahrplan zweimal in der Woche von Lissabon ab: Wasserflugzeuge, die in Poole bei Bournemouth wasserten, und Landflugzeuge, die in Whitechurch bei Bristol aufsetzten. Diese Routen wurden von der Abwehr genutzt, um spanische und portugiesische Agenten, aber auch einige ihrer R-Agenten nach England zu bringen. Besonders zwei Amerikaner waren häufig Passagiere auf dieser Route – William R. Davis, ein Ölspekulant, der selbst noch nach Kriegsausbruch umfangreiche Geschäfte mit der deutschen Marine abschloss, und ein Mann namens Hermann B. Kolmar, der in der Liste dieser reisenden Agenten der Abwehr als Vizepräsident der Chemical Bank in New York bezeichnet wurde.

Davis missbrauchte seine amerikanische Staatsbürgerschaft und nutzte seine Verbindungen zu einflussreichen britischen Geschäftsleuten und Finanziers aus, um Informationen für die Deutschen zu sammeln, die er dann an Verbindungsleute der Abwehr in Lissabon und Madrid weitergab.

Kolmar reiste nach London, wo er, wie er behauptete, selbst Zutritt zur Downing Street Nr. 10 fand, solange Neville Chamberlain Premierminister war. Nach Abschluss seiner Mission fuhr er nach Holland weiter, von wo er einen Abstecher nach Deutschland unternahm, um sich mit seinen Auftraggebern zu treffen. Dabei benutzte er eine besondere Einreisegenehmigung, die ihm vom Auswärtigen Amt insgeheim auf Anforderung der Abwehr ausgestellt worden war, damit er bei diesen Umwegen nicht seinen amerikanischen Pass zu benutzen brauchte. Nachdem er in Berlin Bericht erstattet hatte, wurde er wieder nach Rotterdam gebracht, von wo er in die Vereinigten Staaten zurückkehrte. Während die Verbindung mit Davis bis weit in den Krieg hinein anhielt, brach der Kontakt zu Kolmar kurz nach dem Fall Frankreichs ab; er verschwand von der Bildfläche, wahrscheinlich weil die Briten ihm auf die Sprünge gekommen waren und ihm weitere Einreisen verweigerten.

Die bunte Mischung von R-Agenten war ausserordentlich nützlich, doch nur für strategische Informationen. Diese Agenten waren weitgehend unabhängig, und die Abwehr konnte nur eine begrenzte und oberflächliche Kontrolle über sie ausüben. Auch Salman und Utassy arbeiteten recht selbständig. Sie konnten nicht angesetzt werden, um Tag für Tag genaue, vor allem taktische Informationen zu liefern, die die Abwehr jetzt für das Unternehmen «Seelöwe» brauchte.

Als Piekenbrock und Lahousen Canaris offen eingestanden, dass sie mit dem Zusammenbruch der irischen Unternehmungen praktisch keine taktischen Spione in Grossbritannien hatten, war der Admiral schockiert. Ein Besuch bei Generaloberst Franz Halder, Chef des Generalstabes des Heeres, beruhigte ihn. In Halders Hauptquartier war jedes Mitglied seines Stabs mit «Seelöwe» beschäftigt. Doch Halder erklärte Canaris, er glaube nicht, dass seine Planer die Abwehr brauchten. Sie stimmten



darüber ein, dass es jetzt für die Abwehr unmöglich sei, das gleiche zu tun wie am Vorabend der Invasion in den Niederlanden, als sie taktische Informationen bis zur letzten Minute beschafft hatte. Es war schon Mitte Juni und die Planung für «Seelöwe» musste in etwa fünfundvierzig Tagen abgeschlossen sein. Halder wandte sich wegen der Daten, die er benötigte, an die Abteilung «Fremde Heere West». Ihr Chef, Oberst Ulrich Liss, hatte ihm versichert, dass alle erforderlichen Informationen vorlagen.

Bis noch vor wenigen Monaten hatte «Fremde Heere West» nur rudimentäre Informationshandbücher über die britische Armee zusammengestellt: über ihre Kampf-taktiken, Ausrüstung, Nachrichtenapparatur – über all das, was in solchen Übersichten enthalten ist, die jede Nachrichtenstelle routinemässig für jedes Land ausarbeitet. Doch der grösste Teil von Liss' Informationen stammte aus der enormen Beute, die die Deutschen kürzlich nach der Flucht der Engländer in Dünkirchen gemacht hatten. Das war ein Glücksfall gewesen: Millionen von Geheimdokumenten der britischen Armee und Marine waren in Frankreich zurückgelassen worden. Innerhalb weniger Tage lag für die deutschen Kampftruppen Kartenmaterial in gedruckter oder vervielfältigter Form vor. Am 18. Juli, nur zwölf Tage nachdem er den Auftrag erhalten hatte, präsentierte Major Heidemann seinen Band über die Küstenverteidigung Grossbritanniens. Dieses Buch enthielt eine Anzahl von Karten, die auf der jüngsten Luftaufklärung beruhten, ferner eine Reihe neuester Luftaufnahmen sowie auch viele aus gegenwärtig erschienenen Zeitungen und Zeitschriften entnommene Bilder. Eins zeigte König George VI. wie er eine getarnte 12,7-cm-Batterie besichtigte, ein anderes Winston Churchill vor einem Bunker, ein weiteres Anthony Eden bei einem Stacheldrahthindernis in Dover. Das Material nahm einen solchen Umfang an, dass vor der Verteilung Oberst Liss den Ic jeder Division auffordern musste, einen Lastwagen zu schicken, um es abzuholen.

Im Augenblick war Admiral Canaris darüber erleichtert, dass nicht mehr von ihm erwartet wurde. Doch am 16. Juli 1940 wurde er zu Jodl gerufen, der für das Unternehmen «Seelöwe» im OKW zuständig war, und rund heraus gefragt: «Haben Sie Agenten in England?» «Ja», antwortete Canaris etwas unsicher. Er dachte an Johnny und dessen Ring walisischer Nationalisten, wusste aber ganz genau, dass Jodl sich für deren Spionagetätigkeit nicht interessierte. Trotzdem berichtete er in glühenden Farben von Johnny. Canaris sprach auch von anderen Bemühungen, die in Hamburg und Bremen unternommen wurden, um ein neues Agentennetz für Grossbritannien aufzubauen. Jodl war damit nicht zufrieden. Er wollte ein völlig neues Netz, unter Umständen sogar mehrere Netze, die vor und während der Invasion besondere Missionen übernehmen konnten. Die Invasionstruppen brauchten Spione, die sie einweisen und sie an Ort und Stelle mit neuesten Informationen versehen konnten. Canaris musste zugeben, dass er über solche Leute in England nicht verfügte. «Also gut»,

befahl Jodl. «Beschaffen Sie sofort welche und schicken Sie sie so schnell wie möglich nach England. Die Landung kann bereits schon am 5. September erfolgen, aber auf keinen Fall später als am 15. Ihr Stichtag ist der 15. August. Bis dahin müssen Sie Ihre Spione einsatzbereit an Ort und Stelle haben. Glauben Sie, dass Sie das schaffen können?» «Zweifellos», entgegnete Canaris fest. Aber er hatte seine Bedenken.

Der Admiral fuhr eilends zu Kapitän z. S. Herbert Wichmann nach Hamburg, um zu sehen, was getan werden konnte. Die Abwehrstelle verfügte über ein kleines Reservoir an S-Leuten, das notfalls mobilisiert werden konnte. Es waren jedoch Amateure, Männer in mittleren Jahren, von denen die meisten niemals damit gerechnet hatten, dass sie jemals eingesetzt werden würden.

Doch eine Hoffnung bestand noch – die Gruppe von Johannes Bischoff, Reserveoffizier bei der Nebenstelle Bremen. Inzwischen bestand sie aus drei ausgebildeten S-Leuten in England. Bischoff bat Canaris, diese nicht bei Missionen zu vergeuden, für die sie nicht qualifiziert seien. «Wir werden sie später noch brauchen», sagte Bischoff, «wenn sie gewiss das leisten werden, was sie am besten können. Sie für diese untergeordneten taktischen Aufgaben zu verwenden, deren Technik ihnen völlig fremd ist, wäre Selbstmord.»

Canaris befahl nun Kapitän z. S. Wichmann sofort Kandidaten zu finden, sie auszubilden, auszurüsten und sie bis spätestens zum 7. September 1940 nach England zu schaffen.

Wieder in Berlin suchte Canaris Göring auf, der ihm beiläufig sagte, er glaube nicht, dass «Seelöwe» jemals durchgeführt werden würde. Anschliessend ging er zu Hitler, der merkwürdigerweise auf das Unternehmen überhaupt nicht zu sprechen kam. Hitler war von einer anderen Operation völlig in Anspruch genommen, die den Tarnnamen «Felix» trug und einen frontalen Angriff deutscher Truppen gegen Gibraltar von spanischem Boden aus vorsah. Wenn «Seelöwe» aus irgendeinem Grund verschoben werden sollte, sagte Hitler zu Canaris, dann wolle er Gibraltar besetzen. Er gab Canaris nahezu unbegrenzte Vollmachten für die Operation «Felix». Canaris sollte Francos Einverständnis für den Einmarsch der deutschen Truppen gewinnen, das Gelände vor Gibraltar erkunden, die Operationspläne ausarbeiten und den Angriff führen.

Während alles mit «Seelöwe» beschäftigt war, reiste Canaris nach Spanien, um mit Franco zu verhandeln und die Zugangswege zu der britischen Festung zu erkunden. Er kam am 2. August nach Berlin zurück. Sein Bericht war so positiv, dass General Walter Warlimont alles andere beiseite stellte, um sich ganz auf die Operationspläne für «Felix» zu konzentrieren.

In Hamburg tat Kapitän z. S. Wichmann alles, was er konnte, um die Leute für eine Mission zu finden, die von Skeptikern schon bald als Himmelfahrtskommando be-

zeichnet wurde. Wichmann hatte das Projekt Major Hans Dierks und Major Ritter sowie zwei jüngeren Mitgliedern seines Stabes übertragen. Die Sondermission für «Seelöwe» bekam den Decknamen «Operation Lena». Ritter fasste den Kern der Unternehmung folgendermassen zusammen: Die Lena-Agenten sollten sich nicht mit irgendwelchen routinemässigen Tagesaufgaben befassen, abgesehen von der Übermittlung von Wetterberichten. Sie sollten sich auf die topografische Erkundung bestimmter Gebiete konzentrieren; Strände ausfindig machen, die sich für Landungsunternehmen eigneten, und Felder, auf denen Luftlandetruppen und Gleiter für den Transport von Truppen und Nachschub landen konnten. Es wurde von ihnen erwartet, dass sie Hindernisse wie Strassensperren, Panzersperren, Minenfelder, Stacheldrahtverhaue und andere Hindernisse dieser Art kartografisch erfassten. Nach der Landung sollten sie in den Küstengebieten den Truppen als Führer dienen, da angenommen werden musste, dass alle Landmarken, Wegweiser, Meilensteine und so weiter entweder entfernt oder durch irreführende Zeichen ersetzt sein würden.

Das Problem bestand darin, in dieser übermässig knapp bemessenen Frist so viele intelligente, tapfere junge Männer wie möglich für «Lena» zu finden und sie über ganz Grossbritannien zu verteilen. Die für den Süden bestimmten, sollten in Booten übersetzt, die für den Norden von Flugzeugen abgesetzt werden. Hamburg selbst verfügte nur über zwei solche Männer, die beide von Dierks kamen. Der 34jährige Theodor Drücke war ein alter Freund von ihm, der schon in Belgien und Frankreich für ihn gearbeitet hatte und für grössere Aufgaben bereit zu sein schien. Der andere, ein etwas beschränkter Schweizer namens Werner Heinrich Wälti, war Fahrer des französischen Konsuls in Hamburg gewesen, den er für die Abwehr bespitzelt hatte. Die Stelle in Wiesbaden steuerte einen sehr bewährten Agenten bei, Jose Rudolf Waldberg, einen zweisprachigen Franko-Deutschen, der nie eine feste Stellung gehabt hatte, bis er im März 1938 zur Abwehr kam.

Die weiteren mussten noch gesucht und gefunden werden. Wichmann wies Oberstleutnant Dr. Praetorius, den Leiter des Referats I/Wi an, diese Leute zu finden. Praetorius verfügte über die Gabe, wahre Talente ausfindig zu machen und zur Spionage zu verleiten; er wurde daher «der Rattenfänger» genannt. Praetorius kam auf den Gedanken, Leute aus den kürzlich besetzten Ländern anzuwerben. Er fuhr nach Belgien und Holland, dann zu den Lagern in Schleswig-Holstein, in denen junge Leute aus Skandinavien, die sich in ihren Heimatländern als Anhänger der Nationalsozialisten unbeliebt gemacht hatten, untergebracht waren. Obwohl die meisten Flüchtlinge aus Dänemark inzwischen repatriiert waren, gelang es Praetorius, innerhalb von zwei Wochen eine grosse Anzahl von Kandidaten zusammenzubringen. Er überliess es jetzt Dierks und Ritter, sich daraus die Leute auszusuchen, die sie haben

wollten. Ausser Drücke, Wälti und Waldberg wählten sie zwölf Mann für die Gruppe aus, die dann als «Lena-Mannschaft» bezeichnet wurde. Es waren Carl Heinrich Meier, ein 24jähriger Holländer deutscher Herkunft, der sich in Musserts Nazi-Untergrund in Den Haag betätigt hatte; ein z6jähriger eurasischer Holländer namens Charles Albert van den Kieboom, früher einmal Empfangsportier und Buchhalter beim Verein Christlicher Junger Männer in Amsterdam; der 28jährige Sjord Pons, Kiebooms Freund, der kürzlich aus der holländischen Armee entlassen worden war; ein Däne und ein Schwede, beide technische Zeichner; fünf weitere Männer, die so schnell und kläglich versagten, dass ihre Personalpapiere in peinlicher Verlegenheit schnell vernichtet wurden; und schliesslich noch der von Geheimnissen unwitterte Mann der Gruppe, ein «Jan Villen Ter Braak», an den man sich nur noch durch einen Namen auf einem Totenschein erinnert, den die Jury des Coroners von Cambridge mit der Todesursache «anscheinend Selbstmord» ausgestellt hat.

In Hamburg kam noch eine fünfzehnte Person zu der Gruppe hinzu, eine rätselhafte Frau von Ende Zwanzig, eine Erscheinung, die die junge Garbo viel überzeugender hätte darstellen können als die alternde, schwammige Mata Hari. Sie war elegant und gescheit und hatte Nerven aus Stahl. Sie wurde «Vera Erikson» genannt, ein Deckname, den man ihr in Erwartung eines ehrgeizigen Spionageprojekts gab, das sie in England übernehmen sollte.

Diese Mannschaft wurde in zwei Gruppen eingeteilt – Meier, van den Kieboom, Pons und Waldberg in Brüssel, wo sie in den Hotels Metropole und Les Ambassadeurs einlogiert wurden, während man die anderen zusammen in Hamburg in der Pension «Klopstock» unterbrachte. Die Zeit war knapp und die Abwehr konnte daher diesen Agenten nicht die gründliche Ausbildung geben, die eine derartig gefährliche Mission verlangte. Man zeigte ihnen, wie ein Afu-Gerät bedient wurde, unterrichtete sie in einem Schnellkursus über die Grundelemente der Kryptografie (ihr Code beruhte auf einer simplen Form des früheren Papier- und Bleistift-Systems) und erklärte ihnen, wie man Geschütze, Flugzeuge, Waffen, Heereseinheiten an den verräterischen Symbolen ihrer Insignien identifiziert.

Trotz aller Bemühungen waren diese beiden Gruppen zu Jodls Stichtag am 15. August 1940 nicht einsatzbereit. Es spielte keine Rolle. «Seelöwe» war verschoben worden. Es wurden sogar Gerüchte laut, dass das Unternehmen völlig aufgegeben werden sollte. Aber niemand hielt es für erforderlich, Hamburg darüber zu informieren. Ende August wurden die «Vier Brüsseler» nach Boulogne-sur-Mer an der Strasse von Calais gefahren und in einem abgelegenen Haus nahe beim Strand untergebracht. Dann, am 2. September, kam ihre Stunde. Sie wurden von Hauptmann Böckel abgeholt, der als «Fahrdienstleiter» für die Lena-Spione agierte. Sie wurden in das beste

Restaurant in dem benachbarten eleganten Seebad Le Touquet zu einem Abschiedsessen gebracht, wo die Männer ihre letzten Anweisungen erhielten.

Waldberg sollte feststellen, welche Divisionen und Brigaden an der Südküste standen, welcher Art die Befestigungen und von welchen Typen die Geschütze waren, sowohl die der Küstenartillerie wie die der Flugabwehrartillerie. Meier sollte Informationen über die wirtschaftliche und militärische Situation sammeln. Kieboom und Pons wurden angewiesen, sich ganz allgemein in der Bevölkerung umzuhören: «Wie die Menschen leben, wie viele Soldaten es gibt und solche Sachen», erzählte Pons später. Sie sollten ihre Beobachtungen über Funk zwischen fünf und acht Uhr morgens und zwischen acht Uhr abends und zwei Uhr nachts durchgeben.

Das grösste Problem bestand für sie in ihren mangelnden Sprachkenntnissen. Kieboom und Pons sprachen nur sehr wenig Englisch und verstanden nur etwas, wenn sehr langsam gesprochen wurde. Waldberg, der Deutsch und Französisch fließend beherrschte, konnte nicht ein Wort Englisch.

Am späten Nachmittag wurden sie nach Boulogne zurückgebracht und auf einem Trawler eingeschifft, der sie über den Kanal bringen sollte. Ihre Koffer enthielten einige in England hergestellte Kleidungsstücke, wovon die Abwehr in ihren Lagern grosse Bestände unterhielt, einen wasserdichten Sack mit Lebensmitteln und Zigaretten und die Taschen mit den Afu-Geräten für Kieboom, Pons, Waldberg und Meier.

Vor Boulogne warteten sie in der Nähe von Kap d'Albrecht auf den Einbruch der Nacht. Dann wurden sie von zwei Minenräumbooten abgeholt, die ihr Schiff über den schmalen Kanal bis sieben Meilen vor der Küste von Kent begleiteten. Sie stiegen in Dingis über und ruderten den letzten Teil des Weges zu ihrem Bestimmungsort. Kieboom und Pons schlugen die Richtung nach Romney Marsh ein, nicht weit entfernt von dem grossen Stützpunkt West Hythe, einem der Cinque Ports, wo die britische Armee eine Schule für Handfeuerwaffen unterhielt. Waldberg und Meier hatten Dungeness als Ziel, das fünfzehn Meilen weiter südlich bei Lydd lag. Dies war der Weg gewesen, den die Römer im Jahr 43 eingeschlagen hatten, als sie auszogen um Britannien zu erobern.

Um vier Uhr morgens befanden sich alle an Land, Waldberg stellte die Funkverbindung mit Wohldorf her und meldete: «Sicher angekommen, Dokument vernichtet. Englische Patrouille zweihundert Meter vor der Küste. Strand mit braunen Netzen und Eisenbahnschwellen im Abstand von fünfzig Metern. Keine Minen. Wenig Soldaten. Unfertiger Bunker. Neue Strasse.» Er unterzeichnete den Funkspruch mit seinem richtigen Namen: «Waldberg.» Wenige Stunden später gab er eine weitere Meldung durch, sie klang aber nicht mehr triumphierend. «Meier gefangen. Englische Polizei sucht nach mir. Sitze in der Klemme. Situation schwierig.»

Waldberg hatte die Entwicklung, die zum Scheitern ihrer Mission führen sollte, dadurch ausgelöst, dass er Durst bekam. Da er kein Englisch konnte, versuchte Meier,

für ihn etwas zu trinken zu beschaffen. In dem nahegelegenen Ort Lydd fand er auch eine Kneipe und bat die Besitzerin um Apfelwein und Zigaretten. Sie erkannte auf der Stelle, dass Meier Ausländer war, denn kein Engländer würde um neun Uhr morgens, lange vor der gesetzlichen Öffnungszeit, eine Kneipe aufsuchen. Meier wurde gesagt, er solle später wiederkommen, und als er sich um zehn wieder einfand, wartete bereits ein Polizist auf ihn. Im Polizeirevier von Lydd gab er zu, dass er gerade mit einem Boot gelandet war, beharrte aber hartnäckig darauf, dass er Holländer wäre und von Frankreich herübergekommen sei, um sich der neuen holländischen Widerstandsorganisation anzuschliessen. Von Waldberg sagte er nichts. Es dauerte jedoch nicht lange, bis auch dieser gefasst worden war. Früh am nächsten Morgen, am 4. September, zwang der Durst Waldheim aus seinem Versteck heraus und trieb ihn direkt in die Arme der Polizei. Der Untergang von Kieboom und Pons kam noch unvermittelt. Sie landeten kurz vor fünf Uhr morgens am 3. September bei Hythe, ohne zu wissen, dass in der Nähe eine Einheit der Somerset Light Infantry stationiert war. Punkt fünf Uhr sah der Soldat Tollervey die Silhouette eines Mannes auf der anderen Strassenseite. Er rief die Gestalt an, und damit endete die kurze Laufbahn eines weiteren Spions: Kieboom ergab sich. Die Infanterie wurde sofort alarmiert. Um 5 Uhr 15 entdeckte der Soldat Chappell den Sack mit den Würstchen und der Schokolade und einen Koffer. Zehn Minuten später nahm Lance Corporal Goody Pons gefangen, im wahrsten Sinne des Wortes mit heruntergelassener Hose, denn Pons war gerade dabei, seine nasse Unterhose gegen eine trockene zu tauschen. Der Holländer ergab sich, noch ehe er mit Anziehen fertig war. Erst am Nachmittag wurde der Behälter mit ihrem Afu-Gerät entdeckt.

Waldberg und Meier wurden am 10. Dezember 1940 in Pentonville hingerichtet. Van den Kieboom folgte ihnen eine Woche später. Sie waren nicht allzu intelligent und hatten sich als miserable Spione erwiesen. Aber sie waren entschlossene junge Männer, die aus politischer Überzeugung Agenten geworden waren. Nur Sjord Pons war ein Opportunist oder gab vor, einer zu sein. Er überzeugte die Geschworenen davon, dass er in Wirklichkeit ein holländischer Patriot sei, der sich dem Unternehmen nur angeschlossen hätte, um aus Holland herauszukommen. Er kam mit dem Leben davon, ohne den Engländern auch nur im Geringsten eine Gegenleistung zu bieten.

### *Gräfin Vera, Lady May und die Herzogin von Château-Thierry*

In der anderen Gruppe des Lena-Teams galt Theo Drücke, mit Vierunddreissig ihr ältestes Mitglied, als der Einzige, der eine solche Mission erfolgreich durchführen konnte.

Sohn eines distinguierten Anwalts aus alter hanseatischer Familie, war er ein gebil-

deter, weltgewandter, gut aussehender Mann. Er hatte Dierks Mitte der dreissiger Jahre in Brüssel kennengelernt und sie waren Freunde und dann Kollegen geworden. Drücke leistete in Belgien sehr gute Arbeit. Sein grosser Kreis von wohlhabenden Bekannten lieferte eine Reihe nützlicher Kontakte für Dierks.

Als Habitué der flottesten Nachtlokale Europas, wo jeder, der ihn zu einem Drink einlud, sofort zu seinem Zechkumpan avancierte, kam Drücke einmal mit einer internationalen Bande in Berührung, die amerikanische Hundert-Dollar-Noten herstellte. Er brachte die Leute mit Ritter und Dierks zusammen, die ihnen einen Teil der ausgezeichneten Blüten abkauften, um damit mehrere ihrer Operationen zu finanzieren.

Drücke war es auch, der während einer seiner Missionen in Frankreich Vera, genannt «die Gräfin», angeheuert hatte. Er gabelte sie in einem Nachtclub in der Nähe der Place Pigalle auf und nahm sie mit nach Brüssel. Dort verlor er sie prompt an Dierks, der trotz seines ungehobelten Äusseren und entstellten Gesichts auf Frauen unwiderstehlich wirkte. Als Dierks zur ASt X versetzt wurde und Vera mitnahm, ging Drücke mit ihnen.

Das ungleiche Dreieck arbeitete in bestem Einverständnis, bis Dierks, der es nie lange mit einer Geliebten aushielt, diese Beziehung auf die Nerven ging. Um sie zu lösen, bat er, zu einem Unternehmen abgestellt zu werden, bei dem ihn keine Frau begleiten konnte, doch Vera, die recht gut Englisch sprach, meldete sich aus Verzweiflung darüber, dass sie Dierks verlieren sollte, freiwillig als «Seelöwe»-Spionin. Und um bei ihr bleiben zu können, meldete sich auch Drücke zu dem Unternehmen, zusammen mit einem gewissen Wälti.

Während der Ausbildung für ihre Mission führte sie Hauptmann Jules Böckel in die Feinheiten der Spionage ein – in recht formlosen Unterrichtsstunden in der Pension Klopstock. Er nahm sie ausserdem einzeln oder zu zweien mit auf Übungsfahrten in seinem Wagen, um ihnen technische Kenntnisse zu vermitteln, wie Kartenlesen, Beobachten, Entfernungen zu schätzen und Ziele zu erkennen. In der kurzen Zeit, die ihnen noch vor ihrem Einsatz blieb, wurden sie auch in die Kunst eines neuen Verschlüsselungssystems eingeweiht und, so gut es ging, mit der Bedienung eines Funkgeräts vertraut gemacht.

Die Gruppe Drücke sollte Hamburg am 3. September 1940 verlassen. Major Dierks arrangierte eine Abschiedsgesellschaft, die besonders ausgelassen zu werden versprach. Er nahm Vera und ihre beiden Begleiter mit ins Restaurant des Reichshof zum Abendessen, und dann feierte man weiter im eleganten Weinlokal Jakob, das gern von Leuten der Abwehr aufgesucht wurde. Der Plan sah vor, dass sich die Gruppe von dem Lokal aus direkt zum Flugplatz begeben sollte, um eine Maschine nach Stavanger in Norwegen zu besteigen, von wo aus sie mit einem Wasserflugzeug des X. Luftwaffenkorps zu ihrer Landungsstelle vor der schottischen Küste bei Banff

geflogen werden sollte. Kurz nach Mitternacht stiegen sie torkelnd in das BMW-Kabriolett. Dierks sass am Steuer, mit unsicheren Händen und bleiernem Lidern. Es war eine dunkle Nacht mit dichten Wolken, und die Strassen waren glitschig vom Nieselregen. Dierks steuerte den Wagen die Elbchaussee hinunter, als Drücke rief: «Links, Hans, wir müssen hier links abbiegen!» Dierks riss das Lenkrad herum, der Wagen rutschte auf zwei Rädern nach links, stiess gegen die Bordsteinkante, prallte zurück, entglitt der Gewalt des Fahrers, überschlug sich und rutschte ein Stück auf dem Dach weiter. Drücke war der erste, der sich aus dem Wrack befreien konnte. Er schleppte sich zu einer Telephonzelle und verständigte die Polizei. Als das Unfallkommando und der Rettungswagen eintrafen, hockten Drücke und Wälti benommen neben dem völlig zerstörten kleinen Wagen. Vera beugte sich hemmungslos schluchzend über ihren Geliebten, der ausgestreckt auf der Strasse lag. Dierks war tot. Die Party war beendet.

Das Unternehmen wurde nicht aufgegeben, denn diese Agenten wurden in England gebraucht. Aus Berlin kam die Anweisung, dass jetzt Drücke die Führung übernehmen sollte. Auf Befehl Lahousens verliess die Gruppe Hamburg am 2.1. September. Von Böckel begleitet, flogen sie mit einer Transportmaschine der Luftwaffe nach Norwegen und wurden dort einem norwegischen Nationalsozialisten namens Andersen übergeben, der für die Abwehr als Mittelsmann tätig war. Erst jetzt erhielten sie ihre Ausrüstung. «Ich habe strikte Anweisung aus Berlin», erklärte Andersen, «dass Sie unter keinen Umständen mit dem Zug fahren dürfen. Sie müssen Fahrräder benutzen.» Lahousen fürchtete, das fehlerhafte Englisch der drei könnte Verdacht erregen, wenn sie mit der Bahn fuhren und er wies Andersen an, englische Fahrräder für die Gruppe zu besorgen. Woher nehmen? Da kam Andersen auf den Gedanken, im verlassenen britischen Konsulat in Stavanger nachzusehen, und tatsächlich, dort standen drei Fahrräder im Keller. Der Zufall wollte es, dass sie zusammenklappbar und somit die ideale Ausrüstung waren.

Im Morgengrauen des 30. September bestieg das Trio ein Wasserflugzeug und flog zu der schottischen Küste von Banffshire. Als sie in ein Gummiboot umstiegen, in dem sie an Land rudern mussten, gingen ihre Fahrräder über Bord. Doch es ergaben sich noch andere Probleme. Sie mussten an Land waten, weil das Wasser selbst für ihr Gummiboot zu seicht war. Der Umstand, dass sie den schottischen Boden mit nassen Füüssen betraten, sollte ihr Ende beschleunigen. An Land hatten sie nicht die geringste Ahnung, wo sie waren. Da sie unabhängig voneinander operieren sollten, machten sie sich einzeln auf den Weg zu irgendeinem bewohnten Ort. Seinem Leuchtkompass folgend, gelangte Wälti zu einer nahegelegenen Bahnstation und wartete auf einen Zug, der ihn nach Edinburgh brachte.

Drücke und die «Gräfin» schafften es zu einer anderen kleinen Station und setzten



sich in den Warteraum. Als um 7 Uhr 30 der Fahrkartenschalter aufmachte, ging Vera hin und fragte den Beamten: «Wie heisst diese Station hier?» «Port Gordon, Madam», sagte der Mann. Drücke ging zu einem Fahrplan an der Wand, fuhr mit dem Finger die Stationen entlang und sagte zu Vera, sie solle zwei Fahrkarten nach Forres kaufen (dem legendären Ort in Morayshire, wo Macbeth angeblich Duncan ermordete). Eine merkwürdige Situation – da waren zwei Fremde, die offenbar nicht wussten, wo sie sich befanden, und denen es gleich war, wohin sie fuhren. Dem Stationsvorsteher fiel auf, dass die Hosen des Mannes und die Strümpfe der Frau nass waren, obwohl es nicht geregnet hatte. Und klang das Englisch der Frau auch echt, so hatte der Mann seine wenigen Worte doch mit einem starken ausländischen Akzent gesprochen. Der Beamte griff zum Telephon, und bald darauf traf ein Polizist ein, Constable Grieve von der Port Gordon Constabulary. «Darf ich mal Ihre Ausweise sehen?» fragte er, und Drücke reichte ihm seine Kennkarte, die, wie auch sein Pass, auf den Namen «François de Deeker» lautete. «Er ist Belgier», schaltete sich die Frau ein. «Ich bin Dänin.» Aber die Ziffer «1» der Jahreszahl «1940» auf der britischen Kennkarte war mit einem langen Aufstrich geschrieben, wie dies kein Engländer getan hätte. Das genügte Constable Grieve. Er forderte die beiden auf, mit ihm aufs Revier zu kommen. Dort stellte Inspektor Simpson ihnen nicht nur unangenehme Fragen, sondern er durchsuchte Drücke und fand in seiner Manteltasche neunzehn Schuss Revolvermunition, eine Taschenlampe «Made in Bohemia», 327 britische Pfund in Banknoten, ein Stück deutsche Wurst und das Dritter-Klasse-Billett nach Forres, das er gerade gekauft hatte. Er bat ihn dann, seinen Koffer zu öffnen. Drücke weigerte sich. Simpson befahl Grieve, ihn gewaltsam zu öffnen, und da fand er eine Mauser-Pistole mit sechs Schuss im Magazin, zwei Pappscheiben (die das neue Verschlüsselungsgerät darstellten), eine Liste von Bomber- und Jägerbasen in den Ostküstengrafschaften, ein Blatt Millimeterpapier und ein komplettes Afu-Gerät. «Tut mir leid», sagte der Inspektor sehr förmlich und höflich, «aber ich muss Sie verhaften.»

Inzwischen hatte es Wälti bis Edinburgh geschafft. Er traf dort um fünf Uhr nachmittags ein, gab sein Gepäck in der Aufbewahrung ab, liess sich das Haar schneiden und sah sich einen Film an. Er hatte Zeit, denn er sollte seine Kontaktperson – einen Mann in grauem Flanellanzug mit einer Narbe auf der Stirn – am nächsten Morgen auf der Victoria Station in London treffen.

Während Wälti im Kino sass, nahm Inspektor Sutherland von der Edinburgh Special Branch seine Spur auf. Er liess den Koffer öffnen, den der junge Schweizer abgegeben hatte, und fand darin eine komplette Spionageausrüstung. Als Wälti zurückkam, um den Koffer abzuholen, sah er sich plötzlich von zwei Männern eingerahmt, und der eine hielt seine Hand fest, als er schnell in die Tasche greifen wollte.

Wälti war offensichtlich bereit gewesen, um sein Leben zu kämpfen. So aber musste er auf das Ende des Unternehmens bis August 1941 warten, als er begleitet von seinen Gefährten im Gefängnis Wandsworth hingerichtet wurde.

Nachdem Hauptmann Böckel mit der guten Nachricht aus Stavanger zurückgekehrt war, dass das Wasserflugzeug die Gruppe ohne Schwierigkeiten vor der Küste von Banffshire abgesetzt hatte, wartete Hamburg die üblichen acht Tage ab in der Hoffnung, dann etwas von Drücke und Wälti zu hören. Doch man hörte wochenlang nichts von ihnen, bis eine kurze Nachricht in einer Züricher Zeitung einen Teil des Rätsels löste. Wie aus London berichtet wurde, war ein Schweizer Staatsbürger, der gestanden hatte, ein deutscher Spion zu sein, in Schottland festgenommen worden. Wälti hatte es also nicht geschafft. Aber was war mit Drücke und der «Gräfin»? Man versuchte, sie mit allen Mitteln im feindlichen Land ausfindig zu machen. Hamburg liess sogar einen Agenten über England abspringen, der nach ihnen suchen sollte. Durch seinen Bericht, den einzigen, mit dem er sich je melden sollte, erfuhr Ritter dann die Version von Theo Drückes Odyssee zum Schafott, die er heute noch für die richtige Darstellung der Ereignisse hält.

Wie Ritter in seinem Tagebuch schreibt, war es Theo gelungen, sich nach Birmingham durchzuschlagen. Als er dort den Zug nach London besteigen wollte, wurde er von Sicherheitsbeamten gestellt. Mit dem Ruf «Lebend kriegen Sie mich nie!» zog Drücke seine Mauser, tötete einen Beamten, verletzte den zweiten und versuchte dann mit der letzten Kugel Selbstmord zu begehen, brachte sich aber nur eine Verwundung bei. Nachdem man ihn wieder gesund gepflegt hatte, wurde er vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Und dann zitiert Ritter einen britischen Geheimdienstbeamten, der nach dem Krieg zu ihm gesagt hatte: «Er war ein tapferer Mann. Wir mussten ihn hinrichten. Schliesslich hatte er einen von unseren Leuten getötet.»

Und die «Gräfin»? Sie sei spurlos verschwunden, vermerkt Ritter kurz und bündig in seinem Tagebuch. Das Geheimnis um Vera wurde kaum erhellt durch eine etwas rätselhafte Bemerkung Sir William Jowitts, des zweiten Kronanwalts in Churchills Kabinett, der im Fall Drücke-Wälti die Anklage vertrat. «Es wurde beschlossen, keine Anklage gegen Madame Erikson zu erheben», schrieb er nach dem Krieg. «Es besteht für mich kein Zweifel, dass sie hier während des Krieges festgehalten wurde, und vielleicht hat sie unseren Behörden von einigem Nutzen sein können.»

Wer war diese rätselhafte Frau? Warum wurde sie nie unter Anklage gestellt? Was wurde aus ihr nach dem Vorfall auf dem Polizeirevier von Port Gordon? Sie war zweifellos die schattenhafteste Vertreterin ihres Geschlechts in einem Krieg, der so überragende Agentinnen wie Violet Szabo, Odette Samson, Christine Granville, Hannah Szenes, Noor Inayat Khan und die «Katze» Mathilde Carré hervorbrachte. In der

Abwehr kannte man sie unter verschiedenen Namen – «Vera», «Viola», «die Gräfin». Weder Ritter noch Böckel wussten ihren richtigen Namen.

In Wirklichkeit hiess sie Vera de Witte und war die Tochter eines baltischen Aristokraten und zaristischen Marineoffiziers, der auf Seiten der Weissrussen im Kampf gegen die Bolschewiken fiel.\* Vera war beim Tod ihres Vaters sechs Jahre alt. Die Mutter gelangte mit ihrer kleinen Tochter und ihrem Sohn nach Lettland und von dort nach Kopenhagen, wo sie als Sprachlehrerin und Dolmetscherin arbeitete. Sie liess ihren Kindern die beste Erziehung angedeihen. Der Sohn erwarb die dänische Staatsbürgerschaft, ging zur Marine und brachte es zum Korvettenkapitän. Daneben führte er ein zweites Leben. Sein unauslöschlicher Hass auf die Bolschewiki, die seinen Vater getötet hatten, trieb ihn politisch zur äussersten Rechten. Er schloss sich dem Untergrund von Fritz Clausens berühmter Dänischer NS-Partei an und wurde schliesslich Leiter der geheimen Sturmtruppe dieser Organisation.

Vera bewegte sich in der entgegengesetzten Richtung. Als sie noch das Mädchenpensionat besuchte, verliebte sie sich in einen älteren Franzosen, und als ihre Mutter von einer Heirat nichts wissen wollte, rissen sie aus. Ihre Familie hörte jahrelang nichts von ihr. Von ihrem französischen Geliebten verlassen, lebte Vera in der düsteren Armut der Slums von Montparnasse. Dort geriet sie in den Kreis sowjetischer Geheimagenten, für die sie arbeitete, bis Theo Drücke auftauchte und sie nach Brüssel mitnahm. Dierks leitete dann ihre Weiterreise nach England in die Wege, wo sie eine Stelle als Gesellschafterin im Haushalt eines prominenten Politikers fand und in der Lage war, für Dierks Informationen zu beschaffen.

Zu diesem Zeitpunkt fand ihr Bruder heraus, dass sie sich nicht nur in England aufhielt, sondern dort auch als deutsche Spionin tätig war. Am 8. Mai 1939 suchte er in seiner Galauniform die deutsche Gesandtschaft in Kopenhagen auf und verlangte den Geschäftsträger, Herrn von Reuthe-Fink, zu sprechen. Als er mit dem Gesandten allein war, gab er sich als Leiter paramilitärischer Formationen der dänischen Nationalsozialisten zu erkennen und bat seinen Gesprächspartner, in einer delikaten Familienangelegenheit mit ernststen politischen Implikationen zu intervenieren. «Meine Schwester», sagte er, «war einmal GPU-Agentin, aber sie hat es sich anders überlegt und konnte dazu gebracht werden, gegen die Komintern zu arbeiten. Jetzt scheint sie jedoch der deutsche Geheimdienst nicht nur im Kampf gegen die Kommunisten einzusetzen, sondern auch als Geheimagentin gegen England.» Wenn dies bekannt werde, fuhr er fort, könnten ihr die einstigen bolschewistischen Genossen nach dem

\*Obwohl Vera später in den Abwehr-Unterlagen mit ihrem Familiennamen identifiziert wurde, möchte ich sie hier «Vera de Witte» nennen, das Pseudonym gebrauchend, unter dem sie nach dem Krieg bekannt wurde, als das Geheimnisvolle ihres Lebens und ihrer Kriegsabenteuer ihre Bewunderer zu interessieren begann.

Leben trachten, und er selbst könnte in Verruf gebracht werden. Dies würde der dänischen NS-Partei nicht wiedergutzumachenden Schaden zufügen. «Exzellenz, ich flehe Sie an, Ihren Einfluss geltend zu machen, dass meine Schwester sofort aus dem deutschen Geheimdienst entlassen wird», sagte er in feierlichem Ton. Der Gesandte war etwas verblüfft. «Was Sie mir da erzählen, hört sich eher nach einem billigen Spionageroman an. Wie Sie die Vergangenheit Ihrer Schwester schildern, glaube ich kaum, dass der deutsche Geheimdienst etwas mit ihren Aktivitäten zu tun haben kann. Ich bezweifle sehr, dass die Gesandtschaft in der Lage ist, in dieser dunklen Angelegenheit etwas zu unternehmen.» Kaum hatte der aufgeregte Offizier sein Amtszimmer verlassen, da schrieb der Gesandte an sein Aussenministerium, das seinerseits bei der Abwehr anfragte. In einer Antwort vom 16. Mai teilte man Herrn von Reuthe-Fink mit, Vera habe tatsächlich gewisse Verbindungen «zu unseren Freunden» – mit dieser Umschreibung bezog man sich im Aussenministerium auf die Abwehr. Man werde sich bemühen, hiess es weiter, diese Verbindungen im Hinblick auf die Peinlichkeiten, die ihrem Bruder entstehen könnten, zu lösen.

Dierks wurde angewiesen, sie aus London zurückzurufen. In Hamburg besorgte er ihr eine Wohnung in der Papenhuder Strasse im vornehmen Alsterviertel, wo sie seine Freunde bewirtete und ab und zu als Lockvogel für Fremde diente, an denen Dierks ein berufliches Interesse hatte. Im Übrigen hatte sie nichts mit Spionagearbeit zu tun. Die schöne junge Frau war in den Abwehr-Kreisen sehr beliebt. Als im September 1939 der Krieg ausbrach, fand man endlich einen Platz für die «Gräfin» in einem Projekt der Abwehr, das in seinen Anfängen auf das Jahr 1937 zurückging.

Kurz nachdem Ritter von seinem erfolgreichen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zurückgekehrt war, machte ihn ein befreundeter Geschäftsmann, der zu seinen «Talentsuchern» gehörte, mit einer interessanten Kandidatin bekannt, einer attraktiven und offenkundig lebenslustigen geschiedenen Frau namens May Erikson. Sie war Mitte Vierzig und hatte dunkles Haar und funkelnde braune Augen. Sie konnte auf mehrere Lebensumstände verweisen, die Ritter sofort aufhorchen liessen. Als gebürtige Deutsche hatte sie einen Schweden geheiratet, und sie unterhielt noch immer Verbindung mit Stockholm, wo ihre beiden Kinder lebten und wo sie Freunde hatte, unter ihnen einen pensionierten Obersten der schwedischen Armee. Noch interessanter: sie war zur Zeit Haushälterin eines britischen Hauptmanns der Marine-Luftwaffe und wohnte in dessen Haus in Grimsby. Nach einer ersten Begegnung im Hause des Freundes lud Ritter Madame Erikson nachmittags ins Café Hübner in der Poststrasse ein. Als Ritter herausfand, dass sie ihre Heimat keineswegs vergessen hatte, und spürte, dass sie bereit sein könnte, der Sache des Vaterlandes zu dienen – wie das bei

solchen Gelegenheiten gewöhnlich ausgedrückt wurde –, fragte er sie, ob sie vielleicht bereit sei, für die Abwehr zu arbeiten. Sie schien begeistert, und Ritter dachte sich Pläne für sie aus. Sie konnte im Haus ihres britischen Arbeitgebers zumindest an einige Informationen herankommen. Aber er scheute sich, sie durch eine weitergehende Spionagetätigkeit in Gefahr zu bringen und wollte sie lieber als Postadresse für seine Agenten in England benutzen (Johnny hatte sich gerade seiner Mannschaft zugesellt). Sie konnten ihre für Ritter bestimmten Briefe an sie nach Grimsby schicken, eine absolut sichere und unverdächtige Adresse. Sie sollte sie dann an ihre Stockholmer Adresse weiterleiten, von wo aus sie zu einem von Ritters «Briefkästen» in Hamburg umdirigiert werden würden. Ritter begleitete sie nach Stockholm, um sich die dortige Lage anzusehen, und war höchst erfreut, als sich auch ihr alter Freund, der schwedische Oberst, bereiterklärt, bei dieser verstohlenen Korrespondenz als Relaisstation zu fungieren. Ritter vereinbarte auch, dass die Sekretärin, die er in New York als Mittelsperson gewonnen hatte, Post an den Obersten sandte.

In Ritters Agentenliste als «Lady May» aufgenommen, kehrte Mrs. Erikson jetzt als deutsche Spionin nach Grimsby zurück. Sie schickte ihm von Zeit zu Zeit Informationen, die sie im Haushalt des Hauptmanns sammeln konnte, aber hauptsächlich fungierte sie als «Förderband» für andere.

Im Jahre 1938 traf Ritter zweimal in Stockholm mit Lady May zu Besprechungen zusammen, und dann kam sie nach Hamburg in Begleitung einer kleinen alten Dame, die sie Ritter als eine ihrer besten Bekannten in England vorstellte, eine Dame, die Hilfe brauchte. Sie hiess Herzogin Montabelli di Condo\*, ihr adliger italienischer Gatte war schon lange tot und hatte ihr nichts weiter hinterlassen als seinen klingenden Namen und einigen mit Hypotheken belasteten Grundbesitz in Bayern. Die Herzogin hatte sich Mrs. Erikson anvertraut; es bestand die Gefahr, dass sie den Grundbesitz verlor, weil sie die Hypothekenzinsen nicht bezahlen konnte, und Lady May hatte gemeint, ein Bekannter von ihr in Deutschland könne ihr vielleicht helfen. Mrs. Erikson schilderte Ritter die Herzogin als eine dem Scotch nicht abgeneigte lustige ältere Witwe, die in ihren Vorstellungen und ihrem Gebaren jünger war, als ihr Taufschein sie auswies, in der besten englischen Gesellschaft verkehrte und viele interessante und einflussreiche Freunde hatte. Als Ritter mit ihr nach München fuhr, um die Grundstücksfrage zu regeln, bestätigte die Herzogin ganz offen, was Lady May nur angedeutet hatte. «Wenn Sie mir hier helfen», sagte sie augenzwinkernd, «helfe ich Ihnen drüben.»

Durch diese unverhüllte Anbiederung stutzig gemacht, beschloss Ritter, sie zu testen, ehe er sie in seine Truppe aufnahm. Doch eine recht oberflächliche Prüfung

\* Dies war nicht der Name, den sie gebrauchte, aber ich fühle mich nicht berechtigt, hier mitzuteilen, wie sie sich bei dieser Begegnung nannte.

überzeugte ihn offenbar von ihrer Verlässlichkeit. Er habe ihr Nachrichtenmaterial zukommen lassen, sagte Ritter später, das einem Feind hätte nützlich sein können. Natürlich sei es manipuliertes Material gewesen. Aber die Tatsache, dass sie nie nach mehr verlangte, habe ihn davon überzeugt, dass sie keine Doppelagentin war. Nun wurde auch die Herzogin in die Abwehr-Agentenliste aufgenommen, mit dem Decknamen «Herzogin von Château-Thierry», nach dem Brennpunkt der zweiten Marneschlacht, in der Ritter seine Feuertaufe erlebt hatte.

Eine Zeitlang setzte Ritter die Herzogin nur hin und wieder ein. Im Jahre 1939 hatte er einen Plan, bei dem die lebenslustige kleine Witwe seiner Ansicht nach eine Rolle spielen konnte. Der Plan spukte in dieser oder jener Form im deutschen Geheimdienst, seit Wilhelm Stieber, der Chef von Bismarcks Geheimpolizei, zum erstenmal eine ähnliche Idee gehabt hatte. Stieber unterhielt in Berlin ein vielgerühmtes Freudenhaus, in dem für besondere Gäste jede nur vorstellbare Perversion geboten wurde. Auf diese Weise gelangte Stieber durch Erpressung zu Geheiminformationen. Nun war Ritter kein Stieber. Er war ein eher pröder Mensch mit sehr strengen Moralmasstäben. Es hätte seiner Natur völlig widersprochen, an derartige Etablissements auch nur zu denken. Was er im Auge hatte, war ein Salon oder eine Teestube, welche die Herzogin in London mit Mitteln der Abwehr aufmachen sollte, und in der dann ihre hochgestellten Freunde verkehren konnten. Auf einem solchen Horchposten konnte man zu allen möglichen Informationen gelangen.

Ritter liess die Herzogin über Lady May wissen, dass er ihr einen Vorschlag zu machen habe, und sie trafen sich in Den Haag, in einem Café in Korte Vorhout, in der Nähe des Hotel des Indes. Die Herzogin schien von der Idee sehr angetan. Sie sagte, sie werde sich umsehen und ihm über ihre Erfolge berichten.

Einige Monate später traf man sich wieder in dem Café in Den Haag, und sie berichtete Ritter, alles sei bereits arrangiert. Sie werde in Mayfair «einen Teesalon» für die bessere Gesellschaft eröffnen – «für Politiker, Wissenschaftler, Schriftsteller, Schauspieler – und besonders für höhere Offiziere der RAF», fügte sie mit ihrem vielsagenden Augenzwinkern hinzu. Aber sie brauchte dazu noch eine Hilfe. «Ein hübsches, junges Mädchen, Sie wissen, was ich meine. So ein flottes, attraktives Ding, das diese alten Knacker aufmöbelt und vielleicht auch mal mit dem einen oder anderen schläft, wenn's sein muss.» Tolle Idee! Ein hübsches Mädchen? Warum nicht die Gräfin? Nun lernte die Herzogin Vera kennen. Es war eigenartig, dass man ihr erlaubte, sie zu treffen, denn sie galten beide als Agenten, waren beide England zugeteilt und hätten nach allen Regeln des Spionagespiels einander nicht begegnen dürfen. Jeder Geheimdienst hatte seine eigenen Methoden beim Vereinbaren von Treffs mit geheimem Personal. Die Russen ziehen es vor, sich im Freien zu treffen,

auf versteckten Bänken in einsamen Parks. Die Amerikaner arrangieren scheinbar zufällige Begegnungen an belebten öffentlichen Plätzen wie Bahnhöfen und Museen zur Zeit des stärksten Verkehrs. Die Engländer mieten für ihre Rendezvous kleine Wohnungen. Auch die Deutschen hielten für ihre Treffs offiziell anderen Zwecken dienende Räumlichkeiten bereit, aber sie hatten eine merkwürdige Angewohnheit. Immer wenn der «geheime» Teil einer solchen Verabredung an sicherem Ort vorüber war, verstießen Ritter und seine Kollegen gegen die Kardinalregel der Spionagedienstvorschrift. Sie nahmen ihre angeblich geheimen Freunde mit in Restaurants, Cafés und Nachtlokale, wo sich noch weitere Angehörige der Abwehr zu ihnen gesellten, damit umso fröhlicher gefeiert werden konnte. In einer solch indiskreten vernünftigen Stunde lernten die Herzogin und Lady May die Gräfin kennen – auch unter vier Augen bei gelegentlichen Gängen zum Waschraum, bei denen Ritter ihnen weder folgen noch ihre Gespräche mitanhören konnte.

Wie jeder andere war die Herzogin von der Gräfin hingerissen. «Sie wäre natürlich ideal», sagte sie anschließend zu Ritter. «Aber glauben Sie, sie wäre bereit, Dieter zu verlassen?» Sie kannte Dierks unter dem Namen Dieter. «Ich glaube schon, dass ich sie dazu überreden kann», meinte Ritter.

Kurz darauf brach der Krieg aus, und es schien, als würde der «Teesalon» eines seiner ersten Opfer sein. Doch Ritter wollte das Projekt nicht nur nicht aufgeben, er hielt es jetzt sogar für noch wichtiger als früher. In einem verschlüsselten Briefwechsel über den schwedischen Oberst vergewisserte er sich bei Lady May, dass die Herzogin noch daran interessiert war – aber konnte die Gräfin jetzt noch nach London gelangen? Man brauchte schliesslich jemanden, der mit den Abmachungen vertraut war, und konnte nicht irgendein Mädchen für einen so delikaten Job engagieren.

So wurde Vera wieder in die Abwehr aufgenommen, doch so einfach, wie Ritter es sich gedacht hatte, ging es nicht. Der Bruch mit Dierks traf sie tiefer, als es zunächst schien. Nach einer stürmischen Auseinandersetzung, die ihre Trennung besiegelte, versuchte sie sich mit Schlaftabletten das Leben zu nehmen. Nach ihrer Genesung schien sie ein ganz anderer Mensch zu sein oder vielmehr wieder die alte Vera – unbekümmert, ausgelassen, kokett und aufbrausend und offenbar darauf aus, ihr altes launisch-leichtes Leben fortzusetzen.

Alles war schon in die Wege geleitet. Vera «Erikson» sollte als angebliche Nichte von Lady May Erikson von Norwegen aus nach England gelangen, auf der Flucht vor den Nationalsozialisten, wie so viele junge Leute nach der Besetzung. Eine besondere Gruppe wurde für das Unternehmen zusammengestellt. Drücke sollte die Führung übernehmen und alle Informationen über sein Funkgerät nach Hamburg weiterleiten und umgekehrt ihr Ritters Anfragen und Anweisungen übermitteln. So kam es, dass sie am Morgen des 30. September 1940 auf dem Polizeirevier von Port Gordon war und gleichgültig zusah, wie ihr Begleiter abgeführt wurde. Noch bevor

Drücke den Raum verlassen hatte und die Reihe an sie kam, fragte sie den Inspektor: «Kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen?» Als sie allein waren, zeigte sie Simpson ein Stück Papier, auf dem Lady Mays Adresse geschrieben stand. «Ihre Vorgesetzten wissen von dieser Sache», sagte sie. «Bitte, sorgen Sie dafür, dass ich so schnell wie möglich nach Grimsby gebracht werde. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.» Inspektor Simpson rief den Special Branch von Scotland Yard an, und dann kam man und holte sie ab, damit sie «unseren Behörden von einigem Nutzen sein konnte», wie Lord Jowitt sich später ausdrückte.

Ritters drei Damen ergänzten sich ideal in einem Meisterstück, das man in der Sprache der Geheimdienste «Infiltration» nennt. Bald nachdem Lady May sich bereit erklärt hatte, für die Abwehr zu arbeiten, begann ein anderes, sorgsam vorbereitetes Spionageprojekt parallel zu dem der Lady May anzulaufen.

Nach ihrer Rückkehr vom Kontinent im Dezember 1937 berichtete Mrs. Erikson, wie «Lady May» wirklich hiess, ihren Arbeitgebern von ihren Hamburger Erlebnissen. Daraufhin wurden die Behörden verständigt. So einfach war das gewesen. Man bat Mrs. Erikson, Ritters Angebot zu akzeptieren und die Verbindung für jemanden offen zu halten, der die Bresche erweitern konnte. Dazu wählte man die «Herzogin» aus. Sie gehörte zu den Veteranen des Sicherheitsdienstes, und ihre Verbindung zu dieser geheimen Welt war nur einigen wenigen Eingeweihten bekannt. Man erfand eigens eine «Familienlegende» für sie – den schon vor langer Zeit gestorbenen italienischen Aristokraten und den von Hypotheken belasteten Grundbesitz in Bayern. Danach verlief alles – nach beiden Plänen. Auch Vera spielte mit.

Als sie 1938/39 in London war und für Dierks arbeitete, war sie von den britischen Behörden angesprochen worden und hatte sich bereit erklärt, auch für die Briten tätig zu werden. Ihre Leidenschaft für Dierks schien jedoch alles zu verändern. Sie blieb ihm unerschütterlich treu, in persönlicher wie in beruflicher Beziehung – bis zu jener grossen Szene in ihrer Wohnung in Hamburg, als Dierks ihr eröffnete, dass er das Verhältnis zu beenden gedachte. Ihr Selbstmordversuch war die grosse Krise in diesem Konflikt. Als sie aus der Klinik entlassen wurde, hatte sie ihren Entschluss gefasst. Als die «Gräfin» nach Schottland ging, kehrte Vera gewissermassen nach Hause zurück.

### *Die Runde des Bluthundes*

Hans Hansen konnte keine höhere Schule besuchen und musste sich, obwohl er Ingenieur werden wollte, mit dem Beruf eines technischen Zeichners zufriedengeben.



Er war jedoch intelligent, aufgeweckt und belesen und bekannte sich mutig zu seinen Anschauungen. Hansen war ein Anhänger der Nationalsozialisten in Dänemark, wo man so etwas als eine Verirrung betrachtete. Er gehörte in seiner Heimat Jütland der Sturmabteilung an und war auf alle mögliche Weise illegal für die Partei tätig, bis er verfolgt wurde und nach Deutschland fliehen musste. Nun da Dänemark besetzt war, hätte er in seine Heimatstadt Skaerbaek zurückkehren können. Aber er beschloss, weiterzukämpfen und als deutscher Spion nach England zu gehen.

«Hans Hansen» mag sein richtiger Name gewesen sein oder auch nicht. In den Dokumenten, die seinen Fall betreffen, wird er «Schmidt-Hansen» und «Schmidt» genannt, wie ich selbst feststellen konnte, doch das können genausogut Decknamen gewesen sein. Bei der Abwehr war er A 3725, und die Engländer führten ihn unter der Bezeichnung «Tate».

Entdeckt wurde er, als Dr. Praetorius, der erfolgreichste «Talentsucher» der Abwehr, die Lager der geflüchteten Skandinavier in Schleswig-Holstein auf der Suche nach geeigneten Leuten für die deutsche Spionage durchkämmte. Ein anderer junger Mann, den der «Rattenfänger» nach Hamburg brachte, wurde einmal Jorgen «Bjoernson», einmal Axel «Hilberg» genannt, einmal als Schwede, einmal als Finne bezeichnet. Für die Abwehr war er «3719», für die Briten «Summer». In Wirklichkeit hiess er Gösta Caroli und war Schwede.

Hansen hatte einen deutschen Vater, Caroli eine deutsche Mutter. Beide entschieden sich für Deutschland, als die Nationalsozialisten an die Macht gelangten.

Wir wissen nicht viel Persönliches über sie. Hansen war sechsundzwanzig Jahre alt, schlank, dunkelblond, stämmig gebaut und hatte seinen Abwehrakten zufolge ein schönes, kraftvolles Gesicht mit vornehmen Zügen. Caroli ein Mechaniker, war ein Jahr älter und etwas grösser und hatte ein gröberes Gesicht mit einer langen, breiten Nase. Er hatte zwei helle, strahlende Augen, die Vertrauen einflössen, wie sein Biograph bei der Abwehr bemerkte. Praetorius machte sich nicht die Mühe, sie näher unter die Lupe zu nehmen. Für ihn waren sie vertrauenswürdige, gesunde und mutige Männer, und das genügte ihm. Man war überrascht, als sich herausstellte, dass beide gut Englisch sprachen. Sie waren eher schweigsame Naturen und sprachen nicht gern über ihre Vergangenheit, vielleicht weil sie ihre Eltern nicht in Verlegenheit bringen wollten, die ihre Begeisterung für Hitler nicht teilten.

Hansen und Caroli wohnten in Hamburg in Fräulein Friedes Pension Klopstock und absolvierten unter Aufsicht des freundlichen Hauptmanns Böckel ihr Training. Im Klopstock wohnten noch andere Agenten, aber Hansen und Caroli wurden bevorzugt behandelt.

Sie gehörten zu jener Gruppe der Lena-Mannschaft, der das grosse Dreieck zwischen Birmingham, London und Bristol zugeteilt war. Obwohl Agenten eigentlich einzeln operieren sollten, beschloss Ritter, den Dänen und Schweden gemeinsam ab-

setzen und sie als eigene Gruppe innerhalb der Lena-Mannschaft operieren zu lassen. Sie wurden unzertrennlich.

Es war jetzt Ende Juli 1940. Die Operation «Seelöwe» sollte am 5. September beginnen und Ritter war von Canaris zum Leiter der bald einzurichtenden Abwehr-Aussenstelle in England ausersehen. Er sollte mit der zweiten Welle am 6. September nach England gehen und an Ort und Stelle die Führung aller Abwehr-Operationen – einschliesslich der von Hansen und Caroli – übernehmen.

Nach Abschluss ihrer überstürzten Ausbildung begab sich Ritter mit Hansen und Caroli auf die grosse Rundfahrt. Ihr Höhepunkt war Paris, wo er sie im Hotel Lutetia einquartierte, dem neuen Hauptquartier der Abwehr, Ecke Boulevard Raspail und Rue de Sevres, einem grossen Gebäude im Barockstil auf dem linken Seineufer.

Am Morgen stieg er mit ihnen auf das Dach, wo sie durch eine Kontaktaufnahme mit Wohldorf ihre Afu-Geräte ausprobierten. Dann ging es weiter nach Brüssel, wo sie zu letzten Besprechungen mit Oberst Dischier und Major Lebewohl im Metropole abstiegen; schliesslich ging es zum Flugplatz bei Rennes, wo Hauptmann Gartenfeld mit seiner schwarz angestrichenen Heinkel auf sie wartete.

Die erfolgreichste Mission der Abwehr, die sich über fast fünf Jahre hinziehen sollte, hatte begonnen. Hansen und Caroli landeten in einem Wäldchen bei Salisbury, der alten Grafschaftsstadt von Wiltshire, deren aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Kathedrale mit ihrem hohen Turm Hauptmann Gartenfeld als Landmarke diente. Ihre Ankunft war von einem Missgeschick begleitet. Hansen brach sich beim Auftreffen auf den Boden einen Knöchel, aber der findige Caroli brachte ihn zu einem Arzt, der ihm einen Gipsverband anlegte, so dass das Anlaufen der Mission kaum verzögert wurde. Hansen war schon bald unterwegs, trotz des gebrochenen Knöchels. Drei Tage nach dem Absprung, noch auf dem Weg nach London, setzte er seinen ersten dienstlichen Funkspruch ab. «Strassen mit Flüchtlingen verstopft. Die meisten sehen jüdisch aus.»

Seine Spionagefähigkeit manifestierte sich in über tausend Meldungen, die er während des Krieges an die Abwehr funkte. Es waren beissende, nüchterne Meldungen, die nur handfeste Tatsachen enthielten, wenn es um die Übermittlung von Nachrichtenmaterial ging, ab und zu vermischt mit persönlichen Bemerkungen und zornigen Vorwürfen, wenn die Abwehr nicht spurte, wenn sie seinen Geldforderungen nicht schnell genug nachkam oder ihm «blöde Aufträge» gab.

Hansen war «der Ausnahmefall», schrieb Gilles Perrault, der Mann, «der vier Jahre lang die Fallstricke der Gegenspionage umging als der Spion, der die Politik der Integrierung so weit trieb, dass er eine Engländerin heiratete und Vater eines britischen Staatsbürgers wurde». Er wird in allen Annalen der Spionage des Zweiten Weltkriegs

mit an erster Stelle aufgeführt als der Superspion, der das Unmögliche bewerkstelligte – als der perfekte, ideale, unvergleichliche, unübertroffene Geheimagent. Er war der Prototyp des Traumspions, «der von 1940 bis 1945 fünf glückliche und persönlich profitable Jahre in England verbrachte». In seiner ausgezeichneten Anthologie *The Great Spies* bezeichnete ihn Charles Franklin als den wichtigsten deutschen Spion in England «während des ganzen Zweiten Weltkriegs». «Er suchte sich eine Tarnbeschäftigung auf einem Bauernhof», schrieb Franklin, «wo er sich in die Tochter des Bauern verliebte und sie heiratete. Zwischen seiner geschäftigen Tätigkeit zu Hause und in der Landwirtschaft zog er wertvolle Erkundigungen über den kanadischen Überfall auf Dieppe und den D-Day ein, die er nach Hamburg weiterleitete... seiner Seite treu bleibend bis zur Bitterkeit der Niederlage.»

Hansen war der Stolz der Abwehr. Ritter schrieb über ihn in seinen Aufzeichnungen, bald nach seiner Ankunft schon habe Hansen seine Tätigkeit aufgenommen und dann ausserordentlich gut weitergearbeitet. Er habe nicht nur regelmässig den Wetterbericht gefunkt, sondern auch Informationen über Flugplätze und andere strategische Ziele mitgeteilt, die von den zuständigen Berliner Stellen stets als sehr wertvoll eingestuft worden seien.

Als Hansen seinen tausendsten Bericht mit seinen besten Grüßen an Hitler funkte, fühlte sich die Abwehr bemüssigt, seine Glaubwürdigkeit feststellen zu lassen. Man bildete, unter Vorsitz eines Obersten namens Maurer, der als höchst gewissenhafter und kritischer Kenner solcher Fälle galt, einen Sonderausschuss, dem die hartgesotenen Nachrichtenspezialisten, Fernmeldeexperten und sogar ein Psychiater angehörten. Sie kamen zu dem Urteil, dass der Mann, der diese unglaublichen Funksprüche sendete, tatsächlich Hans Hansen war und dass er gute Arbeit leistete.

Hansen arbeitete zur grössten Zufriedenheit – aber nicht nur der Abwehr. Er war auch der Staragent von MI 5 und Hauptdarsteller im Double-Cross-Spiel – praktisch vom Tage seines Eintreffens in England an.

Am Morgen nach dem Absetzen der beiden Agenten erstattete Hauptmann Gartenfeld Major Ritter Bericht. Soviel er beobachten konnte, war alles gut gegangen. Sie flogen in niedriger Höhe über den Kanal, um nicht vom Radarsystem erfasst zu werden, und stiegen dann auf 20'000 Fuss. Die Nacht war für ein solches Unternehmen ideal. In der Nähe des Ziels ging Gartenfeld auf 3'000 Fuss hinunter, drosselte die Motoren und ging dann zum Absetzen noch weiter bis auf 450 Fuss hinunter. Caroli sprang als erster. Hansen schien im letzten Augenblick zu zögern, aber nur kurz. Gartenfeld hatte es eilig. «Worauf warten Sie, Mann?» rief er ihm zu. «Los!» Inzwischen war auch Hansen ausgestiegen und schwebte durch die Dunkelheit hinunter. «Beide Fallschirme haben sich geöffnet, das habe ich gesehen», sagte Gartenfeld. «Ich bin sicher, sie haben es geschafft.» Caroli landete auf einer kleinen Lichtung, aber Hansen blieb in einem Baum hängen, und als er sich vom Fallschirm los-

schnitt, fiel er zu Boden. «Alles in Ordnung?» fragte Caroli. «Nein», knurrte Hansen. «Schöne Scheisse. Ich glaub, ich hab mir den Knöchel gebrochen.» Er sagte, Caroli solle ruhig losgehen: «Jemand wird mich schon finden, und vielleicht kriege ich die Sache hin. Ich glaube auch nicht, dass sie Spione mit gebrochenem Knöchel aufhängen.» «Das kommt nicht in Frage», sagte Caroli. «Entweder wir kommen zusammen durch oder wir gehen zusammen drauf.» Er bat seinen Freund, er solle ihn nur machen lassen. Er habe eine Idee. «Wir sind gar nicht so abgeschnitten, wie du glaubst. Wir haben doch die Klamotten.» Er deutete auf die Funkgeräte, die zusammen mit ihrem Gepäck an einem anderen Fallschirm heruntergekommen waren. «In Wohldorf halten sie die Verbindung offen und warten Tag und Nacht, ob sie was von uns hören. Na ja, dann hören sie eben früher was von uns, als sie dachten. Ich setze mich mit Ritter in Verbindung. Er hat doch diesen Waliser hier. Vielleicht kann er den aufstöbern, damit er uns hilft.» Er hatte keine Mühe, mit Wohldorf Verbindung aufzunehmen, und um fünf Uhr morgens klingelte bei Ritter das Telephon. «Schwierigkeiten mit 372,5», erfuhr er. «Hat gerade gefunkt, er muss mit Ihnen sprechen! Bitte, kommen Sie sofort!» Nun begann eine Folge von Ereignissen, die im Spionagespiel einmalig ist. Ritter fuhr nach Wohldorf, «sprach» mit Caroli und nahm dann mit Johnny Verbindung auf und bat ihn, seinen Leuten in Salisbury zu helfen. Johnny funkte zurück: «Zu gefährlich.» Doch Ritter erwiderte: «Sie müssen! Es sind unsere besten Leute. Sie brauchen Hilfe. Sie sind der Einzige, der sie retten kann.» Aber natürlich tauschte Ritter nicht mit Johnny Funksprüche aus. Johnny hatte keinen Zugang zu seinem Funkgerät. Ritter «sprach» direkt mit MI 5. Von da an stand die ganze Mission unter Kontrolle der Briten. Owens wurde verständigt und Hansen und Caroli zu Hilfe geschickt, nach dem komplizierten Plan, den Ritter mit Caroli vereinbart hatte. Der junge Schwede sollte seinen Partner in dem Wäldchen verstecken und es ihm so bequem machen, wie es ging, und dann zum Bahnhof von Salisbury gehen und auf Johnny warten. In hastig gewechselten Funksprüchen gab Ritter Johnny eine Beschreibung von Caroli und umgekehrt. Die Identifizierung sollte durch Kennwort erfolgen. Dann sollte Johnny Caroli zu Hansen begleiten, der im Wäldchen wartete, und den Verletzten zu einem zuverlässigen Arzt bringen. Danach sollte sich Caroli auf den Weg machen, während Hansen selbst für sein Weiterkommen sorgen musste – schliesslich hatte er ja sein eigenes Afu-Gerät.

Johnny führte diesen Auftrag aus. Bei ihrem letzten Treff in Lissabon ein paar Monate später erstattete er Ritter Bericht. «Glauben Sie mir, Doktor», sagte er, «es war eine aufregende Sache. Ich war zu der von Ihnen bestimmten Zeit auf dem Bahnhof, liess den Mann aber noch warten, um ihn zu beobachten. Ich musste sicher sein, dass er allein war. Es waren nicht viele Leute in der Halle. Ihr Mann stand allein vor einem

Fahrplan und schien sich Notizen zu machen. Einem Fremden wäre nichts Ungewöhnliches an ihm aufgefallen. Als ich dann auf ihn zutrat und so tat, als wollte auch ich nach einer Zugverbindung sehen, wobei ich das Kennwort nannte, fragte er kurz: «Wo soll ich meinen Freund hinbringen?» Ich gab ihm die Adresse eines Arztes, den ich kannte, und sagte ihm, zu welcher Zeit sie kommen sollten. Sie waren dann auch pünktlich zur Stelle, der Grössere trug den kleineren. Dieser Däne war mir sofort sympathisch, und während der Doktor sich um seinen Fuss kümmerte, sagte ich ihm, er könnte sich jederzeit mit mir in Verbindung setzen, vielleicht könnten wir zusammenarbeiten. Er sagte aber nichts, nickte nicht mal mit dem Kopf. Ist wahrscheinlich ein Einzelgängertyp. Der Arzt sagte, er behält den Mann bei sich, und danach habe ich von ihm nichts mehr gesehen und gehört.»

Genauso spielte sich die Sache natürlich nicht ab. Johnny begab sich, gefolgt von einer Ambulanz mit Arzt und einer Eskorte von Sicherheitsagenten und Beamten von dem Special Branch zu dem Treff und beschrieb die beiden Agenten. Mit von der Partie waren auch zwei Männer von Double-X.

Der junge Däne war der erste, der sich in sein Schicksal fügte. Nach einem längeren freundschaftlichen Gespräch mit den Leuten von «XX» schien Hansen die Dinge in einem anderen Licht zu sehen und erklärte sich ziemlich rasch bereit, als Doppelagent zu fungieren. Major Robertson, der scharfsinnige, kluge und liebenswürdige Chef von «Twenty» (wie «XX» gewöhnlich von den eigenen Leuten genannt wurde), suchte den Decknamen «Tate» für ihn aus, nach dem bekannten Komiker Harry Tate, dem er offenbar etwas ähnlich sah. Er bekam Russel Leigh als Führungsoffizier zugeteilt und auch einen Funker, obwohl Hansen sein eigenes Afu-Gerät selbst bedienen sollte. Als «Harry» (so nannten ihn die Leute seiner neuen Umgebung) nach kurzer Zeit den Gips abgenommen bekommen hatte, wurde er in einem der Verstecke von MI 5 in den Aussenbezirken von Watford, achtzehn Meilen von der Double-Cross-Zentrale in London entfernt, untergebracht.

Robertsons Frau Joan kümmerte sich um ihn, eine sehr hübsche Frau, die das Abenteuer ihres Mannes teilte, indem sie für «XX» so eine Art Hausmutter und für «Tate» Gastgeberin und Wärterin in einer Person wurde. Es herrschte immer Betrieb in diesem «Twenty»-Quartier, Funkgeräte waren in Tätigkeit, über die die Doppelagenten mit der Abwehr Verbindung hielten, und Führungsoffiziere und Funker kamen und gingen. Hansen genoss die behaglich-häusliche Atmosphäre im täglichen Umgang mit Mrs. Robertson, ihrem kleinen Töchterchen und dessen Kindermädchen und war mehr Gast als Gefangener. Er vergalt die Gastfreundschaft, indem er im Haushalt mithalf und hübsche Bilder von der Kleinen malte. Die überwachten Agenten waren alle in solchen bequemen Quartieren rings um London untergebracht. Man ging ganz richtig

davon aus, dass die Männer und Frauen, die diese schwierige Aufgabe ausführten, bereitwilliger mitarbeiteten, wenn man sie grosszügig behandelte.

Aber der kecke, eigenwillige junge Däne hatte seine Mucken, und seine wachsamen Gastgeberin musste bisweilen all ihren Charme und Schneid aufbieten, um ihn im Zaum zu halten. Doch Hansen konnte auch ein lustiger Geselle sein. Kurz nach seinem Einzug in das Haus in Watford, als Grossbritannien gebannt auf die überfällige Invasion wartete, stellte er zum erstenmal seinen Sinn für Humor zur Schau. Er sass zusammen mit Mrs. Robertson und dem Kindermädchen beim Abendessen, als sich die beiden Damen über das mögliche Eintreffen der Deutschen unterhielten. «Ich frage mich», sinnierte das Kindermädchen beklommen, «was passieren würde, wenn ein deutscher Spion plötzlich hier auf tauchte.» Das war ein Stichwort für Hansen. Er stand auf und spielte die Rolle des imaginären deutschen Agenten, wobei er demonstrierte, wie sich der Eindringling verhalten würde und die Vorstellung mit einem Scheinangriff auf das Kindermädchen abschloss. Mrs. Robertson war von diesem Unfug des deutschen Spions, der einen deutschen Spion spielte, gar nicht begeistert, aber das Kindermädchen, das von Harrys Vergangenheit nichts wusste, war hingerissen.

Caroli stellte sich als der schwierigere Fall heraus. Vor die Wahl gestellt zwischen Ham Common, der Haftanstalt von MI 5 für deutsche Spione in den düsteren Gemäuern einer ehemaligen Nervenanstalt, und den relativen Annehmlichkeiten der Arbeit für «XX», entschied er sich für die letztere. Er bekam den Decknamen «Summer», und «XX» benutzte ihn hauptsächlich, um den Deutschen «Informationen allgemeiner Art über den Raum Birmingham» mitzuteilen, für den Ritter ihn vorgesehen hatte. Aber er blieb störrisch und machte Ärger. Im Dezember 1940, als er noch keine vier Monate bei «Double X» war, versuchte er aus der Unterkunft, in der ihn MI 5 unter Bewachung hielt, zu entfliehen, und musste endgültig hinter Schloss und Riegel gebracht werden. Er wäre normalerweise vor Gericht gestellt und hingerichtet worden, aber er wusste zuviel über «XX», das grosse Täuschungsmanöver, das er so tapfer zu überlisten versucht hatte. Als Caroli im Dezember zu fliehen versuchte, musste er abgeschrieben werden. «XX» bediente sich Hansens, um den Deutschen mitzuteilen, dass sein Freund und Partner ausgefallen war. «3719 musste Tätigkeit aus dringenden Sicherheitsgründen abbrechen», funkte er. «Sein Funkgerät bei 3504 in Sicherheit.»

«3504» war Johnny, und Johnny war MI 5.

Hans Hansen machte nie solche Schwierigkeiten, trotz der ungewöhnlichen Freiheit, die er in einem Land genoss, dem er ursprünglich schaden wollen. Er erhielt sogar Zugang zu den Geheimnissen, die er hätte ausspionieren sollen, denn es gehörte zu den Richtlinien von «XX», Doppelagenten «das Leben eines echten Agenten mit allem Drum und Dran» führen zu lassen. Als Hamburg einmal «3725» anwies, Fa-

briken in Wolverhampton zu inspizieren und darüber zu berichten, wurde, bevor er antwortete, ein Besuch an Ort und Stelle für ihn arrangiert. Man ging klugerweise davon aus, dass der Agent bei einer solchen Exkursion an Informationen genauso heranzukommen versuchte wie ein Spion. Die Folge war, dass Tates Berichte immer überzeugend klangen und dass er nie über topographische oder örtliche Details stolperte. Auch bei seiner offiziellen Arbeit war er ein lustiger Kerl, und man lobte ihn wegen seines knappen, kraftvollen Telegrammstils. Für Russel Leigh, der seine Funksprüche erledigte, war es eine keineswegs langweilige Aufgabe, Hansens unerschöpfliche Schimpfausdrücke zu benutzen und seine Wutanfälle in den Meldungen durchklingen zu lassen.

Hansen hatte zwei Schwächen. Er fühlte sich seiner Familie sehr verbunden und versuchte ständig herauszubekommen, wie es ihnen drüben ging. Man erlaubte ihm, zwischen seinen Berichten Erkundigungen nach seinen Verwandten einzuschalten. Seine sprunghafte, unbekümmerte Art spiegelte sich in seinem Nachrichtenverkehr mit der Abwehr wider. Er brachte es fertig, Hamburg kurz und bündig mitzuteilen, dass er ein paar Tage Ferien zu machen gedenke, die er verdient zu haben glaubte. Oder er liess seine deutschen Freunde wissen, dass er jetzt für eine Woche oder so Schluss mache, weil ihm im Augenblick nicht nach Spionieren zumute war.

Bedeutend lukrativer vom MI5-Standpunkt aus gesehen war ein knauseriger, gewinnstüchtiger Zug in seinem Charakter. Er tat nie etwas umsonst, auch nicht auf einer geheimen Mission, die er ursprünglich aus ideologischen Gründen unternommen hatte. In seinen Funksprüchen an die Abwehr forderte er immer wieder und immer mehr Geld an. Am Anfang war es relativ einfach, ihm Mittel zukommen zu lassen über Verbindungen nach England, die die Abwehr noch zur Versorgung ihrer Agenten zu haben glaubte. Doch diese Kanäle versiegten, während sich Hansens Forderungen steigerten. Man konnte erkennen, wie hoch dieser angebliche Superagent in seiner Zentrale eingeschätzt wurde und wie unentbehrlich er für die Deutschen geworden war. Dies reizte den Appetit seiner Drahtzieher.

Im September 1941 verblüffte er Hamburg mit einem Ultimatum. Wenn sie ihm nicht die unerhörte Summe von 4'000 englischen Pfund schicken würden, könnten sie ihn alle am Arsch lecken, teilte er der Abwehr mit. So schockierend diese Meldung war, Ritter war eher beruhigt und erleichtert. «Das war so typisch für ihn», sagte er später. «Die Nachricht an sich bewies positiv, dass ‚3725‘ so vertrauenswürdig war wie eh und je.» Das Geld wurde schliesslich beschafft, doch wie sollte es Hansen zugeschmuggelt werden? Seine Mahnungen klangen immer dringender und arroganter, und Ritter bereitete sich schon auf den Verlust dieses unersetzlichen Mannes vor. Gerade als Hansens anscheinend letzte Nachricht eintraf – im Klartext gesendet, dass alle Welt sie lesen konnte: «Ich scheisse auf Deutschland und seinen ganzen Scheissgeheimdienst» – fand Ritter, eher belustigt als verärgert über einen weiteren typi-

schen Hansenschen Wutausbruch, einen Weg, ihm das Geld zukommen zu lassen. Man gab das Geld dem japanischen Nachrichtenchef in Berlin, der daraufhin Hauptmann Vicomte Kano, den Marineattaché in London, beauftragte, es Hansen auszuhändigen. In einer Reihe von Funksprüchen wies Ritter Hansen an, sich an einem bestimmten Abend um Punkt 20 Uhr an einer Bushaltestelle in der Edgware Road nahe der George Street einzufinden und auf den nächsten Bus Nr. 9 in Richtung Marble Arch zu warten und nach einem Japaner Ausschau zu halten, der in diesem Bus sass und die *Times* las. Er sollte zusteigen, sich neben den Japaner setzen und ihn nach einer Weile fragen: «Irgendwas Neues in der Zeitung, heute?» Der Japaner würde ihn dann kurz anblicken und ihm die Zeitung mit den Worten reichen: «Sie können sie haben, ich steige an der nächsten Haltestelle aus.» Genauso spielte es sich am 26. Oktober um 20 Uhr 11 ab. In der Zeitung versteckt befanden sich, an die Innenseiten festgeklebt, nicht weniger als achtzig Fünfzig-Pfund-Noten der Bank von England? Am nächsten Morgen reichte man Major Ritter einen Funkspruch von Hansen: «Lasse jetzt zwei Tage nichts von mir hören. Ich besaube mich heute Abend.»

Es waren dreizehn Agenten, als das Abwehrprojekt «Seelöwe» begann. Jetzt waren noch Hansen und Johnny übrig – glaubte Ritter. Waldberg, Pons, van den Kienboom, Meier, Drücke und Wälti sassen im Gefängnis. Vera war vermisst. Was wurde aus den anderen?

Drei der anonymen Angehörigen der Lena-Mannschaft kamen an den bezeichneten Stellen herunter, vergruben ihre Fallschirme und schafften es, auf getrennten Wegen unentdeckt bis fast an ihr Ziel zu gelangen.

Einer gelangte nach London, wurde aber noch am gleichen Tag in einem Lokal in Soho gefasst – er reichte der Kellnerin einige Lebensmittelmarken. Die Abwehr wusste nicht, dass man in britischen Restaurants keine Marken brauchte.

Der andere verriet sich beim Kauf eines Eisenbahnbilletts nach Bristol, der Stadt, die ihm als Standort zugeteilt war. Der Beamte am Schalter verlangte «Ten and six», und man rief die Polizei, als ihm der Mann zehn Pfund und sechs Schillinge reichte.

Die geheimnisvolle Figur der Mannschaft – der «holländische Flüchtling» namens «Jan Villen Ter Braak» – wurde in einem verlassenen Luftschutzraum in Cambridge erschossen aufgefunden. Er musste schon kurz nach seiner Ankunft getötet worden sein oder hatte sich selbst das Leben genommen, denn er hatte noch den bekannten Koffer mit seinen Sachen und dem Afu-Gerät bei sich.

\* MI 5 kassierte vom deutschen Geheimdienst auf solche Weise die erstaunliche Summe von 85'000 Pfund. Mit diesem Betrag konnte fast die gesamte Operation «XX» während des ganzen Krieges finanziert werden.



Damit war nur noch ein Mann nicht abgehakt. Er wurde nach Lancashire geflogen und landete im Manchester Ship Canal nahe der Mersey-Bucht oberhalb von Birkenhead. Er ertrank in der Nacht des 7. September 1940. Er wurde nie vermisst, hinterliess keine Lücke.

Caroli wurde bis 1946 in Ham Common festgehalten und dann in seine schwedische Heimat abgeschoben, wo er jetzt lebt. Hansen durfte nach dem Krieg in England bleiben.

### *Abstecher nach Deutschland: Johnnys letzter Treff*

Der schicksalhafte Sommer 1940 sollte die verwirrendste, sonderbarste Zeit in Johnny Owens hektischer Laufbahn als dreifacher Agent werden. Bei MI 5 fürchtete man, sein Nichterscheinen zu dem verpfuschten Trawler-Treff vor der Doggerbank würde Ritters Vertrauen in seinen Lieblingsspion erschüttern und diese wichtige Verbindung könnte von deutscher Seite abgebrochen werden.

Die «Nordsee-Episode», wie Johnnys MI 5-Hintermänner den misslungenen Trawler-Treff nannten, warf einige Fragen auf, was die Vertrauenswürdigkeit des kleinen Mannes betraf. Doch die Zweifel lösten sich zu seinen Gunsten auf. Man kam zu dem Schluss, dass «die dumme Sache zum grossen Teil auf ein echtes Missverständnis zwischen ‚Snow‘ und ‚Biscuit‘ über die jeweiligen Motive und Arbeitsmethoden des anderen zurückging». Man setzte das Spiel fort, zumal die Funkmeldungen, die Johnny weiterhin aus Hamburg erhielt, darauf hindeuteten, dass Ritter das Vertrauen in seinen Mann nicht verloren hatte und den Kontakt aufrechterhielt.

Bei der Wehrmacht herrschte fieberhafter Betrieb. Die Vorbereitungen für Seelöwe erreichten das Endstadium. Die Luftwaffe rüstet für «Adlertag», den Beginn ihres apokalyptischen Luftkriegs. Anfang August 1940, als die Abwehr sich auf den bevorstehenden Doppelschlag vorbereitete, wurde Owens in Alarmbereitschaft versetzt und erhielt genaue Anweisungen für die Rolle, die er in diesen historischen Ereignissen spielen sollte. Er sollte täglich zwischen Mitternacht und 2 Uhr 30 Wettermeldungen durchgeben und so oft wie möglich über die Schäden berichten, die die Luftangriffe bewirkten. Obwohl man ihm nichts von Seelöwe sagen konnte, ohne die Geheimhaltung dieser Operation zu gefährden, wurde er gebeten, durch seine Walsers das Küstengebiet zwischen Dover und Plymouth erkunden zu lassen und über die dortigen Verteidigungsanlagen zu berichten.

Johnny zeigte sich der Situation gewachsen – so gut, dass alle Verärgerung, die das Nordsee-Missgeschick hinterlassen haben mochte, verblasste. Owens funkte seinen ersten Wetterbericht des neuen Zyklus am 8. August: «Windrichtung Süd, Geschwindigkeit 1... Temperatur 73 Grad Fahrenheit... Sichtweite 4'500 Yards... Wolkenhöhe 2'500 Yards.» Im Übrigen waren seine Berichte am Vorabend des Sturms

sprunghaft und widersprüchlich, als wirkten sich die Unsicherheit und Unentschlossenheit, die beide Lager während dieser fiebrigen Tage gepackt hielt, auch auf seine Arbeit aus. In einem Bericht klagte er darüber, dass die Butter auf zwei Unsen pro Person rationiert und schwer zu bekommen war und dass die Regierung versuchte, der Bevölkerung eine nur mit Eipulver schmackhaft gemachte Kartoffeldiät zu verordnen. Im nächsten Funkspruch teilte er mit, die Lebensmittelsituation sei normal. Er gab einen sachlichen Bericht über Küstenbefestigungen und Hindernisse bei Dover, Folkestone, Hythe, Farnborough, Portsmouth und Reading, liess ihm aber eine törichte Meldung folgen, in der er mitteilte, die Schuhpreise hätten sich verdoppelt und in den Läden der Oxford Street seien keine Seidenstrümpfe mehr zu haben. Es war, als regte sich plötzlich ein patriotisches Gefühl in ihm, da England von einer Invasion bedroht war. Seine Funksprüche klangen ein wenig zu zuversichtlich, ihr selbstbewusster Unterton, der natürlich höchst subtil darauf abgestellt war, die Deutschen vom Angriff abzuhalten, hätte Ritter die wahre Urheberschaft dieser Berichte vermuten lassen können. Jene Küstenbefestigungen um Dover wurden in etwas zu glühenden Farben beschrieben. In einer Meldung hiess es, an die Home Guards seien Tausende von Maschinenpistolen und automatische Schusswaffen ausgegeben worden. Am 14. August verriet sich seine Ghostwriter um ein Haar, als sie in Johnnys Namen eine Meldung ausstrahlten, deren Zweck unverkennbar war. «Verteidigungsstab befürchtet Invasion», lautete sie. «Ungeheure Verteidigungsmassnahmen. Starke Kräfte bereit zum Angriff, falls Sie hier landen.» Auch in der Meldung vom 15. August klang dieser forsche Ton durch: «Freund im Luftfahrtministerium berichtet Flugzeugproduktion übersteigt Erwartungen. Nachschublager voller Ersatzteile. Britisches und amerikanisches Vertrauen in RAF-Personal hat stark zugenommen. Neue Maschinen erfolgreich erprobt.»

Dann war die Hölle los, und der ganze Bluff und Schwall seiner aufgemöbelten Meldungen ging im Rauch der Luftschlacht um England unter. Die Invasoren zeigten sich nicht, aber die Luftwaffe kam, und Johnny berichtete laufend darüber, wie sie zuschlug. Sein erster Bericht dieser Art ging am 18. August hinaus und betraf den Angriff auf Croydon: «Öltank, Maschinenteilfabrik und Landeplatz getroffen.» Dann schlossen sich in rascher Folge eine Reihe düsterer Meldungen an: «Wimbledon getroffen» ... «Hunderte von Häusern, Bahnstation und Fabriken bei Marton-Malden» ... «in Kenley und Mitcham viele Privathäuser beschädigt» ... «Flugplatz bei Biggin-hill getroffen».

«Habe erfahren, dass Luftfahrtministerium bald nach Harrogate verlegt wird», funkte er am 18. August. «Abwässeranlage Perryonk Westarayton Volltreffer 29.», meldete er am 1. September. «HMW Fabrik getroffen gleicher Tag. Am 30. Kasernen Feltan getroffen.» «Bei Angriff auf Vickers in Webridge», funkte er am 5. Septem-

ber, «siebzig Personen getötet, Montagehalle getroffen.» Am nächsten Tag berichtete er: «Albert Docks in Silvertown sowie Lagerhäuser und Öltanks in Flammen.» Am 9. und 10. meldete er sich nicht und entschuldigte sich dann dafür in seinem Funk-spruch vom 11. September, «konnte nicht senden», informierte er Ritter, «weil mein Garten in Richmond von Zeitzünderbombe getroffen.» Er entschädigte die Abwehr für das kurze Schweigen mit weiteren Erfolgsberichten: «Südbahn blockiert» ... «die Hangars in Croydon total zerstört» ... «fünfundsiebzig Transportmaschinen in Flugzeugfabrik Short Brothers in Rochester zerstört» ... «Werft in Kingston in Flammen.» Am 19. September begann er Angriffsziele für die Luftwaffe zu empfehlen. Die erste Empfehlung galt einer Munitions-fabrik und einer Flugzeugfabrik in Seighton.

Natürlich war keine dieser Meldungen von Owens verfasst. Die Informationen wurden alle bei MI 5 zusammengebraut, wo die Double-Cross-Organisation ihre Aktivitäten unter John Cecil Masterman, jetzt Major «im Sondereinsatz» zu entfalten begann. Aber wenn die Engländer selbst Johnnys Berichte schrieben, was war dann damit gewonnen, dass man dem Feind 10 genaue Angaben über seine Erfolge lieferte? Es war dies der erste – noch vorsichtige – Versuch, eine gewisse Kontrolle über die Zielauswahl der Luftwaffe zu gewinnen, indem man Berichte über verursachte Schäden manipulierte, die die Doppelagenten den Deutschen übermittelten. Diese Methode sollte grossen Erfolg haben; sie wurde in grossem Massstab unter Churchills persönlicher Leitung praktiziert.

Abgesehen von dieser strategischen Rolle der Double-Cross-Organisation hatte das Ausstrahlen dieser allgemein zutreffenden Informationen noch einen taktischen Grund. Owens Ruf als guter Spion sollte untermauert und seine Glaubwürdigkeit bei der Abwehr gestärkt werden. Major Masterman und seine Mitarbeiter bei Double-X waren sich darüber im Klaren, dass die schweren Angriffe der Deutschen auch einen Prüfstein für ihre Nachrichtendienste darstellten. Zerstörung aus der Luft konnte aus der Luft abgeschätzt werden. Aber die Luftaufklärung im Anschluss an Angriffe entsprach nicht ganz den Bedürfnissen der Luftwaffe. Die Deutschen brauchten unbedingt Beweise für ihre Erfolge oder Misserfolge, die nur aufmerksame Beobachter an Ort und Stelle liefern konnten. Es ging um viel mehr als blosser Zerstörung von Fabriken und Brücken, Docks und Wohnhäusern. Die RAF sollte vom Himmel heruntergeholt und die britischen Produktionsstätten lahmgelegt werden, aber man wollte auch die Moral der Bevölkerung und ihren Kampfeswillen treffen. Göring wollte England ohne Invasion zur Kapitulation zwingen. Die besten Luftaufnahmen sagten nichts über die psychologischen Auswirkungen der Angriffe aus. Darüber konnten nur Agenten berichten, die sich unter die Leute mischten, sie auf der Strasse beobachteten, an ihren Arbeitsplätzen, in ihren Stammkneipen, bei sich zu Hause, Agenten, die sozusagen das Ohr am Pulsschlag der Nation hatten.

Man durfte mit der Arbeit der Spione nicht willkürlich verfahren, durfte den Leuten der Abwehr, den Männern im Oberkommando, für die diese Agenten – offiziell – ihr Leben aufs Spiel setzten, nicht offensichtlich etwas vormachen. Das Material, das Masterman und seine Mitarbeiter für ihre überwachten Agenten bereithielten, musste mit äusserstem Scharfsinn bearbeitet sein – es musste den Feind zufriedenstellen, ohne ihm allzu grosse Vorteile zu bieten. Es musste *wahr* sein, damit die Glaubwürdigkeit der Spione gewahrt blieb und ihre Auftraggeber nicht misstrauisch wurden. Die Meldungen, die über Owens' Afu-Gerät hinausgingen, wurden in Deutschland mit Daten aus einer Vielzahl von Quellen verglichen. Sie konnten leicht als Fälschung entlarvt werden, wenn sie nicht mit dem Nachrichtenbild aus solchen anderen Quellen übereinstimmten.

Diese Weiterleitung genauer und aktueller Information direkt an den Feind bedeutete eine ungeheure Verantwortung. Äusserste Vorsicht und grösstes Fingerspitzengefühl waren dazu erforderlich. Man gründete zu diesem Zweck im Januar 1941 eine besondere Abteilung innerhalb von MI 5; sie wurde Double-Cross-Committee genannt und von Masterman geleitet. Ihre Aufgabe bestand in der Auswahl der Nachrichten, die die Engländer den Deutschen freiwillig zur Verfügung stellten. Auswahl und Formulierung in den auszustrahlenden Meldungen unterlagen der strengsten Prüfung. Risiken mussten eingegangen und ihr Ausmass abgeschätzt werden. Die Auftraggeber erwarteten natürlich von einem Agenten nur authentische Informationen; ein überwachter Agent musste sehr viele echte Informationen liefern, wenn er sich das Vertrauen der Leute erhalten wollte, für die er angeblich arbeitete.

Im Double-Cross-System herrschte der Grundsatz, dass keine Meldung an den Feind hinausging, die nicht von der zuständigen Stelle unter Einschaltung des Double-Cross-Committee geprüft worden war. Major Masterman sagte später, dass keine Übermittlung solchen Materials stattfinden konnte, ohne vorherige Zustimmung höherer Stellen, die die Verantwortung übernahmen.

Überwachte Agenten mussten «aufgebaut» werden – als gute Beobachter, sachliche Berichterstatter und vor allem als verlässliche Übermittler exakter Informationen. Anfang September ging es Double-X vor allem darum, Owens «aufzubauen». Man bereitete eine andere Mission für ihn vor, eine Mission, die so bizarr und kühn war, dass selbst deren Initiatoren ein wenig bang wurde.

Owens sollte dazu benutzt werden, Ritter einen anderen Agenten anzudrehen, der die Abwehr auf ihrem Terrain durchdringen und mit Informationen aus erster Hand über den inneren Apparat des Gegenspielers zurückkehren sollte. Die Frage war, ob man Owens trauen konnte. Der Einsatz war hoch. Scheiterte die Mission, hatten die Deutschen alle Trümpfe in der Hand. Das Leben eines Menschen hing von Johnnys Verschwiegenheit ab.

Wenn er Ritter den Plan verriet, war der neue Agent ein toter Mann. Colonel Robertson und Russel Leigh, Johnnys Führungsoffizier, waren überzeugt, dass Jonny kein falsches Spiel treiben würde. Nach der Fahrt mit dem Trawler und vor allem seit den deutschen Luftangriffen, war in dem Mann eine Veränderung vor sich gegangen. Auf einmal begann er die Deutschen als Feind zu betrachten. Nach jahrelanger Tätigkeit als Spion wurde er müde, sowohl physisch wie psychisch. Freund und Feind gleichzeitig zu betrügen, dieser schwierige Job machte ihm keinen Spass mehr, und er war es leid, im Trüben nach Geheiminformationen zu fischen. Er wollte Schluss machen und nach Kanada gehen. Er war bereit, diesen einen letzten Auftrag noch auszuführen, den schwierigsten, mit dem er sich je befasst hatte, und sich dann zurückzuziehen.\*

Der Plan für diese Mission war kurz nach dem gescheiterten Trawler-Treff im Mai ausgearbeitet. Johnny Owens' Begleiter auf der *Barbados*, «Biscuit», den er unter dem Namen Sam McCarthy kannte, wurde erneut auf die Reise geschickt. Als «Jack Brown» wurde er jetzt «aufgebaut», um die Rolle eines RAF-Deserteurs zu spielen, der sich in das Vertrauen der Deutschen einschleichen sollte.

Die Operation sollte in zwei Phasen vor sich gehen. Zuerst sollte Owens mit Ritter Kontakt aufnehmen, eine Begegnung in Portugal vereinbaren und ihm dabei von dem RAF-Deserteur erzählen. Zu einem zweiten Treff würde er Brown dann mitbringen und diesen selbst seine Sache vortragen lassen. Am 6. Juni 1940 schloss sich Owens' täglicher Wettermeldung die folgende geheimnisvolle Mitteilung an: «JKusreise beantragt. Habe geheime Dokumente, Einsatzplan RAF. Wann kann ich Sie treffen?»

Ritter antwortete sofort und vereinbarte ein Treffen in Lissabon zwischen dem 26. und 30. Juni 1940. Johnny reiste vierzehn Tage darauf ab und traf, mit dem Schiff von Liverpool kommend, am 30. Juni in Lissabon ein, wo Ritter im Hotel Duas Nocas unter dem Namen Dr. Rankin abgestiegen war und schon auf ihn wartete. Der Treff begann unter ungünstigen Sternen. Ritter hatte Johnny angewiesen, um Punkt 11 Uhr in einem bestimmten Café in Lissabon zu sein, wo er von einem Mittelsmann abgeholt werden würde, einem Deutsch-Brasilianer namens Carlos, der solche kleinere Aufgaben für die Abwehr in Portugal übernahm. Als Erkennungszeichen sollte sich Johnny an einen Eckstisch setzen, ein *grosses* Glas *Zitronenlimonade* bestellen und davon trinken, während er anscheinend völlig in die Londoner *Times* vertieft war. Johnny richtete sich genau nach den Anweisungen Ritters – bis auf eine Kleinigkeit: andere mochten sich etwas aus Zitronenlimonade machen, nicht aber ein Waliser.

\* Da Owens nie etwas ganz geradlinig tun konnte, hatte er sich noch einen anderen Plan für sein Ausscheiden aus dem Spiel überlegt. Er würde seinen Freund nicht verraten, sondern würde die Operation über die Bühne gehen lassen. Er würde die gefährliche Reise zu den Deutschen unternehmen, aber dann drüben bleiben und den anderen Mann allein nach London zurückkehren lassen.

Wenn Johnny auch jeden Drink verabscheute, der keinen Alkohol enthielt, so schloss er doch einen Kompromiss, indem er ein grosses Glas *Orangensatt* bestellte. Aber er konnte sich nicht dazu bringen, auch tatsächlich davon zu trinken. Carlos erkannte ihn sofort nach dem Photo, das ihm Ritter gezeigt hatte, aber er wagte es nicht, ihn anzusprechen, weil er das falsche Getränk vor sich stehen hatte. Am nächsten Tag war Johnny wieder in dem Café und bestellte *Orangensaft*. Diesmal wurde es Carlos zu bunt. «Entschuldigen Sie», sagte er, «es geht mich ja nichts an, aber warum bestellen Sie diesen *Orangensaft* wenn Sie ihn nicht anrühren?» Johnny schaltete. «So was Dummes», rief er aus. Dann brüllte er: «Kellner, bringen Sie mir ein grosses Glas *Zitronenlimonade*, verdammt nochmal!»

Carlos brachte ihn zu Ritter in ein Haus in den Aussenbezirken von Lissabon. Dies war ihre erste Begegnung seit Monaten, in denen so viel geschehen war. Eine gewisse Spannung schien in der Luft zu liegen. Ritter hatte doch einige Zweifel an dem kleinen Spion bekommen. Nicht, dass ihn die schmerzhafteste Erinnerung an das verpatzte Rendezvous verärgert oder argwöhnisch gemacht hätte. Nein, er konnte sich nicht recht erklären, wie Johnny es offenbar ohne Schwierigkeiten geschafft hatte, eine Ausreiseerlaubnis zu erhalten, eine Schiffspassage zu buchen und nach Lissabon zu kommen. Johnny ahnte, was Ritter beschäftigte. Und er gestand, dass er Doppelagent geworden sei – wahrscheinlich, weil er sowieso Schluss machen wollte. «Es ging nicht mehr anders», sagte er. «Zuerst dachte ich, einer der Skipper, die ich kenne, bringt mich als blinden Passagier 'raus, aber das war unmöglich. Ich bin nicht ohne Erlaubnisschein an die Docks herangekommen. Und da dachte ich, ich biete mich dem Geheimdienst an, nur so, einfach, dass ich für die arbeiten wollte, damit ich hierherkommen konnte. Zuerst waren sie natürlich argwöhnisch. Kann's ihnen nicht verdenken. Ich hab's auf die patriotische Tour versucht und sagte, als Soldat bin ich zu alt, vielleicht kann ich auf die Art was für England tun. Ich brauchte ihnen gar nicht so viel über mich zu erzählen. Der Hauptmann, der meinen Fall behandelte, sagte mir auf den Kopf zu, ich hätte für die Nazis gearbeitet. Aber dann sagte er: «Na ja, schön, wenn Sie mir alles sagen, kann ich Ihnen vielleicht helfen.»

Johnny berichtete dann weiter, dass er sich dem Hauptmann zu erkennen gegeben und ihm von seiner Verbindung zu ihm, Ritter, erzählt habe. «Da hatte ich's dann geschafft», sagte er. «Der Hauptmann hat mich geradeheraus gefragt: ‚Glauben Sie, Sie könnten sich irgendwo mit ihm treffen, vielleicht in Casablanca?‘ Ich sagte, Madrid oder Lissabon wäre einfacher, und darauf ist er dann eingegangen. Und so habe ich's dann hierher geschafft.» «Eine schöne Geschichte», sagte Ritter mit spöttischem Lächeln. «Doktor», erwiderte Johnny, «Sie müssen mir glauben! Wo wir uns so lange kennen! Hab ich Sie je im Stich gelassen oder übers Ohr gehauen?»

Und dann zeigte er, was er mitgebracht hatte – zunächst den «Kram», wie er es nannte, den ihm der Geheimdienst mitgegeben hatte (die Skizze eines neuen Flugplatzes irgendwo an der Küste von Kent und die Beschreibung eines Instruments, das mit ultravioletten Strahlen zur Ortung von Flugzeugen bei Nacht arbeitete), und dann die «heisse Ware», das Muster einer neuen Legierung zur Herstellung von Granaten und ein Stück der Hülse selbst. «Das ist aber noch gar nichts», sagte Johnny. «Ich habe etwas für Sie, da bleibt Ihnen die Spucke weg. Ich kann Ihnen einen entlassenen Fliegerleutnant liefern, der Ihnen einiges über die Royal Air Force erzählen könnte.» Der Köder war ausgeworfen, und Ritter schluckte ihn.

Es dauerte einige Zeit, bis der nächste Treff, mit dem RAF-Mann im Schlepptau, arrangiert war. Es war bereits September, als Johnny Ritter wissen liess, dass sein Mann nun zur Verfügung stand, und Hamburg der Abwehrzentrale in einem geheimnisvollen Telegramm mitteilen konnte, dass die mit Spannung erwartete Begegnung demnächst stattfinden werde: «3504» berichtet 20. 9., 23 Uhr 30, sein Bote begibt sich 24. oder 25. nach Hauptstadt von Land 18.» Der Bote war «Biscuit» alias «McCarthy» und jetzt «Jack Brown», den Johnny in einem Funkspruch an Ritter als einen «hundertprozentigen Freund» bezeichnete. «Land 18» war Portugal.

Ritter traf am 24. September in Lissabon ein, Johnny kam am 26., bleich, zitternd und schlapp nach einer stürmischen Überfahrt, auf der er seekrank geworden war. «Wo ist Ihr Freund?», fragte Ritter. «Wir konnten nicht gut dasselbe Schiff nehmen, ohne aufzufallen», sagte Owens. «Aber seien Sie unbesorgt, Doktor. Ich stehe zu meinem Wort. Jack wird morgen hier sein.» Nach zwei Tagen liess sich der Flieger noch immer nicht blicken. Der Sturm schwoll auf dem Atlantik zu Hurrikanstärke an. Carlos überwachte am Hafen alle einlaufenden Schiffe. Zwei portugiesische Schiffe und ein spanisches Schiff trafen aus England ein und dann ein amerikanischer Frachter, aber auf keinem von ihnen war der Mann, den man erwartete.

Endlich lief ein englisches Schiff ein, und nach einem Photo, das ihm Johnny gegeben hatte, erkannte Carlos seinen Mann, wie er gerade die Laufplanke herunterkam. Kennworte wurden gewechselt, ein Wagen fuhr vor, und Jack wurde zu dem Haus gefahren, in dem Ritter wartete. «Er war ein recht grosser, gut aussehender Mann Ende Dreissig», erzählte mir Ritter später, «mit regelmässigen Gesichtszügen. Ungewöhnlich waren nur die Augen. Sie waren bräunlichgrün und leicht vorstehend und völlig kalt, ohne leisesten Ausdruck, wie die Augen eines Blinden.» Sowie Carlos den Mann hereinführte, herrschte in dem Zimmer eine merkliche Spannung. «Nun, Doktor», sagte Johnny in lebhaftem Ton, zur förmlichen Vorstellung schreitend, «das ist Jack – das heisst, Mr. Brown – der RAF-Mann, den ich Ihnen versprochen habe.» «Guten Tag», sagte der Neuankömmling mit sanfter Stimme. Er lächelte schwach und sah Ritter mit seinem eisigen Blick an. «Ja», begann der Major, «Johnny hat mir schon

von Ihnen erzählt – Sie sind aus der RAF ausgestossen worden – wegen irgendeines Vergehens oder so etwas, glaube ich. Möchten Sie wirklich für uns arbeiten und glauben Sie, dass Sie etwas haben, woran wir interessiert sein könnten?» «Allerdings», sagte der Mann mit seiner monotonen Stimme, die zu den ausdruckslosen Augen passte. «Dann wollen wir nicht lange darum herumreden», meinte Ritter. «Kommen wir zur Sache.» Jack zog seinen britischen Pass aus der Tasche und reichte ihn dem Deutschen, der nur mit den Achseln zuckte. «Solche Formalitäten sind überflüssig», sagte er. «Ihr Pass kann genauso gefälscht sein wie meiner. Schliesslich kommen wir aus der gleichen Branche.» Der Mann zeigte sich nicht gekränkt. «Wir sind nur an Ihrer Arbeit interessiert», fuhr Ritter fort. «Mal sehen, was Sie zu bieten haben.» «Sie sind Luftfahrtexperte, hat mir Johnny erzählt», sagte der Mann. «Das bin ich auch. Bei meiner Erfahrung und meinen Verbindungen glaube ich, Ihnen einiges von dem sagen zu können, was Sie vielleicht wissen wollen.» «Für wieviel?» «Zweihundert Pfund Sterling im Monat», sagte der Mann. «Das lässt sich machen», meinte Ritter, und der Handel war perfekt.

Anschliessend sass man mehrere Stunden zusammen, und Jack Brown gab dem Major einen Überblick über das, was er mitgebracht hatte. «Die RAF hat einen Auftrag nach Amerika vergeben», sagte er, «vierzig Fliegende Festungen – die B/17BB/299/Y, und sie dürften bald fertig sein. Zwei von diesen Maschinen, die Prototypen, unternehmen bereits Versuchsflüge mit neuen schweren Bomben.» «Welches sind die technischen Details dieser Maschine?» fragte Ritter.

Der Mann rasselte die Angaben herunter und ging dann zum nächsten Punkt über. «Das ist vielleicht nicht allzu wichtig», sagte er, «aber der Kapitän der amerikanischen Staffel ist Bob Sweeney, ein Amerikaner, der einige Zeit in England gelebt hat.» Er berichtete weiter. «Die drei Clipper», sagte er, «die die RAF bei Boeing gekauft hat, werden dazu benutzt, die amerikanischen Überführungspiloten so schnell wie möglich in die USA zurückzubringen. Bis vor Kurzem sind sie noch mit den langsamen Geleitzügen zurückgefahren. Auf dem Flug in östlicher Richtung landen die Clipper in Nordirland, mit kanadischen Piloten, die dann zur kanadischen Luftwaffe in England stossen. Die Fliegenden Festungen werden übrigens nicht auf dem Luftweg überführt werden, sondern per Schiff. Die Montagefabrik Bristol», fuhr er fort, «wurde vor Kurzem nach Patchway an der Great Western Eisenbahnstrecke nördlich von Bristol verlegt. Die 3-, 4,5- und 7-Zoll-Flakgeschütze werden beweglicher gemacht. Die Räder werden seitlich angebracht und die Geschütze auf eine vierbeinige Lafette gestellt, so dass sie in weniger als zehn Minuten einsatzbereit sind. Die Traktoren, die die Geschütze ziehen, werden bei Dennis in der Portsmouth Road in Guilford hergestellt, am Fuss eines Abhangs, leicht zu erkennen an einer halbferigen Kirche.»



Nachdem Ritter eine Weile zugehört hatte, sagte er zu dem Mann, den er dabei zum erstenmal als Mr. Brown anredete: «Ich sehe, wir werden einige Zeit brauchen, um alles zu überprüfen, und ich kann nicht mehr länger hier in Lissabon bleiben. Ausserdem habe ich in technischen Dingen nicht genügend Erfahrung, um Ihre Informationen ganz auswerten zu können.» Und dann stellte er die Frage, die man bei MI 5 so scharfsinnig einkalkuliert hatte: «Wären Sie bereit, für ein paar Tage zu Gesprächen mit unseren Experten nach Deutschland zu kommen? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Offizier, dass ich für Ihre sichere Rückkehr nach Lissabon sorgen werde.» Der Mann sah ihn entgeistert an, aber Johnny rief aus: «Das hört sich tadellos an, Doktor – wann fahren wir?» «Langsam, Johnny», sagte Ritter, «Ich spreche nur von Mr. Brown. Beide kann ich Sie leider nicht mitnehmen.» Er wandte sich an Brown. «Nun?» «Welche Garantie habe ich, dass ich wieder aus Deutschland herauskomme?» «Ich habe Ihnen mein Ehrenwort gegeben», sagte Ritter. «Keine Angst, Jack», fiel Johnny ein, «Du kannst dem Doktor trauen.» Brown schien das Angebot abzuwägen. Dann sagte er, ohne irgendeine Gefühlsregung zu zeigen: «Okay, Sir, ich komme mit.»

Ritter reiste vor Brown ab, für dessen Weiterleitung Carlos mit Hilfe der Lissaboner Aussenstelle der Abwehr sorgte. Brown bekam einen norwegischen Pass, der auf den Namen Knut Carlsen ausgestellt war, und machte die Reise, begleitet von einem jungen Beamten der Abwehrstelle in Hamburg, an Bord einer Lufthansa-Maschine, mit Zwischenlandungen in Madrid und Lyon. In Hamburg wurde er im Hotel Vier Jahreszeiten untergebracht.

Eine Gruppe technischer Experten von der Abteilung I/Luft unter Leitung von Major Grosskopf flog nach Hamburg zu Besprechungen mit Brown. Brown gab eine gute Darstellung seiner selbst und überzeugte seine Befrager davon, dass er ihnen wirklich zu helfen versuchte. Das abschliessende Urteil der Experten ging dahin, dass er nichts eigentlich Wertvolles wusste, weder über die Luftfahrt-Technologie noch über den Aufbau der RAF – kein Wunder: Brown war ja auch kein Flieger. Was er über die RAF wusste, war ihm in einem Schnellkurs eigens für diese Mission eingetrichtert worden. Die Herren bedankten sich bei ihm und kehrten nach Berlin zurück.

Ein kritischer Augenblick ergab sich am letzten Tag seines Aufenthalts in Deutschland, der sehr unangenehme Folgen für Biscuit hätte haben können. Ritter hatte mit der Gestapo vereinbart, den Mann zu überwachen. In zwei Hotelzimmern neben dem seinen waren Kriminalbeamte untergebracht. Andere beschatteten ihn auf den kurzen Gängen durch die Stadt, die er anscheinend ohne Begleitung unternehmen durfte. Seine Beschatter konnten nichts Auffälliges bemerken. Brown sprach mit niemanden auf seinen Ausflügen, empfing keine Besucher in seinem Zimmer, führte keine Tele-

phongespräche. Er stellte keine Fragen. Wenn er – Ritter wurde den Argwohn nie los – als Doppelagent gekommen war, entweder um mit einem in Deutschland arbeitenden britischen Spion Kontakt aufzunehmen oder um selbst Spionage zu betreiben, dann hatte er offensichtlich seinen Auftrag nicht erfüllt. Er sah nur wenig in der Stadt und fand nichts, was für einen Geheimagenten von Wert gewesen wäre – ausser dem Abwehrapparat, mit dem er in Verbindung stand. Ritter kam nie auf den Gedanken – und er bezweifelt es auch heute noch –, dass gerade dies der Zweck von Browns Mission war: soviel wie möglich über die Abwehr herauszufinden, festzustellen, welche Offiziere die wichtigsten Positionen innehatten, wie sie aufgebaut war, wieviel man wusste und vor allem, woran man interessiert war, was England und die RAF betraf.

Browns letzter Abend in Hamburg – da war natürlich eine Feier fällig. Zusammen mit seiner Frau und Hauptmann Böckel, ging Ritter mit Jack in das vornehme Weinkelokal Jacobs. Es war eine fröhliche Abendgesellschaft, und Brown schien etwas aus sich herauszugehen, er lachte gelegentlich über Böckels Witze, lobte das Essen und tat sich am Wein gütlich. Er achtete nicht darauf oder bekam es nicht mit, als Frau Ritter ihrem Mann auf Deutsch zuflüsterte: «Sieh Dir mal seinen Siegelring an! Den kann man aufmachen. Solltest du ihn nicht mal näher untersuchen?» Für den Rest des Abends liess dieser Ring Ritter keine Ruhe.

Er musste immer wieder zu ihm hinsehen und versuchte sein Geheimnis auszuloten. «Der Ring, den Sie da tragen...», sagte er schliesslich, als er seine Neugier nicht mehr unterdrücken konnte. Er hatte den Eindruck, dass Brown ein wenig zusammenzuckte. «Oh», sagte Brown, «ein Familienerbstück, das ich von meinem Vater bekommen habe, und der hatte es wieder von seinem Vater.» Damit liess er den Ring auf schnappen und holte die Miniaturphotographie einer schönen jungen Frau aus dem winzigen runden Behältnis heraus. «Ihre Frau?» fragte Ritter. «Noch nicht», antwortete Brown und schien leicht zu erröten. Dann tat er das Bild wieder hinein, liess den Ring zuschnappen, und man wechselte das Thema.

Ritter war überzeugt, dass der Ring noch ganz andere Geheimnisse barg als das Photo einer Angebeteten. Man hatte gegessen, die Rechnung wurde bezahlt, und dann entschuldigte sich Ritter für einen Augenblick. Er ging zum Telephon im hinteren Teil des Lokals, rief das Büro der Abwehr an und bestellte einen Techniker von der G-Abteilung in eine nahegelegene Bar. Als er zum Tisch zurückkehrte, sagte er zu Brown: «Es ist Zeit für ein Gläschen, ehe wir Schluss machen.» «Ich fürchte, ich habe schon etwas zuviel getrunken», sagte Brown. «Ihr Wein ist ausgezeichnet, aber zu stark.» «Aber es ist doch Ihr Abschiedsabend, Mann», sagte Ritter betont leutselig. «Ich bestehe darauf, dass wir noch ein Gläschen trinken.» Als sie in der Bar an ihrem Tisch sassen, bestellte Ritter zwei doppelte Kognaks und prostete Brown zu: «Auf Ihre sichere Rückkehr nach Lissabon!» Er trank das Glas auf einen Zug aus, und

Brown musste es ihm gleichtun. Zwei Minuten später war Brown fest eingeschlafen. Der Techniker, den Ritter bestellt hatte, machte sich ans Werk. Man hatte Brown ein starkes Schlafmittel in den Kognak getan. Man liess ihn zusammengesunken auf seinem Stuhl sitzen, wo er seinen Rausch auszuschlafen schien, zog ihm den Ring vom Finger, öffnete ihn, holte die Photographie heraus, und der Techniker eilte damit zur Dienststelle der Abwehr, um sie näher zu untersuchen. Es dauerte keine Stunde, da war der Mann wieder da. «Auf der Bildseite war nichts, Herr Major», berichtete er. «Aber auf der Rückseite stand mit unsichtbarer Tinte eine Art Code geschrieben. Mehr kann ich nicht machen, da müssen jetzt unsere Leute von der Code-Abteilung ran.» «Wie lange wird es dauern, bis die den Code geknackt haben?» wollte Ritter wissen. «Schwer zu sagen – vielleicht eine Woche, vielleicht auch länger.» Ritter beschloss, Brown in Hamburg festzuhalten, bis das Ergebnis der Geheimschriftentzifferer vorlag. Es traf vier Tage später ein, brachte die Ermittlungen aber auch nicht weiter. Die Geheimschrift bestand aus einer Anordnung von Buchstaben und Zahlen – es konnte sich dabei um eine Adresse in Spanien und eine Telephonnummer handeln.

Ritter war geneigt, Browns Rückreise zu streichen. Aber dann sagte er sich, dass die seltsamen Zeichen allein ihn noch nicht berechtigten, sein gegebenes Wort zu brechen. Brown durfte an Bord einer Lufthansa-Maschine nach Lissabon zurückfliegen, wiederum begleitet von dem jungen Abwehrmann, der ihn schon auf dem Hinflug bewacht hatte. Nach einer kurzen Zwischenlandung in Lyon mussten sie in Madrid die Maschine wechseln, und während sie auf dem Flugplatz standen, entschuldigte sich Brown, um die Toilette aufzusuchen. Er wurde nicht mehr gesehen.

Die Sache war ganz einfach. Seine Mission war beendet. Er hatte das Unmögliche vollbracht – er war in Kriegszeiten in den Geheimdienst des Feindes vorgedrungen und war ungestraft davongekommen. Vom Flugplatz rief er die Nummer an, mit der die Entzifferer der Abwehr nichts hatten anfangen können – es war die Telephonnummer von Kenneth Benton, dem Madrider Vertreter von MI 6 – und meldete sich zurück. Er verliess die Toilette unbemerkt und fuhr mit einem Taxi zu der auf dem Bild im Siegelring mit unsichtbarer Tinte angegebenen Adresse. Noch in der gleichen Nacht wurde er nach Gibraltar gebracht und dann mit einem Kurierflugzeug der RAF nach England geflogen.

Johnny war inzwischen nach London zurückgekehrt und hatte über den Verlauf der Operation bis zum Tag von Browns Abreise nach Hamburg berichtet. Jack lieferte den Rest des Berichts dann nach. Als Johnny seinem alten Freund, dem Doktor, erfolgreich «den RAF-Mann Jack Brown» angedreht hatte, verschwanden er und Ritter von der Bühne des Spionagespiels. Ritter wurde mit anderen, weniger aufregenden Aufgaben in der Luftwaffe betraut.

Owens' letzter Funkspruch ging am 13. April 1941 um 11 Uhr 30 hinaus. Es war ein Wetterbericht an einem düsteren Tag, mehr hatte Johnny nicht mitzuteilen: «Windrichtung Südwest, Geschwindigkeit fünf Stundenmeilen... Bedeckt... Temperatur 50 Grad Fahrenheit... Sichtweite vier Meilen... Wolkendecke 3'200 Fuss.» Es war ein armseliger Schwanengesang des Meisterspions, der sich selbst im Spiel der Füchse «ausgefuchst» hatte. Die Briten nahmen Owens in Gewahrsam. Als er schliesslich 1945 freigelassen wurde, verschwand er von der Bildfläche. Er soll heute unter anderem Namen in Irland leben.

Aber Jack Browns Unternehmen war ausserordentlich und ohne Beispiel in der Spionage. MI 5 war nun in der Lage, den Feind besser einzuschätzen, wusste mehr über die Leute, die drüben die Geheimnisse der Royal Air Force auszuspionieren versuchten, und war mit gewissen Methoden der Abwehr vertraut. Die Abschirmung der RAF konnte verstärkt werden, weil man wusste, woran die Deutschen besonders interessiert waren.

Aber das war noch nicht alles. Die Mission von Jack Brown zeigte, dass die Gegenseite, wie sehr die Abwehr auch gelobt wurde, nicht allzu brillant arbeitete. Sie war der erste grössere Erfolg des Masterman-Teams, das nun seine Existenzberechtigung geliefert hatte: Das Double-Cross-System hatte seine Bewährungsprobe bestanden.

## Die Füchse in Amerika

### *Silhouetten in Schwarz auf Grau*

Noch bevor in Europa der Krieg ausbrach, arbeiteten Oberst Piekenbroek und Oberst Lahousen Pläne für spezielle Operationen in den Vereinigten Staaten aus, die auf lange Sicht die alliierten Kriegsanstrengungen beeinträchtigen sollten. Diese Pläne hatten jedoch einige Haken. Als es Hitler nach dem Polenfeldzug nicht gelang, England zu einem Friedensschluss zu bewegen, wollte er unter allen Umständen, dass die Vereinigten Staaten neutral blieben. Er wies Admiral Canaris an, alles zu vermeiden, was der amerikanischen Hilfe für Grossbritannien Vorschub leisten oder die Vereinigten Staaten in den Krieg treiben konnte.

Diese Politik wurde vom Auswärtigen Amt unterstützt. Lahousen fragte einmal formell bei Aussenminister von Ribbentrop an, ob irgendwelche politischen Einwände bestünden gegen die Aktivitäten der Abteilung II der Abwehr – das heisst, Sabotage – in den USA. Ribbentrop schrieb zurück, dagegen sprächen so ernste politische Bedenken, dass er sich solchen Plänen aufs Schärfste widersetze. Diese heimlichen Tätigkeiten wurden also gestoppt, und da die Verbindung der Abwehr mit den Vereinigten Staaten im Übrigen ausschliesslich durch schnelle deutsche Schiffe im Atlantikdienst aufrechterhalten wurde, die der Kriegsausbruch jäh vom Ozean fegte, riss diese Verbindung über Nacht ab. Die Einrichtung von geheimen Funkstationen in Amerika würde viel Zeit erfordern. Bis es so weit war und bis man das Kuriersystem auf Genua anlaufende neutrale Schiffe und den nach Lissabon fliegenden Pan American Clipper umgestellt hatte, sollten sich die Agenten ruhig verhalten.

Am 25. April 1940 wurde Admiral Canaris in einer sehr heiklen Angelegenheit, wie es hiess, zu Aussenminister von Ribbentrop gebeten. Deutsche Truppen hatten Narvik wiederbesetzt, und die Abwehr arbeitete Tag und Nacht an den letzten Vorbereitungen für die bevorstehende Invasion Belgiens und der Niederlande. Während der Unterredung in seinem Amtszimmer in der Wilhelmstrasse brachte Ribbentrop ausgerechnet das Problem der Spione der Abwehr in den USA noch einmal zur Sprache. Die schwierige Aufgabe, für die amerikanische Neutralität zu sorgen, sei ihm übertragen worden, sagte der Aussenminister. Canaris versicherte Ribbentrop, er brauche sich keine Sorgen zu machen, die Abwehr habe in Amerika keine Spione, die gegen die Armee und Kriegsmarine der USA Spionage trieben.

Dabei baute Canaris seine Aktivitäten in den Vereinigten Staaten tatkräftig aus. In einer Direktive an die einzelnen Abteilungsleiter der Abwehr vom 25. April, an dem er Ribbentrop die erwähnte Zusicherung gemacht hatte, sprach er von der Notwendigkeit, Informationen über amerikanische technologische und ökonomische Entwicklungen, auch innerhalb der Streitkräfte, zu beschaffen.

Einige Wochen später nannte er in einer weiteren Direktive beim Namen, was seine Agenten erkunden sollten. Man sei, so schrieb er, unter anderem an Erfindungen und neuen Konstruktionen aller Art für Armee und Kriegsmarine interessiert, besonders an neuen Typen von Flugzeugen, Flugzeugmotoren und Kriegsschiffen. Die Agenten arbeiteten unabhängig voneinander, hiess es weiter. Die Entdeckung der einen oder anderen Gruppe bleibe deshalb auf die Mitglieder der betreffenden Gruppe beschränkt und lasse die anderen unberührt.

Sobald die Wellen verebbt waren, die der Rumrich-Skandal aufgerührt hatte, sagten sich Fregattenkapitän Pheiffer und Major Ritter, die beiden für die Erfassung Amerikas zuständigen Offiziere, dass man nun wieder ins Geschäft einsteigen könne. Wie Pheiffer schrieb, wurden die Operationen mit verbesserten Sicherheitsmassnahmen wiederaufgenommen, und sie zeigten gute Erfolge. Eine grosse Anzahl hervorragender Agenten, die sich jetzt genau an ihre Anweisungen hielten, leisteten, so fügte er hinzu, beste Arbeit bei erstaunlicher Bewegungsfreiheit.

Sie stellten eine bemerkenswerte Truppe dar. Hermann Lang, der kleine Mann, der das Norden-Bombenzielgerät gestohlen hatte, war wie sein Kollege Everett Minster Röder bei der Firma Sperry Gyroscope noch immer auf freiem Fuss. Ein Agent namens Simon E. Ködel bezog einen Grossteil seiner Informationen direkt vom Kriegsministerium, weil er in dessen Adressenkartei stand. Lilly Stein, die unvermeidliche *femme fatale*, war noch immer Ritters Hauptverbindung zu Washingtons informierten Kreisen (u.a. zu einem hohen Beamten des auswärtigen Dienstes) und zu den Gerüchtekolporteurs und Klatschbasen der New Yorker «café society». Sie lieferte mehr Informationen denn je, desgleichen der unverwundliche Frederick Joubert Duquesne, der endlich als erster Mann in Ritters Spionagenetz anerkannt wurde.

Dies war ihre grosse Zeit. Wie Admiral Canaris später in einem Bericht an Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel feststellte, beschaffte Röder während dieser Periode die Pläne der gesamten Funkausrüstung des neuen Glenn-Martin-Bombers und ausser anderen von Sperry hergestellten Instrumenten geheimgehaltene Zeichnungen, die Entfernungsmesser, Blindflugeinrichtungen, einen Schräglage- und Wendeanzeiger und einen Navigatorkompass betrafen. Zur gleichen Zeit schickte Duquesne den Entwurf einer Batterie, eines Propellerantriebsmechanismus und die Zeichnungen zu zahlreichen anderen Geräten nach Deutschland. Der alte Profi arbeitete so ungeniert

und fühlte sich so sicher, dass er seine Auskünfte direkt an der Quelle einholte. Als er in der *New York Times* eine kurze Nachricht las, derzufolge der Chemical Warfare Service der Armee eine geheimnisvolle neue Gasmaske entwickelte, schaltete er sofort. Die Konstruktionszeichnungen einer neuen Gasmaske waren an sich schon von Interesse, man konnte daraus aber auch auf die Art der neuen Giftgase schliessen, die von der US-Armee entwickelt wurden. Entschlossen, sich Details über die Gasmaske zu beschaffen, schrieb er einen vorsichtig formulierten Brief an den Leiter des Chemical Warfare Service, in dem er sich als «bekanntere, verantwortungsbewusstere und angesehenere Schriftsteller und Vortragsreisender» vorstellte und um Information über die neue Gasmaske bat. «Seien Sie unbesorgt, falls diese Information vertraulich ist», hiess es zum Schluss des Briefes, «sie ist in den Händen eines guten Staatsbürgers». Er bekam postwendend seine Information zugesandt.

Aus dieser Kavalkade von Schatten ragte ein Agent am höchsten heraus, der den Codenamen «Dinter» führte, an dieser Stelle aber zum ersten Mal als Spion vorgestellt wird. Die High Society akzeptierte und umschwärmte ihn, weil er von echt europäischem Adel und mit einer Angehörigen der deutschen Aristokratie verheiratet war. Graf und Gräfin Douglas, wie sie sich nannten, wurden auf den exklusivsten gesellschaftlichen Veranstaltungen in Washington und New York herzlich und zuvorkommend begrüsst.

Graf Douglas gab sich als Staatsbürger Chiles aus. Er hatte, wie er sagte, dort ausgedehnte Besitztümer. Er war tatsächlich von Chile aus in die Vereinigten Staaten gekommen, aber das war noch nicht alles. Er war in Wirklichkeit Graf Friedrich Sauerma, im Ersten Weltkrieg deutscher Fliegerleutnant und später Angehöriger der Freikorpsverbände. Er spielte eine bedeutsame Rolle bei der Ermordung der Spartakistenführer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg am 15. Januar 1919. Als man die Sache näher zu untersuchen begann, wurde Graf Sauerma von seinen einflussreichen Freunden bei der Reichswehr nach Südamerika geschleust. Er heiratete Freda von Maltzahn, nahm den Mädchennamen Douglas seiner schottischen Mutter an und liess sich in Chile nieder. Er erwarb die chilenische Staatsbürgerschaft und hatte mit verschiedenen Unternehmungen recht guten Erfolg, bis ihm alte Freunde in Deutschland 1934 den Vorschlag machten, in die Vereinigten Staaten zu gehen und Spion zu werden.

Für einen Geheimagenten trat er zu Beginn seines Amerika-Aufenthalts ziemlich ungeniert auf. Er stürzte sich in New York eifrig in Intrigen, zusammen mit Dr. Hubert Schnuch, einem Demagogen, der in den USA mit Gewalt die Macht übernehmen wollte. Schnuch organisierte eine Privatarmee, genannt «Bunaste», und bestimmte den Grafen zum Chef ihres Geheimdienstes. Anfangs beschränkte Douglas seine Spionagetätigkeit auf die Beschattung von deutschen Klubs und Gesellschaften, die sich offen als Gegner der Nationalsozialisten erklärten. Die Korruption nahm im Un-

tergrund der Nationalsozialisten so überhand, dass einer von Schnuchs früheren Helfern, Anton Hägele, beschloss, «den Saustall der Führungsclique» auszuräumen. Hägele stellte Ermittlungen an und fand heraus, dass Schnuch und Douglas beträchtliche Summen aus dem Geheimfonds von «Bunaste» veruntreut hatten. Sie wurden aus der Organisation ausgestossen in einem Augenblick, da Dr. Schnuch sich rühmte, im ganzen Land 10'000 Mann zur Verfügung zu haben, die bereit waren, für ein nationalsozialistisches Amerika ihr Leben zu lassen.

Schnuch verschwand in der Versenkung, und Douglas musste sich nach einem anderen Job umsehen. Er fand ihn bei der Abwehr. Er erhielt den Decknamen «Dinter» und ein monatliches Gehalt von 500 Dollar und ein grosszügiges Spesenkonto zur Verfügung, damit er sich in der besseren Gesellschaft bewegen konnte, in der er bald zu Hause war.

Sein Hauptkontakt in Washington war, wie er sagte, ein Ehepaar, das wir einmal «die Whites» nennen wollen. Douglas' Telegrammen zufolge verkehrten die Whites in den exklusivsten und einflussreichsten Kreisen. Wie er berichtete, hatte Mrs. White bei einem Abendessen zwischen General George C. Marshall und einem ungenannten Mitglied von Präsident Roosevelts Kabinett gegessen. Der normalerweise recht schweigsame Stabschef beging, Douglas zufolge, eine Indiskretion, als er Mrs. White mitteilte, es stehe jetzt fest, dass Grönland, Island und die Azoren als alliierte Stützpunkte benutzt würden. In Douglas' Spezialcode über das Konsulat in New York nach Deutschland gemeldet, erwies sich dies als eine höchst aktuelle Information. Schon bald nachdem die Nachricht in Berlin eingetroffen war, wurde sie zum Teil bestätigt. Am 7. Juli landeten US-Streitkräfte auf Island, um britische Truppen abzulösen, die die Insel seit dem Frühjahr 1940 verteidigten. Bis zum 25. September wurden die Pläne zum Bau von Luft- und Seebasen in Grönland und Island fertiggestellt, genau wie Douglas angekündigt hatte. Washington erfuhr, dass Deutschland vorher davon Kenntnis erhalten hatte, und General Marshall ordnete eine Untersuchung an. Mehrere unschuldige Offiziere des War Department gerieten in Verdacht, aber weder das FBI noch Ermittler des War Department konnten das sogenannte «Grönland-Durchsickern» aufklären. Man kam nie darauf, dass die Information von Dinter stammte und dass General Marshall persönlich Douglas zu einem seiner grössten Knüller verholfen hatte.

Der Graf setzte seine Spionage in höchsten Kreisen fort, unterstützt hauptsächlich von den gastfreundlichen Whites. Einmal hörte Douglas mit an, wie Bud, der Sohn des Ehepaar White, am Telefon über ein schweres Maschinengewehr sprach, das in einer der Fabriken von General Motors am Fliessband produziert wurde. Die Luftwaffe, so hiess es, wollte es in die Tragflächen von Kampfflugzeugen einbauen. Es sollte mittels eines Knopfes am Höhenruder bedient werden, und das Zielen sollte über einen Spiegel am Instrumentenbrett erfolgen. Douglas zog die bestinformierten



Gäste in ein Gespräch, stellte ihnen pointierte Fragen und brachte sie dazu, ohne Hemmungen zu reden, indem er so tat, als wisse er über das jeweilige Thema bereits Bescheid. Nach einem Abendessen im Hause eines als Baron bezeichneten Mannes, in dessen Verlauf er neben «einem in der kanadischen Luftwaffe diensttuenden amerikanischen Piloten» gesessen hatte, war Douglas in der Lage, «ein verbessertes amerikanisches Bombenzielgerät» in allen Einzelheiten zu beschreiben. Im Anschluss an eine andere Party berichtete er nach Köln, dass bald eine neue Vorrichtung bei den amerikanischen Entfernungsmessern das Fadenkreuz durch zwei übereinander angebrachte farbige Scheiben ersetzen werde. Wo normalerweise das Fadenkreuz sei, würden die Komplementärfarben miteinander verschmelzen und die Scheiben in der gewünschten Entfernung farblos machen.

Auf einer anderen Party lernte Douglas einen Angestellten der Bendix-Werke, einer Firma auf dem aeronautischen Sektor, kennen, und er brachte den Ingenieur dazu, über gewisse «neue Entwürfe» zu sprechen; indem er an der Originalkonzeption Kritik übte, verleitete er den Ingenieur, ihm die Pläne zu zeigen. Da er ja selbst in der Aeronautik genau Bescheid wusste, versicherte er, er könne die Pläne in einem neuen Entwurf verbessern. «Geben Sie die verbesserte Version als Ihren eigenen Entwurf aus», forderte er den Ingenieur heraus, «dann können Sie damit Eindruck schinden.»\*

In New York arbeitete Dr. Herbert Gross getarnt als Korrespondent deutscher Handelsblätter. Als heimlicher Abwehrgent hatte er sich auf Industrie- und Wirtschaftsspionage und die Komplexitäten der Beziehungen Amerikas zur Sowjetunion spezialisiert. Er war Leiter eines kleinen Rings, dessen Mitglieder in seinen Berichten unter den Namen «Prochoroff» und «Rurick» auftauchten. Was er zu melden wusste, gefiel seinen Vorgesetzten in Berlin so sehr, dass Oberst Piekenbroek ihn für seine «ausgezeichnete Arbeit» lobte und dafür sorgte, dass er reichlich belohnt wurde. Wie es einem auf die Hochfinanz spezialisierten Agenten zukam, war Gross das bestbezahlte Mitglied des amerikanischen Spionagenetzes. Während die kleinen Agenten nur einen Hungerlohn bezogen, erhielt Dr. Gross am 18. April 1941 9'500 Dollar und insgesamt über 75'000 Dollar. Das Geld wurde ihm über den Generalkonsul in New York zugeleitet.

Der führende Kopf der Abwehr von 1939 bis 1941 war ein international bekannter Zeitungsmann und Doyen der deutschen Ausländskorrespondenten – Paul Scheffer, ehemaliger Chefredakteur des renommierten *Berliner Tageblatts*. Scheffer, ein Mann von untersetzter Gestalt, der, wie jemand einmal sagte, an einen gerade über die Sünde

\* Dinter blieb als Abwehrgent bis Herbst 1941 in den Vereinigten Staaten und verließ dann New York mit Plänen, die sich, wie er behauptete, auf ein verbessertes Bombenzielgerät bezogen. Er ging zuerst nach Südamerika und dann nach China und blieb auch während dieser Zeit Abwehrgent. Zum letzten Male wurde er 1943 in einem Pekinger Krankenhaus gesehen. Er litt damals an der Krankheit, an der er bald darauf starb.

nachdenkenden Abt erinnerte, war in den Vereinigten Staaten als Korrespondent des Goebbelschen Propaganda-Wochenblattes *Das Reich*. Er verstand es sehr gut, seine neue Gesinnung zu verbergen, indem er auf seine liberale Vergangenheit hinwies und mit alten Freunden Verbindung hielt, die nichts von seiner politischen Metamorphose wussten. Als makellos gepflegter Boulevardier-Typ mit untadeligen Manieren und auserlesenem Geschmack wusste er Zweifler schnell zu beruhigen, indem er Kritik am Nationalsozialismus übte beim Essen im Chambord auf der Third Avenue, New Yorks bestem und teuerstem französischen Restaurant in jenen Tagen, wo er immer darauf bestand, die Rechnung zu bezahlen.

Scheffer praktizierte noch einige der altherwürdigen Riten seines Berufs. Er wohnte in der East 57<sup>th</sup> Street, liess sich aber seine vertrauliche Post in ein altes Sandsteinhaus in der East 51<sup>st</sup> Street schicken, das offensichtlich unbewohnt war. Einmal täglich fuhr Scheffer mit einem Taxi dorthin, ging schnell zum Briefkasten am Eingang, holte seine Post heraus und fuhr wieder davon.

Solche Heimlichkeit war für Scheffer nichts Neues. Er hatte in Moskau sowohl das *Berliner Tageblatt* wie die Abwehr vertreten, und zwar als Canaris' persönlicher Verbindungsmann zu dem ranghöchsten Agenten, den die Deutschen je in der Sowjetunion hatten. Im Verzeichnis der Abwehr unter dem Decknamen «Reinhold» geführt, war dieser Mann Michail Alexandrowitsch Tschernow, Leiter des ukrainischen Handelskommissariats, ehe er Volkskommissar für Landwirtschaft in der UdSSR wurde.

Im Winter 1937, als das NKWD Tschernows lukrative Nebenbeschäftigung herausfand, wurde Scheffer aus der Sowjetunion ausgewiesen. Seine Tätigkeit als Zwischenträger kam im Verlauf von Tschernows Prozess in ihrem ganzen Umfang ans Tageslicht. Es erhoben sich jedoch keine Einwände, als er, nach einem kurzen Pflichtbesuch in der Zentrale der Abwehr, als Korrespondent von Goebbels' Propaganda-Wochenzeitung in die Vereinigten Staaten geschickt wurde. Seine Aufgabe bestand in politischer Reportage – nach aussen hin für *Das Reich*, insgeheim aber für die Abwehr. Seine geheimen Berichte wurden so hoch geschätzt, dass Oberst Pickenbroek sich ihre Bearbeitung persönlich vorbehielt.

Carl Edmond Heine war ein leitender Angestellter der Automobilbranche aus Detroit, bei dem sich alle deutschen Kanten durch jahrelangen Umgang mit den entsprechenden Kreisen dieser wohlhabenden Stadt schon abgeschliffen hatten. Ein elegant gekleideter, redegewandter Mann von achtundvierzig Jahren, hatte er als Exportmanager bei Chrysler und Ford gearbeitet, bis Ford ihn nach Deutschland schickte als Direktor seiner dortigen Tochterfirma.

In Deutschland wurde Dr. Ferdinand Porsche, der geniale Konstrukteur des Volkswagens, auf ihn aufmerksam. Er fragte Heine sehr vorsichtig, ob er darab interessiert

sei, in die Staaten zurückzukehren, um dort zwar auf seinem Gebiet, aber in einer anderen Eigenschaft zu arbeiten. Er liess durchblicken, dass die Aufgabe, an die er dachte, gewisse Risiken barg, fügte aber, um ihn zu überreden, hinzu, er könne Deutschland damit einen grossen Dienst leisten. Heine liebte zwar seine Wahlheimat, doch jetzt verspürte er starkes nationales Gefühl und gab ein gewisses Interesse zu erkennen, worauf ihn Porsche an Dr. Wirtz verwies, Leiter der Luftfahrtabteilung der Volkswagenwerke und Abwehrbeamter.

Dr. Wirtz erklärte Heine, seine Arbeit werde darin bestehen, normalerweise nicht erhältliche Informationen über die amerikanische Automobil- und Luftfahrtindustrie zu beschaffen. Heine zögerte. Er schreckte davor zurück, einen guten Managerposten bei Ford aufzugeben, der ihm das für damalige Verhältnisse phänomenale Jahresgehalt von 30'000 Dollar einbrachte. Porsche und Wirtz appellierten an seinen Patriotismus, und Heine sagte zu. Er wurde dann zu den üblichen Geheimbesprechungen mit Major Ritter und Hauptmann Hermann Sandel von Ast X nach Hamburg geschickt, und die Sache war perfekt.

Heine wurde kursorisch im Textverschlüsseln und im Umgang mit Geheimtinten ausgebildet und «indoktriniert», um seinen Patriotismus zu stärken, der gelegentlich etwas lahmt. Kurz vor seiner Abreise sagte man ihm, er solle seinen amerikanischen Pass behalten, aber insgeheim auf seine Staatsbürgerschaft verzichten (das heisst, ohne die amerikanischen Behörden davon zu verständigen) und wieder Deutscher werden, damit er den Rang eines Hauptmanns der Reserve bei der Luftwaffe erhalten könnte. Heine zögerte, alle Brücken hinter sich abzurechnen und traf noch als amerikanischer Staatsbürger mit seinem echten Pass über Peru in den Staaten ein, um seine neue Karriere zu beginnen. Er kehrte nach Detroit zurück und liess sich dort in suburbaner Wohlhabenheit nieder. Er knüpfte seine beruflichen Kontakte wieder an und erneuerte alte Freundschaften.

Mit Hilfe seiner Beziehungen war es ihm ein leichtes, Daten über die Automobilindustrie zu erhalten, aber Material über die Luftfahrtindustrie zu beschaffen erwies sich als recht schwierig. Als seine Bemühungen ergebnislos blieben, griff er schliesslich zu einer recht simplen Methode. Er gab in der Zeitschrift *Popular Aviation* Insetate auf, in denen er sich ganz offen an Informationen über «Entwicklungen» in der Luftfahrt interessiert zeigte. Er erhielt mehrere Zuschriften, darunter auch eine von einem jungen Mann namens Bob Aldrich, der auf dem Gebiet ausgezeichnet informiert zu sein schien. Heine sagte Aldrich, er brauche die Informationen für sein Geschäft, verstehe aber so wenig von der Fliegerei, dass er sich mit seinem jüngsten Sohn nicht einmal über das einfachste Modellflugzeug unterhalten könne. Dann versetzte er Aldrich in Erstaunen, indem er ihm gezielte Fragen stellte, die sich auf so komplexe Vorrichtungen wie gewisse Kompressoren für Maschinen in grossen Hö-

hen und neue Kondensatoren bezogen. Er zahlte Aldrich und anderen, die auf seine Inserate geantwortet hatten, zwanzig Dollar pro Information.

Er besass auch ein Empfehlungsschreiben von einem Luftwaffenpiloten namens Löhr an einen «Mr. Vollmecks», der zur Detroitter Zweigstelle der Zivilluftfahrtbehörde (Civil Aviation Board) gehörte. Vollmecks überreichte ihm einen Stoss freigegebener Pressemitteilungen der CAB, aber als Heine sich nach Einzelheiten erkundigte, meinte der wachsamer Beamte, er solle sich diese Angaben bei den zuständigen Behörden in Washington besorgen. Heine folgte dem Rat und erhielt auf diese Weise zu seinem Erstaunen einen grossen Teil der als geheim geltenden Informationen, die Vollmecks ihm nicht hatte geben wollen.

Waren auch seine Beschaffungsmethoden primitiv, so wurden die gesammelten Nachrichten in seinen erfahrenen Händen doch zu wertvollem Geheimdienstmaterial. Er bereitete das Rohmaterial auf und vervollständigte es aufgrund seiner Kenntnis und Erfahrung, setzte verstreute Daten zu einem Bild zusammen und füllte die Lücken mit Vermutungen aus.

Es gab noch viele mehr – kleine Späher und Lauscher, Zuträger und Zwischenträger und ihre teils geldgierigen, teils leichtgläubigen Helfershelfer. Dies waren die unschätzbaren Hintermänner, Männer und Frauen, die unter gewissen V-Männern arbeiteten und an den Stellen sassen, wo die Geheimnisse gemacht wurden. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft ganz gewöhnlicher Menschen, die aus nationalen Interessen in das grosse Abenteuer inmitten ihres oft recht ereignislosen Lebens hineingezogen wurden. Sie hatten nichts von der hochnäsigen Eleganz und Raffinesse des legendären britischen Geheimagenten noch von dem blasiert-zynischen Gebaren des französischen *espion*.

Aber der Admiral hatte allen Grund zur Zufriedenheit. Im Sommer 1940 fühlte sich Canaris dazu berechtigt, General Franz Halder, dem Generalstabschef des Heeres, einen Bericht zuzuleiten, in dem die Leistungen seiner Agenten in den Vereinigten Staaten hervorgehoben wurden. Nachdem er Umfang und Bedeutung ihrer Tätigkeit im Allgemeinen geschildert hatte, kam er auf die Erfolge im Einzelnen bis zu diesem Zeitpunkt zu sprechen. Diese nahmen sich seiner Darstellung nach wie folgt aus:

1. Die Agenten sorgten für einen ständigen Zustrom von technischen Berichten, hauptsächlich über die Vereinigten Staaten – komplette Pläne der neuesten Kriegsschiffe, Flugzeugträger und Zerstörer. Hohe Kosten für Forschung und Entwicklung konnten durch Erwerb ausführlicher Konstruktionspläne und wichtiger Geräte (Norden-Bombenzielgerät, etc.) eingespart werden.
2. Sie berichteten fortlaufend über die anglo-amerikanischen Verhandlungen über die Lieferung von Waffen, Munition und Material (Flugzeuge) und ihren Transport von Amerika nach England. Zwischen dem 1. April und 31. Dezember 1939 gin-

gen, Zeitungsausschnitte nicht mitgerechnet, 171 solcher Berichte ein.

3. Sie meldeten ständig das Auslaufen von Geleitzügen mit Kurs auf England oder Frankreich.
4. Sie hielten die deutschen Stellen ständig auf dem Laufenden über alle Schiffsbewegungen an der Ostküste der Vereinigten Staaten.

### *Das mexikanische Cockpit*

Als sich Hitler in einer privaten Besprechung am 8. Juni 1940 gegen Spionage in den Vereinigten Staaten wandte, wagte es Canaris nicht wie im Falle Ribbentrop, sich über die Anweisung hinwegzusetzen. Er liess seine amerikanische Organisation zwar unter ihrem Tarnmantel weiter bestehen, beschloss aber, seinen leitenden Mann aus den Vereinigten Staaten zurückzuberufen und die Leitstelle seines amerikanischen Spionagenetzes nach Mexiko zu verlegen.

Canaris' nomineller Chefspion war keine so wichtige oder einflussreiche Persönlichkeit, wie dieser Titel glauben machen könnte. Er war nur ein besserer Kiebitz – man erinnerte sich kaum seines Namens, geschweige denn irgendwelcher Leistungen, die er vollbracht hätte. Meydel war ein verarmerter, ungebundener österreichischer Baron, der seinen alten Freund Lahousen dazu gebracht hatte, ihm den Posten zu geben. Er war in der ersten Aufregung nach Kriegsausbruch nach Amerika geschickt worden. Meydel erwies sich als träger, arroganter Playboy, der in New York und Washington auf Kosten der Abwehr ein flottes Leben führte. Er forderte damit scharfe Proteste von Karrierediplomaten der Botschaft heraus, die darauf hinwiesen, dass die Unvorsichtigkeit dieses aufgeblasenen Esels die Abwehr blossstellen und die Botschaft zu kompromittieren drohe. Canaris benutzte nun die Gelegenheit, um sich Meydels zu entledigen.

Von dem Umzug nach Mexiko versprach sich Canaris sehr viel. Die grosse lateinamerikanische Republik hatte es den Deutschen schon immer angetan, wahrscheinlich weil sie glaubten, der erbitterte Hass auf die nordamerikanischen Gringos bestehe südlich der Grenze noch immer fort. Zweiundzwanzig Jahre zuvor war zweifellos einer der entscheidenden Faktoren für den Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg Aussenminister Arthur Zimmermanns törichtes, dem prodeutschen Präsidenten Venustiano Carranza gegebenes Versprechen gewesen, New Mexico, Arizona und Texas wieder mit Mexiko zu vereinigen, wenn er den Vereinigten Staaten den Krieg erklärte. Auch damals hatte es in Mexiko von deutschen Spionen und Saboteuren gewimmelt – unter ihnen so gefährliche Agenten wie Walter Jahnke, Lothar Wittke (alias Pablo Waberski) und S. Anthony Delmar –, die das Land bei ihren Angriffen auf die Vereinigten Staaten als Asylzone benutzten.

Bestechung und südländisches Laissez-faire machten Agenten die Arbeit in Mexiko relativ leicht. Mit gefälschten Papieren konnten die Deutschen in Mexiko geheime Kurzwellensender unterhalten, was ihnen in den Vereinigten Staaten auf die Dauer nicht möglich gewesen wäre. Schon 1936 war Dr. Heinrich Norte unter dem Deckmantel eines Leiters der Gesandtschaftskanzlei nach Mexiko geschickt worden, um die Arbeit vorzubereiten und vor allem mit dem schon weitverzweigten Spionageapparat Verbindung aufzunehmen, den die Japaner entlang der gesamten Pazifikküste aufgebaut hatten.

Der deutsche Gesandte, Baron von Ruedt, ein Karrierediplomat der alten Schule, wusste wenig von dem, was hinter seinem Rücken vorging, und schon dieses Wenige beunruhigte ihn. Von der Gesandtschaft griffen die Fühler der Abwehrstelle nach draussen. Ein Agent namens Hilgert schickte, wenn er nicht gerade betrunken war, geheimdienstliche Informationen nach Berlin, die Heer und Kriegsmarine betrafen. Ein anderer Agent, Hermkes, arbeitete unter der Maske eines Geschäftsmannes für Fregattenkapitän Pfeiffer. Major Georg Nikolaus und Agent Rüge hatten sich auf Wirtschaftsspionage spezialisiert.

Dr. Joachim A. Hertslet, ein dynamischer junger Mann, bei der schon überbesetzten Gesandtschaft als Rechtsberater geführt, war ständig innerhalb und ausserhalb von Mexiko unterwegs, um dafür zu sorgen, dass unter Umgehung der sich verdichtenden britischen Blockade der Zustrom von Öl nach Deutschland aufrechterhalten blieb auf dem Umweg über Italien, Japan und die sibirische Küstenprovinz Primorski. Er versuchte auch geheime Treibstoffbasen im Golf von Mexiko und in der Karibischen See einzurichten, wo Langstrecken-U-Boote auftanken konnten. Er war in Mexiko kein Neuling, er hatte hier schon 1938 ein Tauschabkommen abgeschlossen, aufgrund dessen Deutschland gegen Industrieprodukte Öl bezog. Hertslet hatte viele einflussreiche Freunde in Mexiko, die er und seine hübsche junge Frau oft in ihrem Haus auf dem Monte Blanco zu Gast hatten; auch Staatspräsident Cardenas kannte er gut.

Karl Berthold Franz Rekowski, ein österreichischer Geschäftsmann, der einmal bei H. Bischoff and Company in New York im Ex- und Importhandel gearbeitet hatte, war der Sabotageexperte der Abwehr, der sich ausschliesslich für mögliche Ziele in den USA interessierte. Er heuerte Iren an, die in Rüstungsfabriken und auf Schiffen Sabotage betreiben sollten.\*

Um sich dieser bunten Kollektionen von Spionen, Saboteuren und Unruhestiftern anzunehmen, wurde im Oktober 1939 Oberstleutnant Karl von Schleebrügge nach Mexiko gesandt, der vor dem Krieg Truppenkommandeur bei der Berliner Garnison und

\* Zu den Agenten in Mexiko – es gab ihrer Dutzende – zählten u.a. ein Wirtschaftler, mehrere Küstenbeobachter, ein Mann in Mexico-City, zwei in Tampico und einer in Mazatlán.

gerade aus dem Polenfeldzug zurückgekehrt war. Ein zweifellos fähiger Frontoffizier, hatte er keinerlei Erfahrungen auf dem Gebiet des Geheimdienstes. Was Admiral Canaris veranlasste, ihn auf diesen wichtigen Posten zu schicken, war offenbar weder in Mexico-City noch seinen Mitarbeitern bekannt.

Schleebrügge, ein Verwandter Franz von Papens, war, hochgewachsen, steifnackig, leutselig, der Typ des stockkonservativen Militärs, samt Monokel und Gamaschen. Er schwebte meistens erhaben über den zwielichtigen Machenschaften seines neuen Postens und verschanzte sich in seinem eleganten Haus in der Donata Guerra 142, wo er nur mit seinesgleichen verkehrte, nie mit seinen Untergebenen von der Abwehrstelle. Bald kam sogar Baron von Ruedt zu dem Schluss, dass dieser transplantierte Oberst nicht der richtige Mann für eine so delikate Aufgabe war. Herr von Schleebrügge, so schrieb der Gesandte an das Auswärtige Amt, ziehe unvermeidlich mit seinem martialischen Gebaren und militärischen Auftreten die Aufmerksamkeit auf sich.

Doch es tat nichts zur Sache, wie gut oder schlecht der Chef war. Die anderen Angehörigen der Aussenstelle verstanden ihr Geschäft und leisteten gute Arbeit, ohne sich um die Launen oder Anweisungen ihres Vorgesetzten zu kümmern. Trotz ihres unfähigen Chefs und bei einer äusserst langsamen Verbindung über 7'000 Meilen bis zur Zentrale in der Heimat, arbeitete die mexikanische Aussenstelle ausgezeichnet und verbuchte einen Triumph nach dem andern. Der tatkräftige Dr. Hertslet schmuggelte Öl auf japanischen oder anderen achsenfreundlichen Schiffen aus dem Lande. Dr. Norte legte die Grundlagen zu dem späteren phantastischen «Bolivar-Netz» von geheimen Kurzwellensendern, die so eilige Nachrichten wie Geleitzugrouten nach Deutschland übermittelten.

Mit der Zeit wurden jedoch die Mängel und Schwierigkeiten einer grösseren Spionageorganisation in so grosser Entfernung deutlich. Die Organisation in Mexiko gehörte zu den kostspieligsten Aussenstellen überhaupt, die man ausserhalb Deutschlands eingerichtet hatte. Zu ihren Geldproblemen kam der Umstand hinzu, dass die meisten ihrer Operationen mit Bar-Transaktionen in der Währung des jeweiligen Landes verbunden waren, in dem sie abgewickelt wurden. Schleebrügge brauchte Pesos, Colons, Sucres, Quetzals, Lempiras und Cordobas, um seine Agenten in Kolumbien, Costa Rica, Ekuador, Guatemala, Honduras und Nicaragua bezahlen zu können, und Tausende von Dollar für die Vereinigten Staaten. Die kriegsbedingten Restriktionen machten Überweisungen immer komplizierter. Nahezu unmöglich wurden sie, als die britische Währungsblockade, von der amerikanischen Regierung unterstützt, sich ernsthaft auszuwirken begann.

Im Sommer 1940 ging der Abwehrstelle in Mexiko das Geld aus. Dies drückte sich in verschiedener Weise aus und traf die Agenten an der empfindlichsten Stelle. Rekowski war so knapp dran, dass er bisweilen seine wöchentliche Rechnung im Hotel

Geneve in Mexico-City nicht bezahlen konnte. Einem Telegramm des Gesandten von Ruedt an die Abwehr in Berlin zufolge hatte einer der wichtigsten Agenten nicht einmal genug Geld, um sich etwas zu essen zu kaufen. Schleebrügge musste Mitglieder seines Kreises wohlhabender Freunde diskret anpumpen, um einigermaßen über die Runden zu kommen.

In ganz Mittelamerika stellten Agenten die Arbeit ein, weil kein Geld mehr kam. Auf dem Höhepunkt der Krise, als der gesamte Apparat schon bankrott zu gehen schien, raffte sich Berlin zu einer Hilfsaktion auf. Die Italiener besaßen in New York einen Sonderfonds, der zur Finanzierung der faschistischen Spionage und Propaganda aus Rom in die Vereinigten Staaten geschaffen worden war. Die Italiener waren auf den erwähnten Gebieten nicht besonders aktiv, und was sie wirklich vollbrachten, kostete nicht viel. Der Fonds war noch fast intakt, als Canaris auf ihn stiess. Er eilte sofort nach Rom und überredete den Duce, der Abwehr das Geld zu leihen.

Der Fonds, der sich auf 3'850'000 Dollar belief, war auf verschiedenen Sonderkonten von US-Banken untergebracht. Canaris hatte ihn jetzt zur Verfügung – aber wie sollte er ihn aus den Vereinigten Staaten zu den Abwehrleuten in Mexiko und Südamerika schaffen? Man einigte sich auf einen Plan, der die Transaktion den Italienern überliess. Das Geld wurde von den Banken abgehoben, in Diplomatengepäcktaschen gepackt und von drei Sonderkurieren übernommen – zwei Konsuln brachten 2'450'000 Dollar nach Rio de Janeiro, und ein Botschaftssekretär schleppte eine einzelne Tasche mit 1'400'000 Dollar nach Mexico-City.

Die drei Kuriere reisten nach Brownsville, Texas, wo sich ihre Wege trennten. Die Konsuln fuhren weiter nach New Orleans und erreichten von dort per Schiff ungehindert ihr Ziel Brasilien. Der Botschaftssekretär reiste mit dem Zug nach Mexico-City weiter, doch sofort auf mexikanischem Boden öffnete ein Mann, der sich als Beamter der Geheimpolizei vorstellte, die Tasche, ohne sich um die Proteste des jungen Diplomaten und die Unverletzlichkeit seines Gepäcks zu kümmern, und konfiszierte das Geld. Der italienische Gesandte in Mexico-City eilte zum Aussenministerium, um gegen die Beschlagnahme zu protestieren. Der Aussenminister bedauerte «das unentschuld bare Verhalten eines neuen und unerfahrenen Beamten» zwar ausserordentlich, aber weder die Deutschen noch die Italiener sahen je einen Pfennig von dem Geld wieder. Die mexikanische Regierung zahlte den Betrag auf ein Sperrkonto ein, wo er bis Kriegsende blieb.

Ein Crescendo verzweifelter Botschaften von Mexico-City nach Berlin dokumentierte die zunehmenden Schwierigkeiten, denen sich die Deutschen gegenüber sahen. Da war die Rede von plötzlichen Verhaftungen wichtiger Agenten, von mysteriösen Artikeln, die in der mexikanischen Presse erschienen und mit einer für einheimische Reporter ganz ungewöhnlichen Genauigkeit die Operationen des Spionagenetzes und



die Eskapaden seiner Angehörigen beschrieben, und von Geheimpolizisten, die Schleebrügge, Nikolaus von Hermkes beschatteten. Ein Agent berichtete, sein Geheimschlüssel sei geknackt worden.

Gesandter von Ruedt überschüttete das Aussenministerium mit Protestnoten, aber die Belästigungen hörten nicht auf. Die Lage wurde so unerträglich, dass der Gesandte Berlin empfahl, die gesamte Abwehrstelle abzubauen. Seiner Ansicht nach sei die weitere Geheimhaltung dieser Aktivitäten nicht länger möglich. Ausserdem – so teilte Ruedt dem Aussenminister mit – gefährdeten sie seine primäre Mission, die natürlich in dem Schutz der deutschen Staatsangehörigen in Mexiko bestehe.

In einer Besprechung am 14. Oktober 1940 sagte Schleebrügge zu Dr. Norte, man solle sich nichts vormachen, das Spiel sei aus. Am gleichen Abend verständigte er die Abwehr in Berlin davon, dass er von seinem Posten in Mexiko entbunden zu werden wünsche, und bat um die Erlaubnis, entweder ein anderes südamerikanisches Land aufsuchen oder über Japan nach Deutschland zurückkehren zu dürfen. Diese Nachricht rief in Berlin Bestürzung hervor, doch bei dem hohen Einsatz, mit dem die Abwehr in Mexiko spielte, wollte Canaris nicht die Flinte ins Korn werfen und er teilte daher Schleebrügge mit, er habe unbedingt weiter in Mexiko zu bleiben. Falls seine Ausweisung drohe, solle er jede nur mögliche Gegenmassnahme ergreifen. Als von Ruedt keine Gegenmassnahmen mehr wusste, glaubte Canaris solche in Deutschland in petto zu haben nach dem Motto: haust du meinen Deutschen, hau ich deinen Mexikaner. Er erkundigte sich bei dem Chef der Gegenspionage, Oberst Rohleder, ob etwas gegen irgendwelche Mexikaner vorlag. Rohleder sah nach – er hatte da fünf Personen, von denen jedoch drei Angehörige der mexikanischen Gesandtschaft waren und daher diplomatische Immunität genossen. Die beiden anderen, ein Journalist namens José Calero und der Ingenieur Fernando Gutierrez, waren über jeden Verdacht erhaben. Canaris zog eine entsprechende Erkundigung bei der Gestapo ein, musste aber auch von dieser Stelle erfahren, dass man von keinem Mexikaner in Deutschland wusste, der der Spionage oder irgendwelcher illegaler Tätigkeiten verdächtigt werden konnte.

Um diese deutsch-mexikanische Entwicklung zu verstehen, müssen wir bis zum 6. August zurückgehen. An diesem Tag kam ein Ermittlungsbeamter von der Behörde des mexikanischen Generalstaatsanwalts zu einem Deutschen namens Weber und fragte ihn drei Stunden lang aus, weil, wie der Beamte sich ausdrückte, er, Weber, als Spion angezeigt worden war. Als das Ermittlungsgespräch als solches beendet war, unterhielten sich die beiden Männer noch eine Weile. Es stellte sich heraus, dass der Ermittlungsbeamte Mitglied der mexikanischen Mannschaft bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin gewesen war. Wie er Weber sagte, hatte er Deutschland in sehr angenehmer Erinnerung. Er persönlich, so fügte er mit einem vielsagenden Lächeln

hinzu, sei durchaus nicht antideutsch eingestellt. Weber ging auf dieses offenkundige Angebot ein, und er fragte nun seinen Befrager aus. Wie der Ermittlungsbeamte zu verstehen gab, erhielten die mexikanischen Behörden belastende Informationen über Weber und seine Freunde, die sie nicht einfach unter den Tisch fallen lassen konnten. Weber wollte wissen, wo diese Informationen denn herkamen. Die meisten kamen, wie der Ermittlungsbeamte sagte, aus Washington, aber ein Teil kam auch aus anderen Quellen «hier in Mexico-City». Informationen welcher Art, fragte Weber, sogleich nachstossend. Informationen der verschiedensten Art, sagte der Mexikaner ausweichend und überliess es Weber, den ersten Schritt zu einem Geschäft zu tun.

Weber machte ein Angebot, und das Geschäft wurde abgeschlossen. Eine beträchtliche Summe wechselte den Besitzer. Am nächsten Tag kam der Mexikaner mit einigen Originaldokumenten aus den Geheimakten des Generalstaatsanwalts zurück. Bei dem einen handelte es sich um ein 47seitiges Memorandum von J. Edgar Hoover vom FBI an die Generalstaatsanwaltschaft, versehen mit genauen Angaben und Zahlen über subversive deutsche Tätigkeiten in Mexiko. Es enthielt, wie Weber bestürzt nach Berlin meldete, Auszüge aus abgefangenen und dechiffrierten Nachrichten, spezielle Angaben über deutsche Funkverbindungen, Adressen von Geheimbriefkästen und andere sehr genaue Angaben. Weber fügte beruhigend hinzu, es sei ihm durch Zahlung weiterer Bestechungsgelder möglich gewesen, diesen Beamten zu überreden, ihn über die weitere Entwicklung der Dinge auf dem Laufenden zu halten.

Die Informationen, auf die die Mexikaner ihre Gegenspionagekampagne gründeten, stammten zum grössten Teil aus einer anderen und im Augenblick viel gefährlicheren Quelle, von der die Deutschen überhaupt nichts ahnten. Im Sommer 1940 hatte der britische Intelligence Service eine grosse Aussenstelle in New York eingerichtet, «zur Sammlung von Informationen über feindliche Aktivitäten, gegen die Fortsetzung der britischen Kriegsanstrengungen» und «zur Planung entsprechender Gegenmassnahmen». British Security Coordination genannt, stand sie unter der Leitung William Stephenson, eines kanadischen Millionärs, von dem Ian Fleming später schrieb: «Er ist ein Mann, der... zur Geissel des Feindes auf dem gesamten amerikanischen Kontinent wurde.»

Stephenson's Drahtanschrift in New York war «Intrepid». Dieses Wort\* kennzeichnete seine Operation. Schon wenige Wochen nach seinem Eintreffen hatte er in Zusammenarbeit mit Oberst William J. Donovan, der später Leiter des Office of Strategy Services wurde, und «mit Mr. J. Edgar Hoover vom FBI» im Hintergrund fast alle subversiven Aktivitäten der Deutschen in der westlichen Hemisphäre erfasst.

Er steckte hinter der Beschlagnahmung des italienischen Geldes auf dem Weg zu

\* d.h. Der Unerschrockene (Anm. d. Übers.).

den deutschen Agenten in Mexiko. Die Italiener hatten den Fehler begangen, diese Millionen zu überstürzt in grossen Beträgen von ihren Konten abzuheben. Die Banken meldeten die Abhebungen dem FBI, und Mr. Hoover seinerseits gab seinem Freund Stephenson einen Hinweis. Der Rest war einfach. Stephensons Agent in Mexiko, der beim Polizeichef über grossen Einfluss verfügte, sorgte dafür, dass der italienische Kurier bei Eintreffen auf mexikanischem Boden abgefangen wurde. Der brachte die mexikanische Regierung sodann dazu, das widerrechtlich beschlagnahmte Geld auf einem Sperrkonto verschwinden zu lassen.

Es war der erste Schlag im geheimen Krieg der Geheimdienste, der mit grosser Heftigkeit und Raffinesse geführt wurde, Tausende von Meilen von den eigentlichen Kriegsschauplätzen entfernt. Erst ein Jahr später gelang es, durch den konzentrierten Angriff auf die deutschen Agenten, die grosse und einmal so vielversprechende Aussenstelle der Abwehr völlig zu zerschlagen.

### *Die Verbindungsleute*

Im Dezember 1939 schloss ein amerikanischer Staatsbürger namens Karl Alfred Reuper seine Ausbildung in Hamburg ab und reiste noch vor Weihnachten in die Vereinigten Staaten zurück, um dort sein neues Doppelleben zu beginnen. Da er ein begabter technischer Zeichner war, fand er rasch Arbeit bei den Air Associates in Bendix, New Jersey, wo er mit geheimen Regierungsaufträgen zu tun hatte. Gleichzeitig begann er mit seiner geheimen Mission, indem er einen Ring von Unteragenten um sich sammelte mit dem Auftrag, Dokumente, Codebücher, Skizzen^ Photographien und Blaupausen zu beschaffen, die sich auf die Verteidigung der Vereinigten Staaten bezogen, wie es in seiner Anweisung hiess.

Im Jahre 1940 war Reuper einer der betriebsamsten Agenten, die die Abwehr in Amerika hatte. Der 11. Juni war ein typischer Tag für Reuper. Er stand um 5 Uhr 45 in seinem Haus in der Palisades Avenue in Hudson Heights, New Jersey, auf und war an seinem Arbeitsplatz in der Firma Bendix, als die Tagschicht um sieben Uhr begann. Er verbrachte einen Acht-Stunden-Tag in der Fabrik, war um vier Uhr nachmittags zu Hause, ass etwas, zog sich um und fuhr dann mit einem Bus nach Manhattan zu einem Treff mit einem seiner Unteragenten auf der Pennsylvania Station. Der Mann, den er treffen wollte, war der 33 Jahre alte Peter Franz Erich Donay, der als US-Soldat auf Governors Island stationiert war. Donay hatte «etwas Grosses», das noch «behandelt» werden musste, ehe man es per Kurier nach Deutschland schicken konnte. Es stellte sich als eine geheime Dienstvorschrift der Armee heraus, die sich der Soldat für diesen Tag ausgeliehen hatte. Mit der Dienstvorschrift fuhr Reuper mit der U-Bahn nach Woodhaven in Queens, um einen Maschinisten namens Paul Grohse aufzusuchen, sei-

nen Verbindungsmann zu Frank Grote, einen Berufsphotographen in der Bronx. Von Grote liess er die Post für die Kurierere vorbereiten durch Verkleinerung der Dokumente und Blaupausen auf Mikrophotos. Er liess die Dienstvorschrift bei Grohsc, der sie zu Grote bringen sollte. Er selbst fuhr mit der U-Bahn nach Manhattan zurück zu einer Verabredung mit Friedrich («Fritz») Schröter, einem weiteren Angehörigen seines Rings, der im Hafen Informationen von einem Netz von Küstenbeobachtern bezog. Reuper und Schröter trafen sich im Little Casino Restaurant in der East 86<sup>th</sup> Street (dessen Besitzer auch Mitglied des Rings war), wo Reuper von Fritz erfuhr, dass am vergangenen Tag der Frachter *Indian Prince* mit zehn zweimotorigen Flugzeugen an Bord ausgelaufen war. Von Yorkville aus begab sich Reuper in eine Wohnung in der St. Anna Avenue in der Bronx zu einem Treff mit Felix Jahnke, der einen Sender in einer Wohnung in der Cauldwell Avenue bediente. Reuper setzte die Funknachricht auf: «Indian Prince ausgelaufen 10. Juni mit zehn zweimotorigen Flugzeugen vermutlich nach England» und gab sie Jahnke, der sie dann verschlüsselt bei seiner nächsten regelmässigen Funkübertragung in den Äther schickte. Als Reuper wieder in Hudson Heights eintraf, war es elf Uhr vorbei. Doch die Arbeit war noch nicht zu Ende. Grohse brachte die Dienstvorschrift zu Grote, der sie in seinem Studio in der 181<sup>st</sup> Street in der Bronx Seite für Seite mikrophotographierte. Am nächsten Morgen lieferte Grote den Filmstreifen bei einem Zwischenträger ab, einem Buchhändler in der East 86<sup>th</sup> Street. Der Zwischenträger schob den Streifen in ein Buch, wickelte es ein und legte es beiseite. Am 14. Juni fand sich Carl Heinrich Eilers, Bibliothekssteward auf dem amerikanischen Ozeandampfer *Manhattan*, in der Buchhandlung ein, nahm das Päckchen, brachte es an Bord und stellte es auf eines der Bibliotheksregale. Die *Manhattan* lief am 24. Juni in Genua ein. Eilers begab sich in eine Trattoria am Hafen, um sich mit einem Mann zu treffen, dem er das Buch übergab. Der Mann war ein Offizier von Ast X, der Eilers und einen weiteren Kurier, den Chefbäcker des Dampfers *America*, «betreute», wenn ihre Schiffe den italienischen Hafen anliefen. Die Dienstvorschrift, die Reuper am 11. Juni von Donay bekommen hatte, war schon fünfzehn Tage später, am 26. Juni, in Hamburg, und das galt unter den gegebenen Umständen als schnelle Lieferung. Die Information über das Auslaufen der *Indian Prince*, die Reuper an Jahnke weitergab, wurde am 11. Juni gesendet und von Ast X am 12. Juni empfangen.

Die Abwehr konnte sich für ihren Kurierdienst durch die britische Blockade im Atlantik noch auf weitere Mitarbeiter stützen. Da waren ein Matrose auf der *President Harding*, ein Deutscher, der an Bord der *Siboney* arbeitete, und eine Anzahl Stewards und Matrosen auf Schiffen, die unter spanischer, portugiesischer und schweizerischer Flagge fuhren. Eine andere Route über Südamerika wurde von einem Kurier auf der

*Uruguay* der Moorc-McCormick-Linie bedient, von einem zweiten auf der *Excalibur*, der American Export Linie, einem dritten an Bord des Dampfers *Argentina* und einem Friseur auf der *Excambion*. Sie brachten die Filme – in Füllhaltern versteckt, in Einbandrücken von Zeitschriften eingenäht, um Garnrollen gewickelt und mit Seidenfäden umhüllt – zu den Mittelsmännern in Brasilien und Bolivien. Diese wiederum schickten sie nach Europa mit Maschinen der italienischen Fluggesellschaft L.A.T.I., die noch nach Neapel und Genua flog.

In Italien unterstand das Kuriersystem Karl Eitel, dem alten Hasen, der das ganze Unternehmen in Gang brachte, als er sich 1935 mit der unangeforderten Lieferung von Wilhelm Lonkowski bei der Abwehrstelle Bremen eingefunden hatte. Nach Kriegsausbruch wurde Eitel nach Genua geschickt, um die Sendungen in Empfang zu nehmen und weitere Kuriere auf neutralen Schiffen anzuwerben.

Nur eine recht begrenzte Zahl von Agentenberichten wurden durch Kuriere oder per Kabel befördert. Die meisten wurden weiter mit der Post geschickt – und dieser Weg war sehr problematisch geworden.

Die britische Zensur hatte auf den Bermudas eine grosse Station eingerichtet, in der eine kompetente Mannschaft von Geheimschriftentzifferern, Chemikern und Handschriftexperten arbeiteten. Sowohl die Clipper-Maschinen wie die Schiffe, die Post nach Europa brachten, mussten auf den Bermudas einen Aufenthalt einlegen und ihre Postsäcke dem Zensurbüro übergeben. Die Briefe wurden wissenschaftlich untersucht und Tests unter Verwendung von Chemikalien und ultravioletten Strahlen unterworfen.

Die Frage der Geheimhaltung wurde zu einem Problem von grösster Bedeutung. Die Aussenagenten hatten ihre Papier- und Bleistift-Codes, aber die Abwehr wusste, dass diese entschlüsselt werden konnten. Grösseres Vertrauen hatte man zu sogenannten G-Tinten (d.h. Geheimtinten), besonders zu drei Sorten, die die Chemisch-Technische Reichsanstalt für die Abwehr entwickelt hatte. Sie hiessen «Apis», «Pyramidon» und «Betty». Ihre Formeln gehörten zu den bestgehüteten Geheimnissen der Abwehr.

Da wurde ein deutscher Agent mit dem Decknamen «Hamlet» nach Lourenço Marques, der Hauptstadt von Portugiesisch-Ostafrika, geschickt mit dem Auftrag, feindliche Schiffsbewegungen zu melden und deutschen Kommandos im Indischen Ozean zu helfen. Er war mit der üblichen Ausrüstung versehen, darunter auch mit «Apis» und «Pyramidon». Solange Hamlet Botschaften in diesen Tinten schickte, war alles gut, aber als er Anweisungen zu erhalten begann, die in ihnen geschrieben waren, zeigte sich ein Missgeschick. Jemand hatte vergessen, ihm die Formeln der Reagenzien zu schicken, und deshalb konnte er die Geheimschrift nicht entwickeln. Berlin wurde von der Notlage des Agenten verständigt und gebeten, Hamlet die nötigen Entwickler zu schicken. Ein anderer Agent namens Dr. Viljoen war zufällig auf dem Weg nach Lourenço Marques und hatte alle Chemikalien sowohl für die Tinten wie

für die Entwickler bei sich. Hamlet wurde die Ankunft Viljoens mitgeteilt, aber Viljoen kam nicht in Moçambique an. Ein verzweifertes Telegramm ging nach Berlin mit der dringenden Bitte, die Entwickler sofort zu schicken. In dieser Situation beschloss Oberst Piekenbroek, dem Agenten die Formeln im sichersten Geheimschlüssel des Aussenministers zu schicken. So ging am 11. Oktober 1940 an «Consurgerma» (Telegrammadresse des Konsulats) in Lourenço Marques das folgende Kabel ab:

«Anweisung für Mischung von Entwicklern: Entwickler a): Lösung von 1 Prozent Eisenchlorid in Wasser, zu der 25 Prozent Kochsalz hinzugegeben ist. Entwickler b): Lösung von 1 Prozent Kalcium-Eisencyanid in Wasser, mit 25 Prozent Kochsalz.

Chemikalien am Ort besorgen, da keine Möglichkeit, sie von hier aus zu schicken.

Hamlet soll beim Entwickeln wie folgt vorgehen: Gleiche Teile von beiden Lösungen (zum Beispiel je ein Teelöffel) kurz vor Gebrauch mischen, dann Lösung über Brief reiben mittels Wattebausch um Zahnstocher».

Piekenbroeks Telegramm wurde von den Engländern abgefangen und damit geriet dieses wichtige deutsche Geheimnis in ihre Hände. Das erstaunliche Geschick, das die englischen Zensoren während des Zweiten Weltkriegs im Entdecken und Lesen von geheimen, in anscheinend harmlosen Briefen verborgenen Nachrichten entwickelten, beruhte nicht zuletzt auf dieser so frühen Entdeckung der Entwickler-Formeln.

Inzwischen ahnten auch die Deutschen, dass ihre Geheimtinten so geheim nicht mehr waren. Sie beschlossen, ein ganz neuartiges «Sicherheitsschloss» zu entwickeln, das, wie sie glaubten, niemand knacken konnte. Dies war der berühmte Mipu oder Mikropunkt, den J. Edgar Hoover das «Meisterwerk des Feindes in der Spionage» nannte. Vervollkommnet von Professor Zapp von der Technischen Hochschule Dresden, konnte man mit diesem System eine ganze Briefseite zunächst auf Briefmarkengrösse und dann mittels Photographieren durch ein umgekehrtes Mikroskop, auf die Grösse des Punktes eines Schreibmaschinen-i verkleinern. Das Negativ wurde mit Kolloidium bedeckt, und dann wurde der Mikropunkt, wobei man eine Art Injektionsnadel mit abgeknickter Spitze benutzte, herausgehoben und auf einen Brief oder ein Dokument aufgetragen an der Stelle, wo der Punkt eingefügt werden sollte. Er wurde abermals mit einem Tupfer Kolloidium überzogen, um die ausgefransten Papierfasern wieder zu glätten.

Es war Pech für die Abwehr – und sie wusste noch nicht einmal etwas davon –, dass die Amerikaner von dem Mikropunkt-System sehr bald nach seiner Einführung Kenntnis erhielten. Anfang 1940 hatte ein Doppelagent des FBI namens «S.T. Jenkins» dem Büro von einem erstaunlichen «Trick» berichtet, mit dessen Hilfe die Deutschen offenbar glaubten, «ungehindert auf der ganzen Welt Nachrichten hin- und

herschicken zu können». Der Agent konnte nichts Genaues über die neue Methode herausbekommen, er wusste nur, dass dabei «viele, viele kleine Punkte» eine Rolle spielten.

Anderthalb Jahre lang blieben alle Bemühungen, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, ergebnislos. Da traf im August 1941 ein Reisender aus Europa in den Vereinigten Staaten ein. Da er auf der schwarzen Liste des FBI stand, wurde er festgehalten, und man untersuchte alles, was er bei sich trug, auf das Genaueste. Dieser Mann war der Sohn eines Millionärs in einem Balkanstaat, ein Playboy, der seinen Lebensunterhalt mit Waffenhandel und Drogenschmuggel verdiente. Man wusste ausserdem, dass er für die Abwehr arbeitete, die ihn unter dem Pseudonym «Iwan I.» führte. Die Durchsuchung von Iwans Aktentasche förderte einen verdächtigen Umschlag zutage, der sofort an die FBI-Laboratorien in Washington weitergeleitet wurde. Auf den ersten Blick entdeckte man nichts Verdächtiges. Als jedoch der Agent im Labor den Brief so hielt, dass das Licht schräg über die Seite fiel, entdeckte er plötzlich ein kleines Flimmern – eine winzige Stelle, die das Licht reflektierte. Der Punkt wurde losgelöst, und unter einem starken Mikroskop stellte sich heraus, dass es sich um die winzig verkleinerte Wiedergabe einer Schreibmaschinenseite handelte, die Iwan einem deutschen Agenten in New York übergeben sollte. Das Geheimnis des Mikropunkts war gelüftet.

Admiral Canaris war mit dem ganzen Nachrichtenübermittlungssystem unzufrieden. Das Schneckentempo, in dem die Berichte seiner Spione eintrafen, bedrohte die Wirksamkeit seines gesamten geheimen Apparats.

Noch immer kamen und gingen die Kuriere, aber sie waren an die immer mehr vom Zufall abhängenden Fahrpläne ihrer Schiffe gebunden und wurden unterwegs häufig aufgehalten. Die Kurierpost verzögerte sich so sehr, dass ein Bericht vom Absender bis zum Empfänger im Durchschnitt mindestens einen Monat brauchte. Gelegentlich rutschte der Brief eines Spions durch das immer dichter werdende Netz der britischen Zensur. Verdächtige Briefe wurden einfach eine Zeitlang aufgehalten, wobei man davon ausging, dass eine eventuell in ihnen enthaltene Information inzwischen ihren Nachrichtenwert einbüsste. Spionageberichte von Agenten gehören zu den leichtest verderblichen Dingen. Für den Profi ist es eine Binsenweisheit, dass die besten Berichte auch die dringendsten sind. Die Abwehr beschloss nun, ein die ganze Welt umspannendes Netz von Kurzwellensendern aufzubauen. General Sir Collin Gubbins, Chef der britischen Special Operations Executive, schrieb, der Funk sei das wertvollste Bindeglied in der gesamten Kette von SOE-Operationen während des Krieges gewesen. Ohne Funkverbindung, so sagt er, «hätten wir im Dunkeln getappt». Das gleiche galt für die Abwehr.

Der sogenannte Afu-Apparat, keine 30 Pfund schwer, mit einer Sendestärke von maximal 20 Watt, vermochte grössere Entfernungen wie beispielsweise zwischen den Vereinigten Staaten und Europa nicht zu überbrücken. Der bedeutend grössere Kurzwellen-Morsesender wurde benötigt, damit die Afu-Agenten die Abwehrzentrale in Wohldorf erreichen konnten. Dies warf eine Reihe von Problemen auf, von denen einige rein technischer Natur waren, andere die entscheidende Frage der Tarnung betrafen. Man versuchte mehrmals, Sender in Länder der westlichen Hemisphäre zu schmuggeln – einer war in einem Klavier versteckt, das mit einem Möbeltransport nach Argentinien gehen sollte, ein weiterer wurde, zerlegt, in Diplomaten-Postsäcken nach Bolivien auf die Reise geschickt. Beide Geräte wurden entdeckt und konfisziert. Es war nicht ratsam, die Geräte ganz oder in wenige Teile zerlegt ins Ausland zu schaffen. Sie mussten dort, wo sie benutzt werden sollten, Stück für Stück zusammengesetzt werden.

Das Gerät musste einfach sein, kompakt, mit grossem Frequenzbereich und beweglichen Kristalldioden zur Frequenzbestimmung. Die Antennen stellten ein weiteres Problem dar. Das Ideal war eine Rahmenantenne – eine Richtantenne mit einer oder mehreren Drahtwindungen –, aber die über zwanzig Meter Draht, die dazu benötigt wurden, waren nicht leicht zu verstecken. Die Kristalldioden waren zerbrechlich, schwer zu transportieren, und tarnen oder verstecken liessen sie sich praktisch überhaupt nicht. Dann musste die ideale Stelle gefunden werden, an der ein Sendergerät untergebracht und einigermassen gut abgeschirmt arbeiten konnte. Funker mussten ausfindig gemacht, ausgebildet und an Ort und Stelle gebracht werden. Es war an Ersatz von Personal und Geräteteilen, an Reparaturen und Wartung zu denken.

Trotz dieser mannigfachen Schwierigkeiten ordnete Canaris die Einrichtung eines weltweiten Netzes von geheimen Funkstationen an. Die Aufgabe wurde Oberstleutnant Trautmann übertragen, dem Leiter der Funkstation in Wohldorf, der von SS-Obersturmbannführer Siepen, dem Leiter des Havelinstituts, der Funkzentrale von Amt VI in Wannsee unterstützt werden sollte.

Die technische Durchführung des Programms wurde der Firma Telefunken übertragen, die Filialen auf der ganzen Welt hatte, und einem ihrer internationalen Tochterunternehmen, einer Firma mit dem Namen Debeg, die Schifffahrtslinien mit Funkern versorgte. Telefunken sollte einen Prototyp entwickeln, und die Debeg aus ihrem Reservoir von erfahrenen Funkern die Leute stellen, die beim Zusammenbau der Geräte an Ort und Stelle und möglichst auch bei ihrer Bedienung und Wartung helfen konnten.

Die erste Sendestation in der westlichen Hemisphäre richtete Telefunken auf dem exterritorialen Boden der deutschen Gesandtschaft in Mexico-City ein. Diese Sende-



station wurde «Glenn» genannt und sollte eine Kette von Stationen in Lateinamerika, von Mexiko bis hinunter nach Argentinien, aufbauen.

Eine solche geheime Funkverbindung mit den Vereinigten Staaten bereitete den Funkexperten der Abwehr ganz besondere Schwierigkeiten. Siepen schrieb in diesem Zusammenhang, die technischen Vorbedingungen für eine geheime Funkverbindung mit den USA seien so kompliziert und die amerikanische Funküberwachung sei so weit fortgeschritten, dass die vorgesehene Einrichtung einer solchen Verbindung die sorgfältigste Planung erfordere, wenn man befriedigende Ergebnisse erzielen wolle. Da man auf keine früheren Erfahrungen zurückgreifen konnte, musste man Versuche unternehmen. Zu diesem Zweck engagierte Trautmann zwei Deutschamerikaner. Der eine war ein Abwehrmann namens Richard Ernst Weber. Der Experte, den Siepen vom Havelinstitut abstellte, war ein Elektroingenieur – ein Funkspezialist, der auf der Dienstliste als US/7-368 geführt wurde. Sein Name war Dr. Josef Jacob Johannes Starziczny.

Weber testete die Bedingungen in Nordamerika, Starziczny die in Südamerika. Ihre Ergebnisse waren nicht ermutigend. Die atmosphärischen Bedingungen – erdmagnetische Störungen und zyklisch wiederkehrende Sonnenflecken – drohten die Qualität der Funksignale und die Übertragung überhaupt stark herabzumindern. Wie Starziczny betonte, hatten selbst die grossen Funkstationen der Reichspostverwaltung (die den normalen Verkehr abwickelten) beträchtliche Schwierigkeiten bei der Gewährleistung eines erträglichen Empfangs, und dies, obwohl sie riesige Richtantennen und bis zu 100 Kilowatt zur Verfügung hatten. Die Sender von Geheimagenten dagegen hatten nur zusammengebastelte Antennen und mussten innerhalb eines begrenzten Sendestärkebereichs operieren – sie konnten nicht unter 80 und nicht über 250 Watt gehen.

Da die Tests zeigten, dass der Strom der Radioimpulse in Nord-Süd-Richtung viel besser über den Atlantik floss als in Ost-West-Richtung, plante man, in den USA relativ schwache Stationen einzurichten, die ihre Signale zu starken Sendern in Südamerika ausstrahlten zwecks Weiterleitung nach Deutschland. «Glenn» fiel in diesem Relaissystem eine Schlüsselstellung zu. Doch die Stationen, die die Abwehr schliesslich aus eigener Kraft in den Vereinigten Staaten einrichten konnte, hielten direkte Verbindung mit Europa.

Der Bau des Senders im Raum New York stellte die Abwehr vor schwierige Probleme. Es gab in New York keine Telefunken-Filiale und auch keine Debeg-Leute, um auszuhelfen. Es war möglich, aber viel zu riskant, die zum Zusammenbau der Geräte benötigten Einzelteile zu kaufen. Schliesslich fand die Abwehr Leute, denen man die Montage der Geräte anvertrauen konnte, und auch einige Männer, die als Funker arbeiten sollten.

Weber bekam den Auftrag, einen Sender mit Hilfe Gustav Kärcher, eines Siepen-

Mannes, zu montieren. Weber (oder «Richard Dick» mit Decknamen), Funktechniker von Beruf, war ein 55jähriger gebürtiger Bayer, der sich seit 1908 in den Vereinigten Staaten aufhielt. Als begeisterter Nationalsozialist war er zur Abwehr gekommen, die ihn zum Funkagenten ausgebildet hatte. Im Jahre 1939 finanzierte die Abwehr mehrere seiner Reisen nach Deutschland, bei denen er jedesmal Teile des Funkgeräts in die Staaten schmuggelte, das er zusammenbauen sollte. Er fand eine Anstellung bei einer Firma in Babylon, New York, die Funkgeräteteile herstellte, und so war es ihm ein leichtes, sich die noch benötigten Teile zu besorgen.

Kärcher, 45 Jahre alt, war naturalisierter US-Staatsbürger, Funktionär im Amerikadeutschen Volksbund und von Beruf Maschinist. Auch er besuchte Deutschland mehrmals in den Jahren 1938/39 und wurde bei solcher Gelegenheit in Hauptsturmführer Carstenns Amerikaabteilung beim Amt VI eingeführt. Er kehrte Anfang 1940 in die Vereinigten Staaten zurück, um Weber zu unterstützen.

Webers Station erhielt dann noch einen tragbaren Sender, der von zwei Kurzwellenamateuren aus Einzelteilen zusammengebaut wurde, die ein Angestellter der Douglas Radio Company in Manhattan bei seiner Firma gestohlen hatte. Der eine der beiden Bastler war ein Berufsphotograph namens Josef August Klein, ein Deutschamerikaner, der andere war sein Freund Arthur McGee, der einzige Angehörige beider Ringe, der über den wahren Zweck des Projekts nicht informiert war. Klein hatte ihm gesagt, den Sender benötige ein Geschäftsfreund, der zur Förderung des deutsch-amerikanischen Handels eine Verbindung mit der Handelskammer in Hamburg brauche.

Als die Geräte zusammengebaut waren, brauchte man Leute, die sie bedienten. In New York stand ein ausgebildeter Funker zur Verfügung, der nur auf das Zeichen wartete. Es war Felix Jahnke, 38 Jahre alt, Junggeselle, gebürtiger Schlesier, seit 1930 naturalisiert. Dies hielt ihn aber nicht davon ab, in den späten dreissiger Jahren nach Deutschland zu fahren und sich bei einer Nachrichteneinheit des Heeres in Stettin unter einem Hauptmann Kerstenn zum Funker ausbilden zu lassen. Jahnke machte sein Praktikum bei einer anderen Nachrichteneinheit in Hammerstein und kehrte dann in die Vereinigten Staaten zurück, um auf Instruktionen zu warten. Sie kamen Anfang 1940. Jahnke erfuhr, dass in Kürze ein Funker aus Deutschland eintreffen werde, der die «Operation Jimmy» übernehmen sollte.

«Jimmy» war Axel Wheeler-Hill, ein 40jähriger gebürtiger Lette. Zwischen 1918 und 1922 diente er in den baltischen Freikorps, die gegen die Kommunisten kämpften. Im Jahre 1923 wanderte er in die Vereinigten Staaten aus, liess sich einbürgern und war zehn Jahre lang Wagenführer bei der Third-Avenue-Hochbahn. 1938 gab er seine Stellung auf und reiste nach Deutschland, um sich dort einer der aus dem Boden schießenden NS-Organisationen anzuschliessen, die sich für die Vereinigten Staaten interessierten.

Auf Empfehlung seines Bruders, eines früheren Funktionärs des Volksbunds, der jetzt für das Auswärtige Amt in Berlin arbeitete, wurde Wheeler-Hill von der Abwehr übernommen. In Hamburg in der Pension «Klopstock» untergebracht, nahm er an einem siebenwöchigen Lehrgang teil, der ihn in die Lage versetzen sollte, verschlüsselte Funkberichte zu senden und zu empfangen, damit er möglichst bald nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten mit der Abwehr Kurzwellenverbindung aufnehmen konnte.

Der Weg zu Spionage-Ruhm war nicht so leicht, wie er dachte. Wheeler-Hill war ein ausdauernder, fleissiger Mann, aber er brachte für seine Aufgabe nicht die geringste Eignung mit. Er verwechselte die Testbotschaften, hatte grosse Mühe mit dem Verschlüsseln und im Lesen war er langsam und machte Fehler. Jahnke, ein aufgeweckter und einfallsreicher junger Mann und erstklassiger Funker, fragte sich, wie Wheeler-Hill je die Prüfung bestanden hatte und mit einem so schwierigen Auftrag in die USA geschickt worden war. Doch die Abwehr hatte keine andere Wahl. In New York wurde dringend ein Mann gebraucht, und Wheeler-Hill stand im Augenblick als einziger zur Verfügung. Man beschönigte seine Schwächen und schickte ihn los, ehe seine Ausbildung beendet war. Wenn dies auch seine Vorgesetzten nicht zu kümmern schien, so machte es doch dem gewissenhaften Wheeler-Hill Sorgen. Ihn schreckten nicht die Gefahren seines Auftrags, ihm liessen die technischen Probleme der Bedienung des Funkgeräts keine Ruhe. Gleich am Morgen nach seiner Ankunft in New York im Januar 1940 belegte er einen Funkkurs beim YMCA\* der West Side von Manhattan, damit, wie er hoffte, doch noch ein richtiger Funker aus ihm würde.

Das Gerät, das Weber montiert hatte, stand in einer Wohnung in der Cauldwell Avenue. Wheeler-Hill und Jahnke arbeiteten und wohnten beide in dieser Wohnung, doch die Agenten, deren Berichte sie übermittelten, durften sie dort nicht aufsuchen, sondern mussten ihre Nachrichten in einer Wohnung in der St. Anna Avenue in der Bronx abliefern, wo Jahnke sie verschlüsselte, um sie dann in die andere Wohnung zu bringen, wo er oder Wheeler-Hill sie ausstrahlte.

Der tragbare Sender sollte von verschiedenen Stellen aus benutzt werden, damit die amerikanischen Funkpeiler ihnen nicht auf die Spur kamen, was bei einem stationären Sender nicht allzu schwer ist. Doch solche Sicherheitsvorkehrungen erwiesen sich als überflüssig.

Schon sehr bald hatte Jimmy mehr zu tun, als die beiden Männer schaffen konnten. In seiner Freude darüber, dass der erste Meldekopf in New York arbeitete, wurde Hamburg leichtsinnig und liess sich zu der gefährlichen Praktik dessen verführen, was man im einschlägigen Jargon Traubenbildung nennt. Anstatt den Zugang zu dem Sender auf die wenigen Personen des Reuper-Rings zu beschränken, für die diese

\* CVJM (Anm. d. Übers.).

Verbindung ursprünglich gedacht war, wurde ein Agent nach dem anderen auf diese Station verwiesen. Das schien weder Hamburg noch die Agenten zu kümmern. Sie waren mit Wheeler-Hill der Meinung, dass die Amerikaner sie nie entdecken würden.

Bald hatte die Abwehr vierundvierzig Nachrichten liefernde Agenten in den Vereinigten Staaten. Weder der Kurierdienst noch «Glenn» und «Jimmy» konnten die Ermittlungsergebnisse eines so ausgedehnten Spionagenetzes verkraften. Man musste etwas tun, um sowohl das Kuriersystem wie die Funkverbindung auszubauen, und man musste weitere Leute für das amerikanische Funknetz gewinnen.

Was die Vereinigten Staaten betraf, war Hilfe bereits unterwegs – ein neuer Mann hatte Hamburg im Januar 1940 verlassen. Er traf am 6. Februar in New York ein, versehen mit Geld und der Anweisung, den dritten Meldekopf in Nordamerika einzurichten. Kurz vor seiner Abreise bekam er seine Nummer – A. 3459. Dann brauchte er noch einen Decknamen. Hauptmann Hermann Sandel, der Abwehroffizier, der ihn während seiner Ausbildung betreut hatte, meinte: «Wie war's mit Pfau?» «Nein», sagte Ritter. «Wir nennen ihn Tramp.»

### *«Wir nennen ihn Tramp»*

Irgendwann im Jahre 1922 kam ein 23j'ähriger Deutscher, ein ehemaliger Soldat des Ersten Weltkriegs, der sich jetzt in der Welt herumtrieb, als Matrose nach Galveston, und was er dort von Texas sah, gefiel ihm so gut, dass er einfach «einwanderte», indem er sein Schiff weiterfahren liess. Er hiess Wilhelm Georg Debowski, doch da er jetzt «Amerikaner» werden wollte, hielt er es für besser, sich William G. Sebold zu nennen. Er trampete durch Texas und gelangte zur Westküste, wo er sich in allen möglichen Berufen versuchte, vom Tellerwäscher in kleinen Imbissstuben bis zum Büfettier in besseren Restaurants. Es ging mit ihm auf und ab, aber er schaffte es immer wieder und erwarb dann auch die amerikanische Staatsbürgerschaft.

Im Jahre 1938 arbeitete Sebold als Mechaniker bei der Filiale San Diego der Consolidated Aircraft Company und zog dann wieder auf Wanderschaft, diesmal in östlicher Richtung. Als er in New York ankam, machte ihm sein Magengeschwür, an dem er schon lange Zeit litt, solche Beschwerden, dass er sich operieren lassen musste. Als er aus dem Bellevue Hospital entlassen wurde, beschloss er, seine Familie – seine Mutter, zwei Brüder und eine Schwester lebten in Deutschland – nach so vielen Jahren zu besuchen und bei ihnen seine Krankheit völlig auszukurieren.

Er traf im Februar 1939 an Bord des Hapag-Schiffes *Deutschland* in Hamburg ein und fuhr weiter nach Mühlheim an der Ruhr, wo er 1899 geboren war und wo die De-

bowskis noch immer wohnten. Er gab bei der Einreise als Beruf Mechaniker bei Consolidated Aircraft an. Zwei Männer in dunkelgrünen Anzügen fragten ihn nach der Arbeit aus, die er bei Consolidated verrichtet hatte, und liessen ihn dann seiner Wege gehen.

Im September brach der Krieg aus, doch die Vereinigten Staaten blieben neutral, und Sebold hatte es nicht eilig, Deutschland zu verlassen. Er fühlte sich wieder gekräftigt und fand Arbeit in einer Mühlheimer Turbinen-Fabrik.

Dann traf der erste Brief ein. Er kam von Dr. Otto Gassner, der ihn zu sich nach Düsseldorf einlud, wo man über eine Angelegenheit sprechen könne, die für ihn von Vorteil wäre und gleichzeitig der Sache Deutschlands dienen würde. Gassner war Gestapobeamter. Er war auf Sebold in dem Bericht der Männer gestossen, die ihn bei der Einreise an Bord der *Deutschland* befragt hatten. Sie hatten ihn eingestuft als «deutsch-amerikanischen Flugzeugmechaniker – möglicherweise zu gebrauchen für irgendwelche Geheimdiensttätigkeit in den USA». Gassner ging nicht lange um den heissen Brei herum. Sein Brief war auf einem Gestapo-Briefbogen geschrieben, und seine Einladung klang eher wie eine Vorladung. Sebold machte sich Gedanken, aber da er sich im Besitz seines amerikanischen Passes sicher fühlte, reagierte er nicht.

Dann kam ein zweiter Brief. Diesmal liess Gassner deutlich durchblicken, was passieren könnte, wenn er nicht «mitarbeitete». Sebold schrieb zurück, er sei nicht interessiert.

Gassner schrieb einen dritten Brief, in dem er von dem Druck sprach, den der Staat ausüben würde, falls er nicht mitmachte. Dann spielte Gassner seine Trumpfkarte aus. Er hatte in den Akten der Mühlheimer Polizei unter dem Familiennamen Debowski in Sebolds Vergangenheit gestöbert und da einiges entdeckt. Jetzt setzte er Sebold die Pistole auf die Brust – es bleibe ihm gar nichts anderes übrig. Er sei vorbestraft. Die Sache ging in das Jahr 1920 oder 1921 zurück, als der junge Debowski wegen Schmuggels und anderer Delikte einige Zeit im Gefängnis gesessen hatte. Offenbar, so schrieb Gassner weiter, hatte «Herr Debowski» vergessen, die amerikanischen Behörden von diesem Teil seiner Vergangenheit zu unterrichten, als er sich um die Einbürgerung bewarb.

Gassner stellte Sebold vor die Wahl – entweder erklärte er sich bereit, als deutscher Agent in die Vereinigten Staaten zurückzukehren oder man würde ihn in ein Konzentrationslager stecken. Man werde Mittel und Wege finden, die Amerikaner von seiner kriminellen Vergangenheit in Kenntnis zu setzen, und dann sei es mit seiner unrechtmässig erworbenen Staatsbürgerschaft zu Ende.

Nachdem Sebold nun gezwungenermassen nachgegeben hatte, leitete Gassner seine Akte und ihre Korrespondenz an Ast VI, die nächste Abwehrstelle in Münster weiter. Doch Münster hatte genug mit Frankreich zu tun und war nicht an den Verei-

nigten Staaten interessiert. Man rief in Hamburg an, und ein Offizier, der sich Dr. Renken nannte, traf in Münster ein, um sich den Mann anzusehen. Renken sagte, er sei im Prinzip dagegen, Agenten durch Drohung und Erpressung zu rekrutieren, aber seine Kollegen in Münster erwiderten ihm, Sebold habe seine Dienste freiwillig zur Verfügung gestellt. Darauf sagte Renken, er übernehme Leute erst nach sorgfältiger Überprüfung durch die Gestapo. Dr. Gassner versicherte ihm, der Mann sei genau überprüft und in Ordnung befunden worden.

Man arrangierte einen Treff, damit Renken Sebold kennenlernen konnte. Es war eine freundschaftliche Begegnung, aber sozusagen auf Armeslänge Distanz. Hamburg suchte Leute, die einen der geheimen Sender bedienen konnten, welche die Abwehr in Amerika einrichten wollte. Renken, der nur amerikanische Staatsbürger als Funker haben wollte, hielt Sebold für geeignet. Er engagierte ihn und sagte ihm, er werde sich zur Ausbildung nach Hamburg begeben müssen.

«Wielange wird das dauern?» fragte Sebold.

«Na ja, so drei bis vier Monate», meinte Renken. «Das hängt davon ab, wie schnell Sie den Kram lernen.»

«Du liebe Güte», sagte Sebold, «ich wollte in die Staaten zurück, um mich um meine Frau zu kümmern. «Wenn das so lange dauert, schicke ich ihr lieber etwas Geld.»

Renken beruhigte ihn – dafür könne er sorgen. Aber Sebold sagte: «Ich glaube, es ist besser, ich mache es über den amerikanischen Konsul in Köln. Auf die Art vermeiden wir jeden Verdacht.»

Renken war einverstanden und Sebold fuhr nach Köln, um «die Sache» mit dem Konsul zu vereinbaren, und reiste dann nach Hamburg, wo er in der Pension «Klopstock» abstieg. Dort reichte ihn Renken an einen Mann namens Heinrich Sorau weiter, der ihn während seiner Ausbildung betreuen sollte.

Man zeigte Sebold, wie man Mikroaufnahmen von Dokumenten machte, und erklärte ihm die chemische Zusammensetzung von Geheimtinten. Hauptsächlich wurde er im Ver- und Entschlüsseln, in Morsetelegraphie und der Bedienung von Kurzwellensendern unterrichtet. Im Gegensatz zu Wheeler-Hill bestand er seine Prüfung glänzend. Nach Beendigung des Siebenwochenkurses war er einsatzbereit. Am Tag vor seiner Abreise übergab ihm Sorau einen Zettel mit vier Namen und Adressen. Dies seien die Agenten, deren Berichte er zu übermitteln habe, sagte er. Sebold solle sie auswendig lernen. Es waren Frederick Joubert Duquesne, 14 West 76<sup>th</sup> Street, und Lilly Stein, 232<sup>z</sup> East 79<sup>th</sup> Street, beide Manhattan, Everett Minster Röder, 210 Smith Street in Merrick, Long Island, und Hermann Lang, 74-36 Sixty-Fourth Place, Glendale, Queens.

Sebold bekam einen amerikanischen Pass auf den Namen William G. Sawyer und dazu einen neuen Tarn-Lebenslauf. Man überreichte ihm fünf auf Briefmarkengröße

verkleinerte Dokumente, die er in seinem Uhrgehäuse verbergen sollte – Instruktionen für die Agenten in New York. Er erhielt einen «Vorschuss» von 1'000 Dollar und erfuhr, dass 5'000 Dollar in New York auf ihn warten würden. Nach seiner Ankunft, so wies ihn Sorau an, solle er ein Büro im Zentrum von Manhattan eröffnen, wo er das Material der Agenten entgegenzunehmen habe. Dann solle er einen Sender aufstellen und ihre Berichte über Funk durchgeben.

Inzwischen wusste Sebold sehr viel über die Abwehr. Er wusste, dass Dr. Renken Nikolaus Ritter war, Referatsleiter I/Luft bei Ast X, Initiator und Leiter des besten Spionagerings der Abwehr in den USA. Er fand auch heraus, dass Heinrich Sorau Ritters Stellvertreter Hermann Sandel war. Sandel war im Ersten Weltkrieg Flieger gewesen, hatte zehn Jahre in den Vereinigten Staaten verbracht und war 1938 nach Deutschland zurückgekehrt und zur Abwehr gegangen. Und dann kannte Sebold natürlich die Namen der vier besten Leute in Ritters Agentenring und konnte es kaum erwarten, sie kennenzulernen.

Am 27. Januar 1940 begab sich Sebold, mit einem von «Papa» Toussaints gefälschten Pässen in der Tasche, an Bord der *Washington* auf die Reise, und am 6. Februar traf er in New York ein. Es war eine stürmische Fahrt über den winterlichen Atlantik, aber das tat seiner Begeisterung keinen Abbruch. Er sah mit hochgespannten Erwartungen seinem neuen Leben entgegen.

In New York machte sich Sebold sofort an die Arbeit. Er gründete eine Firma mit Namen Diesel Research Company und mietete ein Büro im Knickerbocker Building in der 42<sup>nd</sup> Street, im Zentrum von Manhattan. Kurz darauf war der Kurzwellensender aufgestellt, und zwar in einem Haus in Centerport, Long Island. Dann nahm Sebold Kontakt mit den Mitgliedern von Ritters Ring auf und stellte fest, dass sie alle noch tätig waren. Duquesne und der Sperry-Ingenieur Röder waren wie üblich viel beschäftigt; Lang war weiter den neuesten Verbesserungen des Nordenschen Bombenzielgeräts auf der Spur. Die schöne Lilly hielt nach neuen Agenten Ausschau und fungierte als Mittelsperson für Zwischenträger.

Anfang April 1940 teilte Sebold Sandel mit, dass er für die Sendungen bereit sei. Wenige Wochen später erhielt er die Antwort mit den letzten Anweisungen.

Am 15. Mai sollte er unter Benutzung des Rufzeichens CQDXVW-2 versuchen, den Kontakt herzustellen, indem er fünfzehn Tage lang täglich um 18 Uhr AOR in Hamburg rief. Sandel schrieb, es werde sehr auf die atmosphärischen Bedingungen ankommen. Er solle nicht ungeduldig werden, wenn es tagelang nicht klappe. Und dann, am 31. Mai genau um 18 Uhr, setzte Sebold seinen ersten Funkspruch ab. Es war ein Bericht von Duquesne – der alte Bure war jetzt der Doyen des Rings als sein nicht nur ältester, sondern auch bester Mann. Sebold – oder «Tramp», wie er jetzt im

geheimen Abschnitt seines Lebens hiess – verschlüsselte den Bericht in dem Schlüssel, den er dem damaligen Bestseller von Rachel Field, *All This and Heaven, Too* entnahm (er nannte ihn *All This is Heavenly*, und er kam nie dazu, ihn zu lesen). Das Geheimnis des Codes lag in dem Datum, zu dem eine Nachricht gesendet wurde. Tag und Monat wurden addiert, und zu der Summe zählte man zwanzig hinzu. Dies gab die Buchseite an, auf der die Nachricht enthalten war.

Andere Berichte lieferten Röder und Lang. Sogar Lilly brachte einiges Material von den Randbezirken des Rings, wo ihre Unteragenten arbeiteten. Dies war nicht Ritters einzige Verbindung zu seinen Agenten in Amerika. Längere Berichte gingen weiterhin über Zwischenträger hinaus. Sebolds Funkverbindung wurde für die dringenden Meldungen oder Berichte benutzt, die sich in kurze Funksprüche pressen liessen. Der eine, den Duquesne am 24. Juni absandte, als die Operation gerade erst vier Wochen lief, war relativ lang, musste aber per Funk durchgegeben werden, weil er SSD – sehr sehr dringend – war.

Die Engländer baten Roosevelt seit Kriegsausbruch, ihnen das Nordensche Bombenzielgerät zu überlassen. Aber das Verteidigungs- und das Marineministerium waren so heftig dagegen, dass der Präsident ablehnen musste. Jetzt war es fünf Minuten vor zwölf. Frankreich war gefallen. Die Nationalsozialisten waren die Herren Europas. Roosevelt verfügte nun, dass England, mit dem Rücken zur Wand kämpfend, das wichtige Gerät haben sollte, das den Unterschied zwischen Niederlage und Überleben ausmachen konnte.

Duquesne erfuhr sofort von dieser Entscheidung. Nachrichten wie diese waren nichts für das langsame Schiff, sie mussten sofort hinausgehen. Von Tramp am 24. Juni um 6 Uhr abends ausgestrahlt, hatte die Meldung folgenden Wortlaut:\*

«Von A. 3518 in New York über A. 3549 über Afu 24.6.40-1800

Dampfer *Pasteur* bringt zehn Exemplare Zeichnungen Norden und Sperry Bombenzielgeräte zu Vickers Co. London zwecks Herstellung Zielgerät für Gebrauch durch Alliierte freigegeben. Vickers Detroit wird Geräte ebenfalls herstellen. Sperry 1'200 und Norden 1'200. Beide Firmen brauchen mindestens drei Monate Anlaufzeit, bis Produktion in nennenswertem Umfang beginnt.»

Die Nachricht verursachte einigen Wirbel bei Ast X. Sie allein schien bereits alle Mühen zu rechtfertigen, die man sich mit Tramp gemacht hatte.

Die Bedeutung eines Meldekopfs wie Tramp lag in erster Linie in der Übermittlung von Nachrichten, die keinen Aufschub duldeten – vor allem Meldungen über das Ein- und Auslaufen von Schiffen mit Kriegsmaterial an Bord, damit das U-Boot-Kommando seine Einheiten entsprechend dirigieren konnte. An zweiter Stelle ran-

\* Da Duquesne alle seine Berichte englisch abfasste, wird hier die deutsche Übersetzung gegeben (Anm. d. Übers.).



gierten die täglichen Wettermeldungen, die die Meteorologen der Luftwaffe zur Aufstellung ihrer Vorhersagen brauchten. Tramp war mit dem Wetter stets prompt zur Stelle – das war seine persönliche Aufgabe, die er ohne Hilfe von Agenten erledigte. Um sieben Uhr morgens wurden die Angaben zusammengestellt, und um 8 Uhr 45 täglich ging die Meldung in den Äther.

Die wichtigeren Schiffsbewegungen wurden während seiner zweiten Sendung am Abend durchgegeben. Es waren immer sehr genaue Nachrichten. Ein Funkspruch vom 9. September war typisch für die Meldungen, die Tramp ausstrahlte:

«Wie Fehse meldet belgisches Schiff *Ville d'Ablon* ausgelaufen mit Kupfer, Maschinenteilen, Motoren, Pferden. *Ville de Hasselot* ausgelaufen voll beladen hauptsächlich Flugzeuge. Beide Schiffe nach Liverpool. Englischer Dampfer *Britannic* läuft Dienstag aus mit Flugzeugmotoren und zwölf schweren Bombern. *Ile de France* und holländischer Frachter *Delf Tdyk* verladen fünfzehn Jagdflugzeuge unverschlagen an Oberdeck.»

Fehse war ein erstklassiger regulärer V-Mann – Nr. 2017 –, der nicht für Hamburg, sondern für die Nebenstelle Bremen arbeitete, wo er Johannes Bischoff unterstand. Am 9. September bediente er sich Tramps mit Erlaubnis von Major Ritter. Nach dem unregelmässigen Arbeiten von Jimmy, rühmte man bei der Abwehr allgemein das fehlerfreie Funktionieren von Tramp. Die für die Führung der anderen Ringe verantwortlichen Offiziere bestürmten Ritter immer wieder mit der Bitte, ihren Agenten zu erlauben, dringende Meldungen über Tramp ausstrahlen zu lassen.

Tramps Leistung übertraf die kühnsten Erwartungen. Bald bediente sich jede Nebenstelle mit Agenten in Amerika seines Senders nicht nur zur Übermittlung ihrer eigenen Spionageberichte, sondern auch zur Weiterleitung von Anfragen.

Die über Tramp eingehenden Funksprüche wollten alles Mögliche wissen – wieviele Allison-Motoren General Motors in seinem Zweigwerk Indianapolis herstellte; ob es zutrefte, dass die *Saratoga* Flugzeuge nach Halifax schaffe, von wo aus sie dann nach England geflogen wurden. Man forderte Daten über die Lockheed P-38 und die Bell P-39 an und wünschte zu erfahren, wieviele dieser Modelle produziert wurden und wieviele nach England gingen; man erkundigte sich nach Einzelheiten über die Fairchild, Grumman und Republic Flugzeugwerke auf Long Island und fragte nach bestimmten Schiffen, die nach Südafrika, dem Persischen Golf und Indien fuhren.

Den grössten Teil seiner Zeit war Tramp mit Schiffsbewegungen beschäftigt. Neue Küstenbeobachter schienen die Nachrichtenausbeute weiter zu vergrössern – ein Mechaniker namens Alfred E. Brockhof, der an verschiedenen Piers beschäftigt war, ein Monteur namens Paul Bante, der im New Yorker Hafen beschädigte Schiffe reparier-

te, ein Expedient namens Rudolf Eberling. Kaum ein Schiff, das in New York ein- oder auslief, entging ihrer Aufmerksamkeit.

«*Kapira* nach Liverpool ausgelaufen...

*Southern Prince* im Geleitzug unterwegs...

*Robert H. Locksley* auf Jungfernfahrt nach Südafrika ...

*Charles Trapp* auf Transitreise nach London...

Ungenanntes holländisches Schiff im Hafen...»

Und von Zeit zu Zeit ging eine Meldung darüber hinaus, welche Fortschritte der Umbau der *Normandie* zum Truppentransporter im New Yorker Hafen machte.

Doch nichts reichte an das Material heran, das der alte Duquesne lieferte. Ob es sich um einen weiteren Waffentransport nach England, eine Meinungsbildung im Generalstab oder den Beschluss handelte, für die Flotte einige neue Zerstörer zu bauen – er war immer als erster und oft als einziger mit der Information zur Stelle. Am 1. Februar 1941 zum Beispiel meldete er via Tramp:

«Churchill hier mit Schlachtschiff *King George V* – an Bord besucht von Roosevelt und Knox.»

Das war typisch Duquesne – zum Teil wahr, zum Teil falsch: Am 24. Januar war die *King George V* in Annapolis gewesen – natürlich nicht mit Churchill an Bord, aber sie hatte Lord Halifax, den neuen britischen Botschafter, in die Vereinigten Staaten gebracht. Fünf Tage vorher hatte der Premierminister, das Schiff betreffend, dem Präsidenten telegraphiert: «Ich weiss nicht, ob Sie daran interessiert sind, es zu sehen. Wir wären stolz, es Ihnen oder Vertretern Ihrer Admiralität zeigen zu können, wenn sich das einrichten lässt.»\*

In Hamburg wusste oder kümmerte es niemand, ob Churchill der geheimnisvolle Passagier gewesen war. Man staunte nur immer wieder über die unerschöpfliche Kenntnis des alten Mannes von Vorgängen in den USA und war begeistert von der unübertrefflichen Tramp-Verbindung, die seine Informationen so prompt weiterleitete. Die deutsche Spionagetätigkeit in den Vereinigten Staaten hatte ihren Höhepunkt erreicht.

### *Ziel: FDR*

Am 19. Juni 1941 um 20 Uhr 10 erreichte die Abwehr eine Meldung auf einem Umweg – sie war mit einem Pan-American-Clipper nach China gelangt und dann von Schanghai nach Berlin telegraphiert worden.

\* Der Präsident reiste tatsächlich in Begleitung von Marineminister Frank Knox nach Halifax, um das Schiff zu besichtigen. Wenn sich Duquesne auch irrte, was Churchill betraf, so gelang es ihm doch, das neue Schlachtschiff zu erspähen und durch den dichtesten Zensurschleier hindurch Roosevelt und Knox unter seinen Besuchern auszumachen.

Aus zuverlässiger Quelle verlautete, so hiess es in der Meldung, dass Roosevelt an Urämie leide und an ernststen Bewusstseinsstörungen als Folge ständiger Anwendung eines Katheters. Die immer wiederkehrenden Hinweise auf eine Kehlkopfreizung und ähnliche Krankheiten dienten nur der Verschleierung seines wahren Zustands

Dies war eine aus einer Reihe von Meldungen zum Thema Gesundheitszustand des Präsidenten, sie wurde von Dinter geliefert, dem Agenten in Washington, der behauptete, eine Verbindung zu Roosevelts Arzt und damit zu dessen Krankenkartei zu haben. Dinter – oder Hauptmann Graf Sauerma – hatte sich bei der notorisch indiskreten «High Society» der Hauptstadt beliebt gemacht, indem er sich als Abkömmling des vornehmen schottischen Clans der Douglas ausgab.

Dinters letzter Bericht, basierend auf Klatschgerüchten, die er in Washingtons Cocktailpartykreisen aufgeschnappt hatte, bot ein gutes Beispiel für die allmähliche Entstellung einer Information auf ihrem Tuschelweg. Der Präsident bekam tatsächlich einen Katheter eingeführt, aber wegen einer schmerzhaften Entzündung der Stirnnebenhöhlen. Gewisse Washingtoner Mediziner, die dem Arzt des Präsidenten nicht allzu gewogen waren, munkelten, dass sich Roosevelts Zustand durch die grobe Therapie Dr. McIntires eher verschlimmere als verbessere. Als der Klatsch an Dinters Ohren drang, war aus dem Nasenkatheter ein Blasen-katheter geworden. Der Rest war blosses Vermutung. Es war nicht das erste Mal, dass in Dinters meist unberechenbaren Berichten eine Fehlinterpretation enthalten war, aber in diesem Falle machte es nichts aus. Wahr oder nicht, der Funkspruch rief in Berlin Aufregung hervor. Die Nationalsozialisten reagierten immer sehr interessiert auf Nachrichten über Roosevelts Krankheiten im Sinne von Mark Twains berühmtem Bonmot «Es ist hoffentlich etwas Ernstes».

Man hätte annehmen sollen, eine so wichtige Funktion wie die Überwachung des amerikanischen Präsidenten wäre von der Abwehr besonders hoch eingestuft und ausgesuchten Leuten übertragen worden. Aber es gab keinen organisierten Versuch, Roosevelt zu «erfassen». Hitlers irrationale Einstellung zu allem, was den US-Präsidenten betraf, machte es sehr riskant, mit Angaben und Informationen aufzuwarten, die der vorgefassten Meinung Hitlers zuwiderliefen.

Roosevelt und Hitler waren 1933 zur gleichen Zeit an die Macht gekommen, und beide führten sich mit drastischen Massnahmen ein – Hitler mit seiner Ideologie und Roosevelt mit dem New-Deal-Programm. Aber Hitler widmete dieser historischen Parallele nur flüchtige Aufmerksamkeit. Er neigte dazu, den umstrittenen Präsidenten verächtlich als «dieser Krüppel im Weissen Haus» abzutun; er sah Roosevelt als eine verschwommene Gestalt in der Ferne, als eine leichtgewichtige Figur, die weder den Mut noch die Fähigkeiten besass, irgendetwas zu tun, um den Vormarsch des Nationalsozialismus aufzuhalten.

Als 1936 der Vorschlag gemacht wurde, hauptsächlich durch Propagandaappelle an die Adresse amerikanischer Wähler deutschen Ursprungs, Roosevelts Wiederwahl zu verhindern, wies Hitler alle derartigen Empfehlungen brüsk zurück. Er wies das Aussenministerium, das Propagandaministerium und andere Institutionen des Dritten Reiches an, die amerikanischen Präsidentschaftswahlen zu ignorieren. Er wurde jedoch aus dieser Gleichgültigkeit herausgerissen, als Roosevelt am 5. Oktober 1937 in einer Rede seinen berühmten Aufruf erliess, die Diktatoren «unter Quarantäne zu stellen». Harold L. Ickes, der diese Worte des Präsidenten angeregt und formuliert hatte, sprach von der «wichtigsten Rede über die internationale Situation», die Roosevelt je gehalten hatte.

In Berlin reagierte als einziger Goebbels. Er hörte die Rede über seinen Kurzwellenempfänger und eilte mitten in der Nacht mit der deutschen Übersetzung zu Hitler. Der deutsche Botschafter Hans Heinrich Dieckhoff, erst seit wenigen Monaten in Washington und noch immer bemüht, die zwischenstaatlichen Beziehungen zu verbessern, schickte eine Reihe verzweifelter Telegramme ab, in denen er die Theorie vertrat, dass Roosevelt es nicht auf Deutschland abgesehen hatte, sondern auf Japan (das gerade den «Zwischenfall» an der Marco-Polo-Brücke bei Peking verursacht hatte). Hitler wies jede derartige Hypothese zurück und brach alle noch vorhandenen persönlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ab. Er bezeichnete Roosevelt verschiedentlich als Betrüger, abenteuerlichen Freimaurer, krankes Hirn und verbrecherischen unaufrichtigen Juden. Er weigerte sich, den Präsidenten noch ernst zu nehmen. Als der deutsche Botschafter Hans Heinrich Dieckhoff im November 1937 nach Deutschland zurückkehrte und Hitler eine Vorstellung von der Bedeutung Roosevelts als Gegner geben wollte, wurde er nicht empfangen.

Von der Idee besessen, dass Roosevelt zumindest etwas jüdisches Blut in den Adern habe, schrieb er alles, was der Präsident sagte und tat, «dieser grundlegenden Tatsache» zu. Kurz vor Ausbruch des Krieges, im Sommer 1939, empfing Hitler Generalleutnant Friedrich von Bötticher, seinen Militärattaché in Washington seit 1933, der als Kenner des amerikanischen Kriegspotentials galt. Anstatt Bötticher nach den möglichen Auswirkungen der Politik Roosevelts auf einen Krieg in Europa auszufragen, wollte er von dem General nur schlüssig bewiesen haben, dass der Präsident Jude sei.

Canaris teilte dieses Vorurteil nicht – er empfand allenfalls eine heimliche Bewunderung für Roosevelt. Doch der kalkulierte Opportunismus, der sein Regime kennzeichnete, zwang ihn, die Überwachung des Präsidenten gemäss den festgefahrenen Vorstellungen Hitlers zu dulden. Man unternahm keine ernsthafte Anstrengung, die Absichten Roosevelts wirklich zu erkunden; man tat wenig, um seine Aktionen zu verfolgen, aber man tat alles, um abträgliche Informationen über den Präsidenten und seine Familie zu sammeln, die Hitler gefielen und ihn in seinem Vorurteil nur noch bestärkten.

Die Beschattung wurde einigen «freiberuflichen» Agenten überlassen. Pfeiffer erhielt gelegentlich Nachrichten von einigen seiner Spione, die kühn behaupteten, sie hätten sich ihr Material aus dem Weissen Haus selbst beschafft. Er berichtete Griebel von jüngst ungegangenen Angaben über die Reorganisation der US-Kriegsmarine, die sein Informant von einem Mitglied von Roosevelts Kabinett aufgeschnappt hatte.

In Wirklichkeit hatte die Abwehr in den Vereinigten Staaten niemanden, dessen spezifische Aufgabe die Berichterstattung über das Weisse Haus gewesen wäre. Die meisten derartigen Nachrichten kamen von Agenten wie dem berüchtigten Dinter. Sie fischten im Washingtoner Gerüchtesumpf, förderten Material aus zweiter Hand zutage, das sie aufpolierten, bis es den Anschein einer «Information aus absolut zuverlässiger Quelle» hatte.

Nur zwei Männer bei der Abwehr konnten als Roosevelt-Spezialisten gelten – der eine arbeitete von Bremen aus, der andere hielt sich in Washington auf. Der Mann in Bremen war ein geselliger Unternehmer namens Dr. Nikolaus («Niko») Bensmann, zu dessen Aktivitäten Spionage auf höchster Ebene zählte. Zu dem Nachrichtenmaterial, das Niko von seinen Freunden in Amerika vor Pearl Harbor erhielt, gehörte eine beträchtliche Anzahl von Informationen über den Präsidenten. Bensmann erkannte, dass dies ein vernachlässigtes Gebiet bei der Abwehr war und dass er praktisch als einziger Mann in Canaris' Organisation eine Verbindung zu Roosevelt hatte. Er nutzte dies aus und beschaffte seine Informationen angeblich direkt aus dem Weissen Haus, in Wirklichkeit aber aus zweiter oder dritter Hand, und zwar über seine leichtgläubigen Geschäftspartner einer grösseren Ölgesellschaft. Trotz dieser etwas umständlichen Methode erhielt die Abwehr wertvolle Informationen über einige private Routineaktivitäten des Präsidenten, über einige Aspekte seiner Politik, vor allem seine Unterstützung der im Kampf befindlichen Alliierten und insbesondere die heimliche Manipulation der Regierung von Öl und Erdölprodukten im Rahmen von Roosevelts entschlossenem Bemühen, England schon lange vor Kriegseintritt der USA zu helfen.

Der Agent in Washington, den die Abwehr als «unseren Mann im Weissen Haus» hatte bezeichnen können, war «Michael». Obwohl er den Eindruck erweckte, amerikanischer Staatsbürger und Vertrauter einflussreicher Politiker in den Vereinigten Staaten zu sein, war er in Wirklichkeit ein Österreicher namens Louis A. Matzhold. Er war in den Vereinigten Staaten Korrespondent der *Berliner Börsenzeitung*, einer konservativen Tageszeitung, hinter der eine mächtige Gruppe nationalsozialistisch orientierter Wirtschaftsbosse stand. Sie war nicht nur Hitlers respektables Sprachrohr in Finanzkreisen, sondern gleichzeitig ein oft benutzter Deckmantel für alle möglichen vertraulichen Transaktionen und für mehrere Operationen der Abwehr.

Als intelligenter, charmanter und phantasiebegabter Wiener fühlte sich Matzhold durch seinen Hang zum Abenteuerlichen zur Spionage hingezogen und setzte alle Hebel in Bewegung, um für die Abwehr in Washington arbeiten zu können. Canaris, der es nicht gern sah, wenn man Ausländskorrespondenten als Spione einsetzte, liess ihn nur als «Berichterstatter» zu, und auch dies nur, weil Matzhold überdurchschnittliche Empfehlungen vorweisen konnte und behauptete, enge Beziehungen zu einflussreichen amerikanischen Politikern zu unterhalten.

Matzhold überschwemmte die Abwehr mit langen und anscheinend gut informierten «vertraulichen Berichten» und Material, das er sich, wie er sagte, von seinen prominenten Freunden besorgt hatte. Zu seinem Kreis gehörten angeblich Gouverneur George Howard Earle von Pennsylvania, Senator Burton K. Wheeler von Montana und viele andere – sogar Harry Hopkins. Aber sein Clou war, wie er der Abwehr versicherte, sein vertrauliches Verhältnis zu dem Präsidenten, das sich seinen Angaben zufolge auf einer gemeinsamen Begeisterung für die Philatelie gründete. Wie Matzhold der Abwehr berichtete, kam es zwischen ihm und Roosevelt zu langen privaten Zusammenkünften, gewöhnlich samstags abends, wenn sich der Präsident mit seiner Briefmarkensammlung beschäftigte. Matzhold erschien zu diesen Hobbystell-dicheins mit Sätzen von seltenen Marken oder gerade erst herausgekommenen europäischen Ausgaben, für die sich der Präsident angeblich sehr interessierte. Während sie Marken tauschten oder über philatelistische Dinge diskutierten, brachte Matzhold beiläufig Tagesprobleme zur Sprache und gewann geheime Informationen, die der Präsident, wie Matzhold einmal nach Berlin schrieb, nur einem Freund mitteilte, dem er unbedingt vertraute.

Wieviel von diesen Behauptungen stimmte oder erfunden war, um der Abwehr zu gefallen, ist schwer zu sagen. Seine Berichte spiegelten eine beträchtliche Informiertheit über Entwicklungen auf höherer Regierungsebene wider. Aber jeder gewitzte Washingtoner Korrespondent konnte solche Informationen auf den von Gesprächen und Gerüchten schwirrenden Korridoren in der Hauptstadt aufschnappen, ohne direkten Zugang zum Präsidenten zu haben.

Die Deutschen fanden Matzholds Schilderung seiner Beziehungen zum Präsidenten so überzeugend und hielten die philatelistische Verbindung für so wichtig, dass die Abwehr Matzhold eine grosse Anzahl sehr seltener, für Roosevelt bestimmter Marken zukommen liess. Manche wurden über Mittelsmänner bei Berliner Händlern gekauft, doch einige wurden auch Sammlungen von Juden entnommen, die die Nationalsozialisten konfisziert hatten.

Matzhold operierte nach dieser Methode bis Dezember 1941, als er nach Pearl Harbor die Vereinigten Staaten zusammen mit den anderen zurückgeführten Deutschen verlassen musste. Anschliessend wurde er in der Doppellegenschaft des Buda-

pester Korrespondenten der *Börsenzeitung* und eines Haupt-V-Mannes für die Erfassung des Balkans nach Ungarn geschickt, wo er die Beobachtung des Präsidenten fortsetzte, indem er «gemeinsame Freunde» aushorchte, die sich in dieser Gegend sehen liessen. Einer von ihnen war Gouverneur Earle, der 1940 im Auftrag Roosevelts Budapest besuchte und seinerseits Matzhold als einen seiner «vertraulichen Informanten» benutzte und ihm für seinen «wertvollen Beitrag» volle Anerkennung zollte.

Kleine delikate Informationen über den Präsidenten gingen der Abwehr von einem Agenten zu, der behauptete, mit Mrs. Grenville Emmett befreundet zu sein, der Witwe von Roosevelts einstigem Anwaltspartner, der bis zu seinem Tod 1937 amerikanischer Gesandter in den Niederlanden gewesen war. Pauline Emmett stand den Roosevelts weiterhin nahe und besuchte sie häufig in Hyde Park, wo sie in der entspannten Atmosphäre des Familiensitzes des Präsidenten vertrauliche Gespräche mitanhörte. Die Berichte des Agenten, der Mrs. Emmett angeblich aushorchte, enthielten nichts, was man wichtige Geheimdienstmeldungen nennen konnte, sie spiegeln aber getreulich und genau das historische Dilemma wider, in dem sich der Präsident zwischen 1939 und 1941 befand.

Das immer wiederkehrende Thema der sogenannten «Emmett-Berichte» (die die Abwehr über einen Mittelsmann in Lissabon erhielt und die ich bei den Abwehrpapieren fand) war, dass Roosevelt nach Grundsätzen handelte, die er in einem Gespräch am 3. September 1939 formuliert hatte: «Diese Nation wird eine neutrale Nation bleiben, aber ich kann nicht verlangen, dass jeder Amerikaner auch in Gedanken neutral bleibt. Selbst ein Neutraler hat das Recht, Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen. Selbst von einem Neutralen kann man nicht verlangen, dass er Vernunft oder Gewissen ausschaltet.»

Solche Berichte waren wertvoll, aber sie eigneten sich nicht für Canaris. Sie waren ihm bei seinen Bemühungen, sich bei Hitler beliebt zu machen, hinderlich, indem er über Roosevelt nur das berichtete, was dieser hören wollte.

Drei Männer auf der Liste des deutschen Geheimdienstes standen mit dem einzigen bekannten Versuch in Zusammenhang, einen Kern von V-Leuten zu schaffen, deren Revier das Weisse Haus sein sollte. Einer, registriert als US/7-376, war ein amerikanischer Industrieller portugiesischer Abstammung, und wurde in seinem Lebenslauf als «ein Vizepräsident des Schuhkonzerns Florsheim» bezeichnet. Seine Aufgabe bestand darin, Informationen über amerikanische Hilfe für England unter besonderer Berücksichtigung der diesbezüglichen Aktivitäten Präsident Roosevelts zusammenzutragen.

Ein anderer – im Register US/7-362 – war, wie es hiess, ein prominenter deutsch-amerikanischer Manager und Verleger mit Geschäftsinteressen in Amerika und Euro-

pa. Seiner deutschen Akte zufolge gehörten zu diesen Interessen Papiere einer deutschen Kunstseidenfirma und Aktienbündel von I. G. Farben und Siemens & Halske. Er hatte ein grosses Haus in Pennsylvania, eine prächtige Suite im New Yorker Waldorf Astoria und ein Schloss und einen Rennstall in Frankreich. Die Deutschen bescheinigten ihm aussergewöhnlich gute Verbindungen in politischen und wirtschaftlichen Kreisen. In seiner Akte fand ich eine Liste von prominenten Amerikanern, mit denen US/7-362 angeblich auf sehr vertrautem Fuss verkehrte. Hier waren unter anderen aufgeführt: Aussenminister Cordell Hull, der frühere Finanzminister Andrew W. Mellon, Charles Lindbergh, John Hays Hammond, Senator James E. Watson, Henry Cabot Lodge, Robert R. Reynolds, der Bankier Winthrop Aldridge, John D. Rockefeller jr., Nicholas Murray Butler, Präsident der Columbia University, John Cuddahy, Botschafter Joseph P. Kennedy, General Robert E. Wood von Sears Roebuck, Thomas W. Lamont aus dem Hause Morgan, Henry Ford und Joseph E. Davis, der Washingtoner Anwalt, der mit dem Präsidenten gut befreundet war und Marjorie Post, die Erbin der Postschen Nahrungsmittelmillionen, geheiratet hatte.

Das meistversprechende Mitglied des Trios war US/7-375. Seinem Lebenslauf in den Akten zufolge war er ein Angehöriger der europäischen Aristokratie und gab an, mit einer Halbjüdin verheiratet zu sein, die mit Finanzminister Henry Morgenthau verwandt war. Morgenthau sollte in der Tat die obligatorische eidesstattliche Erklärung für ihn abgegeben haben, als er kurz nach Kriegsausbruch in die USA einwanderte. In der Akte fand sich die Behauptung, dass er mit offenen Armen von den Morgenthau empfangen worden war, die natürlich nicht die geringste Ahnung hatten, dass das neue Familienmitglied ein ausgebildeter und registrierter deutscher Spion war. Seine Berichte über die aussenpolitischen Ziele Roosevelts und Entwicklungen in der Finanzwelt galten in Berlin als sehr zuverlässig, hauptsächlich deshalb, weil er als Quellen Finanzminister Morgenthau und sogar den Präsidenten persönlich nannte. Wie er angab, gewann er seine Informationen bei Wochenendbesuchen auf der Morgenthauschen Farm in Dutchess County und Fahrten zu Roosevelts Heim in Hyde Park, bei denen er seine «Verwandten» häufig begleitete.

Es gelang mir trotz aller Bemühungen nicht, diesen Agenten ausfindig zu machen. Wenn es ihn wirklich gegeben hat, so behaupten die Morgenthau, nichts von ihm zu wissen. In den Akten des deutschen Geheimdienstes lebt er jedoch weiter, mit Dutzenden von eindrucksvollen Berichten über den Präsidenten, die er von 1940 bis 1941 nach Berlin schickte. Es muss darauf hingewiesen werden, dass die drei «US/7»-Agenten nach dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten am 7. Dezember 1941 ihre geheime Tätigkeit einstellten und keine Berichte mehr schickten. Es war erfreulich und kennzeichnend für den grundsätzlichen Patriotismus dieser Menschen der amerikanischen «High Society» und Geschäftswelt, die sich bereitgefunden hatten, mit



der Abwehr zu kollaborieren, dass, soweit bekannt, keiner von ihnen nach Pearl Harbor seine geheime Nebenbeschäftigung fortsetzte.

Die opportunistische Art der Überwachung und Bespitzelung Roosevelts änderte sich plötzlich im Oktober 1939 mit dem Auftauchen einer «Quelle» innerhalb der amerikanischen Botschaft in London. Diese «Sache» war kein üblicher Spionagefall, sondern «fraglos», wie sich Richard J. Whalen in seiner Biographie Joseph P. Kennedy ausdrückt, «eine der merkwürdigsten Episoden in der diplomatischen Geschichte der USA». Der Zwischenfall entwickelte sich aus der gespannten Atmosphäre der Vereinigten Staaten in der Kontroverse über Krieg oder Frieden in der Zeit zwischen dem Kriegsausbruch in Europa und dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor.

Im Oktober 1939 traf ein gerade flüchte gewordener Diplomat in London ein. Er kam aus Moskau, wo er seit 1936 in der Chiffrierabteilung der amerikanischen Botschaft gearbeitet hatte. Es war Tyler Gatewood Kent, ein seriöser, fleissiger, gut aussehender junger Mann von durchschnittlicher Grösse und ruhiger, zurückhaltender Art. Trotz seiner Jugend und seiner kurzen Zeit im auswärtigen Dienst war er dank seiner Herkunft und offenkundigen Kompetenz in der Diplomatenwelt keine unbekannte Grösse.

Sein Vater war William Patton Kent, Konsul in Niutschwang in der Mandschurei. Zu seinen Vorfahren von schottisch-englischer Herkunft zählte er zahlreiche berühmte Virginier und Tennesseaner, darunter auch den «Frontiersman» Davy Crockett. Kent hatte seine eigene Karriere mit eindrucksvollen Studienerfolgen begonnen – St. Albans, Princeton, Sorbonne, Madrid, George Washington University. Er war ein perfekter Linguist, der Französisch, Deutsch, Griechisch, Italienisch, Spanisch und Russisch sprach. Werke über Geschichte und Staatswissenschaft interessierten ihn besonders stark.

In London – Botschafter Kennedy kannte ihn flüchtig und die Karrierediplomaten vertrauten ihm völlig – wurde er der Chiffrierabteilung zugewiesen, wo er mit den geheimsten Telegrammen zu tun hatte. Er hatte Zugang zur Korrespondenz des Botschafters mit Roosevelt und Aussenminister Cordell Hull wie auch zu Berichten, die Botschafter William C. Bullitt in Paris und andere amerikanische Geschäftsträger in Europa nach Washington sandten. Dann kam zu dem Verkehr, den die Chiffrierabteilung abwickelte, ein neuer, streng geheimer Stoss von Telegrammen hinzu. Bei Kriegsausbruch 1939 wurde Churchill zum Ersten Lord der Admiralität in Chamberlains Koalitionskabinett ernannt. Präsident Roosevelt schickte ihm einen persönlichen Brief mit einem ungewöhnlichen Vorschlag, der gegen Tradition und Protokoll in offiziellen Beziehungen zwischen dem Staatsherrn eines Landes und einem einfachen Kabinettsmitglied eines anderen Staates versties. Entgegen einer weitverbrei-

teten Ansicht waren Roosevelt und Churchill zu jener Zeit keine alten Freunde – sie waren sich nur 1920 einmal kurz in London begegnet. Doch unter dem Eindruck von Churchills hartnäckiger Opposition gegen Hitler während der dreissiger Jahre, machte der Präsident ihn jetzt zu seinem Hauptvertrauten in England.

«Weil Sie und ich im Weltkrieg ähnliche Positionen innehatten», schrieb der Präsident dem neuen First Lord am 11. September 1939, «möchte ich Ihnen sagen, wie froh ich bin, dass Sie wieder in der Admiralität sind. Ihre Probleme werden, das ist mir klar, durch neue Faktoren kompliziert, aber im Wesentlichen sind sie die gleichen. Ich möchte, dass Sie und der Premierminister wissen, dass ich es jederzeit begrüssen würde, wenn Sie mich persönlich über alles auf dem Laufenden hielten, wovon Sie mir Kenntnis geben wollen. Sie können jederzeit versiegelte Briefe mit Ihrer oder meiner Kurierpost schicken.»

Churchill antwortete «bereitwilligst», wie er sich ausdrückte, und benutzte als Unterschrift das Pseudonym «Naval Person» bei dem geheimen Austausch von Mitteilungen, der hinter dem Rücken von Aussenminister Hull in den USA und Premierminister Chamberlain in Grossbritannien vor sich ging. Aber die Ereignisse drängten, die Kurierposttaschen waren zu langsam, und die Briefschreiber wurden ungeduldig. Bald begann die ungestüme «Naval Person» Roosevelt mit Telegrammen zu bombardieren, die er unter Umgehung des Aussenministeriums direkt Botschafter Kennedy zustellte, der sie dann an den Präsidenten mit dem Hinweis weiterleitete, dass sie nur für den Präsidenten bestimmt waren. Die amerikanische Botschaft verschlüsselte die Texte (im sogenannten «Gray Code», der als streng geheim galt und damals für «unknackbar» gehalten wurde). Die verschlüsselten Berichte wurden dann unter Umgehung der Verbindungskanäle des US-Aussenministeriums direkt für den Präsidenten nach Washington gefunkt.

Dieser telegraphische Meinungs-austausch begann, als der junge Kent in London eintraf, und Botschafter Kennedy bestimmte ihn als einen der Beamten in der Chiffrierabteilung, die das abfertigten, was später «die offenkundig unneutrale Korrespondenz des Präsidenten mit Churchill» genannt wurde. Das Verschlüsseln wurde von verschiedenen Beamten routinemässig und automatisch erledigt.

Die britischen Kryptographen hatten natürlich einen grossen Teil des diplomatischen Nachrichtenverkehrs abgehört und die Funksprüche der Kanzleien der Welt gelesen – mit Hilfe der hervorragenden Mannschaft von Analytikern unter Commander Denniston, der es gelang, Codes und Schlüssel regelmässig zu knacken. Kurz nachdem die Roosevelt-Churchill-Vereinbarung getroffen worden war, stiess Denniston auf eine Reihe von Funksprüchen Hans Mackensens, des deutschen Botschafters in Rom, an sein Aussenministerium in Berlin. Als die Klartexte der abgefangenen Meldungen im Aussenministerium untersucht wurden, stellte man fest, dass

Mackensen offenbar Zugang zu Informationen äusserst vertraulicher Natur hatte, die zum Teil nur auf der Ebene von Roosevelt und dem First Lord bekannt waren.

In einem seiner Berichte vom Januar 1940 konnte Mackensen seiner Zentrale melden, dass aufgrund eines Befehls, den Churchill an die Flotte herausgegeben hatte, für amerikanische Schiffe bei der Blockade eine Sonderregelung galt. Obwohl es sich hier nur um einen technischen Aspekt des Seekriegs handelte, war die Information sehr wichtig. Churchills Befehl stellte einen einseitigen Bruch der Blockade dar, der allein die Amerikaner begünstigte. «Ich brauche kaum darauf hinzuweisen», schrieb der zweite Kronanwalt Sir William Jowitt später, «wie sehr es darauf ankam, dass diese Vereinbarung geheim blieb, denn wenn alle Neutralen die gleichen Konzessionen verlangten, wie wir sie den Amerikanern gemacht hatten, wäre die Führung unseres Seekriegs stark beeinträchtigt worden.» Sie blieb aber kein Geheimnis. Von den Deutschen verständigt, wandten sich die anderen Neutralen – einschliesslich der Italiener und Spanier – prompt an die britische Admiralität und protestierten heftig gegen die «Diskriminierung» und verlangten für ihre Schiffe die gleiche privilegierte Behandlung, wie sie die Amerikaner genossen.

Andere Berichte Mackensens enthielten Vorausinformationen über fast jede Vereinbarung, die Roosevelt und Churchill in ihrem geheimen Pakt zur Sicherung amerikanischer Hilfe für Grossbritannien trafen.

Die englischen Behörden, die die Telegramme Mackensens geprüft hatten, vermuteten, dass es auf der höchsten Ebene der britisch-amerikanischen Beziehungen eine gefährliche undichte Stelle gab. Aus Mackensens einzelnen Hinweisen auf seine «Quelle» ging hervor, dass er Material weitergab, welches ihm von den Italienern zugeleitet worden war, wahrscheinlich von Aussenminister Graf Galeazzo Ciano persönlich. Da man annehmen musste, dass die Italiener diese Informationen von ihrer Botschaft in London bezogen, wurde die Überwachung der italienischen Diplomaten verschärft. Doch alle Nachforschung ergab lediglich, dass einer der stellvertretenden Militärattaches, ein Kavallerie-Oberstleutnant namens Don Francesco Maringliano, Herzog Del Monte, gelegentlich Gast in einer russischen Teestube war, die einem ehemaligen zaristischen Admiral und seiner Frau gehörte und für den besten ‚Kaviar‘ in ganz London berühmt war. Es stellte sich dann heraus, dass der Offizier mit der siebenunddreissigjährigen Tochter Anna des Admirals befreundet war, einer naturalisierten britischen Staatsbürgerin, die sich ihren Lebensunterhalt als Schneiderin verdiente. Miss Wolkoff, eine Antisemitin, die mit den Faschisten sympathisierte, stand auf der schwarzen Liste von Scotland Yard und MI 5 als prominentes und aktives Mitglied des «Right Club», einer antisemitischen Clique von Reaktionären, die unter Führung Captain Archibald Henry Maule Ramsays, eines konservativen Parlamentsabgeordneten und entfernten Verwandten der königlichen Familie, stand.

Als man Anna Wolkoff näher unter die Lupe nahm, entdeckte man, dass sie ein Doppelleben führte. Sie wurde beobachtet, wie sie nachts gewöhnlich die dunkle Seite der Strassen entlangging und dabei kleine Zettel an Kirchenanschlagstafeln, Bushaltestellen und Telephonzellen anklebte. Dies sei ein «Judenkrieg» stand auf einem gedruckt, und ein anderer trug den Text «Eure willige Selbstaufopferung und Unterstützung wird die Kriegsprofiteure in die Lage versetzen, noch grössere Profiteure zu machen und gleichzeitig ihr Vermögen der Kriegssteuer zu entziehen.» Obwohl mit diesen Appellen ganz eindeutig die britische Moral untergraben werden sollte, ein Ziel, das auch die Nationalsozialisten verfolgten, konnte das Ankleben solcher Zettel nicht als das Werk feindlicher Agenten betrachtet werden.

Miss Wolkoff führte ihre Beschatter zu dem Studio eines Photographen namens Nicholas E. Smirnoff, wo sie sich mit ihrem adligen italienischen Freund zu irrefen pflegte. Im Übrigen fand man nichts, was sie und ihren Freund belastet hätte, jedenfalls nicht im Zusammenhang mit den höchst vertraulichen Informationen, die den Weg von London nach Rom fanden.

Bald darauf kam eine bestimmte Information durch einen anderen Kanal, die die Ermittler einen wichtigen Schritt weiterbrachte. Jetzt deutete alles darauf hin, dass die amerikanische Botschaft die undichte Stelle war, durch die Geheimdokumente in den Besitz des italienischen Geheimdienstes in solchem Umfang gelangten, dass die Lieferung einer einzigen Woche manchmal einen Waschkorb füllte. Der Wink kam von einem antifaschistischen Journalisten namens Luigi Barzini jr., Sohn eines bekannten italoamerikanischen Zeitungsverlegers und früheren Herausgebers des New Yorker Tagblattes *Corriere d'America*. Der junge Barzini hatte einflussreiche Freunde unter gleichgesinnten Beamten des Ausussenministeriums in Rom, die offen mit ihm über den phantastischen Zustrom amerikanischer Dokumente aus London sprachen.\*

Zwischen Miss Wolkoff und der amerikanischen Botschaft gab es ein Bindeglied – Tyler Kent. Durch die undichte Stelle war inzwischen seit mehreren Monaten, nach Botschafter Mackensens Berichten zu urteilen, eine wachsende Zahl geheimer Informationen geflossen. Ausserdem fand man auf anderem Wege heraus, dass Miss Wolkoff über den Herzog Del Monte und einen Bekannten bei der rumänischen Gesandtschaft mit William Joyce korrespondierte, dem englischen Sprachrohr der Nationalsozialisten in Berlin, der seine Hetzpropaganda nach England ausstrahlte. Miss Wolkoff schrieb Joyce regelmässig und lieferte ihm Material, von dem sie glaubte, er könne es für seine Sendungen gebrauchen.

\* Die Italiener wurden jedoch auf Barzini aufmerksam und verhafteten ihn am 2.0. August 1940, nachdem sie aus abgefangenen Meldungen der britischen Botschaft in Rom erfahren hatten, dass der Journalist die Aktivitäten des italienischen Geheimdienstes in London enthüllt hatte. Er überlebte das Missgeschick und wurde später weithin bekannt als Autor des Buches *Die Italiener*.

Mitte Mai beschlossen die Engländer, Miss Wolkoff zu verhaften und gleichzeitig ihre Ermittlungen auf Tyler Kent auszudehnen. Am 20. Mai um 10 Uhr klopfte ein Mann, der sich als Polizeibeamter auswies, an die Tür von Kents Wohnung am Gloucester Place und verlangte Einlass. Als sich Kent weigerte, zu öffnen, wurde die Tür von vier Männern aufgebrochen – es waren zwei Beamte von der Special Branch, ein Mann von MI 5 und ein zweiter Sekretär von der amerikanischen Botschaft, die man vorher von der Sache verständigt hatte. Eine polizeiliche Verfügung wurde vorgezeigt und die Wohnung durchsucht. In diesem Augenblick läutete, wie auf ein Stichwort das Telephon, und der Beamte, der an den Apparat ging, hörte die Stimme eines Mannes, der sich als Angehöriger der italienischen Botschaft meldete – und die Engländer auf die Spur von Kents italienischer Verbindung mit Deutschland brachte. In der Wohnung fanden die Sicherheitsbeamten etwa fünfzehnhundert Dokumente aus den Akten der amerikanischen Botschaft, in einem Schrank aufgeschichtet, in einen braunen Lederkoffer gestopft, in einer Kiste verpackt. Eine andere Kiste enthielt Photonegative. Man fand auch zwei Nachschlüssel – einen zum Chiffrierraum, einen zu dem Stahlschrank, in dem die Geheimdokumente aufbewahrt wurden – und einen Packen von Miss Wolkoffs Klebezetteln mit antisemitischen- und Antikriegspropaganden. Kent wurde mit auf die amerikanische Botschaft genommen und von Kennedy verhört.

Kent war, wie er gestand, während seiner Moskauer Zeit mit der Aussenpolitik der Roosevelt-Regierung unzufrieden geworden. «Ich war der Ansicht», sagte er, «dass Roosevelts Politik den Interessen der Vereinigten Staaten zuwiderlief.» Beunruhigt durch das, was er in den diplomatischen Telegrammen las, die durch seine Hände gingen, und überzeugt, «dass die Regierung nicht aufrichtig zum amerikanischen Volk war», begann er «Material über amerikanische Diplomaten zu sammeln... die aktiv an der Bildung feindlicher Koalitionen in Europa beteiligt waren... wozu sie kein Mandat hatten». Entschlossen, «die Verschwörung» vor dem amerikanischen Volk aufzudecken und seine Behauptungen durch «Beweise» zu untermauern, brachte er Geheimdokumente an sich, zuerst in der Moskauer, dann in der Londoner Botschaft. Er stiess auf eine Methode, die seine «Indiskretion» vor Entdeckung schützen sollte. Er fertigte Kopien von Dokumenten an oder nahm Kopien an sich, die ausgeschieden worden waren. Er gab zu, dass er sich Nachschlüssel zum Chiffrierraum und zu seinen Stahlschränken hatte anfertigen lassen, damit sie ihm zugänglich blieben, falls er in eine andere Abteilung versetzt wurde.

Als ihn ein Freund mit Anna Wolkoff bekanntmachte, fand er eine Verwendung für seine Beute, noch ehe er Gelegenheit hatte, sein Material Mitgliedern des US-Kongresses zu unterbreiten. Er erlaubte Miss Wolkoff, aus seiner Wohnung Dutzende, wenn nicht Hunderte von Dokumenten mitzunehmen, die Anna, wie sie Kent sag-

te, Captain Ramsay zeigen wollte. Im März kam Ramsay selbst zu ihm in die Wohnung, prüfte die Papiere und nahm eine repräsentative Kollektion der geheimsten Dokumente mit, hauptsächlich Kopien der Roosevelt-Churchill-Telegramme.

An diesem Punkt endete seine «Indiskretion», wie Kent behauptete. Er blieb eisern bei der Versicherung, dass er mit der Weiterleitung der Papiere ausser an Miss Wolkoff und Ramsay nichts zu tun gehabt habe und nichts darüber wisse, ob irgendeines der Dokumente nach Italien geschickt worden oder über italienische Stellen nach Deutschland gelangt sei.

In jener Nacht vom 20. zum 21. Mai, sagte der Botschafter, seien die Vereinigten Staaten von einer schweren Störung ihrer Nachrichtenverbindung betroffen worden. «Ich rief Präsident Roosevelt an», sagte er, «und teilte ihm mit, dass unser geheimster Code nutzlos geworden war. Die Folge war, dass gerade zu der Zeit, als Frankreich zusammenbrach, die Regierung der Vereinigten Staaten wochenlang ihren vertraulichen Nachrichtenverkehr mit ihren Vertretungen in aller Welt unterbrechen musste.»

Kent sah sich nicht als Spion an. Er behauptete, es sei sein Ziel gewesen, «die Papiere dem Kongress der Vereinigten Staaten vorzulegen, um rechtzeitig Amerikas Verwicklung in einen Krieg zu verhindern, der von seinem eigenen Präsidenten und dem Mann geschürt wurde, der bald darauf Premierminister von Grossbritannien werden sollte.»\*

Zwei Tage nach Durchsichtung seiner Wohnung wurde Kent formell verhaftet. Er wurde aus dem auswärtigen Dienst der USA ausgestossen und seiner diplomatischen Immunität beraubt, um es den britischen Behörden zu ermöglichen, ihn vor Gericht zu stellen. Gegen ihn und Miss Wolkoff wurde im August förmlich Anklage erhoben, und im Oktober wurde unter Ausschluss der Öffentlichkeit gegen sie verhandelt. Am 7. November, nachdem im Verfahren gegen Miss Wolkoff eine Haftstrafe von zehn Jahren ausgesprochen worden war, wurde Tyler Gatewood Kent zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt.

Zu dem Zeitpunkt der Entdeckung von Kents beispielloser «Indiskretion» gingen die amerikanischen und britischen Stellen letztlich davon aus, dass eine beträchtliche Anzahl der Dokumente (darunter die Roosevelt-Churchill-Korrespondenz), die Kent aus dem Chiffrierraum entwendet hatte, über Italien nach Deutschland gelangt waren. Angesichts des Mangels eindeutiger Beweise wurden Kent und Anna Wolkoff nicht der Spionage angeklagt.\*\*

\* Während seines Prozesses schrieb Kent an das Gericht: «Ich möchte ergebenst bemerken, dass ich kein Verbrechen begangen habe, da ich nicht in verbrecherischer Absicht gehandelt habe. Ich habe mich einer schweren Indiskretion, möglicherweise eines Vergehens schuldig gemacht... Ich bin ein loyaler Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, trotz der Behauptungen der Anklagevertretung in diesem Fall... der ohne Präzedenzfall ist in der Geschichte der Rechtsprechung.»

\*\* In der Anklageschrift gegen Kent hiess es, «er hatte Dokumente in seinen Besitz gebracht, die direkt und indirekt einem Feind nützlich sein konnten, und... hatte sie an Anna Wol-

Während meiner Vorarbeiten für dieses Buch fand ich das fehlende Glied im Falle «Englische Krone gegen Tyler G. Kent». Die Telegramme Botschafter Mackensens, deren Kopien ich bei den streng geheimen Akten des Auswärtigen Amtes entdeckte, bewiesen, dass die entscheidenden Informationen, die er nach Berlin weitergab, den Papieren entstammten, die Kent kopiert und die Miss Wolkoff ihren italienischen Freunden in die Hände gespielt hatte.

Mackensen begann mit der Übermittlung des Materials im Januar 1940, kurz nachdem Kent begonnen hatte, Anna Wolkoff mit den Dokumenten zu beliefern. Und die Übermittlung hörte ganz plötzlich auf, als Kent entlarvt und Anna Wolkoff verhaftet wurde. Das letzte von Mackensens Telegrammen dieser Art ging am 23. Mai 1940 hinaus, drei Tage nach der Durchsuchung von Kents Wohnung, und seine Bedeutung wurde durch die Tatsache unterstrichen, dass es an Aussenminister von Ribbentrop persönlich gerichtet war. Es handelte sich dabei um eine Paraphrase von Präsident Roosevelts Antwort auf eine Bitte um Hilfe, die Churchill in einem Brief vorgebracht hatte. Churchill hatte unter anderem um die Überlassung von fünfzig amerikanischen Zerstörern ersucht, die Englands Flotte unterstützen und sie in die Lage versetzen sollte, mit der wachsenden U-Boot-Gefahr fertig zu werden. In Mackensens Bericht hiess es unter anderem:

«Ich wurde aus zuverlässiger Quelle davon unterrichtet, dass am 16. dieses Monats der amerikanische Botschafter in London von Roosevelt die telegraphische Anweisung erhielt, Churchill eine Antwortbotschaft zu übermitteln, die sich wie folgt mit den einzelnen Forderungen beschäftigt, die letzterer in einem persönlichen Brief an den Präsidenten gerichtet hat.

1. Es wäre möglich, 40 bis 50 Zerstörer des alten Typs zu übergeben, aber dies bedarf der besonderen Billigung des Kongresses, die zur Zeit schwer zu erlangen wäre. Übrigens ist es angesichts der Erfordernisse der nationalen Verteidigung sogar zweifelhaft, ob sie entbehrlich wären. Ausserdem würde es, nach Roosevelts Ansicht, selbst die Zustimmung der Vereinigten Staaten vorausgesetzt, mindestens sechs oder sieben Wochen dauern, bis die Schiffe unter britischer Flagge eingesetzt werden könnten.»

Dies war mehr als drei Monate vor dem historischen Zerstörerabkommen, das dann am 3. September abgeschlossen wurde. Aber die Deutschen waren von Anfang an auf eine der heikelsten und strittigsten Transaktionen des Krieges aufmerksam ge-

koff weitergeleitet zu einem Zweck, der der Sicherheit und den Interessen dieses Landes abträglich war». Der Fall war mit zahlreichen politischen und gesetzlichen Komplikationen belastet, bei denen es um Kents Status und Immunitätsrecht ging und das Problem, das er mit dem Beharren darauf aufwarf, dass er die Dokumente «kopiert» habe, als er entdeckte, dass Roosevelt «insgeheim und entgegen der Verfassung mit Churchill ein Komplott schmiedete, um die Vereinigten Staaten in den Krieg zu verwickeln». Diese kontroversen Aspekte des Falls Kent gehen über den Rahmen des vorliegenden Buches hinaus.

macht worden, die geheimzuhalten – nicht nur vor den Deutschen, sondern selbst vor dem amerikanischen Volk-Roosevelt und Churchill allen Grund hatten, solange das Geschäft noch nicht perfekt war.

Wie man Kents rücksichtslose «Indiskretion» auch beurteilen und seine Handlungsweise beschönigend bezeichnen mag, es steht heute fest, dass er den Engländern zu einer Zeit Schaden zufügte, zu der sie einen Schaden nur schwer verkraften konnten. An dem Tag, an dem er entlarvt wurde, erreichte der Kampf in Frankreich seinen Höhepunkt. Die deutschen Panzer stiessen nach Abbeville durch und schnitten die französischen und britischen Streitkräfte an der Sommemündung ab. Es war auch der Tag, an dem Admiral Raeder Hitler zum ersten Mal den Gedanken einer Invasion Englands vortrug. Die Engländer waren durch diese Ereignisse schwer getroffen und der Fall Kent zeigte, wie schlecht es um ihre Sicherheit im eigenen Land bestellt war.

Die Abwehr hatte nichts mit dem Fall zu tun, wie auch die gesamte «Operation» unter Umgehung der Geheimdienste abrollte. Die Abwehr hatte jedoch die Hände bei einer anderen groben Indiskretion mit im Spiel, die der alliierten Sache weit abträglicher und für die Deutschen weit interessanter war, weil sie wertvolles Nachrichtermaterial über einen viel längeren Zeitabschnitt hinweg erbrachte. Die Abwehr stellte einen geheimen «Draht» zum amerikanischen Präsidenten her durch die unwissentliche Mithilfe dessen Vizepräsidenten.

Im Zweiten Weltkrieg war die Schweiz Schauplatz eines grossen internationalen Intrigenspiels. Ein grosser Teil der Erfassung Grossbritanniens und der USA durch die Abwehr lief über die Schweiz, wie andererseits Deutschland von den Engländern und Amerikanern von diesem Lande aus beobachtet wurde. (Von Bern aus bewerkstelligte Allen W. Dulles seine zwei historischen Coups, die Infiltration der deutschen Regierung und die «Operation Sunrise», jenes Projekt, das zur Kapitulation Italiens führte. Hier erlangten auch der britische und der sowjetische Geheimdienst Zugang zu den Operationsplänen und taktischen Überlegungen der Wehrmacht, durch Alexander Foote und Rudolf Rössler, den mysteriösen «Lucy», der oft der grösste Spion des Zweiten Weltkriegs genannt wird.)

Die Deutschen waren in diesem geheimen Krieg auf Schweizer Boden eine Zeitlang im Vorteil, weil sie die von den alliierten Diplomaten und auch von Dulles benutzten Codes geknackt hatten. Jahre hindurch studierten die Deutschen ihre vertrauliche Korrespondenz. Es gelang ihnen auch, in den Schweizer Geheimdienst einzudringen, der als der beste der Welt galt, und zwar durch ein obskures Abkommen mit Oberst Roger Masson, ihrem Chef, der es für ratsam hielt, das Spiel mit beiden Seiten zu treiben. Als Folge davon wurden zwei deutsche Agenten eingeschleust: ein Journalist mit dem ausgefallenen Decknamen «Habakuk», dessen Arbeitsgebiet haupt-



sächlich das Aussenministerium war, und ein Schriftsteller namens «Jakob», der ab und zu in Massons Büro arbeitete.

Im Sommer 1941 erhielt Habakuk die Kopie eines langen Telegramms, das der Schweizer Gesandte in Washington an seine Zentrale gesandt hatte. Es war ein ausführlicher Bericht von der historischen Konferenz Roosevelts und Churchills in Placentia Bay, die zur Atlantic Charta führte. Auf dieser Konferenz war es zu einer Reihe höchst vertraulicher Beratungen gekommen, auch über das Problem der «Linie», die die Amerikaner gegenüber Japan verfolgen sollten. Die Vereinigten Staaten führten zu dieser Zeit schicksalhafte Verhandlungen mit Japan, bei denen es um Krieg oder Frieden ging. Churchill, der unbedingt wollte, dass Amerika in den Krieg eintrat, war für eine feste Haltung. Roosevelt war geneigt, eine «mittlere Linie» einzuschlagen.

Das Dokument, das Habakuk erhalten hatte, war ein Bericht über die Kabinettsitzung vom 17. August 1941 im Weissen Haus, in deren Verlauf der Präsident seine Minister über die Ergebnisse der Konferenz unterrichtete. Zum Problem Japan sagte er seinen Kabinettskollegen, er persönlich sei der Ansicht, dass man alles tun müsse, um den Ausbruch eines Krieges zu verhindern.

Dem von Habakuk beschafften Telegramm zufolge hatte Vizepräsident Henry A. Wallace, der während der Kabinettsitzung nicht das Wort ergriff, dem Präsidenten nach der Sitzung eine «private Mitteilung» zugesandt, in der er Roosevelt ersuchte, «eine äusserst feste Haltung» einzunehmen. Eine Politik der «Befriedigung oder teilweisen Befriedigung» werde wahrscheinlich «schlechte Resultate auf lange Sicht zeitigen», nicht nur hinsichtlich Japans, sondern auch Deutschlands.

Habakuk erhielt wenige Tage nach Pearl Harbor ein weiteres derartiges Dokument. Es beschrieb ausführlich zwei Konferenzen, die der Präsident am 7. Dezember um 20.30 und 21.30 Uhr im Ovalen Arbeitszimmer abgehalten hatte. Die erste, mit dem Kabinett, charakterisierte der Schreiber als «die ernsteste Kabinettsitzung, seit Lincoln zu Beginn des Bürgerkriegs mit seinem Kabinett zusammentraf»; zu der zweiten waren führende Kongressabgeordnete geladen. Auf beiden Konferenzen gab der Präsident ein ungeschminktes Bild der Lage und schilderte ausführlich den Schaden, den die Japaner auf Oahu verursacht hatten. Ausser Roosevelt selbst war nur Vizepräsident Wallace bei beiden Zusammenkünften anwesend.

In der Begleitnotiz, die samt Habakuks Dokument nach Berlin abging, wies der deutsche Gesandte in Bern (der alle Telegramme der Abwehraussenstelle unterzeichnete) darauf hin, dass der Bericht so genaue und verlässliche Informationen enthalte, weil er sich auf ein Telegramm des Schweizer Gesandten Dr. Charles Bruggmann stütze, der in strengstem Vertrauen von Vizepräsident Wallace unterrichtet worden sei.

Dr. Bruggmann, ein 52-jähriger Karrierediplomat, war der Schwager des Vizepräsi-

dentem. Nachdem er in Russland, Belgien, Frankreich und in der Tschechoslowakei tätig gewesen war, hatte man ihn 1923 in die Vereinigten Staaten geschickt. Dort hatte er die Schwester von Henry Wallace, Mary, kennengelernt und sie im Jahr darauf in Paris geheiratet.

Zwischen Bruggmann und Wallace entwickelte sich eine enge familiäre Bindung, noch bevor Bruggmann in den vierziger Jahren zum zweiten Mal in die USA versetzt wurde. Sie wurde durch ihre räumliche Nähe in den Vereinigten Staaten verstärkt. Wallace hatte volles Vertrauen zu seinem Schwager. Er scheute sich nicht, über Geheiminformationen mit ihm zu sprechen, zu denen er Zugang hatte, und dachte nicht im Traum daran, dass die Deutschen von seinen Bemerkungen erfahren könnten.

Jetzt versuchte die Abwehr, dieses Sicherheitsleck auszunutzen. Habakuk wurde instruiert, alle Meldungen zu überwachen, die Dr. Bruggmann von Washington nach Bern sandte, und Jakob erhielt den Auftrag, sich Kopien der Berichte zu besorgen, die vom Schweizer Militärattache eingingen. Kopien dieser Berichte wurden praktisch schon am Morgen, nachdem sie Bern erreichten, über das Aussenministerium in Berlin der Abwehr zugeleitet. Sie trafen die Jahre 1942 und 1943 hindurch fortlaufend ein – bis zum Januar 1944, als diese Nachrichtengoldgrube erschöpft war. Allen Dulles hatte sich inzwischen als Vertreter des Office of Strategie Services fest in Bern niedergelassen und stand in Verbindung mit wichtigen Mitgliedern des deutschen Widerstands. Durch zwei ihrer Kontaktleute erfuhr er von den Aktivitäten des deutschen Aussenministeriums und der Abwehr.

Der eine Mann war ein vom Geheimnis umhüllter junger Diplomat, den Dulles in seinen Memoiren nur als «George Wood» bezeichnete. Es war Fritz Kolpe, der unter Botschafter Karl Ritter Dienst tat. Dulles' anderer Informant war ein junger Anwalt namens Dr. Hans Gisevius, ein Angehöriger der Abwehr aus Canaris' engstem Kreis. In Zürich operierte er unter der diplomatischen Tarnung eines Vizekonsul und mit dem Decknamen «Dr. Bernd».

Kolpe entwendete aus dem Auswärtigen Amt Hunderte von Dokumenten und nahm sie mit in die Schweiz zu Dulles, wann immer er eine Dienstreise als Kurier herauschlagen konnte. Oder er gab sie Gisevius, der ständig zwischen Berlin und Zürich hin und her reiste, nur um Kolpes Beute an Dulles weiterzuleiten.

Anfang 1941 enthielt eine Sendung Dokumente von Kolpe die Kopie eines Habakuk-Berichts, den die Abwehr in Rom nach Berlin weitergeleitet hatte. Es handelte sich um die umschriebene Version einer Meldung, die Dr. Bruggmann einige Wochen zuvor an sein Aussenministerium gesandt hatte, und im Begleitvermerk des Gesandten wurde darauf hingewiesen, dass Dr. Bruggmanns Bericht deshalb so viele konkrete Informationen bringe, weil Vizepräsident Wallace zu dem Schweizer Gesandten, der bekanntlich sein Schwager sei, vollstes Vertrauen habe.

Bruggmanns letztes Telegramm behandelte eine Anzahl brennender Probleme und enthielt die übliche Menge an konkreten Informationen. Die Deutschen schienen besonders an Nachrichten über die Konferenz interessiert zu sein, die die alliierten Ausenminister im Oktober 1943 in Moskau abgehalten hatten. Nach Darstellung des Schweizer Gesandten war Vizepräsident Wallace über die Entwicklung der russisch-amerikanischen Beziehungen äusserst pessimistisch gestimmt. Wallace hatte demzufolge die Meinung ausgedrückt, dass sich diese Beziehungen bis zu einem Punkt verschlechtert hätten, an dem Grossbritannien und Amerika den Krieg «allein» gewinnen müssten und «möglicherweise sogar gegen die Russen».

Das Hauptergebnis der Moskauer Konferenz, so hiess es in einem Absatz von Bruggmanns Bericht, liege weniger in den beschlossenen Massnahmen als in der Erkenntnis, dass die Ideologie der Weltrevolution noch lebendig sei. Obwohl Russland den meisten britischen und amerikanischen Vorschlägen zugestimmt habe, gebe es immer ein Schlupfloch. Man müsse davon ausgehen, dass Russland sich bemühen werde, die Westmächte in die Defensive zu drängen, damit nach dem Krieg die verschiedenen kommunistischen Organisationen Aktionsfreiheit hätten. Da dies den amerikanischen Friedensidealen diametral entgegengesetzt sei – hier zitierte Bruggmann seinen Schwager –, könnte sich die amerikanische Regierung schliesslich gezwungen sehen, schwerwiegende Entscheidungen zu treffen.

Wieviel Hilfe die Deutschen aus dieser Information bezogen, lässt sich nur mutmassen. Sie war für sie nicht völlig wertlos, hofften sie doch, dass die unnatürliche Allianz zwischen den westlichen Demokratien und den Bolschewiki nicht von Dauer sein werde. Jede Nachricht, die auch nur andeutungsweise von Reibungen unter den Alliierten sprach, war in Berlin willkommen. Der Bericht aus Bern, der den Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten zitierte, liess durchblicken, dass ein Bruch im feindlichen Lager möglich sein konnte.

Nun erfuhren die Amerikaner über Dulles, der sofort Washington alarmierte, von der undichten Stelle, durch die zwei Jahre lang Informationen nach draussen gesickert waren.

Es war eine delikate Angelegenheit – die offenkundig gewissenlose Indiskretion des Vizepräsidenten. Man musste etwas tun, um dieses unglaubliche Loch zu stopfen, vielleicht Henry Wallace zu verstehen geben, dass er bei Gesprächen mit seinem Schwager vorsichtiger sein sollte. Man entschloss sich dann beim OSS, den Vizepräsidenten zu umgehen und den Fall direkt dem Präsidenten zur Kenntnis zu bringen. Generalmajor William J. Donovan, Chef des OSS, suchte mit Dulles' Telegramm und der Kopie des deutschen Berichts Admiral William D. Leahy auf, den Chef des Stabes des Präsidenten und dessen Berater in Sicherheitsfragen.

Während seines täglichen Vortrags legte Admiral Leahy – der höchst bestürzt und empört war – seinem Obersten Befehlshaber den Fall vor, doch Roosevelt tat ihn mit

einem Achselzucken ab. Wie es Leahy später formulierte, «schien der OSS-Bericht Roosevelt nicht zu überraschen... Ich kann mich nicht erinnern, dass er überhaupt etwas dazu sagte, ausser dass er recht interessant sei».

Ein Nachspiel gab es nicht, denn die Geschichte des Vorfalles, wenn sie überhaupt aufgezeichnet worden wäre, ist in der Roosevelt-Bibliothek in Hyde Park nicht zur Nachprüfung verfügbar. Es ist möglich, dass der Präsident mit Wallace über die Sache gesprochen hat; und es ist auch möglich, dass die grobe Indiskretion des Vizepräsidenten etwas damit zu tun hatte, dass Roosevelt sich entschloss, ihn für seine kommende Amtsperiode durch Harry S. Truman zu ersetzen, der keinen Schweizer Schwager hatte.

Dies war der längste Fühler, den die Abwehr in ihrer systematischen Beobachtung Roosevelts ausgestreckt hatte. Sie war eine militärische Nachrichtenorganisation, und war der Präsident auch gleichzeitig Oberster Befehlshaber und durchaus ein Objekt für die Neugierde der Abwehr, so zählte seine Überwachung doch zu den Aufgaben des Auswärtigen Amtes, das eifersüchtig auf die Wahrung dieses Privilegs achtete.

Innerhalb des Ministeriums versuchte eine kleine Gruppe von Experten, Roosevelt zu «erfassen». Unter Leitung des früheren Botschafters Hans Heinrich Dieckhoff, der nach seiner Rückberufung aus Washington 1938 aufs Abstellgleis geschoben worden war, erstellte diese Gruppe eine Anzahl sogenannter «Lagepapiere», die die politischen Richtlinien des Präsidenten gewissermassen psychoanalytisch unter die Lupe nahmen und seine Absichten zu erraten suchten. Diese Gruppe wurde von Dieckhoff benutzt, um Themen für die Propaganda auszuarbeiten, die die Deutschen in die Vereinigten Staaten hinüberstrahlten.

In einer geschmacklosen Kampagne auf Hitlers Anweisungen und direkt gegen den Präsidenten und seine Familie gerichtet, empfahl Dieckhoff eine Reihe gehässiger Bezeichnungen, mit denen Roosevelt bei jeder Erwähnung seines Namens belegt werden sollte, so zum Beispiel: «Der Irre im Weissen Haus». Man werde, schrieb er in einer seiner Direktiven, den Präsidenten «Benedict Arnold Roosevelt» nennen, um ihn als dem Wesen nach und skrupellos pro-englisch hinzustellen; oder «Franklin Stalino Roosevelt», um ihn als Freund der Bolschewiki zu brandmarken; oder «Samuel Isidor Roosevelt», um anzudeuten, dass er ein Strohhalm der Juden sei. Dies war das geistige Niveau der in die USA ausgestrahlten deutschen Propaganda und Dr. Dieckhoffs persönlicher Beitrag zu den Kriegsanstrengungen.

## *Der merkwürdige Fall des John L. Lewis*

Im März 1938 erschütterten in Nordamerika zwei Ereignisse Präsident Roosevelts beharrlich gepflegte Politik der guten Nachbarschaft. Am 17. März griff der Präsident in die Politik des Bundesstaats Pennsylvania ein, indem er sich für einen Pittsburger Geschäftsmann namens Charles A. Jones einsetzte, den Kandidaten des State Democratic Committee in einem heissen Vorwahlrennen um den Gouverneursposten. Und am 18. März beschlagnahmte die Regierung des Präsidenten Lazaro Cardenas den Besitz amerikanischer, britischer und holländischer Erdölgesellschaften, womit er in Mexiko Jubel und in den Vereinigten Staaten Bestürzung auslöste.

Diese beiden voneinander unabhängigen Ereignisse führten zu einer seltsamen Allianz, die den Lauf der Geschichte hätte verändern können.

Durch sein Eintreten für Jones stiess der Präsident John L. Lewis vor den Kopf. Lewis war Präsident der Industriearbeitergewerkschaft CIO (Congress of Industrial Organizations) wie der amerikanischen Bergarbeitergewerkschaft UMW (United Mine Workers) und hatte bei der Vorwahl in Pennsylvania seinen eigenen Kandidaten im Rennen – Thomas Kennedy, Schatzmeister der UMW. Indem er Lewis verärgerte, trieb Roosevelt den Gewerkschaftsboss in die Arme von William Rhodes Davis, einem unabhängigen Ölmann und Mitbetroffenen beim Coup der Mexikaner.

Lewis' Frustrationen hatten sich schon im Verlauf des Jahres 1937 angebahnt. Damon hatte, wie Arthur Krock von der *New York Times* es ausdrückte, zuviel von Pythias verlangt und zu wenig dafür gegeben. Der Nasenstüber von Pennsylvania riss Lewis aus der bereits abbröckelnden Allianz mit Roosevelt und trieb ihn nicht nur ins Lager der einheimischen Gegner des Präsidenten, sondern auch in den Radius seiner ausländischen Feinde.

Davis, der selbständige Ölmagnat, war als Bundesgenosse von Lewis ein merkwürdiger Ersatz für Roosevelt. Er war im Begriff, als Drahtzieher hinter den Kulissen der wichtigste Mann für die Deutschen in Amerika zu werden. Als Lewis sich ihm anschloss, fing er sich im Netz der Nazis. Er war, wie Adolf A. Berle jr., Abteilungsleiter im Aussenministerium, in einer vertraulichen Mitteilung an den Präsidenten schrieb, «verdächtig nahe daran, mit dem Logan-Gesetz in Konflikt zu kommen».\*

Während sich Davis in den nächsten drei kritischen Jahren zum ausgewachsenen deutschen Agenten entwickelte, der als Mittelsmann von Hitler und Göring fungierte und sowohl zur Abwehr wie zum Sicherheitsdienst Beziehungen unterhielt, setzte sich Lewis in Washington und Mexico City für ihn ein. Er spielte eine wesentliche

\* Im Jahre 1799 während der Präsidentschaft von John Adams in Kraft gesetzt, verbot dieses Gesetz US-Staatsbürgern nicht-autorisierten Kontakt mit einer ausländischen Regierung «zum Zwecke der Beeinflussung ihrer Handlungsweise in einem Streitfall mit unserer Regierung oder der Störung von Massnahmen unserer Regierung».

Rolle bei der Erledigung von drei grösseren Vorhaben, mit denen die Deutschen Davis betraut hatten: Im Jahre 1938 half er materiell und vielleicht entscheidend bei der Beschaffung beschlagnahmten mexikanischen Öls für Deutschland. Im Jahre 1939 unterstützte Lewis heimliche Bestrebungen, Roosevelt zur Herbeiführung einer Friedensregelung in Europa zu Hitlers Bedingungen zu veranlassen. Im Jahre 1940 arbeitete Lewis mit allen Mitteln an dem, was Herbert von Strempele, einer der deutschen diplomatischen Agenten in Washington, «das grösste Einzelprojekt (der Deutschen) im Zusammenhang mit den Vereinigten Staaten» nannte – an einer ausgeklügelten und kostspieligen Intrige, die verhindern sollte, dass Präsident Roosevelt zum dritten Mal gewählt wurde.

Der Mann, dessen Bundesgenosse Lewis geworden war, gehörte zu den letzten Einzelgängern in der Welt des grossen Geschäfts. Stolz behauptete er, in direkter Linie von Jefferson Davis und Cecil Rhodes, dem berühmten «Erbauer des Empires», abzustammen. Im Jahre 1889 in Montgomery, Alabama, geboren, fuhr er mit den Zügen, für die er schwärmte, nach Westen. Bis Oklahoma hatte er es zum Heizer gebracht, dann wurde er Lokomotivführer. Das rastlose Rhodes-Blut in seinen Adern trieb ihn immer schneller an und immer höher hinauf. Im Jahre 1913, erst vierundzwanzig Jahre alt, stellte er in Muskogee, Oklahoma, seine erste Ölgesellschaft auf die Beine und wurde unabhängiger Geschäftsmann im Stil Gettys.

Im Jahre 1938 beherrschte er die Crusader Oil Company und ihre weitreichenden Tochtergesellschaften mit ausgedehntem Besitz in Texas, Louisiana und Mexiko. Er besass eine Raffinerie in Hamburg, einen Ölhafen in Malmö und eine Verteilerorganisation in ganz Skandinavien. Ihm gehörten herrschaftliche Häuser in Houston, Texas, und Scarsdale, New York, wo er als verschwenderischer Gastgeber auftrat, und er regierte sein wachsendes Imperium von einer luxuriösen Bürosuite im vierunddreissigsten Stock des New Yorker Rockefeller Centers aus.

Auf der Suche nach einem Auslandsmarkt, der einem unabhängigen Geschäftsmann offenstand, stiess Davis 1936 auf Deutschland. Die Nationalsozialisten brauchten dringend Öl für ihre rasch anwachsende Kriegsmaschinerie, aber sie hatten weder welches im eigenen Land noch Devisen, um es im Ausland zu kaufen. Besonders betroffen war die deutsche Kriegsmarine. Admiral Erich Raeder musste Hitler mitteilen, das Oberkommando habe alle Möglichkeiten, mit Reichsmark Öl zu kaufen, erschöpft.

Davis, der schon seit den frühen dreissiger Jahren mit den Nationalsozialisten gelegentlich Geschäfte gemacht hatte, war sich Raeders Notlage bewusst. Er hatte die Idee, blockierte Aktiva, die die First National Bank of Boston in Deutschland besass, zum Bau einer Raffinerie zu benutzen. Dann würde er Rohöl liefern, es zu Heizöl und Benzin raffinieren und auf Tauschhandelsbasis an die deutsche Kriegsmarine verkaufen, gegen Maschinen, andere Exportgüter und auf deutschen Werften gebaute Tanker.

Er arbeitete die Sache aus, reiste nach Berlin und forderte Dr. Hjalmar Schacht, den Reichsbankpräsidenten, auf, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Als er von Schacht die kalte Schulter gezeigt bekam und sich im Labyrinth der Bürokratie des Dritten Reichs zu verirren drohte, wandte er sich direkt an Hitler. Die Reaktion war ebenso prompt wie dramatisch. Als Davis das nächste Mal mit Schacht und deutschen Finanziers zusammensass und das Vorhaben nicht weiterkam, ging plötzlich die Tür des Sitzungsraums auf und Hitler trat ein. «Meine Herren», sagte er zu den verblüfften Geldleuten, «ich habe Mr. Davis' Plan studiert und halte ihn für durchführbar. Ich möchte, dass die Reichsbank ihn finanziert.»

Der Handel war rasch perfekt. Die Raffinerie, die den Namen Eurotank erhielt, wurde in Hamburg gebaut. Davis wickelte nun seine Geschäfte in erster Linie mit der Kriegsmarine ab, die einen grossen Teil ihres kostbaren Öls von ihm bezog.

Als Mexiko 1938 den ausländischen Ölbesitz enteignete, gehörte auch Davis zu den Betroffenen. Er war mit elf Millionen Dollar an dem ergiebigen Ölfeld von Pozor Rica beteiligt, eine Summe, die er natürlich nicht völlig abschreiben wollte. Wenn er die Mexikaner dazu bringen konnte, Deutschland durch ihn Ölkonzessionen zu erteilen, liess sich wenigstens etwas retten.

Die Deutschen waren dem Plan nicht abgeneigt. Admiral Raeder hatte schon lange auf eine solche Gelegenheit gewartet. In einer Mitteilung an Göring, in der er um 600'000 englische Pfund aus den bescheidenen Devisenvorräten der Reichsbank zur Finanzierung von Davis' Bemühungen bat, setzte er sich begeistert für das Projekt des amerikanischen Ölmanns ein. Er wolle, so schrieb er, das Geld nicht zum Ankauf von Öl, sondern zum Erwerb einer ausländischen Ölkonzession verwenden, und er erklärte weiter, zum derzeitigen Weltmarktpreis könne man für die 600'000 Pfund nur etwa 150'000 Tonnen Heiz- und Dieselöl bekommen, eine unbedeutende Menge. Wenn man aber die gleiche Summe zum Erwerb und zur Entwicklung einer ausländischen Ölkonzession investiere – zum Beispiel in Mexiko –, sei es nach Meinung von Experten, die er befragt habe, möglich, etwa 7,5 Millionen Tonnen Öl nach Deutschland zu schaffen – fünfzigmal soviel wie bei einem einmaligen Kauf – ohne zusätzliche Zahlung in fremder Währung. Raeder bekam die 600'000 Pfund und leitete sie an Davis weiter zur Anbahnung seines mexikanischen Ölgeschäfts. Mit der weiteren Zusammenarbeit mit Davis betrauten Raeder und Göring Dr. Friedrich Fetzer, den führenden Treibstoffspezialisten der Kriegsmarine, und Dr. Joachim A. Hertslet, einen hohen Beamten aus dem Wirtschaftsministerium. Aber man brauchte noch eine Person, die das Vorhaben den Mexikanern schmackhaft machte – einen einflussreichen Mittelsmann mit Zugang zum Präsidentenpalast. Und hier tauchte John L. Lewis hinter den Kulissen auf.

Wie, wann und wo Lewis mit Davis bekannt und sein Bundesgenosse wurde und

in welchem Umfang er persönlich bei dem Geschäft profitierte, bei dem es letztlich um Millionen ging, das sind Geheimnisse, die die Protagonisten des Dramas mit ins Grab genommen haben. Davis sagte später, seine «Verbindung mit Lewis» sei «durch verschiedene politische Kanäle» herbeigeführt worden. Davis, der bei dieser Art von Scheibenschüssen die Zielgenauigkeit des geborenen Intriganten bewies, suchte die Verbindung mit Lewis wegen dessen guter Beziehungen zur allmächtigen mexikanischen Gewerkschaftsbewegung.

Das verschwommene Bild dieser Kollaboration nahm zum ersten Mal scharfe Umrisse an, als Lewis am 18. April 1938 zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags Vincente Lombardo Toledano, den mexikanischen Gewerkschaftsboss, in Mexico City anrief. Als er hörte, dass Toledano nicht da war, verlangte er Alejandro Carillo zu sprechen, Toledanos Stellvertreter, der mit Präsident Cardenas eng befreundet war. Lewis teilte Carillo mit, William Davis, den er als «eine bedeutende Persönlichkeit im Ölgeschäft» beschrieb, habe um 3 Uhr nachmittags New York an Bord einer Maschine der American Airlines verlassen, um in Mexico City einen Vorschlag zu unterbreiten, der die wohlwollendste Aufmerksamkeit verdiene. Er forderte Carillo praktisch auf, Cardenas noch an diesem Abend anzurufen, ihm zu sagen, dass Davis «unbedingt in Ordnung» sei, und dafür zu sorgen, dass man Davis die Konzession, um die er nachsuchte, bewilligte. «Deutschland und Italien», sagte Lewis, «sind die einzigen Länder, mit denen Mexiko unbeschadet Handel treiben kann».

Diese Empfehlung seitens Lewis bewirkte, dass man für Davis den roten Teppich ausrollte. Doch die Transaktion, die er im Sinn hatte, war kompliziert und heikel, und die Verhandlungen – bei denen ihn jetzt Dr. Hertslet unterstützte – zogen sich über Wochen hin. Lewis lud Toledano zu Besprechungen mit Davis nach Washington ein. Nach Toledanos zweitem Besuch, im Juni, reiste Davis, begleitet von Hertslet, nach Mexiko zurück in der Überzeugung, dass nun die Bahn frei war. Sie wurden von Präsident Cardenas empfangen, verhandelten mit Finanzminister Eduardo Suarez und anderen hohen Beamten schon die Details, aber es bedurfte noch immer beträchtlicher Bemühungen seitens Lewis', um die Konzession unter Dach und Fach zu bringen. Als die Papiere schliesslich unterzeichnet waren, verpflichtete sich Mexiko, das Öl zu liefern, und Deutschland sollte dafür mit Industrieprodukten bezahlen.

Im September lief der erste Tanker mit einigen 10'000 Tonnen mit Kurs auf Deutschland von Veracruz aus. Im gleichen Monat reiste Lewis nach Mexico City, vorgeblich um dem Internationalen Kongress gegen Krieg und Faschismus beizuwohnen, in Wirklichkeit jedoch, um den Vertragsabschluss zu feiern. In seiner öffentlichen Ansprache in der Stierkampfarena von Mexico City wettete Lewis am 17. September vor 500'000 begeistert applaudierenden und rote Fahnen schwenkenden



Arbeitern gegen «reaktionäre Gruppen von Arbeitgebern», die, wie er sagte, «den Aufschwung des Faschismus in Amerika begrüssen würden».

Während der nächsten elf Monate flossen über 400'000 Tonnen mexikanisches Öls – aus Quellen, die amerikanische und britische Gesellschaften gebohrt hatten – nach Deutschland. Davis' riesige Eurotank-Anlage arbeitete in drei Schichten und raffinierte Öl für die deutsche Kriegsmarine.

Davis und Hertslet bekamen Schwierigkeiten, als die Deutschen mit ihren Verpflichtungen in Verzug gerieten. Obwohl für acht Millionen Dollar Öl nach Deutschland verschifft wurden, lieferte das Reich nur Waren im Werte von drei Millionen Dollar. Eines der grössten Tauschgeschäfte von Davis, bei dem es um siebzehn Junkers-Maschinen für die mexikanischen Luftstreitkräfte ging, fiel ins Wasser, als die amerikanische Botschaft einen Riegel vorschob.

Und dann kam die ganze Transaktion zu einem jähen Ende, als die Deutschen in Polen einfielen und England und Frankreich mit der Kriegserklärung antworteten. Dr. Hertslet, der sich im Juli und August 1939 in Mexiko und den Vereinigten Staaten aufgehalten hatte, eilte nach Hause zurück und überliess Davis die Abwicklung des Geschäfts. Davis versuchte, die Lieferungen aufrechtzuerhalten, indem er das Öl nach Italien und Skandinavien dirigierte, von wo es nach Deutschland weitergeleitet wurde. Doch die britische Blockade liess sich nicht täuschen. Schon gleich zu Anfang hielt sie 33'000 Tonnen Öl fest, die an Bord von drei Tankern nach Skandinavien unterwegs waren, mit der Begründung, dass die skandinavischen Länder so viel Öl normalerweise gar nicht verbrauchen könnten.

Fetzer und Hertslet forderten in Telegrammen immer dringender Öl an, und Davis, der immer weniger liefern konnte, sah sich unlösbaren Problemen gegenüber. In dieser Krisensituation kam er auf eine kühne und phantastische Idee. Er fasste den Plan, in Europa den Frieden wiederherzustellen und zu diesem Zweck Präsident Roosevelt dazu zu bringen, als Schiedsrichter in dem Konflikt zu fungieren.

Er teilte Hertslet telegrafisch Einzelheiten seines Plans mit. Hertslet verständigte Göring und telegraphierte dann zurück, die deutsche Regierung sei an der Sache interessiert. Jetzt musste nur noch Roosevelt für das Vorhaben gewonnen werden. John L. Lewis wurde wieder an die Front geschickt.

Im Laufe des Jahres 1939 verschlechterten sich die Beziehungen des Gewerkschaftsführers zu Roosevelt immer mehr, und im September erreichten sie ihren Tiefstand. So sehr fühlte er sich Davis verpflichtet, dass Lewis seinen Stolz hintanstellte und sich bereit erklärte, Davis mit Roosevelt zusammenzubringen, damit dieser von dem Plan Kenntnis erhielt.

Am Spätnachmittag des 14. September 1939 rief Lewis im Weissen Haus an, und als sich Roosevelt meldete, bat er den Präsidenten, «unter Geheimhaltung MR.W.R. Davis zu empfangen in einer Angelegenheit, die für die Nation und die Menschheit von grösster Bedeutung sein könnte». Roosevelt ahnte, was Davis da zusammenbrau-

te, und hatte die grössten Bedenken, mit ihm zu verhandeln. Aber er durfte sich Lewis nicht durch eine brüske Zurückweisung noch weiter entfremden. Er lehnte es ab, den Ölmann «unter Geheimhaltung» zu empfangen, wie Lewis verlangte, erklärte sich aber bereit, «im normalen Geschäftsgang» mit ihm zu sprechen. Ein Termin wurde für den nächsten Vormittag vereinbart.

Nachdem Roosevelt aufgelegt hatte, bat er Adolf A. Berle vom Aussenministerium, bei der Unterredung zugegen zu sein, weil er es für wünschenswert hielt, dass «eine genaue Aufzeichnung des Gesprächs» angefertigt wurde.

Am 15. September um 11.45 Uhr wurde Davis in das Arbeitszimmer des Präsidenten geführt und begann sofort seinen Plan zu erläutern. Er stehe seit etwa sieben Jahren in Geschäftsverbindung mit Deutschland, sagte er, und habe persönliche Beziehungen zu Göring hergestellt. Vor einigen Tagen habe er ein Telegramm «von Göring» erhalten, in dem dieser ihn, Davis, ersuche, «festzustellen, ob der Präsident nicht als Vermittler tätig werden oder dabei behilflich sein könne, eine neutrale Nation zu finden, die in diesem Sinne tätig werden konnte». «Die Deutschen», sagte Davis, «möchten Frieden machen», vorausgesetzt, dass gewisse Bedingungen akzeptiert würden.

Während der Ölmann noch seinen Plan entwickelte, war Berle bereits skeptisch. «Nach allen Erfahrungen, die das Aussenministerium mit Davis gemacht hat», bemerkte er, «müssen seine Darstellungen mit grösster Vorsicht beurteilt werden.» Es war Sache des Präsidenten, Stellung zu nehmen, und Roosevelt antwortete weder mit Ja noch mit Nein. Er sagte Davis, er habe «mehrere inoffizielle Aufforderungen erhalten... im europäischen Konflikt zu intervenieren», aber er könne sich natürlich nur dann auf Derartiges einlassen, «wenn er offiziell von einer Regierung darum ersucht» werde. Davis war nicht völlig entmutigt. Er sagte Roosevelt, die deutsche Regierung habe ihn gebeten, zu einer Geheimbesprechung mit ihren Vertretern am 26. September nach Rom zu kommen und fragte den Präsidenten, ob er die Lage erkunden und ihm nach seiner Rückkehr darüber berichten dürfe. «Natürlich», sagte Roosevelt, «jede Information, die Licht auf die Lage wirft, wäre für mich von Interesse.»

Einige Tage später wandte sich Lewis wiederum an den Präsidenten. Diesmal trat er ganz offen für Davis ein, indem er Roosevelt ein Telegramm zuleitete, das, wie er sagte, Davis gerade als Antwort auf seinen Bericht über die Unterredung mit dem Präsidenten erhalten hatte. Das mit «Hertslet» unterzeichnete Telegramm lautete: «Absolut einverstanden mit Verhandlungen Roosevelt auf Grundlage August mit Ihnen besprochen. Neue Vereinbarungen Ferner Osten wichtig für US-Regierung. Kann absolute Befriedung nach Polenfeldzug zusichern, wenn neue Situation hier durch neutrale Vereinigte Staaten von Amerika unterstützt. Versuchen Sie, dass

Washington strikt neutral bleibt ohne irgendwelche Änderung des derzeitigen Neutralitätsgesetzes bis nach Treffen mit Ihnen hier, weil vielleicht unmöglich, Änderung später rückgängig zu machen. Washington sofort verständlich machen, dass jeder Verkauf an kriegführende Nationen Versenkung von Schiffen bedeutet, was zum Krieg führen kann. Derzeitige Situation sollte deshalb bis nach Treffen aufrechterhalten werden.»

Roosevelt liess Berle kommen und gab ihm die Kopie von Hertlets Telegramm. Sie sollte der Akte hinzugefügt werden, die über diese ganze Sache angelegt worden war. Roosevelt hätte es damit bewenden lassen, wäre Lewis' verwirrende Demarche nicht gewesen. Aber Berle war zutiefst schockiert.

Das US-Aussenministerium hatte eine Akte Davis, die bis ins Jahr 1928 zurückging. Für Berle stand fest, dass Davis ein Nazi-Agent war, und Roosevelt war geneigt, ihm recht zu geben, wusste aber nicht, was er tun sollte, wenn es auch nur wegen Lewis' Beteiligung an der Angelegenheit war. Er wollte schon J. Edgar Hoover mit der Sache beauftragen, liess dann jedoch diesen Plan fallen. Er konnte die möglichen Folgen nicht riskieren, falls bekannt werden sollte, dass er das FBI beauftragt hatte, eine so wichtige und einflussreiche Persönlichkeit wie Lewis zu überwachen. Er beauftragte Berle, als sein persönlicher Beobachter zu fungieren, die weitere Entwicklung genau zu verfolgen und alles festzuhalten, was Lewis zur Unterstützung von Davis unternahm. Einen zweiten Vertrauten, Garner Jackson, beauftragte er damit, Lewis zu überwachen. Jackson, der in glücklicheren Tagen zu den Gehilfen des Gewerkschaftsbosses gezählt hatte, entledigte sich seines Auftrags so gewissenhaft, dass er dem Präsidenten fast jedes Treffen zwischen Lewis und Davis melden konnte; er beobachtete auch, dass Lewis den Ölmagnaten immer häufiger in seinem Büro im Rockefeller Center oder in seinem Haus in Scarsdale besuchte.

Davis reiste wie geplant nach Rom, wo Dr. Hertlet ihn mit der guten Nachricht empfing, dass Göring von ihrem Friedensprojekt begeistert sei und sie beide in Berlin erwarte, um persönlich mit ihnen darüber zu sprechen. Unter Verletzung der Reisebeschränkung flog Davis am 28. September 1939 heimlich nach Berlin. «Während seines sechstägigen Aufenthalts nahm Davis an vier langen Konferenzen mit Göring teil, bei denen es um die Situation des mexikanischen Öls und um Details des Friedensplans ging.

Die entscheidende Besprechung fand am 1. Oktober in Görings prunkvollem Arbeitszimmer im Luftfahrtministerium statt. Anwesend waren auch Hertlet und Dr. Helmuth «Wohlthat, ein Wirtschaftler aus Görings Planungsstab.

Ich fand das von Dr. Wohlthat angefertigte Protokoll der Besprechung unter den nicht veröffentlichten Dokumenten der deutschen Archive. Es erhellt nicht nur die einfallsreiche Art, wie Davis die amerikanische Politik bei diesen Verhandlungen ent-

stellend darlegte, sondern auch den ganzen Umfang seiner Transaktion sowie John L. Lewis' Aktivitäten in ihren verschiedenen Phasen.

Wegen seiner historischen Bedeutung soll das Dokument, an dieser Stelle zum erstenmal veröffentlicht, hier ungekürzt wiedergegeben werden:

«Während einer anderthalbstündigen Besprechung zwischen Präsident Roosevelt und Mr. Davis im Weissen Haus in Washington am 15. September 1939 hat der Präsident Davis beauftragt, in Berlin die Bedingungen zu erkunden, unter denen Deutschland zu einem Waffenstillstand und darauffolgenden Friedensvertrag bereit wäre. Unter der Voraussetzung, dass die Initiative von Deutschland ausgeht, ist der Präsident bereit, seinen Einfluss bei den Westalliierten zur Herbeiführung von Friedensverhandlungen geltend zu machen. Präsident Roosevelt möchte die spezifischen Bedingungen Deutschlands zum Beispiel hinsichtlich Polens und der Kolonien wissen.

In diesem Zusammenhang warf Präsident Roosevelt auch die Frage der rein tschechischen Gebiete auf, ein Problem, dessen abschliessende Lösung jedoch später erfolgen könnte. Der Präsident erwähnte dies nur, weil er auf die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten Rücksicht nehmen und die tschechischen Wähler und ihre Sympathisanten beruhigen muss, falls er zwecks Beendigung des Krieges auf England Druck ausüben sollte.

Die Unterredung zwischen Roosevelt und Davis wurde vom Führer der amerikanischen Arbeiterbewegung, J. Lewis, herbeigeführt, weil Lewis überzeugt ist, dass eine Fortsetzung des Krieges die schlimmsten sozialen und ökonomischen Auswirkungen auf die Vereinigten Staaten haben würde. Ein längerer moderner Krieg würde die totale Erschöpfung sowohl der Kriegführenden wie der Neutralen in Europa zur Folge haben. Dies würde sich zum Nachteil der Vereinigten Staaten auswirken, weil sie ihre besten Kunden verlieren würden. Eine indirekte Schädigung würde das Absinken des Lebensstandards in der ganzen Welt darstellen. England und Frankreich besitzen Baraktiva in den Vereinigten Staaten in Höhe von über 4 Milliarden Dollar und Investitionen, die sich auf 9 Milliarden belaufen. Die Amerikaner sind sich der Gefahr bewusst, die sich für sie aus einer Liquidation dieser Werte, entweder durch Abzug des in den Vereinigten Staaten deponierten Geldes oder durch Verkauf der Vermögenswerte zum Erwerb von Gütern in Amerika ergeben würde.

Ursprünglich, bis 1934, war Lewis ein Gegner des Nationalsozialismus, hauptsächlich weil er annahm, die deutsche Arbeiterklasse werde unterdrückt, des Rechts der Wahrung ihrer Interessen beraubt und zur Zwangsarbeit gepresst. Während der letzten drei Jahre jedoch wurde Lewis, in erster Linie durch Davis, davon überzeugt, dass der Lebensstandard der deutschen Arbeiter dank dem System des Nationalsozialismus wesentlich angehoben wurde.

Davis hat sein Ölgeschäft hauptsächlich in Zusammenarbeit mit Deutschland ent-

wickelt. Davis lieferte weiter Heizöl nach Italien auch in jener Zeit, als Sanktionen gegen dieses Land verhängt wurden. Lewis erkennt heute die grosse Ähnlichkeit der politischen und sozialen Faktoren, die für die europäischen und amerikanischen Arbeiter gelten. Er glaubt, dass die ökonomischen und sozialen Probleme, denen sich die Vereinigten Staaten gegenübersehen, nicht nach dem individualistischen Muster gelöst werden können, sondern gemäss den Arbeiter- und Volksgemeinschaftsvorstellungen des neuen Deutschland. Lewis akzeptiert das Bild der sozialen und politischen Verhältnisse in Deutschland, wie Davis es beschreibt. Davis gewährt der Arbeiterbewegung grosszügige finanzielle Unterstützung. Ausser den neun Millionen Gewerkschaftsmitgliedern gibt es noch grosse Gruppen von Arbeitern, die in Lewis ihren Führer sehen, so dass Lewis über einen Block von annähernd vierzehn Millionen Wählerstimmen gebietet. Die Demokratische Partei kann ohne finanzielle Unterstützung durch Lewis keinen erfolgreichen Präsidentschaftswahlkampf führen. Es steht Lewis frei, ob er einen demokratischen oder einen republikanischen Präsidentschaftskandidaten unterstützt. Präsident Roosevelt verdankt Lewis seine Wiederwahl im Jahre 1937, aber er machte sein Versprechen, ihn in sein Kabinett aufzunehmen, nicht wahr. Sollte sich Roosevelt entschliessen, ein drittes Mal zu kandidieren, könnte er nur mit Hilfe von Lewis gewinnen. Das gleiche gilt für jeden anderen Kandidaten sowohl der Demokratischen wie der Republikanischen Partei. In Anbetracht dieser Umstände verfügt Mr. Davis über ausserordentliche Mittel zur Beeinflussung der Politik und Handlungsweise Präsident Roosevelts.

Präsident Roosevelt hat ein grosses persönlich-egoistisches Interesse an der Einleitung von Friedensverhandlungen, auch wenn er nicht ein drittes Mal kandidieren sollte. Ein solcher Schritt würde alle seine Misserfolge in der New-Deal-Politik und auf anderen Gebieten vergessen lassen und es ihm ermöglichen, in Glanz und Gloria aus dem Amt zu scheiden. Roosevelt glaubt, dass ähnliche Bemühungen Mussolinis auf die Briten nicht genügend Eindruck machen würden. Dagegen ist er überzeugt, dass amerikanischer Druck auf England sofort einen dauerhaften Frieden herbeiführen würde. Roosevelt befürchtet, dass die Verlängerung des Krieges zum Ende der zeitgenössischen europäischen Zivilisation führen könnte durch die gegenseitige Vernichtung der drei führenden europäischen Nationen. Als weitere mögliche Folge eines längeren Krieges rechnet er mit dem Niedergang und Fall des britischen Empires, mit Auswirkungen, die noch nicht vorauszusehen sind, bestimmt aber das Ende der Vorherrschaft der Weissen auf der Welt bringen würden.

Roosevelt hegt die Befürchtung, dass ein längerer Krieg Deutschland gegenüber Russland schwächen würde, was wiederum zur Ausbreitung des Kommunismus in Europa und, als Nebenentwicklung, zur Stärkung Japans im pazifischen Raum führen müsste, was für die Vereinigten Staaten unerträglich wäre. Er ist deshalb der Ansicht,

dass die Vereinigten Staaten ein vitales Interesse an einer sofortigen Friedensvermittlung haben und mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln auf einen dauerhaften Frieden hinarbeiten sollten.

«Während seiner Unterredung mit Davis bemerkte Roosevelt, er sei gegen die englische Kriegserklärung an Deutschland gewesen. Er wurde von England nicht vorher konsultiert. Er erfuhr davon erst durch einen Anruf von Botschafter Kennedy in London acht Stunden vor Ablauf des Ultimatums, das England Deutschland gestellt hat. Er glaubt, dass es England nicht so sehr um die Polen geht und dass die englische Kriegserklärung an Deutschland andere, gefährlichere Gründe hatte. Er hat Grund zu der Annahme, dass England Frankreich nicht nur gegen den Willen des französischen Volkes in den Krieg getrieben hat, sondern auch gegen die Politik der französischen Regierung. Seiner Ansicht nach sind die wahren Kriegsgründe in dem einseitigen Diktat von Versailles zu suchen, das es Deutschland unmöglich machte, einen vertretbaren Lebensstandard entsprechend dem seiner Nachbarn aufrechtzuerhalten. Er glaubt, dass er, die Unterstützung der deutschen Regierung vorausgesetzt, sofort einen gerechten und dauerhaften Frieden zu den folgenden Bedingungen würde herbeiführen können:

(Die folgenden Feststellungen traf Roosevelt am 15. September.)

- a) Deutschland sollte Danzig, den Korridor und alle anderen Provinzen erhalten, die im Versailler Vertrag an Polen abgetreten wurden.
- b) Alle überseeischen Kolonien, die Deutschland vor 1914 besass und die jetzt von anderen Ländern verwaltet werden, entweder als Mandat oder in anderer Form, sollten sofort an Deutschland zurückgegeben werden.
- c) Deutschland sollte eine substantielle finanzielle Hilfe erhalten, die es in die Lage versetzt, sich die Rohstoffe und Güter zu beschaffen, die zur Anpassung seines Wirtschaftsniveaus an das seiner Nachbarn erforderlich sind.

Roosevelt schlug vor, dass Davis als sein persönlicher Bevollmächtigter die Verhandlungen in seinem Namen führen sollte. Davis lehnte ab angesichts der Tatsache, dass eine solche Aufgabe ihn in seiner Aktionsfreiheit bei seinen Geschäften behindern würde, bei denen eine grosse private Verantwortung auf ihm lastet. Roosevelt und Davis vereinbarten, dass Davis ihm gleich nach seiner Rückkehr Bericht erstattet. Sollte es zu einer Verständigung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten auf der Grundlage eines festen Programms kommen, ist Roosevelt bereit, Davis nach Paris und London zu schicken, um zu erkunden, wie die Regierungen Frankreichs und Englands zu seinen Friedensvorschlägen eingestellt sind. Sollte sich zeigen, dass Daladier und Chamberlain gegen den Plan sind, würde Roosevelt auf Frankreich und England Druck ausüben können, und zwar wie folgt:

Roosevelt würde Frankreich und England davon in Kenntnis setzen, dass er Deutschland in seinen Bemühungen, einen gerechten und dauerhaften Frieden zu

bringen, unterstützen würde. Zu diesem Zwecke wäre er bereit, mit Deutschland ein Abkommen über die Lieferung von Gütern und Kriegsmaterial zu treffen. Als letzte Massnahme würde er damit drohen, diese Lieferungen unter dem Schutz der Streitkräfte der Vereinigten Staaten nach Deutschland zu schicken.

Roosevelt ist speziell bestrebt, den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen, um Englands Monopol im Welthandel zu brechen. Was die Aufhebung des Waffenembargos betrifft, so rechnet Roosevelt damit, dass die Debatte noch mehrere Monate andauert. Er hält es für unwahrscheinlich, dass das Embargo nach den jüngst vorgeschlagenen Massgaben aufgehoben wird. Er beurteilt die Behandlung der Frage im Senat als ein politisches Manöver, mit dem Zeit gewonnen werden soll. Er erwartet, dass im Falle des Scheiterns seiner Vermittlungsbemühungen die Aufhebung des Embargos zu Zwischenfällen führen würde, die in der derzeitigen spannungsgeladenen Atmosphäre Amerikaner dazu bringen würde, sich auf die Seite der Alliierten zu stellen, da sie ohnehin schon die weltweite öffentliche Meinung hinter sich haben.

Davis setzte Lewis von allem in Kenntnis, was während seiner Unterredung mit Roosevelt durchsickerte. Wenn er mit seiner Position in Deutschland Unterstützung findet, wäre Lewis bereit, die Hilfsmittel seiner gesamten Organisation hinter die Friedenspolitik zu stellen. Er glaubt, dass seine Organisation notfalls, dank ihrem Einfluss selbst in Frankreich, eine Annahme der Friedensvorschläge garantieren könnte. Wenn es zu einer Verständigung zwischen Deutschland und Amerika kommt, kann Lewis eine Situation schaffen, in der sich amerikanische Arbeiter einfach weigern würden, Kriegsmaterial für England und Frankreich herzustellen.

Der Kreis derjenigen, die von den Verhandlungen mit Präsident Roosevelt wissen, sollte auf wenige Personen beschränkt bleiben. Keine andere Macht darf davon erfahren. Präsident Roosevelt hat seinerseits aus Gründen der Geheimhaltung auf eine Hinzuziehung des Aussenministeriums verzichtet.

Es wäre ratsam, einen deutschen Bevollmächtigten und Herrn Hertslet zusammen mit Davis nach Amerika zu schicken, um mögliche Missverständnisse auszuschalten, die sich aus divergierenden sprachlichen Interpretationen ergeben könnten, und um in Washington in autorisierter Form die deutsche Position darzulegen.»

Als Göring am 3. Oktober Davis offiziell ermächtigte, den Friedensplan mit Roosevelt weiter zu verfolgen, wies er Hertslet an, den Ölmann als seinen persönlichen Vertreter in die Vereinigten Staaten zu begleiten. Für Davis, der während des ganzen, sich zuspitzenden Dramas erstaunlich naiv blieb, war dies nur ein weiterer Komplikationsfaktor in einer schwierigen Geschäftstransaktion. Aber für Hertslet, einen ern-

sten und zielstrebigen jungen Mann, stellte dieser Auftrag den Höhepunkt einer jener meteorhaften Karrieren dar, wie sie das Dritte Reich so vielen aufgeweckten, aufstrebenden und skrupellosen jungen Deutschen bot. Aus Halle gebürtig, hatte er sich 1929 der Hitler-Jugend angeschlossen, stieg rasch in deren Hierarchie nach oben und arbeitete dann für Goebbels im Propagandaministerium. Jetzt, fünfundzwanzig Jahre alt und Protege von Göring, galt er als einer der wichtigsten Spezialisten für die ökonomische Durchdringung Lateinamerikas.

Klein und schmächtig, das blonde Haar militärisch kurz geschnitten, die blassblauen Augen hinter den dicken Gläsern einer Hornbrille versteckt, sprach er fließend Englisch und war zweifellos ein äusserst kluger Mensch mit einem umfassenden Wissen auf seinem Fachgebiet. Dies nun war der grosse Durchbruch in seiner ohnehin schon steilen Karriere. Göring erklärte Hertslet, wenn Davis mit seinen Bemühungen Erfolg habe und der Präsident sich bereit erkläre, den Frieden mit den Alliierten zu vermitteln, werde er den vakanten Posten des deutschen Botschafters in Washington übernehmen, als jüngster Auslandsvertreter in der Geschichte der deutschen Diplomatie.

Bis zu diesem Punkt war Hertslet mehr oder weniger offen als akkreditierter Beamter des Wirtschaftsministeriums aufgetreten. Für die Mission in Washington jedoch schlug Davis einen «Deckmantel» vor, denn er wollte seine enge Beziehung zu dem jungen deutschen Wirtschaftsgenie geheimhalten, solange er Roosevelt seinen Plan schmackhaft zu machen versuchte. Göring akzeptierte Davis' Vorschlag, und aus Hertslet wurde ein Geheimagent. Von der Abwehr übernommen, wurde er mit allen Agentenattributen ausgestattet bis hin zu einer komplizierten, eigens für ihn geschaffenen Geheimnummer. Seine Mitakteure erhielten Codenamen: Göring wurde «Harold» und Dr. Fetzer «Fritz»; Davis wurde «Agent Nr. C-80, und John L. Lewis wurde als sein H-Mann (Hintermann) mit der Nummer C-80/L geführt und auch mit «Charlie» bezeichnet. Ein Mittelsmann wurde in Madrid in der Person eines Ölagenten namens Janssen bestimmt, dessen erste Aufgabe darin bestand, für Davis und Hertslet Plätze an Bord der amerikanischen Clipper-Maschine zu buchen, die am 8. Oktober in Lissabon starten sollte.

Die Abwehr trieb einen Pass für Hertslet auf, der ursprünglich einem Schweden namens Carl Clemens Bluecher gehört hatte. Bluecher war kurz zuvor deutscher Staatsbürger geworden und hatte seinen alten Pass abgegeben. Spionageexperten ersetzten Bluechers Foto durch Hertslets Foto und stempelten das gefälschte Dienstsiegel des schwedischen Konsuls in Berlin darauf. Als aufgrund des manipulierten Passes ein amerikanisches Visum erteilt wurde, hatte der deutsche Geheimdienst das Gefühl, dass Hertslets Metamorphose narrensicher war.

Doch schon auf der ersten Etappe seiner Reise hatte Hertslet Pech. Davis hatte sich



zwar bemüht, seinen Abstecher nach Berlin von Rom aus geheim zu halten, doch Sam E. Woods, der Handelsattache der amerikanischen Botschaft, erfuhr von seinem Aufenthalt, und ein genauer Bericht ging telegrafisch an das US-Aussenministerium ab. Dieses machte Woods' Telegramm dem Foreign Office in London zugänglich. Der britische Geheimdienst nahm rasch die Spur der Reisenden auf, identifizierte «Bluecher» als Hertslet und gab der US-Gesandtschaft in Portugal einen Tip: das jüngere Mitglied des Duos reise mit einem Pass, der nicht sein eigener sei.

Als Davis und Hertslet im Büro der Pan American in Lissabon erschienen, um nach den Vereinigten Staaten zu fliegen, wurde der Deutsche von einem Angestellten festgehalten, der behauptete, er kenne ihn von früheren Flügen unter seinem richtigen Namen. Hertslet war verwirrt. Dies war nicht seine erste Reise mit einem gefälschten Pass, aber die erste, bei der er erkannt wurde. Davis schaltete sich energisch, wenn auch unbeholfen, ein. Er beschimpfte den Angestellten, sagte, Hertslet sei tatsächlich Bluecher, ein Mann aus seiner skandinavischen Zweigstelle. Als deutlich wurde, dass der Angestellte sich nicht überzeugen liess, änderte Davis seine Taktik. Er liess durchblicken, er, Davis, unternehme eine geheime Mission im Auftrage des Präsidenten der Vereinigten Staaten und Hertslets Maskerade liege in der Natur dieser Mission. Der Angestellte blieb jedoch eisern, und Davis wandte sich an den amerikanischen Generalkonsul, Samuel H. Wiley, der sich auf telefonische Anweisung aus Washington weigerte, Hertslets Visum zu bestätigen.

Davis flog allein ab und traf am Nachmittag des 9. Oktober in Port Washington, Long Island, ein. Bei seiner Ankunft mit der United-Press-Meldung konfrontiert, dass er sich in Berlin aufgehalten habe, versicherte er den Reportern, er sei «nur zwei Wochen geschäftlich in Rom» gewesen und bestritt Gerüchte, denen zufolge er über die Lieferung von Öl an Italien zum Weitertransport nach Deutschland verhandelt haben sollte.

Gleich nach seiner Ankunft bat er John L. Lewis, im Weissen Haus anzurufen und eine Unterredung mit dem Präsidenten zu arrangieren. Diesmal bekam Lewis General Edwin M. Watson an den Apparat, den Mann, der Roosevelts Verabredungen traf, und musste hören, dass der Präsident keine Zeit für Davis habe. Davis liess sich dadurch nicht erschüttern. Er schrieb Roosevelt zwei lange Briefe-einen am 11. und einen am 12. Oktober –, in denen er auf siebzehn Seiten seine «Eindrücke von Europa» schilderte und einen entstellten Bericht seiner Verhandlungen mit Göring gab.

Da Davis nicht an den Präsidenten herankam, wandte er sich stattdessen an das Aussenministerium. Er traf mit Abteilungsleiter Berle zu einer Besprechung zusammen, die höchst peinlich verlief. Berle hielt Davis «zahlreiche unrichtige Angaben» in seinen Briefen an Roosevelt vor, wie er sich vorsichtig ausdrückte. Als er Hertslets gefälschten Pass zur Sprache brachte, versuchte sich Davis mit Lügen aus der Affäre zu ziehen.

Am 23. Oktober 1939 bat Lewis Berle um eine Unterredung, lehnte aber den Vorschlag des Abteilungsleiters, ihn in seinem Büro im Aussenministerium aufzusuchen, ab. Man vereinbarte, sich in Berles Wohnung zu treffen. Im Verlauf eines seltsamen und ominösen Gesprächs brachte Lewis versteckte Drohungen vor, deren unterschwellige Schärfe unverkennbar war. Wie Berle später vermerkte, begann Lewis damit, dass er den Abteilungsleiter daran erinnerte, «dass die auf dem CIO-Kongress gefasste Entschliessung zugunsten des Präsidenten... genausogut auch gegen ihn hätte ausfallen können». Dann kam er auf Davis zu sprechen. Er habe sich mit dem Ölmann getroffen, sagte er, und gehört, dass dieser aus Europa «eine wichtige Botschaft» von «hohen deutschen Stellen» mitgebracht habe. Lewis fuhr fort, die Zeit für einen generellen Frieden sei gekommen, entsprechend den von Davis am 15. September dem Präsidenten gemachten Vorschlägen. Davis' Botschaft «gewährte eine solche Möglichkeit». Aber der Präsident lasse sich nicht sprechen. Bedeute dies, dass er nicht daran interessiert war, seinen Beitrag zum Frieden zu leisten? Berle antwortete in scharfem Ton, indem er Lewis darauf hinwies, dass die US-Regierung einen solchen Vorschlag nur in Erwägung ziehen könne, wenn er seitens einer Regierung durch die üblichen Kanäle vorgebracht werde. Ausserdem, so sagte er, habe Davis sich selbst und seine Funktion in Berlin falsch dargestellt und werde in keiner Angelegenheit zwischen der amerikanischen und deutschen Regierung als der geeignete Verbindungsmann betrachtet. «Möchten Sie», fragte Lewis, «dass die deutsche Regierung offiziell sagt, was Davis inoffiziell sagt?» «Die deutsche Regierung», erwiderte Berle, «hat einen durchaus kompetenten Vertreter in Washington, der jede Botschaft dieser Art übermitteln kann.»

Als die Unterredung in eisiger Atmosphäre abbrach, muss Lewis klargewesen sein, dass Davis für Roosevelts Regierung *persona non grata* war und dass man seine, Lewis', Rolle in der Angelegenheit höchst misstrauisch beurteilte. Nach dieser heftigen Unterredung steckten Lewis und Davis eine Woche lang die Köpfe zusammen und suchten nach Mitteln und Wegen, wie sie Roosevelt dazu bewegen konnten, sich den Davis-Plan zu eigen zu machen, oder wie sie ihm andernfalls eins auswischen konnten.

Vielleicht war sich John L. Lewis in seinem bemerkenswerten Regime der Macht und des Einflusses seiner Macht nie so sicher und seines Einflusses nie so unsicher wie in diesem Augenblick. Völlig überzeugt von der Vortrefflichkeit seiner Sache wie von der Gleichgültigkeit des Präsidenten gegenüber der Sache des Friedens, gelangte er schliesslich zu dem Ergebnis, dass ihm keine andere Wahl blieb: Roosevelt musste seinen Denkkzettel bekommen.

Davis leistete Göring schneller einen Dienst, als er erwartet hatte. Der zweite Akt dieses Dramas hatte begonnen.

## *Das grosse Geschäft*

In einer Pressekonferenz am 4. Mai 1940 wurde dem stellvertretenden Aussenminister Sumner Welles eine peinliche Frage gestellt. Der Korrespondent eines Detroitter Blattes beim Aussenministerium erkundigte sich nach einem einige Wochen zuvor «von einem gewöhnlich verantwortungsbewussten Journalisten» veröffentlichten Artikel, in dem davon die Rede war, dass William Rhodes Davis, «der eine Anzahl von Ölabbmachungen für die mexikanische Regierung getätigt hat», der Demokratischen Partei «eine Spende von 250'000 Dollar» hatte zukommen lassen, «aufzuteilen zwischen dem National Committee und einer Organisation in Pennsylvania».

Die Sache mit Davis' angeblicher Spende war für die Roosevelt-Regierung peinlich, die gerade im Stillen eine Kampagne zur Diskreditierung des Ölmanns führte, um dadurch dessen Kollaboration mit den Deutschen zu beenden. Welles gelang es, die Frage beiläufig abzubiegen. Die Angelegenheit sei «rein politischer Natur», sagte er, und er sei «nicht in der Lage, einen Kommentar dazu zu geben».

Die Nachricht war zwar relevant und aktuell, aber nicht in dem Zusammenhang, in dem sie hier verfolgt wurde. Davis war immer ein Anhänger der Demokratischen Partei gewesen und hatte sie bei ihren Wahlkämpfen in der Vergangenheit grosszügig unterstützt. Inzwischen hatte er mit Roosevelt gebrochen. Er hatte vor Kurzem – was weder der Korrespondent noch Welles wussten – der Demokratischen Partei zwar keine 250'000, wohl aber 160'000 Dollar gegeben. Der Betrag war nicht an das National Committee gezahlt worden, sondern insgeheim an «einen Vertreter der Parteiorganisation von Pennsylvania».

So deklarierte Hertslet die Zahlung in einem Bericht an Göring. Die 160'000 Dollar stammten aus einem millionenschweren Schmiergeldfonds, den sich Göring angeeignet hatte, und sollten Davis' und Hertslets Anti-Roosevelt-Lobby finanzieren. Hertslet zufolge war der Betrag zur «Förderung der Kandidatur» eines Politikers aus Pennsylvania gezahlt worden (sein Name war in der Transkription von Hertslets verschlüsseltem Telegramm entstellt), der «in Opposition zu dem deutschfeindlichen Senator Guffey» stand, sowie «zum Zwecke der Bestechung von... etwa vierzig Delegierten aus Pennsylvania auf dem für den 17. Juli anberaumten Parteikongress in Chicago». Davis und Hertslet hofften, die anrühige Herkunft des Geldes verschleiern zu können. Die deutschen Akten deuten darauf hin, dass sie sich eines Mittelmannes bedienten, und zwar eines Ölmillionärs aus Pittsburgh, der in Pennsylvania in der Politik eine wichtige Rolle spielte. Sein Name war Walter A. Jones. Wer in Pennsylvania das Geld an sich nahm und wie er die Anti-Roosevelt-Stimmen zu kaufen gedachte, wissen wir nicht und braucht uns nicht zu kümmern. Aber Walter Jones ist ein anderes Problem.

Der Pittsburgher Ölmann war weder ein unternehmerischer Freibeuter noch ein politischer Opportunist wie Davis, und er war alles andere als ein Anhänger der Nationalsozialisten. Ausserdem gehörte er zu den wenigen superreichen unabhängigen Ölleuten, die die Demokraten und daher Roosevelt unterstützten. Es hiess, er habe «den grössten einzelnen Betrag in die Wahlkampfkasse des Präsidenten im Jahre 1936 gezahlt, er stand Roosevelt nahe und hatte freien Zugang zum Weissen Haus. Er genoss auch das Vertrauen des Innenministers Harold L. Ickes, des Wachhunds der Ölindustrie. Was also brachte Jones dazu, als Übermittler des Davisschen Spendenbetrags zu fungieren? Er tat es nicht, um Davis einen Dienst zu erweisen, sondern weil ihn John L. Lewis darum gebeten hatte.

Der hartgesottene, besonnene Geschäftsmann war von dem mächtigen Gewerkschaftsführer fasziniert, den er als einen der grössten lebenden Amerikaner betrachtete. Solange Lewis und Roosevelt die gleichen Ziele verfolgten, war die Sache für Jones einfach. Er war für Roosevelt, weil Lewis für ihn war. Als sich Lewis von dem Präsidenten abwandte, wandte sich auch Jones von ihm ab. Doch anders als Lewis war er kein Fanatiker und hing nicht so sehr von einer Idee ab. Er hielt seinen Gesinnungswandel geheim und erklärte sich bereit, für Davis zu agieren, während er so tat, als sei er Roosevelt weiterhin ergeben.\*

Hertslet enthüllte, dass Davis auch an der Niederlage des «deutschfeindlichen» Senators Joseph F. Guffey interessiert war. Viele Jahre hindurch hatte der Senator aus Pennsylvania zu Lewis' engsten Verbündeten im Capitol gehört und war Nutzniesser der Freigebigkeit seiner Gewerkschaft gewesen. Obwohl Guffey ein Anhänger Roosevelts war, unterstützte er Lewis in allen seinen Kontroversen mit dem Präsidenten und hatte sich in dem erbitterten Gouverneursvorwahlkampf 1938, bei der sich der offizielle Kandidat der Demokraten dem Kandidaten von Lewis gegenübergestellt sah, auf seine Seite geschlagen. Als Lewis seine Abmachungen mit Davis getroffen hatte, war Guffey zu einem der wichtigsten Förderer des Ölmannes im Senat geworden.

Guffeys Beziehungen zu Davis hatten am 15. Juni 1939 einen kritischen Punkt erreicht, als Marquis W. Childs, der Washingtoner Korrespondent der *Post-Dispatch* in St. Louis, einen Artikel schrieb, welcher den Senator mit einem «unabhängigen Ölmann» in Verbindung brachte, der, wie Childs berichtete, bei der Beschaffung geeigneten mexikanischen Öls für seine deutschen Kunden mitgewirkt hatte. Das Mate-

\* Jones gab sich weiterhin als «Liberaler» und redete «wie ein Anhänger des New-Deal-Programms» und führte damit sogar Innenminister Ickes hinters Licht. Als Ickes ihn am 10. August geradeheraus fragte, wie er zum Problem einer dritten Präsidentschaft Roosevelts stehe, sagte Jones, er müsste eigentlich dagegen sein, aber er finde es unmöglich, gegen den Präsidenten zu sein. Während er sich als unerschütterlicher Anhänger Roosevelts ausgab, arbeitete er in Wirklichkeit an der Nominierung Senator Burton K. Wheelers, für dessen Präsidentschaftskandidatur sich Lewis entschieden hatte.

rial zu dem Artikel war Childs von dem Abteilungsleiter des Aussenministeriums A. A. Berle jr. als Teil in der Kampagne gegen den Ölmann zugespielt worden. In einer giftigen Erwiderung behauptete Guffey, Childs sei «von einem anderen als seinem Arbeitgeber dafür bezahlt worden», den Artikel zu verfassen.

Guffeys Zusammenarbeit mit Davis war jetzt zu weit gegangen, und Berle war entschlossen, ihr ein Ende zu machen. Da der Senator vom Spiel des Ölmanns und seinen Beweggründen nichts wusste, beschloss Berle, Guffey aufzuklären und ihn auch darüber zu informieren, welche Rolle Lewis bei seinen Machenschaften spielte. Man vereinbarte ein geheimes Treffen, und Guffey bekam das Beweismaterial vorgelegt, das man im Aussenministerium gegen Davis gesammelt hatte. Dieses Material sprach eine so überzeugende, beunruhigende Sprache, dass der Senator sofort jede Unterstützung von Davis einstellte und, wie er es ausdrückte, sein Verhältnis zu Lewis revidierte, unter beträchtlicher Gefährdung seiner eigenen politischen Laufbahn. Im Anschluss an die Unterredung mit Berle nahm er sowohl im Senat wie in einer der Presse übergebenen Erklärung die gegen Marquis Childs erhobenen Vorwürfe zurück. Er sagte, die «Fakten von Mr. Childs Artikel» seien «in der Substanz zutreffend».

Der Gegenschlag blieb nicht aus. Guffey wurde in die Säuberungsaktion einbezogen, die Lewis im kritischen Wahljahr 1940 startete. Die Unterstützung, die er bis dahin von Lewis und der Bergarbeitergewerkschaft UMW bezogen hatte, blieb aus. Ein Teil des Jones übergebenen Fonds zur Bestechung der Demokraten in Pennsylvania wurde zu einer Anti-Guffey-Kampagne abgezweigt. Lewis stellte einen eigenen Kandidaten auf – Walter A. Jones. Bei einem der seltsamsten Manöver der amerikanischen Politik gab Jones also Davis' anrühiges Geld nicht nur zur Niederzwingung seines guten Freundes Guffey, sondern auch zur eigenen Nominierung an seiner Stelle weiter. Trotz seines Bruchs mit Lewis und des zu seiner Ausbootung verwandten deutschen Geldes wurde Guffey jedoch als demokratischer Kandidat nominiert und auch wiedergewählt, und er siegte sogar in den Bergarbeiterregionen, wo Lewis' Einfluss für ganz besonders gross und entscheidend gehalten wurde. Guffey war natürlich nicht das Hauptziel von Lewis' Rache. Wenn hier auch zum ersten Mal deutsche Gelder heimlich zur Beeinflussung der amerikanischen Innenpolitik benutzt wurden, so war dies doch nicht der erste Schritt zur Verwirklichung des Davis-Plans.

Als Davis im September 1939 mit Göring in Berlin zusammengetroffen war, wurde nicht nur über den Friedensplan, sondern auch über die Verhinderung der Wiederwahl von Präsident Roosevelt im kommenden Jahr gesprochen. Göring sagte, Davis habe ihm versichert, er könne die Wahl gegen den Präsidenten manipulieren, indem er sich des Einflusses von John. L. Lewis bediene. Der Ölmann schilderte Göring wortreich die Macht des Gewerkschaftsbosses und den entscheidenden Einfluss, den er auf dem

Gebiet der amerikanischen Innenpolitik ausübte. Lewis sei entschlossen, hatte Davis Göring versichert, ein Verbleiben des Präsidenten im Weissen Haus über 1940 hinaus zu verhindern.

Er habe sich ihm als guter Freund von John L. Lewis vorgestellt, sagte Göring später, als er nach der Besprechung gefragt wurde. Davis habe ihm erklärt, Lewis sei keiner der grossen Parteien verpflichtet, sondern völlig unabhängig in der Frage politischer Entscheidungen und einer der wenigen Leute in Amerika, die Deutschlands Lage verstünden... Davis habe ihm gesagt, mit Hilfe seines Einflusses auf Lewis könne er die Wahlen so steuern, dass es nicht zu einer Wiederwahl Roosevelts kommen werde, die seines Erachtens Krieg bedeuten würde.

Als Davis ihm praktisch Lewis' Mitarbeit garantierte, zeigte sich Göring interessiert. Zur Zeit der amerikanischen Wirtschaftskrise, erklärte er Davis, habe er verzweifelt nach jemandem Ausschau gehalten, der ihm in den USA bei der Ausnutzung der wirtschaftlichen Situation hätte nützlich sein können. Jetzt glaubte er, dass Lewis der Mann war, der die politische Unruhe schüren konnte, die eine gegen die Tradition verstossende dritte Präsidentschaftsperiode in den Staaten auslösen würde.

Davis erklärte sich gegenüber Göring bereit, selbst eine Million beizusteuern, damit Lewis ihm helfe, Roosevelt bei den Wahlen zu schlagen. Weitere beträchtliche Mittel seien erforderlich, weil, wie er es ausdrückte, das Vorhaben, einen Präsidenten zu wählen, der positiv zu Deutschland eingestellt sei, vielleicht 5 Millionen Dollar, wenn nicht noch mehr, kosten würde. Göring sagte, es könnten 100 oder auch 150 Millionen Dollar sein, er sei bereit, für einen solchen Zweck jeden Betrag zu zahlen. Was ihn selbst betreffe, so sagte Davis, erwarte er keinen finanziellen Profit von dem Projekt. Er hoffe vielmehr, im Falle einer Niederlage Roosevelts Aussenminister zu werden – eine Aussicht, die, wie er annahm, Göring den Plan noch schmackhafter machen würde.

Göring besprach die Angelegenheit mit Hitler, der dem Plan zustimmte. Bei der letzten Unterredung am 3. Oktober sagte er Davis, er solle seinen Plan durchführen – er solle sein «Abkommen» mit Lewis treffen und die Niederlage Roosevelts «arrangieren», falls der Präsident sich zu einer dritten Amtsperiode entschliesse. Er versprach auch, Millionenbeträge in die Vereinigten Staaten zu schicken, sowie das Projekt angelaufen sei. Sofort nach der Unterredung rief Davis Lewis in Washington an und berichtete in vorsichtigen Formulierungen über die Einzelheiten seiner Verhandlungen.

Als der Präsident sich weigerte, das Friedensmanöver zu unterstützen, das Davis nach seiner Rückkehr aus Deutschland vorschlug, lief sofort der Alternativplan an, die Anti-Roosevelt-Kampagne. Lewis begann damit bereits im Oktober 1939, als sich Roosevelt noch nicht endgültig zu einer dritten Amtsperiode entschlossen hatte.

Sein erster Schlag war sehr klug auf grössten Effekt berechnet. Er ging davon aus,

dass der Plan einer dritten Amtsperiode insgeheim schon gefasst sei, und Lewis bemühte sich nun, das als eine Verschwörung hinzustellen.

Zuerst nahm Lewis zwei Regierungsbeamte in mittlerem Rang – Norman M. Littel vom Justizministerium und Marshal E. Dimock vom Arbeitsministerium – unter Beschuss, die angeblich beabsichtigten, liberale Demokraten aus elf westlichen Bundesstaaten zu einer politischen Konferenz in Kalifornien einzuladen. Viele New-Deal-Anhänger begannen sich Sorgen zu machen, weil Roosevelt aus der Position links von der Mitte zur Mitte und sogar etwas rechts davon zu treiben schien. Die Zusammenkunft verfolgte den genau kalkulierten Zweck, auf Roosevelt Druck auszuüben und ihn zu zwingen, «einen streng liberalen Kurs einzuschlagen und beizubehalten». John L. Lewis hielt es nun für angebracht, diesem Schritt eine finstere Absicht zu unterschieben. In einer am 30. Oktober in Washington herausgegebenen Erklärung sprach er von einer «geheimen Tagesordnung», die die Organisatoren aufgestellt hätten zum Zweck der «Unterstützung der Kandidatur Präsident Roosevelts für eine dritte Amtsperiode». Und er beklagte «die verstohlene Art und Weise», wie die Konferenz vorbereitet wurde, «die zweifelhafte Quelle ihrer Finanzierung» durch «eine anonyme Persönlichkeit in Kalifornien» und «die geheime Absicht, die Konferenz zu benutzen, um einen Meinungsumschwung zugunsten einer dritten Amtsperiode herbeizuführen».

Gleichzeitig – er hatte noch nicht völlig mit Roosevelt gebrochen – sprach er den Präsidenten von einer Beteiligung an den kalifornischen Machenschaften frei: «Ich bezweifle», schrieb er mit offenkundiger Ironie, «dass der Präsident von den Plänen der für dieses Vorhaben verantwortlichen übereifrigen Leute weiss oder sie billigen würde.» Lewis konnte einen vollen Erfolg verzeichnen: die Konferenz wurde abgeblasen.

Nun schlug Lewis endgültig seinen Kurs ein, und er liess keinen Zweifel daran, wohin er führen sollte. Am 24. Januar 1940 liess er eine schneidende Anklage gegen den Präsidenten und einen scharfen Angriff auf das New-Deal-System vom Stapel. Unter den Arbeitern und sogar innerhalb seiner eigenen Bergarbeitergewerkschaft hatte sich eine Bewegung gebildet, die eine dritte Amtsperiode Roosevelts unterstützte. Zu dieser Zeit lagen dem Beschlussfassungs-Ausschuss des UMW-Kongresses in Columbus, Ohio, siebenundvierzig Anträge zur Wiederwahl Präsident Roosevelts vor.

Lewis warf sein ganzes Prestige in die Waagschale und zog alle Register seiner Beredsamkeit, als er in seiner Ansprache vor den 2'400 Kongressdelegierten die Bergarbeiter davor warnte, «Präsident Roosevelt zu einer dritten Amtszeit zu verhelfen». Er ging so weit, vorauszusagen, dass Roosevelt eine «elende Niederlage» erleiden würde, falls der Nationalkongress der Demokratischen Partei «sich dazu bringen lassen sollte, ihn zu nominieren». Der UMW-Kongress ging am 30. Januar zu Ende. Fünf Tage später überreichte Davis die 160'000 Dollar zum Kauf der pennsylvani-

schen Delegiertenstimmen. Die Kampagne, die er den Deutschen versprochen hatte, hatte nun endgültig begonnen, und John L. Lewis war in Aktion getreten.

Im Anschluss an den Kongress der Bergarbeitergewerkschaft hatte Lewis ein Gespräch mit Robert Kintner, der damals zusammen mit Joseph Alsop für eine Kolumne verantwortlich zeichnete, die gleichzeitig in mehreren Zeitungen erschien. Er deutete einige seiner Aktivitäten an und erklärte Kintner, er habe Roosevelt den Rücken gekehrt und unterstütze Senator Wheeler bei der demokratischen Präsidentschaftsnominierung; er habe «über eine Million Dollar» auf der Bank «zur Unterstützung Wheelers» und habe bereits die Eisenbahnergewerkschaft und Dan Tobin, den Führer der Transportarbeiter, «eine der rauhbeinigsten Gruppen in der ganzen Gewerkschaftsbewegung», Roosevelt abspenstig gemacht.

Davis forderte nun Hertslet auf, für die schnellstmögliche Überweisung des deutschen Anteils am «Kampagnefonds» zu sorgen und trotz seines früheren Misserfolgs zu ihm in die Vereinigten Staaten zu kommen. Hertslet ging mit Davis' Mahnbrief zu Göring. Angesichts des akuten Devisenmangels in der deutschen Regierungskasse bedurfte es beträchtlicher Findigkeit seitens des Reichsmarschalls, um das zur Finanzierung des Plans notwendige Geld zusammenzukratzen. Er hatte bei Weitem nicht die 100 Millionen Dollar zur Verfügung, die seiner Ansicht nach zur gewünschten Beeinflussung einer amerikanischen Präsidentschaftswahl erforderlich waren. Es gelang Göring jedoch, 5 Millionen Dollar aus seinen verschiedenen Geheimfonds flüssig zu machen und Davis und Hertslet zur Verfügung zu stellen. Es war eine ungeheure Summe. Etwa um diese Zeit erhielt die deutsche Botschaft in Washington einen «Spezialfonds» von nur 50'000 Dollar, als das Auswärtige Amt entschied, dass Dr. Hans Thomsen, der Geschäftsträger, eine ähnliche Anti-Roosevelt-Kampagne starten sollte. Wie wir sehen werden, waren die 50'000 der Botschaft zu wenig und die Millionen, die Göring an Davis weiterleitete, zuviel. Sogar heute, da alle Einzelheiten des Plans in Dokumenten zur Verfügung stehen, bleibt dieser Multimillionen-«Kampagnefonds» die einzige mysteriöse Grösse in dieser Verschwörung.

Hertslet behauptete nach dem Krieg, Göring habe den Betrag aufgebracht; er sei durch einen vertrauenswürdigen italienischen Kurier namens Luigi Podesta in die Vereinigten Staaten geschafft und von ihm Davis übergeben worden, der ihn auf verschiedene Konten bei der First National Bank of Boston, der Irving Trust Company in New York, der Bank of America in San Francisco und der Banco Germano in Mexico City einzahlte. Hertslet erklärte jedoch, er wisse nicht, wie das Geld verwandt und wieviel davon ausgegeben worden und was mit dem Rest geschehen sei. Er gab lediglich an, die Anti-Roosevelt-Kampagne habe nur einen Teil dieser Summe verschlungen. «Es wurde Davis möglich», sagte er, «die Kampagne praktisch aus dem



Nichts heraus zu führen, weil er eine Trumpfkarte in der Hand hatte und mit ihr allein das Spiel zu gewinnen gedachte. Diese Trumpfkarte war John L. Lewis.»

Soweit eine Nachprüfung möglich war, gaben Davis, Hertslet und Lewis etwa 1,5 Millionen des geheimen Kampagnenfonds aus. Ungefähr 3,6 Millionen Dollar wurden im Dezember 1941 unter den verborgenen Vermögenswerten der deutschen Botschaft in Washington entdeckt, ohne dass jemand in massgeblicher Position in der Lage oder dazu bereit war, eine Erklärung für diesen versteckten Schatz zu liefern.

Davis hatte Hertslet aufgefordert, in die Vereinigten Staaten zu kommen. Das war nicht so einfach. Das Aussenministerium achtete darauf, dass er nicht mit einem gefälschten Pass einreiste, und das Reisen durch die sich immer dichter schliessende britische Blockade wurde zusehends riskanter. Doch Göring bestand auf dieser Reise und Hertslet machte sich auf den Weg. Die Abwehr stattete ihn für die Atlantiküberquerung nach Argentinien, die er an Bord eines portugiesischen Schiffes hinter sich brachte, mit einem dänischen Pass aus. Von Argentinien aus fuhr er nach Mexiko, und dort legte er die Maske ab und reiste über Broonsville, Texas, in die USA ein, unter seinem richtigen Namen und mit seinem Diplomatenpass, auf den ihm das Aussenministerium das Visum nicht verweigern konnte.

Hertslet traf am 18. März 1940 in Washington ein und suchte sofort Davis' Suite im Mayflower Hotel auf. Seine engen Beziehungen zu Göring, die Tragweite seiner geheimen Mission und die Tatsache, dass er zu jenem 5-Millionen-Fonds Zugang hatte, waren dem kecken jungen Deutschen zu Kopf gestiegen. Davis mochte diesen neuen Hertslet nicht, der jetzt die Zügel ergriff und Befehle erteilte – der ihm sogar hinsichtlich der weiteren Aktionen von Lewis Anweisungen gab.

Während des ersten seiner zwei Besuche hielt sich Hertslet sechsundzwanzig Tage in den Vereinigten Staaten auf und sprach mit Helfershelfern von Davis. Höhepunkt seines Aufenthalts war der 27. März. Obwohl er und Davis alles Mögliche unternahmen, um das Hauptereignis des Tages geheimzuhalten, erfuhr das Aussenministerium doch davon.

Im Herbst 1939, als der Aussenministeriums-Abteilungsleiter Berle vorgeschlagen hatte, Lewis durch das FBI überwachen zu lassen, hatte der Präsident entsetzt abgewehrt. Doch kaum in sein Büro zurückgekehrt, rief Berle Direktor J. Edgar Hoover an und bat ihn, die unheilige Allianz von Davis und Lewis zu beobachten. Lewis selbst wurde nicht überwacht. Nur Davis wurde beschattet, doch auf diese Weise konnte jeder Kontakt zwischen ihm und Lewis vermerkt werden. Auch Hertslets Spur wurde verfolgt, seit er amerikanischen Boden betreten hatte. An jenem Freitag im März folgten ihm FBI-Agenten zu Davis' Haus in Scarsdale, wo man feststellte, dass noch ein anderer Besucher eingetroffen war – John L. Lewis.

Hertslet sagte später, dies sei sein erstes ausführliches Gespräch mit dem berühmten Gewerkschaftsführer gewesen. Davis hatte ihn gleich nach seiner Ankunft in Washington mit Lewis bekanntgemacht, und Lewis hatte ihn zu mehreren Unterredungen in seinem Büro im Gebäude der United Mine Workers in der 15<sup>th</sup> Street empfangen, aber sie hatten dabei keine Gelegenheit zu längeren, ernsthaften Gesprächen gehabt. Lewis konnte nur über Nacht und einige Stunden am Samstag in Davis' Haus bleiben, aber sie hatten doch reichlich Zeit, ihren Plan zu diskutieren und weitere Massnahmen ins Auge zu fassen. Hertslets Angaben zufolge besiegelte Lewis das Bündnis. Davis wiederholte, was er Göring zugesagt hatte, nämlich dass Lewis auf die Unterstützung von zehn Millionen Arbeitern zählen könne und diese riesige Gefolgschaft gegen Roosevelt ins Feld führen werde. Lewis pflichtete dem bei. Man sprach über die kommenden Wahlen, und Lewis sagte, falls Roosevelt als Kandidat nominiert werden sollte, werde er sich offiziell gegen ihn wenden.

Es herrschte fröhliche Stimmung, wie dies für alle Begegnungen mit Lewis galt; die Gespräche standen im Zeichen seiner überragenden Persönlichkeit. Auch Hertslet geriet in Lewis unwiderstehlichen Bann, aber er war zu sehr Zyniker, um sich völlig des eigenen Urteils zu berauben. Was er bei seiner Ankunft in Washington vorgefunden hatte, entsprach in keiner Weise seinen Erwartungen. Er erkannte sehr schnell, dass die enthusiastischen Berichte, die Davis nach Berlin schickte, sich allein auf das stützten, was Lewis getan hatte. Davis selbst hatte überhaupt noch nichts geleistet. Hertslet wurde klar, dass Davis nur bluffte, und er sagte das dem Ölmann auch ins Gesicht.

Hertslet erkannte, dass die Basis, auf der Davis das Projekt entwickelte, zu schmal war, auch wenn man Lewis' grosse Unterstützung einkalkulierte. Er beschloss, die deutsche Botschaft einzuschalten. Auf diese Art konnte er die weitverzweigten Verbindungen der Botschaft benutzen. Was Davis nicht getan hatte, wollte Hertslet nun in die Hand nehmen.

Am Montagmorgen nach seiner Rückkehr von Scarsdale ging er zur deutschen Botschaft in der Massachusetts Avenue, um den Mann zu sprechen, den Berlin ihm als offizielle Kontaktperson in den USA zugeteilt hatte – Kapitän Robert Witthoef-Emden, den Marineattaché. Er zeigte seinen Pass und stellte sich dann als Görings persönlicher Vertreter und Bevollmächtigter «in einem gewissen Projekt» vor. Er machte solchen Eindruck auf den Marineoffizier, dass er sofort zu Dr. Hans Thomsen geführt wurde. Was Hertslet in der privaten Sphäre von Thomsens Arbeitszimmer zu sagen hatte, raubte dem Geschäftsträger, der selber kein Anfänger in diplomatischen Raffinessen war, die Sprache.

Hertslet habe ihm mitgeteilt, er kenne John L. Lewis persönlich sehr gut, berichtete Thomsen nach dem Krieg bei seiner Befragung, und er könne grossen Einfluss auf den Trend der amerikanischen Politik ausüben. Er habe weiter versichert, sein

Einfluss bei Lewis sei stark genug, um die Wahlen für Roosevelt negativ ausgehen zu lassen.

Hertslet erzählte von dem riesigen Fonds, der ihm zur Verfügung stand, und meinte, es wäre politisch von Vorteil, wenn sich die Botschaft ihm und Davis in dem Bemühen anschliessen würde, Lewis in Fahrt zu bringen.

Thomsen behauptete später, vor Hertslets Eintreffen habe er nicht daran gedacht, in die Präsidentschaftswahlen einzugreifen. Der blosser Gedanke einer solchen Kampagne erschien unerhört – oder wie Heribert von Stempel, Thomsens rechte Hand, es später ausdrückte, zu phantastisch und unmöglich, um verwirklicht werden zu können.

Thomsen wagte es nicht, Hertslet die Tür zu weisen. Er erkundigte sich telegrafisch in Berlin nach dem Mann, und wie sich Stempel später erinnerte, kam aus Berlin die Antwort, dass er Agent der deutschen Kriegsmarine sei. Ausserdem teilte Berlin mit, wenn er mit Hilfe des Botschaftscodes mit dem Auswärtigen Amt Verbindung aufnehmen wolle, sei er dazu berechtigt.\* Doch Hertslet hatte einen schnelleren und wahrscheinlicher sichereren Kontakt. Er war ermächtigt, das geheime Kryptosystem des Marineattachés zu benutzen, das sich von dem harmloseren diplomatischen Chiffriersystem unterschied, welches, wie Hertslet zu Recht argwöhnte, von den Briten geknackt worden war.

Nachdem Hertslet gegangen war, besprach Thomsen die Angelegenheit mit Stempel, und sie beschlossen, die Finger von dem abenteuerlichen Plan zu lassen, wie Thomsen später seinen Befragern berichtete. Er sagte, er habe sich nicht nur geweigert, bei Hertslets Projekt mitzumachen, sondern das Auswärtige Amt auch beschworen, das Vorhaben aufzugeben und Göring dazu zu bewegen, Davis fallen zu lassen und Hertslet zurückzubehalten.

In Wirklichkeit trugen sich die Dinge jedoch anders zu. Thomsen widersetzte sich dem Plan keineswegs, er protestierte nur gegen das Eindringen eines anderen in seinen Kompetenzbereich und behauptete, er und seine Botschaft seien zur Organisation einer solchen Kampagne viel besser qualifiziert, ob mit oder ohne Lewis. So standen die Dinge am 12. April, als Hertslet nach Abschluss seiner Vorarbeit nach Mexico City zurückreiste, um sich dem Problem zuzuwenden, wie grössere Mengen mexikanischer Öls durch die britische Blockade geschmuggelt werden könnten.

Vieles davon war lediglich Schattenboxen. Knapp drei Monate vor den Parteikongressen und nur sieben Monate vor der Wahl gab es über den Kandidaten der Demokraten noch immer nur Vermutungen. Während Lewis öffentlich gegen eine dritte Amtsperiode wettete und hinter den Kulissen gegen Roosevelt konspirierte, verhielt

\* Die Papiere des deutschen Aussenministeriums zeigen, dass Hertslet unter spezieller Order der Abwehr reiste. Canarias' Organisation stellte auch zur Verfügung, was an Tarnung erforderlich war und sorgte für einen Kontakt von Mexico-City aus. Weiter ging die Beteiligung der Abwehr aber auch nicht.

sich Roosevelt passiv und geheimnisvoll. Niemand schien die Absichten des Präsidenten genau zu kennen. Er rang offenbar mit einem Entschluss.

Dann änderte sich die Situation. Während Hertslet in Washington Intrigen spann, war die ominöse Ruhe dessen, was Senator William E. Borah den Scheinkrieg genannt hatte, mit dramatischer Plötzlichkeit zu Ende. Am 9. April fiel Deutschland in Dänemark und Norwegen ein. Einen Monat später stiessen deutsche Truppen durch Belgien und Holland vor und setzten zum Angriff auf Frankreich an.

Walter Lippman schrieb in seiner Kolumne: «Es ist unsere Pflicht, bei unserem Handeln ab sofort von der Annahme auszugehen, dass die Alliierten in diesem Sommer den Krieg verlieren könnten.» Es war eine Stunde vor zwölf, und Roosevelt stellte sich den Forderungen dieser Situation.

### *Die Thomsen-Formel*

Die deutsche Botschaft in Washington war ein hässliches altes Backsteingebäude, das wie die Kürassierkaserne der Hauptstadt eines martialischen Fürstentums aussah.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs beschäftigte sich die Mission zwei Jahrzehnte lang mit dem Sammeln von Nachrichten durchaus innerhalb des üblichen diplomatischen Rahmens – für die politischen Nachrichten waren Karrierebeamte, für die militärischen die verschiedenen Attaches zuständig. Das saubere, geordnete Klima änderte sich ein wenig im Jahr 1937, als Dr. Hans Heinrich Dieckhoff zum Botschafter ernannt wurde.

Für Dieckhoff war Washington kein Neuland, er hatte hier schon in den zwanziger Jahren als Rechtsanwalt gearbeitet und war dann in gleicher Eigenschaft in London gewesen. Den grössten Teil seines beruflichen Lebens hatte er in Amerika und England verbracht und sich dabei einige der Grundsätze und Gewohnheiten der Angelsachsen angeeignet.

Mit dem einen Fuss in Deutschlands Vergangenheit und mit dem anderen noch nicht ganz in den derzeitigen verschwörerischen Machenschaften der Nationalsozialisten stehend, zog Dieckhoff es vor, seine Informationen direkt von den Leuten zu beziehen, die seines Erachtens am besten dazu geeignet waren. In Washington jedoch war sein Radius in dieser Hinsicht begrenzt. Als Vertreter des Dritten Reichs konnte er nicht mit progressiven Politikern, liberalen Freiberuflern, Gewerkschaftsführern und prominenten Juden verkehren, das heisst, mit den Leuten, die gewöhnlich die besten Nachrichtenquellen waren. Er wurde gesellschaftlich geächtet von einflussreichen Amerikanern des öffentlichen Lebens, die nichts mit Hitlers Abgesandten zu tun

haben wollten. Die Leute, mit denen er verkehren konnte oder die auf seine Gesellschaft Wert legten, standen den Kreisen der Roosevelt-Regierung sehr fern.

Dieckhoff war eine komplexe, schwache Persönlichkeit. Obwohl er selbst kein Nationalsozialist war, trieb er immer mehr im Fahrwasser der Machthaber Deutschlands, von denen er abhängig war. Mit diesem Karrieremacher begann in der Botschaft eine ganz neue Atmosphäre einzuziehen.

Im Jahre 1938 riefen Deutschland und die Vereinigten Staaten gegenseitig ihre Botschafter zurück und überliessen ihre Botschaften der Obhut von Geschäftsträgern. Dr. Dieckhoff verliess Washington, um vorübergehend zu Hause in Vergessenheit zu geraten. Abrupt wandelte sich nun das Klima in der Botschaft. Sie wurde zu einer Bastion des Nationalsozialismus.

Spionieren und Intrigieren wurde zur allgemeinen Praxis hinter den Mauern des Hauses in der Massachusetts Avenue. Diesen Wandel hatte schon Dr. Dieckhoff eingeleitet. Von der Befürchtung ausgehend, dass die unerfahrene Mannschaft mittelmässiger Diplomaten, die er zurückliess, nicht in der Lage sein würde, adäquate Informationen nach Berlin zu senden, begann er nach einer Person Ausschau zu halten, die diese Lücke ausfüllen konnte. Er brauchte einen erfahrenen Profi, der als freier Geheimagent Nachrichten beschaffte. Im Sommer 1938, während eines Kuraufenthalts in Deutschland, begegnete Dieckhoff einem Mann, der einen solchen Posten suchte. Es war der bekannt-berühmte George Sylvester Viereck, ein begabter Schriftsteller. Der deutsche Agent in den Vereinigten Staaten während des Ersten Weltkriegs war jetzt bestrebt, seinen Lebensunterhalt als Propagandist und Vermittler politischer Geheimnisse zu verdienen. Dieckhoff nahm Vierecks Angebot an, als V-Mann der Washingtoner Botschaft zu arbeiten. Viereck wurde zur Tarnung Korrespondent einer Münchner Zeitung, und auf diesem Weg erhielt er auch seine Zahlungen vom unkontrollierten «Sonderkonto J» des Auswärtigen Amts.

Als Dr. Hans Thomsen nach nur sechs Monaten als Geschäftsträger die Botschaft übernahm, erbte er somit auch die Dienste eines altgedienten Spions. Thomsen erweiterte den Arbeitsbereich Vierecks noch über die Funktionen hinaus, an die Dr. Dieckhoff dachte, als er Viereck engagiert hatte: er benutzte ihn als «Propagandakuckuck», wie der Mann sich tatsächlich einmal selbst bezeichnete, der «Eier in jedes Nest» legte. Er erhielt den Auftrag, Kongressmitgliedern und Kommunikationsmedien zu beeinflussen, die Nation zu spalten und für Verbreitung von Verwirrung und Chaos zu sorgen. Doch das war noch nicht alles. Viereck sollte auch Berlin über alles auf dem Laufenden halten, was in den USA vorging – er sollte Nachrichten höheren Geheimnisgrades sammeln. Das war seine Hauptaufgabe, wie Botschafter Dieckhoff nach dem Krieg sagte.

Es gelang Viereck, ein Netz von Informanten zu knüpfen, die in Washington in Schlüsselstellungen sassen, vor allem im Capitol. Er entwickelte enge Beziehungen

zu einer Anzahl von Abgeordneten, die ihm wegen ihrer isolationistischen Einstellung und Anti-Roosevelt-Gesinnung leicht auf den Leim gingen. Zu diesem Zweck knüpfte er ein Netz von bezahlten Spionen innerhalb der Büros der freundlich gesinnten Senatoren und Kongressabgeordneten.

Thomsen war sich deutlich der Ungesetzlichkeit seiner Handlungsweise und der Risiken bewusst, die er als diplomatischer Ränkeschmied einging. In mehreren Telegrammen bat er Berlin darum, man möge ihn seine geheime Kampagne nach seinem Gutdünken führen lassen, ohne dass er über jedes Detail und vor allem – damit wandte er sich gegen die bürokratische Regel – über jede Ausgabe Rechenschaft geben musste.

Der Krieg hatte den Kurierdienst unterbrochen, und Thomsen war fast ausschliesslich auf kommerzielle Verbindungskanäle angewiesen. Er vermutete, dass seine Telegramme vom Feind mitgehört wurden, dass sein Chiffresystem bekannt war und dass die Briten seine Kabelnachrichten abfingen und den amerikanischen Behörden Kopien zukommen liessen. Am 3. Juli bat er in einem aussergewöhnlichen Appell an das Auswärtige Amt um die Erlaubnis, alle Unterlagen zu vernichten, die sich auf seine «Ausgaben für politische Zwecke» bezogen, da ihre Beschlagnahme «trotz aller Tarnung» den «politischen Ruin» für Deutschlands Freunde bedeuten müssten. Er erklärte weiter, um seine Bemühungen, die Vereinigten Staaten am Kriegseintritt zu hindern und direkten politischen Einfluss auszuüben, besonders wirksam werden zu lassen, müsse er besondere Methoden anwenden, und Zahlungen für diese Zwecke an die Empfänger müssten über vertrauenswürdige Mittelsmänner abgewickelt werden. Es sei klar, fuhr er fort, dass unter diesen Umständen keine Quittungen erwartet werden könnten. Er erhielt die entsprechende Ermächtigung am 8. Juli. Von nun an wurde der gesamte Schriftverkehr, der sich auf seine Kampagne bezog, vernichtet, und alle Zahlungen erfolgten ohne Quittung.

Thomsen glaubte seine Aktivitäten gut getarnt zu haben, doch seine Geheimhaltung war nicht so dauerhaft, wie er gehofft hatte. Am 18. Juli sandte er zum Beispiel einen streng geheimen telegrafischen Bericht nach Berlin, in dem er mitteilte, dass sich Senator Gerald P. Nye von North Dakota nach langen Verhandlungen bereit erklärt habe, an 100'000 besonders ausgesuchte Personen Exemplare einer seiner Reden zu verteilen, die von den Deutschen als ausserordentlich wirksame Propaganda, abgestimmt auf die amerikanische Mentalität, betrachtet wurde. Thomsen hob mit allem Nachdruck die Bedeutung dieses Coups hervor. Dieses Unternehmen, so erklärte er, sei nicht ganz leicht, sondern eher heikel, da Senator Nye als politischer Gegner des Präsidenten unter scharfer Beobachtung «der hiesigen geheimen Staatspolizei» stehe. Er schloss seinen Bericht mit seinem schon stereotypen Postscriptum, dass dieses Telegramm hier vernichtet worden sei.

Ja, in Washington war es vernichtet worden, aber nicht in Berlin, und so liegt es jetzt unter der Seriennummer 897, Folio 291872, in unserem Nationalarchiv unter anderen Papieren des deutschen Aussenministeriums, die von den Alliierten Truppen erbeutet wurden. Das gleiche gilt für zahllose andere Dokumente, von denen Thomsen glaubte, sie seien in Deutschland vernichtet worden. Thomsens Konspiration lässt sich daher genau rekonstruieren, von ihrem Anfang bis zu ihrem bitteren Ende im Dezember 1941, als der Überfall auf Pearl Harbor und Hitlers Kriegserklärung dieses Kapitel der deutsch-amerikanischen Beziehungen abschlossen.

Wie begann diese phantastische Kampagne, wie wurde sie geführt und welche Personen stellten, wissentlich oder unwissentlich, ihr Prestige, ihre Begeisterung, ihre Vorurteile in den Dienst von Dr. Thomsens Vorhaben?

Die Sache begann recht ungewiss am 30. März 1940, als Thomsen von Hertslets Besuch berichtete und vorschlug, man solle ihm, Thomsen, erlauben, eine eigene Operation neben der von Davis zu starten. Berlin gab die Ermächtigung dazu am 8. April und stellte ihm dafür 50'000 Dollar zur Verfügung. Das war nur ein Klacks im Vergleich zu den Millionen, über die Davis und Hertslet angeblich verfügten.

Sofort nach Empfang der 50'000 Dollar gab der Botschafter Viereck den Auftrag, eine Kampagne zu organisieren – zuerst sollte auf die Parteikongresse von 1940 und dann auf die Wahlen Einfluss genommen werden. Viereck legte seinen Plan Anfang Juni vor, und Thomsen leitete ihn am 13. Juni zwecks Billigung nach Berlin weiter.

Im Gegensatz zum Davis-Plan, der in seinem Ursprung auf John L. Lewis' emotionell gesteuerten Hass auf Franklin D. Roosevelt zurückging und ausschliesslich auf die «Vernichtung» des Präsidenten abzielte, war der Thomsen-Viereck-Plan absolut realistisch – er war gegen Roosevelts Wiederwahl gerichtet, förderte aber, was bedeutsamer war, den amerikanischen Isolationismus. Der Nachdruck, den Viereck gerade auf diesen Aspekt legte, verlieh der Kampagne eine wesentliche Wirkung. Sie stimmte mit den Gefühlen der grossen Mehrheit des amerikanischen Volkes überein und brachte viele prominente und einflussreiche Amerikaner gleichsam in Thomsens Schwerefeld, die zwar Hitler verabscheuten, ihre Abneigung gegen die Nationalsozialisten aber aufgrund ihrer aufrichtigen und vehementen Opposition gegen die Verwicklung der USA in einen europäischen Krieg unterdrückten.\*

Thomsen behauptete in seinen Telegrammen an Berlin immer wieder, er sei in der

\* Bei Kriegsausbruch im September 1939 zeigte die Roper-Umfrage, dass Hitler von den Vereinigten Staaten wenig zu befürchten hatte – das Land war durchaus isolationistisch eingestellt. Nur 2,5 Prozent waren für einen sofortigen Kriegseintritt Amerikas; 14,7 Prozent wünschten Unterstützung für England und Frankreich, 2 Prozent für Deutschland; 67,4 Prozent bezogen entweder keine Stellung oder wollten weder mit der einen noch mit der anderen kriegführenden Seite etwas zu tun haben.

Lage, seine Kampagne zu einer grossen, kraftvollen Bewegung auszuweiten und sie den deutschen Interessen dienstbar zu machen. Ihre Durchführung war ein Meisterstreich; inszeniert wurde sie von dem grössten Virtuosen auf dem Gebiet der politischen Propaganda, George Sylvester Viereck.

Thomsen legte Berlin Vierecks detaillierten Plan vor und verlangte sofortiges Handeln, da der Kongress der Republikanischen Partei in knapp vierzehn Tagen in Philadelphia eröffnet werden sollte. Thomsen informierte Berlin davon, dass Viereck einen speziellen Plan entwickelt hatte. Der Botschafter nannte ihn einen gut getarnten Propaganda-Blitzkrieg, den er sich allein zugute hielt und der aus zwei Hauptteilen bestand:

1. Ein bekannter amerikanischer Kongressabgeordneter, der eng mit dem Presse-Attaché der Botschaft zusammenarbeitet, sollte fünfzig isolationistische republikanische Kongressabgeordnete zu einem dreitägigen Besuch des Parteikongresses einladen, damit sie die Delegierten der Republikanischen Partei im Sinne einer isolationistischen Aussenpolitik bearbeiten konnten. Dreitausend Dollar seien erforderlich.

2. Ausserdem war der betreffende Republikaner bereit, einen kleinen republikanischen Sonderausschuss zu bilden, der während des Parteikongresses in allen führenden amerikanischen Zeitungen ein ganzseitiges Inserat mit dem eindrucksvollen Aufruf «Haltet Amerika aus dem Krieg heraus» veröffentlichen würde.

Die Kosten dieser Propagandakampagne wurden auf 60'000 bis 80'000 Dollar geschätzt, doch Thomsen versicherte Berlin, die Hälfte davon werde, aller Wahrscheinlichkeit nach, «von unseren republikanischen Freunden» getragen werden.

Das Auswärtige Amt in Berlin billigte den Plan am 17. Juni. Schon zwei Tage später teilte Thomsen dem Auswärtigen Amt mit, etwa fünfzig Kongressabgeordnete würden nach Philadelphia reisen, um den Delegierten des Parteikongresses die deutschen Ansichten vorzutragen. Tatsächlich war eine solche Abordnung aus Mitgliedern des Wednesday Night Club, eines informellen Ausschusses von republikanischen Kongressneulingen, die sich regelmässig jede Woche trafen, zustande gekommen. Der Club war sich hauptsächlich in seiner Opposition gegen eine mögliche Verwicklung Amerikas in den Krieg einig. Der Abgeordnete Hamilton Fish von New York brachte den Abgeordneten (und späteren Senator) Karl. E. Mundt von South Dakota dazu, als Wortführer mit der Gruppe nach Philadelphia zu reisen. Ihr isolationistisches Programm, nach Thomsens Angaben von Viereck entworfen, richtete sich gegen ein von Christopher T. Emmett jr. aus New York vorgeschlagenes Programm. Der Ausschuss zur Verteidigung Amerikas durch Unterstützung der Alliierten, angeführt von William Allen White, Herausgeber der *Emporia Gazette*, drängte auf die Einbeziehung dieses Programms zum Zwecke «aller möglichen Hilfe für die Alliierten».



Mundt selbst wusste nicht, dass die deutsche Botschaft beanspruchte, hinter seinem Vorstoss zu stehen. «Wir waren in der Hauptsache gegen Wendell Willkie», sagte er später, «weil er für die Intervention eintrat.» Er fügte hinzu, seine Gruppe sei auf eigene Kosten nach Philadelphia gereist. Thomsen berichtete seinen Vorgesetzten, er habe i 350 Dollar bezahlt, um ihre Reisespesen zu decken. Gleichzeitig erschien am 25. Juni, einen Tag bevor der Kongress die Wahlplattform annehmen sollte, in der *Neu/ York Times* eine Anzeige. Sie wandte sich an «die Delegierten des republikanischen Nationalkongresses und amerikanische Mütter, Lohnempfänger, Farmer und Veteranen», und es hiess in ihr unter anderem: «Stoppt die Kriegsmaschine! Stoppt die Interventionisten und Kriegshetzer! Stoppt die Demokratische Partei, die, wie wir glauben, die Kriegspartei in den Vereinigten Staaten ist und uns gegen den Willen des amerikanischen Volkes in den Krieg führen will!» Die Anzeige war angeblich von einer vorgeschobenen Organisation bezahlt worden, einem gewissen Nationalkomitee zur Heraushaltung Amerikas aus ausländischen Kriegen. Die deutschen Unterlagen lassen darauf schliessen, dass sie von Viereck aufgesetzt wurde.»

Der republikanische Kongress brachte die überraschende Nominierung Wendell L. Willkies von Indiana im fünften Wahlgang. Thomsen erwies sich als kluger Beobachter der amerikanischen Szene, als er am 28. Juni dem Auswärtigen Amt mitteilte, vom aussenpolitischen Standpunkt aus sei Willkies Nominierung für Deutschland ungünstig. Er sei kein Isolationist, und seine bisherige Haltung lasse nicht daran zweifeln, dass er zu jenen Republikanern gehöre, die in der Unterstützung der Alliierten mit allen Mitteln mit Ausnahme eines Krieges die beste Verteidigung Amerikas erblickten. Thomsen gab an, er habe mehrere Programmpunkte in die Wahlplattform eingeschmuggelt, die für die Deutschen eindeutig günstig seien. Durch Ausnützen aller taktischen Möglichkeiten, schrieb er am 3. Juli in der ersten einer Reihe brillanter Lagebeurteilungen, sei es dem isolationistischen Flügel gelungen, die Aussenpolitik der Republikanischen Partei auf Prinzipien festzulegen, zu deren Beachtung sich der Präsidentschaftskandidat Willkie während des Kongresses formell verpflichtet habe. Die zwei wichtigsten lauteten:

1. Die Republikanische Partei ist strikt gegen eine Verwicklung der Nation in einen ausländischen Krieg.
2. Die Republikanische Partei ist für Amerikanismus, «Vorbereitetsein» und Frieden.

Thomsen beanspruchte schlichtweg die Autorschaft für diese Programmpunkte, die fast wörtlich aus der ganzseitigen Anzeige stammten, die auf Betreiben der Bot-

\* Nach dem Krieg machten Thomsen und Fish widersprüchliche Angaben über die Herkunft des Geldes für die Anzeige; Fish behauptete, sie sei ausschliesslich von seinem Ausschuss bezahlt worden, während Thomsen sagte, die Botschaft habe sich mit 3'000 Dollar an den Unkosten beteiligt.

schaft in der amerikanischen Presse erschienen sei. Am 19. Juli schloss er einen Bericht selbstgefällig mit der Feststellung, über die Mitwirkung der Botschaft in dieser Sache sei nichts durchgesickert.

Der Kongress der Republikaner war kaum beendet, als Thomsen, Stempel und Viereck ihre Aufmerksamkeit dem Kongress der Demokraten zuwandten. Der für die Beziehungen zur Presse zuständige Beamte (Stempel), schrieb Thomsen, habe dafür gesorgt, dass mehrere zuverlässige isolationistische Kongressabgeordnete nach Chicago fuhren, um die Delegierten dahingehend zu beeinflussen, dass auch in die demokratische Wahlplattform zumindest formell die Verpflichtung zur Nichtbeteiligung am europäischen Krieg aufgenommen wurde. Ausserdem, so fuhr er fort, machten sich die Kongressabgeordneten das erprobte Mittel der Unterstützung durch eine sensationelle Anzeige in der führenden Chicagoer Zeitung zunutze. Thomsen gab an, die Anzeige, die Viereck angeblich für die Demokraten vorbereitet hatte, ähnele derjenigen für die Republikaner bis auf den gezielten Appell: «Lasst die Demokratische Partei, die immer die Partei der Nichteinmischung war, nicht zur Partei der Einmischung und des Krieges werden gegen den Willen von 93 Prozent des amerikanischen Volkes.» Die Anzeige erschien am 15. Juli in der *Chicago Tribune* im Namen von Hamilton Fishs Ausschuss.

Ganz mit seiner eigenen Kampagne beschäftigt, widmete Thomsen dem von Davis & Co. gestarteten Konkurrenzunternehmen nur flüchtige Aufmerksamkeit.

Der schnelle Ablauf der Ereignisse – die Nominierung Willkies und die Anzeichen dafür, dass Roosevelt Kandidat der Demokraten werden würde – veranlasste John L. Lewis, seine eigene Kampagne beschleunigt voranzutreiben. Davis forderte daraufhin, dass Hertslet rasch in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, um bei der Sache mitzuhelfen. Hertslet traf am 26. Juni auf dem Luftweg in Washington ein, konnte diesmal aber nur vier Tage im Land bleiben.

Die Überwachung des Gewerkschaftsbosses war bedeutend schärfer geworden. Sie geschah auf indirektem Wege, indem man Davis beschattete, sein Telefon anzapfte und sogar seine Post untersuchte. Hertslet wurde unter strenger Beobachtung gehalten und musste erkennen, dass er nutzlos geworden war. Auch abgesehen vom Interesse des FBI beschlich ihn ein Gefühl der Enttäuschung. Die Hochstimmung seiner März-April-Tage war verflogen. Der relativ magere Erfolg des in Davis investierten Betrags veranlasste Görung zu einer Neueinschätzung des Projekts. Während Hertslet von Mexico City aus Berlin mit höchst optimistischen Berichten bombardierte, klangen die Antworten aus Berlin nicht sehr ermutigend. Im Juni blieben sie ganz aus, und Hertslet sah sich auf sich allein gestellt. Am 1. Juli, nachdem ihm die Botschaft die kalte Schulter gezeigt hatte, teilte er Berlin mit, dass er nach Mexiko

City zurückkehre. Der Ton dieser Abschiedsbotschaft drückte seine melancholische Stimmung aus: «Kehre heute nach Mexiko zurück, da weitere Anwesenheit hier nicht ratsam wegen strengster Überwachung... Dies (wahrscheinlich ist die Überwachung gemeint) beweist, dass der Wert meiner Aktivität von der amerikanischen Regierung höher eingeschätzt wird als von Berlin.»

Davis war sehr erleichtert, als Hertslet von der Bildfläche verschwand.\* Er hatte eine starke Abneigung gegen den übersprudelnden jungen Mann entwickelt und betrachtete ihn jetzt als hinderlich und riskant. Während Hertslets Abwesenheit vom 12. April bis zum 25. Juni hatte Davis seine eigene Position bei den Deutschen gefestigt und brauchte seine Unterstützung nicht mehr. Er hatte sogar seine Kollaboration mit Berlin auf eine neue Basis gestellt: er wurde registrierter Haupt-V-Mann. Er hatte jetzt seinen eigenen Spionagering unter sich und benutzte Hertslets Nachrichtenverbindung über den deutschen Marineattaché in Washington und die deutsche Gesandtschaft in Mexiko.

Seine neue Operation begann am 16. Mai 1940, als ein Geschäftspartner, in den Dokumenten «MacDonald» genannt (Deckname eines seiner Geschäftspartner), verschlüsseltes geheimes Nachrichtenmaterial auf einer anscheinend harmlosen Geschäftsreise nach Europa mitnahm. Es gelang «MacDonald», das Material durch die britische Blockade und Zensur zu schmuggeln und dem deutschen Generalkonsul in Genua zu übergeben, der es an die Abwehr in Berlin weiterleitete.

Etwa um die gleiche Zeit hielt sich Henry Warren Wilson, erster Vizepräsident der Davis-Organisation und Chef ihrer Auslandsoperationen anlässlich der ersten einer Reihe von Angeltrips in Paris und London auf. Während seiner Rückreise in die Vereinigten Staaten verschwand Wilson für zwei Tage und begab sich heimlich nach Rom, um die Informationen, die er in Frankreich und England gesammelt hatte, einem harmlosen Verbindungsmann zu überreichen, den die Abwehr aus Berlin geschickt hatte.

Am 25. Mai traf Wilson in Mexico City mit einem nur mit seinem Codenamen «Fritz» bekannten hohen Beamten der Abwehr zusammen, um eine Liste hochwertiger Dinge in Empfang zu nehmen, die die Deutschen aus Frankreich und England beschafft haben wollten. In Begleitung von Fritz flog Wilson nach Lissabon und dann

\* Kurz nach seiner Ausreise aus den Vereinigten Staaten sah sich Hertslet gezwungen, auch Mexiko zu verlassen. Seine junge Frau blieb noch ein paar Monate und füllte, mit den nötigen Mitteln versehen, den Posten ihres Mannes aus. Aber sie konnte nur noch die komplexen Operationen abwickeln, die Hertslet in dreijähriger mühsamer Arbeit aufgezogen hatte, um sie schliesslich im Rauch des Krieges in Nichts aufgehen zu sehen. Hertslet erlebte das Kriegsende in dem Teil Deutschlands, der von der Roten Armee besetzt wurde. Dort machte ihn ein amerikanisches Team von Geheimdienstexperten unter US-Staatsanwalt O. John Rogge, das die Durchdringung der Vereinigten Staaten durch die Nationalsozialisten erforschte, ausfindig. Der Davis-Hertslet-Teil dieses Berichts basiert in bedeutendem Umfang auf dem Ergebnis seiner damaligen Vernehmung.

weiter nach Madrid, wo er und der Deutsche sich trennten. Während Fritz in der spanischen Hauptstadt blieb, reiste Wilson nach Paris (das gerade die ersten Schläge der Frankreich-Offensive zu spüren begann) und dann nach London, um Nachrichten zu beschaffen, die die Deutschen in dieser kritischen Situation brauchten.

Auf dieser wie auf späteren Reisen erwies sich London für Wilson als besonders fruchtbares Gefilde, dank der guten Beziehungen Davis' zu Lord Inverforth of Southgate, dem ältesten Mitglied der schottischen Familie Weir, Munitions- und Flugzeugfabrikant. Das Haus des Lords in Hampstead war, was Informationen betraf, eine Goldmine. Inverforth war nicht nur ausgezeichnet informiert über die Lage in Grossbritannien und die Pläne der englischen Regierung, er hatte auch einen Schwiegersohn, einen im Ruhestand lebenden Offizier der britischen Kriegsmarine, der über ein umfassendes Wissen in militärischen Angelegenheiten verfügte.

Lord Inverforth und Commander Ronald Langton-Jones kannten Wilson nur als Davis' rechte Hand und hatten keinen Grund, hinter ihm einen deutschen Spion zu vermuten. Jedesmal, wenn Wilson London besuchte, machte er auf der Rückreise in die Vereinigten Staaten in Madrid lange genug Station, um die neu gesammelten Informationen weiterzugeben, entweder an Fritz oder einen Mittelsmann namens Jensen, der in Spanien die Rolle eines Vertreters von Davis spielte.

Am 17. Juni wurde Wilson angewiesen, nach Madrid zu fliegen und dort auf Instruktionen aus Berlin zu warten. Sie trafen am 29. Juni ein: er solle abermals nach London fliegen. Paris war inzwischen nicht mehr von Interesse, da Frankreich vor vier Tagen um einen Waffenstillstand gebeten hatte. Nach Abschluss seiner Mission unterbrach Wilson seine Rückreise in Lissabon, um einen Mann zu treffen, den er als Albert von Karsthoff kannte und der in Wirklichkeit Major von Kramer-Auenrode war, Chef der Abwehr in Portugal?

John L. Lewis war jetzt auf Senator Burton K. Wheeler festgelegt und widmete der Propagierung der Kandidatur des Mannes aus Montana genausoviel Zeit wie der Verhinderung der Kandidatur von Roosevelt. Der Lewis-Wheeler-Pakt wurde am 8. Juni geschlossen. Wie Thomsen an seine Vorgesetzten berichtete, sollte Lewis «eine dritte Partei der unzufriedenen Demokraten, die Friedenspartei» organisieren.

\* In der vielfältigen Zusammenarbeit Davis' mit den Deutschen gab es noch ein weiteres Nebenprojekt. Das U-Boot-Kommando der deutschen Marine unternahm einen geschickten Versuch, versteckte Öldepots im Westatlantik und in der Karibischen See anzulegen, wo die deutschen U-Boote Treibstoff hätten übernehmen können. Davis sollte mehrere Frachtschiffe in Mexiko chartern, Hunderte von Fässern Öl kaufen und sie zu abgelegenen Inseln schaffen. Britische und amerikanische Stellen bekamen jedoch Wind von der Sache und brachten das Projekt dadurch zum Scheitern, dass sie die Hand auf Guthaben legten, die er brauchte, um das Öl zu bezahlen.

Als entscheidenden Schlag hatte sich Lewis eine sorgfältig ausgearbeitete Rede gedacht, die er in Philadelphia halten wollte, während sich dort noch die Delegierten des republikanischen Nationalkongresses zu versammeln begannen. Als Auditorium erwählte er die Konferenz der Pro-Roosevelt eingestellten Nationalvereinigung zur Förderung der Farbigen, vor der er den Präsidenten heruntermachte. «Mr. Roosevelt», rief er den entgeisterten Delegierten zu, «hat Depression und Arbeitslosigkeit zu einem chronischen Faktum im amerikanischen Leben gemacht.» Am Vorabend des Kongresses der Demokraten in Chicago hielt er eine weitere Rede, in der er Roosevelt als Kriegshetzer und Mächtetern-Diktator bezeichnete. Doch vergebens – Roosevelt wurde im ersten Wahlgang zum Präsidentschaftskandidaten gewählt.

Lewis antwortete mit einer Reihe immer heftigerer Angriffe, angefangen mit einer Rede auf dem Kongress der amerikanischen Automobilarbeitergewerkschaft am 30. Juni in St. Louis.

Die beiden Kampagnen – die von Thomsen und die der Davis-Lewis-Gruppe – mündeten im Oktober zusammen, als der Wahlkampf seinen Höhepunkt erreicht hatte und in den Vereinigten Staaten eine schwere Krise hervorrief, genau wie Viereck vorausgesagt hatte. Schmutzige Kampagnen waren nichts Neues oder Seltenes in der amerikanischen Politik, aber die Furcht vor dem Krieg war etwas ganz anderes. «Es war etwas Neues und Unvernünftiges», schrieb Robert E. Sherwood in seiner ausgezeichneten Beurteilung des Wahlkampfs von 1940, «etwas, das zu einem Gefühl der Panik hin tendierte.» Diese «Panik» war zum grossen Teil eine natürliche Auswirkung der Ereignisse in Europa, wo Hitler praktisch ungehindert auf Eroberungen ausging und zur Zeit England mit einem Luft-Blitzkrieg überzog. Die schrillen Parolen des Wahlkampfs klangen typisch amerikanisch. Doch viele von ihnen waren ohne Wissen derer, die sie vortrugen, von Viereck geprägt worden, wie aus den deutschen Dokumenten ersichtlich ist. Zwei der am häufigsten gebrauchten Slogans waren von Viereck erdacht und von Politikern verbreitet worden und wurden dann von Millionen von Amerikanern hinausgeschrien. Das eine war der Slogan, dass Roosevelts Interventionspolitik «jeden vierten amerikanischen Jüngling unterpflügen» würde. Er wurde zuerst von Senator Wheeler gebraucht, der durchaus fähig war, seine eigenen Slogans zu erfinden, jedoch unwissentlich diesen einen übernahm. Der andere war die «Ente», die wissen wollte, «Amerikanische Jungens werden schon verschifft». Im Oktober verliehen vierundzwanzig Senatoren und Abgeordnete Vierecks Ideen und Parolen einen amerikanischen Klang und sorgten für ihre Verbreitung.

Die Post beförderte den grössten Teil der Propaganda und spiegelte am deutlichsten die Angst wider. Hunderttausende von Briefen gingen – mit dem Stempel des Kongresses versehen – an die Wähler hinaus und verbreiteten die Warnung, Roosevelts Wiederwahl werde Krieg und dieser «das Ende von Amerika, wie wir es ken-

nen», bedeuten. In mehreren Geheimberichten an Berlin rühmte sich Thomsen, er habe die Verteilung von «Millionen» solcher Briefe und Attacken angeregt, mit dem Freivermerk von Abgeordneten versehen, die entweder mit Viereck kollaborierten oder von ihm ausgenutzt wurden. Was er als eine «unvollständige Liste» solcher Nachdrucke aus dem *Congressional Record* bezeichnete, verschickte von vierundzwanzig Kongressmitgliedern oder in ihrem Namen mit ihrem Frankovermerk, belief sich auf 1'173'000 Kopien von siebenunddreissig Artikeln. Thomsen zufolge wurden sie von Viereck geschrieben und durch Freunde oder leichtgläubige Opfer in den *Congressional Record* aufgenommen.

Mitte Oktober wurde deutlich, dass sich der Präsident durch die Angriffe der Isolationisten schwer getroffen fühlte. Jetzt gesellte sich diesem Giftstrom Post neuer Art hinzu. Das Weisse Haus wurde von treuen Parteianhängern mit flehentlichen Bitten überflutet, die sich alle um dasselbe Thema drehten – sagen Sie etwas, tun Sie etwas, Mr. President, ehe es zu spät ist. Die Bitte wurde von Roosevelts alten Freunden, seinen Vertrauten und denjenigen, die seine Reden aufsetzten, in noch dringlicherem Ton aufgenommen. In einem Telegramm verlangte Edward J. Flynn, der den Parteivorsitz übernommen hatte, Roosevelt solle «den Müttern Amerikas die absolute Garantie dafür geben, dass ihre Söhne nicht kämpfen müssen». Der Präsident sollte anlässlich einer Rundreise durch New England eine Reihe von Ansprachen halten, und als Höhepunkt war eine grosse Rede am 30. Oktober in Boston vorgesehen. Er feilte in seinem Sonderzug an dieser wichtigen Rede – man hatte gerade Meriden im Staate Connecticut passiert –, als ihm Flynn's Telegramm auf den Tisch flaterte. «Aber wie oft soll ich das denn noch sagen?» fragte er gereizt. «Das steht doch in der demokratischen Wahlplattform, und ich habe es schon hundertmal wiederholt.» «Ich weiss, Mr. President», sagte Robert E. Sherwood, einer der wichtigsten Vertreter aus dem Stab, der seine Reden vorbereitete, «aber die Leute scheinen Sie beim ersten Male nicht gehört zu haben. Es scheint, Sie müssen es noch einmal sagen – und noch einmal – und noch einmal.» Da wurde in den Entwurf seiner Bostoner Rede der Absatz eingefügt: «Und während ich zu Euch Müttern und Vätern spreche, gebe ich euch noch eine weitere Versicherung. Ich habe es schon einmal gesagt, und ich werde es wieder und wieder sagen: Eure Söhne werden nicht in ausländische Kriege geschickt werden.» Richter Samuel I. Rosenman, Roosevelts Freund und Ratgeber, erinnerte den Präsidenten daran, dass die demokratische Wahlplattform die einschränkenden Worte «ausser im Falle eines Angriffs» hinzugefügt hatte. Roosevelt spürte, dass es für solche Feinheiten zu spät war. «Natürlich kämpfen wir, wenn wir angegriffen werden!» gab er zurück. Und in der überfüllten Arena von Boston sprach er den Text genauso, wie er in seinem Manuskript stand.

In dieser nervenaufreibenden Atmosphäre der äussersten Spannung und Anspan-

nung – bei Umfragen schlug das Pendel gegen Roosevelt und für Willkie aus –, entschloss sich John L. Lewis, den Chancen des Präsidenten für eine Wiederwahl den Gnadestoss zu erteilen. Es war wieder der Anfang eines Wochenendes in Scarsdale. Lewis und Davis hatten sich zurückgezogen, um die entscheidende Phase ihrer Kampagne einzuleiten. Lewis war etwas enttäuscht. Er war mit Wheeler nicht durchgekommen und hatte keine dritte Partei auf die Beine stellen können. Er sah sich jetzt vor die Notwendigkeit gestellt, Willkie zu unterstützen. Von Davis' Haus aus rief er Willkie in New York an, um eine Zusammenkunft zu vereinbaren, bei der er vielleicht ein Abkommen mit ihm treffen konnte. Sie trafen sich am nächsten Morgen, es war ein Samstag.

In einem verzweifelten, letzten Bemühen, den Streit mit dem Präsidenten zu schlichten und Lewis am Ausbrechen zu hindern, vereinbarte Walter A. Jones für den Gewerkschaftsführer eine private Unterredung mit Roosevelt, in der Hoffnung, der Präsident könnte Lewis umstimmen. Doch es war vergebens. Lewis teilte Davis am nächsten Morgen mit, dass er sich jetzt für Willkie einsetzen werde.

Am 21. Oktober rief jemand bei den Rundfunkanstalten Columbia Broadcasting System, National Broadcasting Company und Mutual Network an und bestellte Sendezeit bei 322 Radiostationen für eine Ansprache von John L. Lewis. Der Anrufer war kein Funktionär des CIO, der UMW oder der Labor's Nonpartisan League, wie man hätte erwarten sollen. Der Anrufer identifizierte sich als persönlicher Vertreter von Mr. Lewis. Es war William R. Davis. Als man ihn fragte, wer die Sendezeit bezahlen würde, sagte Davis kurz angebunden: «Schicken Sie die Rechnung direkt an Mr. Lewis.»\*

Am gleichen Tag gab Lewis bekannt, er werde am 25. Oktober in einer Rundfunkansprache seine Stellungnahme zu den Präsidentschaftswahlen abgeben. An jenem Abend lauschten 25 Millionen Amerikaner seinen über die drei Sendernetze ausgestrahlten Worten. Er kam zum Kern der Sache mit dem entscheidenden Satz: «Sein (Roosevelts) Ziel ist der Krieg.» Nur eine Konzession machte Lewis, indem er das Argument vortrug, mit dem Davis die Deutschen für das Projekt gewonnen hatte. «Deshalb werde ich, wenn er wiedergewählt wird, dieses Abstimmungsergebnis als Misstrauensvotum für meine Person betrachten und mein Amt als Präsident des Congress of Industrial Organizations auf seiner Tagung im November zur Verfügung stellen.» Das war eine genau kalkulierte Drohung, mit der Millionen von amerikanischen Arbeitern eingeschüchert und dazu gebracht werden sollten, gegen Roosevelt zu stimmen.

Das war Lewis' letztes Geschoss. Aber für die Deutschen war das Rennen noch

\* Lewis selbst bezahlte nur 15'000 Dollar der Rechnung, die sich auf 60'000 Dollar belief. Den Rest bezahlte Davis aus dem Multimillionen-Bestechungsfonds – eine der wenigen Ausgaben, die nachgewiesenermaßen aus diesem Fonds bestritten wurden.

nicht gelaufen. Am 30. Oktober, nur sechs Tage vor den Wahlen, beschloss Aussenminister von Ribbentrop, sich einzuschalten. Er hatte Dr. Thomsens Kampagne voller Bewunderung verfolgt. Jetzt glaubte er, eine Karte in der Hand zu haben, die seinem Botschafter zum Erfolg verhelfen würde. Die Deutschen hatten, als sie Polen überrannten, das Archiv des Aussenministeriums in Warschau erbeutet und darin Berichte gefunden, die Graf Jerzy Potocki, der polnische Botschafter in den USA, vor dem Krieg an seine Regierung geschickt hatte.

Potocki war eine diplomatische Plaudertasche. Das Dokument, von dem Ribbentrop annahm, es sei Roosevelts Wiederwahlchancen besonders abträglich, war vom 7. März 1939 datiert. Graf Potocki berichtete darin von einem angeblichen Gespräch, das er kurz zuvor mit dem US-Botschafter in Paris, William C. Bullitt, geführt hatte, der, anscheinend mit Roosevelts Billigung, dem Polen versichert hatte, der Präsident sei bereit, den Alliierten – einschliesslich Polen – «in einem möglichen Krieg uneingeschränkte Unterstützung» zu gewähren. Hier, so sagte sich Ribbentrop, hatte man den definitiven Beweis, dass Roosevelt ein Kriegstreiber war und die schlüssige Widerlegung seiner den Vätern und Müttern Amerikas in der Bostoner Reden gegebenen Versicherung, die ihn als «verbrecherischen Heuchler» entlarvte.

Das Dokument wurde Dr. Thomsen in Washington telegrafisch übermittelt zusammen mit Ribbentrops persönlicher Anweisung, für seine grösstmögliche Verbreitung durch Presse und Rundfunk zu sorgen. Thomsen, der bereits hier und da Bruchstücke von Potockis Indiskretionen ausgestreut hatte, schätzte die Aussichten des polnischen Botschafters als Rufmörder Roosevelts nicht sehr hoch ein. Aber er hatte keine andere Wahl.

Alle Bemühungen, die Presseverbände zur Veröffentlichung seiner Stellungnahme nebst dem Text des Dokuments zu bewegen, wurden verächtlich zurückgewiesen. Zu guter letzt wandte er sich an einen Zeitungsmann namens William Griffin, der ein Skandalblatt herausgab, das sonntags erschien, den *New York Enquirer*. Der *Enquirer* gehörte zu den ganz wenigen Zeitungen, die das Propagandamaterial der deutschen Botschaft brachten, einfach deshalb, weil Griffin von Viereck bezahlt wurde. Für 5'000 Dollar war Griffin nun schnell bereit, das Potocki-Dokument abzudrucken, und es erschien am 1. November mit der Schlagzeile «Roosevelts Vorbereitungen für Amerikas Kriegseintritt» auf der ersten Seite.

Die bei der Manipulation dieser Nachricht getroffenen Vorsichtsmassnahmen dürften, so berichtete Thomsen nach Berlin, soweit dies technisch möglich sei, die Gewähr dafür bieten, dass die Rolle der Botschaft im Dunkeln bleibe. Zu dieser Rolle gehörte auch Thomsens Vereinbarung mit Griffin, eine Sonderausgabe des *Enquirer* mit einer erhöhten Auflage von 250'000 Exemplaren zu drucken, weil, wie er Ribbentrop mitteilte, New York bei den Präsidentschaftswahlen eine entscheidende Rol-



le spiele und die Veröffentlichung des Dokuments am Vorabend der Wahl deshalb als besonders wirkungsvoll betrachtet werden müsse.

Die Veröffentlichung erregte einiges Aufsehen, schlug aber nicht wie eine «Bombe» ein, wie Thomsen Ribbentrop berichtete. Potockis Angaben wurden von Roosevelt und Aussenminister Hull dementiert, und damit hatte die Sache ihr Bewenden. Der Wahlkampf war zu weit vorgeschritten, als dass irgendwelche Enthüllungen noch etwas hätten ausmachen können. Das war das Ende von Thomsens Kampagne.

Und dann war alles vorüber – die Reden, der Wahlkampf, die Wahlen. Auf dem nächsten Kongress des CIO gab Lewis in einer trotzig-gekränkten Ansprache vor 600 Delegierten seinen Rücktritt bekannt, wie er vorher angekündigt hatte. Neun Monate später erlag William Rhodes Davis als gebrochener, enttäuschter Mann einem Herzanfall. Er hatte Millionen mit seinen Geschäften verdient, aber bei seinem grössten Geschäft hatte er verloren.

Bei der Suche nach Unterstützung in Amerika endete die erste Runde für die Nationalsozialisten mit einer Niederlage. Im Rückblick erscheint das Vorhaben von Davis, in das sich Lewis verwickeln liess, töricht, nebensächlich und nutzlos. Aber die Kampagne der Botschaft warf einige Dividende ab. Sie stellte in gewissem Sinn einen Sieg für Dr. Thomsen dar. Hatte er Roosevelt auch nicht stürzen können, so hatte er ihn doch einen unglaublichen Monat lang in die Schranken gefordert. Er hatte den Präsidenten in eine Ecke getrieben, wo dieser gezwungen war, einen unschönen Kampf zu kämpfen, den er, der Präsident, selber verabscheute. «Vielleicht», schrieb Sherwood, «hätte er (Roosevelt) seine Sache besser und ehrlicher darstellen können. Ich glaube, es war ein Fehler, dass er dem hysterischen Verlangen nach einer allgemeinen Beruhigung der Gemüter in solchem Masse nachgab ... Auf seinem Ruf blieb ein Fleck zurück, den nur die Leistungen der nächsten fünf Jahre auslöschen konnten.»

## Spione im Botschafterviertel

### *Die verlegten Pell-Papiere*

Während des Zweiten Weltkriegs galten die Botschaften und Gesandtschaften der kriegführenden Länder als die sichersten aller diplomatischen Aussenstellen. Es gab jedoch kaum eine britische oder amerikanische Auslandsmission, selbst an so exotischen oder entlegenen Plätzen wie Afghanistan oder Lourenço Marques, die nicht von wenigstens einem deutschen Agenten genau beobachtet wurde.\*

Die Abwehr verfügte über eine direkte Verbindung zum Postzimmer der britischen Botschaft in Lissabon durch einen Kurier, der von den Deutschen bezahlt wurde. Der Kurier machte auf seinem Weg bei einem Mann Station, den er unter dem Namen «Duarte» kannte. Duarte war in Wirklichkeit Herbert Dobler vom Abwehrbüro in Portugal. In Doblere Haus wurde der Postsack geöffnet und der Inhalt der Briefe auf Mikrofilme aufgenommen.

Im amerikanischen Konsulat in Antwerpen, unter Konsul William H. Beach, arbeitete der wahrscheinlich produktivste Agent, den die Deutschen in eine ausländische Mission einschleusen konnten. Es war eine Sekretärin, eine Belgierin, die man eingestellt hatte, weil das Aussenministerium nicht genügend amerikanisches Personal schicken konnte.

Sie wurde in der V-Mann-Liste «Jenny» genannt, hiess Jennie LeMaire und war eine attraktive, fleissige und gewissenhafte junge Frau, die ihren beiden Herren mit gleichem Eifer diente. Da man sie im Konsulat nie des Verrats verdächtigte, übertrug man ihr allmählich grössere Verantwortung, wodurch sie Zugang zu Geheimakten erhielt, mit denen nur wenige Nicht-Amerikaner umgehen durften. Praktisch alles, was durch ihre Hände ging, und manches, was sie nebenbei an sich bringen konnte, wurde durch die Geheimverbindung weitergeleitet, bis die Deutschen im Frühjahr 1940 Belgien überfielen, Antwerpen besetzten und die amerikanischen Vertretungen

\* Diese Beschattung geschah zusätzlich zu dem ständigen Abhören durch Görings Forschungsamt, das systematisch die Telephone von Angehörigen des diplomatischen Korps anzapfte, die Botschaften und die Wohnungen bestimmter Diplomaten mit Abhörvorrichtungen versah und unterwegs die Diplomatenpost öffnete. Man verschaffte sich auch Zugang zu Diplomaten-Postsäcken, indem man eine Anzahl von Kurieren bestach oder die per Post oder Bahn beförderten Säcke öffnete. Ausserdem wurden die telegrafischen Verbindungen der Alliierten abgehört, aufgezeichnet und dechiffriert, hauptsächlich vom B-Dienst, dem Code- und Chiffrierbüro des Oberkommandos der Kriegsmarine, das alle amerikanischen Diplomaten- und mehrere Marinecodes und -schlüssel knackte und die meisten amerikanischen verschlüsselten Funksprüche während des Zweiten Weltkriegs las.

schliessen mussten. Eingesetzt von Major Ritter von ASTX, erwies sich Jennie für die Abwehr als höchst nützlich, indem sie im Konsulat Blankopässe stahl, die für V-Leute gebraucht wurden. Sie war in dieser Beziehung so aktiv, dass Ritter einmal bei anderen Dienststellen der Abwehr, die in Übersee operierten, mit seinem Überschuss an Pässen gewissermassen hausieren ging.

In Ankara operierte ein eigensinniger Mann, der, verschiedentlich «Spion des Jahrhunderts» und «grösster Spion des Zweiten Weltkriegs» genannt, durch Bücher und Filme unsterblich wurde. Es handelt sich um «Cicero», einen egozentrischen Abenteurer namens Elyesa Bazna, berühmt-berüchtigter Sohn des zerklüfteten Albanien seit Skanderbeg, dem Skiptarenhelden aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Bazna war Kammerdiener des britischen Botschafters in der Türkei, Sir Knatchbull-Hugessen, eines altgedienten Diplomaten.

Als Knatchbull-Hugessen, damals in den Vierzigern und noch nicht geadelt, zwischen 1930 und 1934 britischer Vertreter in den baltischen Staaten bei der Gesandtschaft in Riga war, hatte er ebenfalls einen Kammerdiener, einen Einheimischen mit zwar guten Zeugnissen, aber zweifelhaften Lebensgewohnheiten. Dieser Mann, der in den geheimen deutschen Dokumenten nur als «Tony» auftauchte, war auch der höchstbezahlte männliche Prostituierte Rigas, deren wohlhabende Homosexuelle seine Dienste zu schätzen wussten. Seine Affären, von denen der englische Vertreter nichts wusste, blieben dem Repräsentanten der Abwehr in Riga nicht verborgen, und Tony wurde dazu gebracht, für die Deutschen zu arbeiten. Damals wie auch später pflegte Knatchbull-Hugessen eine Kurierposttasche mit nach Hause zu nehmen, um ihren Inhalt spätabends in der ungestörten Atmosphäre seines Schlafzimmers zu studieren. Tony gelang es, sich einen Zweitschlüssel zu beschaffen und die Tasche zu öffnen, wenn der Gesandte nicht da war, um die Dokumente zu fotografieren und die Negative dem Abwehrkontaktmann zu übergeben.

Ab und zu war Tony so leichtsinnig, Freunde in sein Zimmer in der Gesandtschaft einzuladen, und bei solcher Gelegenheit erweckte er die Aufmerksamkeit des SIS-Chefs, Captain Arthur Leslie Nicholson, eines Karrierebeamten des Geheimdienstes. Nicholson argwöhnte bald, dass Tony für die Deutschen arbeitete, warnte den Gesandten und berichtete über den Fall nach London. Doch noch herrschten die sorglosen, unbeschwerten Zeiten des Friedens, und Captain Nicholsons Warnungen wurden in Riga wie in London zu den Akten gelegt. Tony blieb Kammerdiener des jeweiligen britischen Vertreters und einer der besten Spione der Abwehr in Riga, bis die Sowjets 1940 Lettland besetzten und die Gesandtschaft ihre Tore schloss.

Knatchbull-Hugessen war inzwischen nach Teheran versetzt worden. Dort hatte er niemanden, der die Geheimnisse der Kuriertasche mit ihm teilte, im Gegensatz zu

später, als Cicero im Jahre 1943 auf der Bildfläche erschien und Knatchbull-Hugesen britischer Botschafter in der Türkei war. Die Geschichte, wie Bazna die streng geheimen Dokumente aus der Kuriertasche seines Chefs stahl und sie an Ludwig C. Moyzisch verkaufte, einen im Stillen operierenden Österreicher, der Schellenbergs Abwehrstellenleiter in Ankara war (nur um später festzustellen, dass die Deutschen ihn mit gefälschten Geldscheinen der Bank von England bezahlt hatten) – diese Geschichte ist, wie gesagt zu bekannt, um sie noch einmal zu erzählen.

Ein anderer diplomatischer Spion im Gewand eines Kammerdieners war Livio, den der italienische Geheimdienst in den Haushalt von D'Arcy Godolphin Osborne, von 1936 bis 1947 Vertreter Grossbritanniens beim Heiligen Stuhl, eingeschmuggelt hatte. Osbornes Mission auf vatikanischem Boden kam eine besondere Bedeutung während des Zweiten Weltkriegs zu, als die britische Botschaft in Italien geschlossen war. Als religiöser, asketischer Junggeselle von vertrauensvoller Natur sah Osborne keinen Grund, Livio zu misstrauen, bis der SIS von dem Nebenberuf des Mannes erfuhr, durch einen seiner eigenen Agenten, der seinerseits in den italienischen Geheimdienst eingeschleust worden war. Im Gegensatz zu Tony wurde Livio vor die Tür gesetzt.

Zu den bemerkenswertesten Aspekten des Spionagespiels gehört der Umstand, dass seine Haupterfolge nicht aus der Fleissarbeit von Professionellen resultieren, sondern aus der gewissenlosen Aktivität von Amateuren wie Cicero, Tony und Livio.

Ein solcher Amateur war auch eine junge Frau, die ich Ilonka Szabo nennen will, ein hübsches ungarisches Zimmermädchen im Hotel Ritz in Budapest. Ihr grosser Augenblick kam im Februar 1941, als ein neuer amerikanischer Gesandter in Budapest eintraf. Es war Herbert Pell, ein siebenundfünfzigjähriger New Yorker, Abkömmling einflussreicher Familien, deren Sippschaft von Rhode Island bis in den Süden reichte.

Pell gehörte zu der kleinen Bruderschaft wohlhabender Aussenseiter, auf die man im State Departement böse war, weil sie so mühelos in Spitzenpositionen gelangten, die die regulären Angehörigen des auswärtigen Dienstes nur langsam und mühevoll erreichten. Präsident Roosevelt begünstigte solche einflussreichen Persönlichkeiten auf kritischen Posten, in der Hoffnung, von ihnen die ungeschminkten Berichte zu erhalten, die er von den umsichtigen und zumeist konservativen Karrierediplomaten nie erwarten konnte.

Im Jahre 1937, nachdem Pell im Jahre zuvor als Vizepräsident des Wahlkampfkomitees der Demokraten zu Roosevelts Wiederwahl fungiert hatte, ernannte ihn der Präsident zum Gesandten in Portugal, nicht als Belohnung für erwiesene Dienste, sondern weil Lissabon einer der besten «Horchposten» Europas war, und Roosevelt

erwartete, der gewitzte New Yorker werde wichtige Informationen über die Hilfe sammeln, die Deutschland und Italien General Franco im Spanischen Bürgerkrieg zuteil werden liessen. «Bertie» Pell trat also seinen Posten als «präsidentieller Gesandter» an, zusammen mit anderen Stars der persönlichen Diplomatie Roosevelts wie William C. Bullitt in Paris, Anthony Drexel Biddle in Warschau und Joseph E. Davies in Brüssel.

Herbert C. Pell besass alles – gutes Aussehen, einen Stammbaum, Status und Geld, eine Familie, die er liebte, und Freunde, die er schätzte. Dabei war Pell jedoch kein emeritierter Playboy. Er sorgte sich um die Menschen, um die schlechte Verfassung grosser Institutionen und den raschen Verfall geheiligter Prinzipien, um den Krieg in China und die Armut in Indien. Und besondere Sorge bereiteten ihm die Nazis und die Faschisten, die ungehindert ein Land nach dem anderen eroberten.

Pell war dankbar für seine Ernennung und kam seiner Aufgabe in vorbildlicher Weise nach. Er schickte seinem Freund Roosevelt zahllose lange Berichte, in denen er den immer schnelleren Vormarsch der Nationalsozialisten schilderte. An Aussenminister Hull konnte er sich in den üblichen dienstlichen Noten mit seinen Besorgnissen nicht wenden, aber in seinen Briefen an den Präsidenten konnte er alle seine schlimmen Befürchtungen zum Ausdruck bringen. Roosevelt verstand und schätzte ihn. «Sie jetzt in Lissabon zu haben, ist für mich wertvoller, als Sie vielleicht annehmen», schrieb er in einem seiner «Dear Bertie»-Briefe am 30. Oktober 1940. «Ich weiss natürlich, dass Sie sich verpflichtet fühlen, auf Ihrem Posten zu bleiben, der meines Erachtens der beste Ausguck ist, den wir unter diesen schwierigen Umständen noch in Europa haben.»

Im Jahre 1941 versetzte Roosevelt seinen Freund nach Ungarn. In dieser schönen, weltoffenen und heiter korrupten Stadt würde Pell Hitlers Intrigen auf dem Balkan aus nächster Nähe beobachten können. Pell wusste, dass er nicht lange in Ungarn sein würde, und so mietete er kein Haus als Privatwohnung, sondern nahm eine Suite im Dunapalota, dem berühmten Budapester Ritz Hotel am Donauufer. Die Bedienung versah das Hotelpersonal, nur Ilonka Szabo wurde eigens als Mädchen für Mrs. Pell eingestellt. Sie sollte auch die Suite in Ordnung halten und servieren helfen, wenn das Diplomatenpaar Gäste hatte.

Obwohl die Pells erst im Februar 1941 in Budapest eintrafen, hatten sie dort bereits mehr Freunde als mancher Diplomat, der schon seit Jahren in der Stadt lebte. «Unser Zimmer im Ritz», schrieb der Gesandte in seinen Aufzeichnungen über seinen kurzen Aufenthalt in Ungarn, «waren immer voller Blumen, welche uns Ungarn schickten, die die Deutschen hassten. Wir hatten ständig Besuche aus allen Schichten, von Erzherzogen bis zu kleinen Geschäftsleuten. Mitglieder des Parlaments und Minister suchten uns häufig zum Mittag- oder Abendessen auf.»

Ilonka war das perfekte Zimmermädchen – hübsch, flink, lebhaft und angemessen bescheiden, ohne unterwürfig zu sein. Sie war bald gern gesehen, nicht nur bei den Pells, sondern auch bei den Mitgliedern der Gesandtschaft, die den Gesandten dienstlich in dessen Arbeitszimmer im Ritz aufsuchten. Aber sie war keineswegs eine naive Seele. Bald schon fand sie heraus, dass Pell in seinem Arbeitszimmer Akten aufbewahrte, und sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick hineinzuzwerfen, wann immer sie beim Aufräumen allein im Zimmer war. Zu den Akten gehörte Pells gesamte Korrespondenz mit Präsident Roosevelt – Durchschläge seiner eigenen zahlreichen Briefe und die Originalbriefe des Präsidenten. Ilonka war keine Expertin in Spionageangelegenheiten, aber sie erkannte sofort, dass sie hier auf eine Goldmine gestossen war. Sie brauchte jetzt nur noch jemanden, der sich für all diese Papiere interessierte.

Während Ilonka noch über dieses Problem nachsann, kam ihr völlig unerwartet der Gesandte selbst unwissentlich zu Hilfe. Anfang Oktober begann Pell, der ahnte, dass es in den amerikanisch-ungarischen Beziehungen sehr bald zu einem Bruch kommen würde, seine Akten durchzusehen und Durchschläge seiner voluminösen Korrespondenz zu vernichten, die er nicht aufbewahren wollte. Gewöhnlich verbrennen Diplomaten ihre Akten am Vorabend eines Krieges oder Abbruchs der diplomatischen Beziehungen, aber Pell besass nicht die Möglichkeit zu diesem ehrwürdigen Ritual, er verfügte in seiner Suite nicht einmal über einen Kamin. Anstatt die Papiere zu verbrennen, zerriss er sie einfach und warf die Schnitzel in den Papierkorb. Am nächsten Morgen fiel Ilonka beim Säubern der Korb voller zerrissener Papiere natürlich auf. Anstatt ihn mit dem übrigen Abfall auszuleeren, trug sie ihn auf ihr Zimmer und versteckte dort seinen Inhalt. Und in dieser Situation fand sie einen Interessenten.

Im Zusammenhang mit dem flotten gesellschaftlichen Leben des beliebten Botschafters hatte es eine kleine diplomatische Krise gegeben, die der Aufmerksamkeit von Wilhelm Höttl, einem jungen Österreicher und Doktor der Philosophie, nicht entgangen war. Als Mitglied von Walter Schellenbergs innerem Kreis abenteuerlustiger Intellektueller, die in der Spionagetätigkeit einen Abkürzungsweg zu einer steilen Karriere sahen, fungierte er in Budapest als Schellenbergs persönlicher Vertreter. Pells Beliebtheit ärgerte ihn, und er sandte einen Bericht nach Berlin über das gesellige Diplomatenhepaar. Schellenberg veranlasste daraufhin Heydrich, das Aussenministerium zu bitten, etwas zu unternehmen, um die Begeisterung der Ungarn für diese Amerikaner zu dämpfen. Ribbentrop, der selber in solchen Dingen sehr empfindlich war, wies Dietrich von Jagow, den deutschen Gesandten in Budapest, an, die Angelegenheit dem ungarischen Aussenministerium zur Kenntnis zu bringen. Für einen diplomatischen Protest war die Beschwerde recht ungewöhnlich, doch Jagow, selbst ein fanatischer Nationalsozialist, der seinen Posten über die SS bekommen hat-

te, schickte sofort einen jüngeren Angehörigen seines Mitarbeiterstabs mit diesem taktlosen Verlangen ins Aussenministerium. Der zuständige Beamte dort zuckte höflich die Achseln. Man bedaure es, sagte er, wenn mehr Ungarn die amerikanische Gesandtschaft aufsuchten als die deutsche. Aber Ungarn unterhalte offizielle Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, und der amerikanische Gesandte sei rechtmässig akkreditiert. Er könne kaum mehr tun, als seine eigenen Kollegen im Ministerium zu ermahnen, von der grosszügigen Gastfreundschaft der Pells keinen Gebrauch zu machen.

Unzufrieden mit dem Ergebnis des Protestes übergab Heydrich den Fall wieder Höttl und wies ihn an, Pell im Auge zu behalten. Von da ab wurde der Gesandte ständig von SD-Agenten beschattet. Höttl bestach auch die Zimmerkellner auf Pells Etage im Ritz und beauftragte sie, ihre Gäste zu beobachten und ihre Tischgespräche zu belauschen. Als er auch Ilonka für diesen Ring um die Pells gewinnen wollte, wurde er mit einem unverhofften Bonus belohnt. Das Zimmermädchen zeigte ihm die Papierschnitzel, die sie aus dem Papierkorb des Gesandten entwendet hatte, und erklärte, sie könne ihm, falls es sich für sie auszahle, noch mehr davon besorgen. Höttl erkannte sofort die grosse Bedeutung dieser Entdeckung. Man schloss einen Handel ab, und Mrs. Pells Zimmermädchen spionierte für die Deutschen. Jetzt wartete sie nicht mehr auf weitere Schnitzel im Papierkorb, sondern jedesmal, wenn die Pells nicht in ihrer Suite waren, half ein SD-Techniker Ilonka beim öffnen der Aktenschränke des Gesandten. Hefter um Hefter wurden auf ihr Zimmer gebracht und dort Blatt für Blatt photographiert. Das ging so einige Wochen, auch noch, nachdem Deutschland den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt und Ungarn gezwungen hatte, das gleiche zu tun.

Einer der Ordner enthielt die Korrespondenz mit Roosevelt. Sie reichte zurück bis zu einem Brief vom n. September 1937, in dem sich Pell für seine Ernennung bedankte, Portugals eigenartige Diktatur unter Dr. Antonio Salazar beschrieb und den kühnen Vorschlag machte, der Präsident solle Frank Knox, den republikanischen Verleger der *Chicago Daily News*, in sein Kabinett aufnehmen (eine Empfehlung, der Roosevelt drei Jahre später Folge leistete). Der Ordner enthielt fünfzehn zumeist lange Briefe, darunter auch einen Bericht vom 8. Januar 1940 aus Spanien. Pell war nach Spanien gereist, um, wie er es ausdrückte, den etwas franco-freundlich eingestellten amerikanischen Botschafter unter die Lupe zu nehmen, dessen «Eindrücke» er offenbar zu korrigieren bemüht war. Der Bericht, nur für den Präsidenten bestimmt, beschäftigte sich ausführlich mit Francos prekären Beziehungen zu den Nationalsozialisten. Obwohl damals weithin angenommen wurde, Franco werde früher oder später der Achse beitreten, sagte Pell voraus, Franco werde sich, was auch immer geschehe, aus dem Krieg heraushalten.

Zu den besonders interessanten Dokumenten gehörten auch ein fünf Seiten umfas-

sender Brief an einen anonymen Freund in den USA, der in der ungeschminktesten Weise zu der kontroversen Rolle Stellung nahm, die Colonel Charles A. Lindbergh damals in der amerikanischen Politik spielte, ferner vertrauliche Anweisungen des Präsidenten an Pell, alles in seiner Macht stehende zu tun, damit die Ungarn sich nicht zu tief in den Krieg gegen die Sowjetunion verwickeln liessen, scharfsinnige politische und ökonomische Berichte über Menschen und Ereignisse nicht nur in Portugal und Ungarn, sondern auch in Deutschland, Italien, Spanien und Frankreich und Dutzende von geheimen Berichten politischer, ökonomischer oder militärischer Natur.

Kurz bevor auch die Ungarn in den Zweiten Weltkrieg verwickelt wurden, entdeckten die Ungarn, dass der SD Zugang zu Pells Akten hatte. Da sie die Deutschen noch mehr verabscheuten, als sie die Amerikaner mochten, betrachteten sie ihre erzwungene Kriegserklärung als einen törichten Akt im Allgemeinen und eine persönliche Brückierung des amerikanischen Gesandten im Besonderen. Sie wagten es nicht, ihn direkt vor dem SD zu warnen, der seine Papiere entwendete, sondern kamen auf eine geniale Idee, um dem Treiben ein Ende zu machen. Sie nahmen davon Abstand, Angehörige der amerikanischen Gesandtschaft zu internieren, und so hatten die Budapester Gelegenheit, feindliche Diplomaten ungehindert auf den Strassen herumlaufen und in Läden, Restaurants und Nachtclubs ein- und ausgehen zu sehen, mit Ausnahme des Gesandten und seiner Gattin. Das Aussenministerium stellte die Pells in ihrer Suite im Ritz unter Hausarrest und verbot ihnen, Besucher zu empfangen. Auf diese Weise stellten die Ungarn Jagow zufrieden (der mehrfach die Beschwerde vorgebracht hatte, bei dem Besucherstrom zu den Pells könne man meinen, Ungarn befinde sich auf der Seite der Vereinigten Staaten im Krieg mit Deutschland und nicht umgekehrt) und machten auch den Diebstählen ein Ende. Indem sie die Pells in ihre Suite verbannten, verhinderten sie Ilonkas lukratives Nebengeschäft.

Das letzte Dokument, das Ilonka an sich bringen konnte, wurde im Januar 1942 aus dem Arbeitszimmer des Gesandten entwendet. In Langschrift kurz vor seiner Abreise aus Budapest geschrieben, stellte es ein achtzehenseitiges Memorandum dar, in dem Pell seine Erfahrungen und Eindrücke während seines Aufenthalts in Ungarn zusammenfasste. Er arbeitete einmal bis spät in die Nacht daran und liess den Entwurf auf dem Schreibtisch liegen. Ilonka fand es dort, als sie zum Aufräumen das Arbeitszimmer betrat, nachdem sich der Gesandte zurückgezogen hatte. Sie rief sofort ihren SD-Mann, der das Dokument Seite für Seite fotografierte.

Diese Auswertung der privaten und dienstlichen Papiere eines amerikanischen Diplomaten dauerte nur wenige Monate, ergab aber Hunderte von Photokopien. Es war ein Coup, für den es keinen Präzedenzfall gab. Noch nie zuvor hatte man fast die gesamte vertrauliche Korrespondenz eines hohen Diplomaten erbeutet, der zudem noch mit dem Regierungschef seines Landes befreundet war. Der gesamte Inhalt von



Pells Aktschränken war kopiert worden. Ein grosser Teil des Materials war älteren Datums, aber nur wenig war veraltet und uninteressant. Das Material lieferte, wie Schellenberg an Heydrich schrieb, eine Fülle von Informationen über politische und ökonomische Angelegenheiten und gab Pells Meinung über Verhältnisse in Europa genauso wieder, wie er sie Präsident Roosevelt und Aussenminister Hull persönlich und dem Aussenministerium dienstlich mitgeteilt hatte.

Erstaunlicherweise wurde diese Goldmine an Informationen von den Deutschen nie richtig ausgebeutet. Zum Glück für die Vereinigten Staaten und die alliierte Sache gerieten die Pell-Papiere in eine mörderische Fehde, die zwischen Schellenberg und Ribbentrops Aussenministerium tobte.

Schellenberg beschloss, den Ruhm für die Operation allein einzuheimsen. Er wollte die Vorlage des Feilschen Materials wie eine Theateraufführung mit einzelnen dramatischen Höhepunkten inszenieren. Er plante sein Vorgehen sehr genau, um den Coup richtig auszuschlachten und möglichst viel Anerkennung für den Sicherheitsdienst, vor allem aber einen Nutzen für die eigene Karriere herauszuschlagen.

Es dauerte einige Zeit, bis das Material vorbereitet – die Briefe mussten übersetzt, genau gesichtet und analysiert werden – und Schellenberg sich darüber klar geworden war, was er damit machen sollte. Dann wählte er, anstatt das gesamte Dossier weiterzuleiten, einzelne Leckerbissen aus den Briefen und Dokumenten aus, um seinen Triumph länger auskosten zu können. Es war Februar 1942, als das erste Stück vorgelegt wurde. Es war ein Brief, den Präsident Roosevelt im Sommer 1941 an Pell geschrieben hatte und in dem er den Empfang eines Berichts bestätigte, den Pell am 23. Juni an Roosevelt abgesandt hatte, an dem Tag nach dem Einmarsch der Deutschen in die UdSSR, unter scharfsinniger Darlegung der weiteren Implikationen des Ereignisses. In dem Brief drückte Roosevelt erneut sein Vertrauen in Pell und seine Befriedigung darüber aus, dass sein Freund «in einer so feindseligen Umgebung die demokratische Botschaft» so gut verbreitete. Schellenbergs Leckerbissen traf im Auswärtigen Amt ein nebst einem von Heydrich unterzeichneten Begleitschreiben, das die Bedeutung des Dokuments unterstreichen sollte. Obwohl an Ribbentrop persönlich adressiert, wurde die Akte Schellenbergs dem SS-Standartenführer Picot beim Aussenministerium übergeben. Dieser war nicht übermässig beeindruckt von dem Dokument und zögerte, es an Ribbentrop weiterzuleiten, der äusserst unangenehm werden konnte, wenn man ihn mit Bagatellen belästigte. Picot hatte sich schon einmal die Finger verbrannt.

Einige Wochen zuvor hatte Schellenberg dem Aussenministerium etwas zugeleitet, was er als Zusammenstellung vertraulicher Informationen aus aussergewöhnlichen Quellen in den Vereinigten Staaten über das amerikanische Kriegspotential unter besonderer Berücksichtigung der Flugzeugproduktion bezeichnete. Der Bericht,

sauber mit Maschine geschrieben und hübsch in Saffianleder gebunden, mit dem Siegel des Sicherheitsdienstes auf dem Deckel, wurde mit grossen Erwartungen begrüsst, weil, wie Picot an Schellenberg schrieb, das Auswärtige Amt sich inzwischen die erforderlichen Informationen nicht mehr direkt aus den USA beschaffen konnte. Mit Tabellen und Statistiken versehen und mit dem Jargon des Geheimdienstes durchsetzt, wirkte er auf den ersten Blick recht seriös. Bei näherer Betrachtung stellte er sich jedoch als wertloser Kram heraus, wie Dr. Davidsen, Leiter der US-Abteilung des Ministeriums, feststellte.\* Er erklärte Picot ganz unverblümt, er halte es nicht für ratsam, dem Aussenministerium diesen Bericht vorzulegen.

Und jetzt die Pell-Papiere! Da Pell ein in Ungarn stationierter Amerikaner war und seine Texte sich mit portugiesischen und ungarischen wie auch amerikanischen Angelegenheiten befassten, berief Picot eine Konferenz der betreffenden Experten des Ministeriums ein, um sich von ihnen über die beste Verteilung des Materials beraten zu lassen. Ihr Urteil war entmutigend. Da die Briefe, so sagten die Experten, kaum mehr als eine kategorische Ablehnung der nationalsozialistischen und faschistischen Weltanschauung enthielten, sei es nicht ratsam, sie dem Aussenministerium zur Kenntnis zu bringen.

In Wirklichkeit enthielten die Papiere eine Fülle von wichtigen Fakten, aus denen ein Spezialist unschätzbare Informationen hätte schöpfen können. Ein solches Verfahren wurde a priori ausgeschaltet. Die Beamten wagten es nicht, den empfindlichen Aussenminister mit solchen Ergüssen sehr deutlich artikulierter antinazistischer Gesinnung zu verärgern. Lieber liessen sie wertvolle Informationen links liegen, etwa so, wie sie es später mit dem von «Cicero» aus der britischen Botschaft in der Türkei beschafften Material taten.

Letztlich waren bei der Sache nicht die Deutschen die Gewinner, sondern Pell. Hätte er die ganze Affäre geplant gehabt und seine Briefe den Deutschen absichtlich in die Hände gespielt – er hätte keine verheerendere Wirkung erzielen können. Durch seine geplünderte Korrespondenz hielt der amerikanische Gesandte den Nationalsozialisten einen Spiegel vor, der sie in höchst unvoreilhaftem Licht zeigte. Dank der Mithilfe Schellenbergs konnte er sie wissen lassen, was er ihnen nie ins Gesicht hätte sagen können.

Doch Mr. Pell half Schellenberg unfreiwillig einen grossen Karriereschritt weiter. Die Papiere waren Schellenberg recht früh in dieser prekären Phase seiner Laufbahn

\* In seiner für Schellenberg bestimmten Bewertung des Berichts drückte sich Dr. Davidsen diplomatischer aus. Er habe, schrieb er, in diesen Papieren kaum eine Information entdeckt, die dem Auswärtigen Amt nicht schon aus eigenen Quellen zugegangen seien. Er glaube sogar die Quellen erkannt zu haben, aus denen der Agent angeblich seine Daten geschöpft habe. Sie seien – leider – nicht zuverlässiger als die Quellen des Auswärtigen Amtes.

zugefallen, als er seine Stellung nur kommissarisch bekleidete und Heydrich noch nach einer reiferen, erfahreneren Persönlichkeit als Leiter von Amt VI im Sicherheitsdienst suchte. Nun durfte er das Gefühl haben, dass Heydrich sich nicht länger mehr umsehen würde. Am 22. Juni 1941 war Schellenberg als kommissarischer Leiter des Amtes eingesetzt worden. Im Dezember, nach Eintreffen des ersten Stosses der Pell-Papiere in Berlin, wurde seine Ernennung in eine endgültige Bestallung umgewandelt.

### *«Holt den Teufel aus der Hölle»*

Der Besiegte gibt nicht gern zu, dass er in einem Krieg Verbrechen begangen hat, und dies nicht nur, weil ein Verstoß gegen internationale Vereinbarungen vorliegen mag oder aus Angst, ein solches Eingeständnis könnte eine Bestrafung nach sich ziehen. Ob es in den Vereinigten Staaten und Grossbritannien zu Sabotageakten unter Leitung der Abwehr kam, ist eine strittige Frage, hauptsächlich deshalb, weil die Deutschen später jedes derartige Unternehmen abstritten. Als Chef von Abwehr II war Oberst Lahousen zwischen 1939 und 1943 für das zuständig, was in seinen Dienstanweisungen als Sabotage, Aufstände, Aufwiegelung und destruktive Propaganda bezeichnet wurde. Es war nur natürlich, dass er am heftigsten jede Beteiligung der Abwehr an solchen Dingen abstritt.

Während seiner ersten Vernehmung als Kriegsgefangener im Jahre 1945 gab er nur zu, dass Abwehr II «Agenten in Nord- und Südamerika» gehabt habe, die jedoch unwichtig und unwirksam gewesen seien. Er behauptete, er selbst habe nie etwas mit ihnen zu tun gehabt und kenne nicht einmal ihre Namen, mit Ausnahme eines einzelnen Saboteurs in den Vereinigten Staaten, den er im Sommer 1940 angewiesen habe, alles stehen und liegen zu lassen und nach Deutschland zurückzukehren. Danach war, wie Lahousen behauptete, keine Sabotage mehr betrieben worden, abgesehen von einem Einzelunternehmen im Juni 1942, das sich, wie er sagte, als grösster Missgriff von Abwehr II herausstellte. Acht Agenten wurden an Bord von zwei U-Booten in die Vereinigten Staaten geschickt mit dem Auftrag, die amerikanische Flugzeugindustrie zu lähmen, und zwar sollten sie eine Kryolith-Fabrik (die wesentliche Stoffe für die Aluminiumproduktion herstellte) in Philadelphia sowie die Fabriken der Aluminium Company of America in Massena, New York, East St. Louis, Illinois, und Alcoa, Tennessee, in die Luft sprengen. Lahousen gab an, die Aktion sei auf ausdrücklichen Befehl Hitlers unternommen, aber von der Abwehr bewusst so arrangiert worden, dass sie von Anfang an zum Scheitern verurteilt war.

Dies war die «Operation Pastorius», so benannt nach Daniel Pastorius, einem ehrbaren Einwanderer, der zu den ersten Deutschen gehörte, die ihr Glück jenseits des Atlantiks versuchten. Die Operation machte in den USA Schlagzeilen, als vier der

Saboteure von einem jungen Angehörigen der Küstenwache beobachtet wurden, wie sie an einer entlegenen Stelle der Küste bei Amagansett auf Long Island aus einem U-Boot an Land gingen. Einer der Eindringlinge bekam kalte Füße. Ein habgieriger und skrupelloser Mann namens Georg Dasch verriet das Unternehmen an das FBI in der Hoffnung, die 160'000 Dollar Schmiergelder behalten zu können, die Lahousen ihm zur Finanzierung des Abenteuers mitgegeben hatte. Ihr Militärgerichtsverfahren wurde geheimgehalten.

Aufgrund seiner Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg stand Canaris der Sabotagetätigkeit sehr skeptisch gegenüber. Er verfügte zwar jetzt über die «Brandenburger», eine militärische Elitetruppe von Saboteuren, die bereit waren, notfalls den Teufel aus der Hölle zu holen, aber das Fiasko des Unternehmens Pastorius bestärkte ihn in seiner ablehnenden Haltung gegenüber Terror- und Gewaltakten. Wenn sich Canaris auch nicht aus der praktischen Planung solcher Operationen heraushalten konnte, besonders dann nicht, wenn sie von Hitler angeordnet wurden, so gab er doch offen zu erkennen, dass er von dieser Form der Kriegsführung nichts hielt. Ab und zu gelang es ihm, Sabotageunternehmen vorzeitig zum Scheitern zu bringen. Im Oktober 1940 verpfuschte Canaris absichtlich ein Projekt, das auf Hitlers Befehl zurückging, die französische Flotte durch Sabotageakte an den Schiffen im Hafen am Auslaufen aus der Basis Toulon zu hindern. Er umging die Anweisung Hitlers zur Ermordung der Generäle Maxim Weygand und Henri Honore Giraud. Er rettete dem britischen Gesandten in Bern das Leben, gegen den sein Freund Heydrich vom Sicherheitsdienst einen verrückten und sinnlosen Anschlag geplant hatte. In einem anderen Fall machte er eine Gestapo-Aktion rückgängig, die die Ermordung von fünf französischen Generälen in deutscher Kriegsgefangenschaft zum Ziel hatte.

Schon ein Jahr vor Kriegsausbruch in Europa begann Oberst Lahousen Sabotageakte in den Vereinigten Staaten zu planen. Der Sabotageplan sollte in drei Phasen ins Werk gesetzt werden. Als erstes sollte Hauptmann Dr. Richard Astor, Referent in der Abwehr II, eine Liste der wichtigen, zu sabotierenden Einrichtungen aufstellen. Als zweites sollten amerikanische Staatsbürger deutscher Abstammung von einem Agenten angeworben, nach Deutschland gebracht und in Sabotage und subversiver Tätigkeit ausgebildet werden. Sie sollten in den USA an strategischen Punkten wie Kraftwerken, Wasserwerken, Staubecken, Fabriken und Telefonzentralen eingesetzt werden. Voll ausgebildete Saboteure sollten nach Amerika geschickt werden, um dort Sabotagegruppen aufzubauen und deren Operationen zu leiten.

Die Ausführung des Plans wurde einem Quintett von Amerika-Spezialisten übertragen – Oberstleutnant Stoltze, Major Ulrich von der Osten, Oberleutnant von Meer-

heimb und zwei zivilen Experten. Lahousen bat seinen Kollegen Oberst Piekenbrock von Abwehr I, ihm über seine Agenten in den USA Listen, Beschreibungen und Karten von allen grossen Städten und strategischen Plätzen entlang der Eisenbahnstrecken des Landes zu besorgen, wie etwa von der Hell Gate Bridge über den East River in New York und der Horseshoe Curve der Pennsylvania Railroad bei Altoona. Die Zerstörung dieses Streckenabschnitts sollte die gesamte Anthrazitkohlenindustrie von Pennsylvania lahmlegen.

Die Agenten reagierten prompt und eifrig. Einer schickte die Pläne der Wasserversorgung von New York nach Berlin, ein anderer die von Los Angeles, inklusive Karten von Reservoirn und Blaupausen ihrer Filtrieranlagen. Wieder ein anderer lieferte eine Liste, auf der angeblich alle kriegswichtigen Fabriken in den Oststaaten aufgeführt waren, und er fügte noch eine Karte bei, auf der zweiundfünfzig Golfplätze auf Long Island eingezeichnet waren, die, wie er meinte, ideale Landeplätze für deutsche Flugzeuge abgeben würden.

Der erste Agent, der in die Vereinigten Staaten geschickt wurde, um die Ausführung des «Lahousen-Astor-Plans» zu überwachen, war Walter von Hausberger, ein unbekannter Mann, über den man selbst heute kaum mehr weiss, als dass er Lahousens persönlicher Protege war. Für seinen Auftrag in den Sabotageschulen der Abwehr am Quenzsee und in Tegel ausgebildet, wurde er Anfang 1939 von Major von der Osten über Lissabon auf die Reise geschickt. Hausberger hatte die Adressen von Deutsch-Amerikanern bei sich, die sich bereiterklärten, Sabotageakte auszuführen, für die Hausberger sie schulen sollte.

Hausbergers Reise verlief unter recht merkwürdigen Umständen. Er hatte nur eine geringe Menge Geld bei sich, es hiess, man wolle ihm noch mehr schicken, und er war von seiner Frau und seinem Kind begleitet. Dieses bürgerliche Arrangement mochte als «Deckmantel» für Hausbergers Auftrag nützlich, aber es musste nicht zwangsläufig seiner Ausführung förderlich sein.

In den Vereinigten Staaten beschaffte sich Hausberger fünfzig Pfund Sprengstoff, den er in seiner Wohnung lagerte, wo er für seine Agenten die Zünder und Behälter herstellte. Inzwischen war «Fritz» Duquesne, der alte Profi, den Ritter 1937 angeheuert hatte, zu dem Schluss gekommen, dass er in der Sabotage mehr leisten konnte als in der Spionage, und schlug Hausberger daher immer wieder Sabotageakte vor, die er entweder allein oder in Zusammenarbeit mit einigen anonymen Freunden auszuführen gedachte. So wollte er unter anderem die General-Electric-Anlagen in Schenectady in die Luft sprengen. Dann kam er auf die Idee, eine Bombe mit Hilfe von Chiclet-Kaugummi zu basteln – man sollte den Gummi richtig durchkauen und ihn dann um eine Phosphormasse wickeln. Das würde, meinte er, eine ausgezeichnete Brandbombe ergeben, die man zum Beispiel auf Docks und Schiffen verstreuen konn-

te, indem man sie einfach durch ein Loch in der Manteltasche fallen liess. Der grösste Vorteil dabei war seiner Ansicht nach der Umstand, dass diese Bombe bei einer Temperatur unter 22 Grad nicht explodieren würde. Er bat auch um einen Vorrat von Bomben mit Bleimantel, weil, wie er zugab, diese Sorte vielleicht doch zuverlässiger war als seine Chiclet-Bombe.

Hamburg teilte Duquesne der Abwehr II zu. Er führte die Liste der Leute an, die Hausberger nach seiner Ankunft in New York aufsuchen sollte. Hausberger nahm auch Kontakt mit ihm auf und versicherte, er werde ihn mit allem versorgen, was er brauchte, Sprengstoff, Dynamitkapseln, Zündern, Bleirohren – nur nicht mit Chiclets.

Hausberger suchte nacheinander die Personen auf, die der eine der beiden Zivilexperten, Oberleutnant d. R. Walter Kappe, auf einer Liste aufgeführt hatte. Die meisten jedoch wollten nicht mitmachen. Andere waren, wie Hausberger meldete, für ihre Aufgabe völlig ungeeignet. Dennoch kamen so viele Kandidaten zusammen, dass Hausberger Ende 1939 seine Zellen in New York und New Jersey und auf alliierten Schiffen an den Piers auf der New-Jersey-Seite des Hudson einrichten konnte. Er brachte Saboteure im Harrison-Gaswerk der Public Service Corporation von New Jersey unter, ferner Teams in den vier Luftfahrtwerken der Firma Brewster (hier ausserdem dreizehn «Sympathisanten», die für eine Verlangsamung der Arbeit sorgen sollten), zwei Leute in Kearney und weitere Personen bei Ford, Chrysler, Hudson und Packard in Detroit. Er hatte auch einen Mann in der Fabrik Bausch & Lomb in Rochester, New York, sitzen. Die Infiltration dieses letzteren Werkes galt für so wichtig, dass ein Assistent aus Deutschland herüberschickt wurde, der Hausberger bei dieser speziellen Operation helfen sollte. Dieser Mann, ein Vorarbeiter von der Firma Carl Zeiss in Jena, wurde in Tegel zum Saboteur ausgebildet und dann nach New York geschickt, wo ein Arbeitsplatz im Zeiss-Filialbetrieb in der Fif<sup>th</sup> Avenue auf ihn wartete. Von dort zu Bausch & Lomb war ein kurzer Weg.

Dann suchte sich Lahousen einen zweiten Agenten aus, der Astors Plan ausführen sollte. Es war Georg Busch, ein Musikverleger und fanatischer Nationalsozialist. Lahousen kannte ihn aus seiner Zeit beim österreichischen Geheimdienst, und Busch hatte für ihn in der Tschechoslowakei und Rumänien als Agent gearbeitet.

Busch wurde zunächst, damit man ihn neu «aufbauen» konnte, pro forma unter erfundenen Beschuldigungen aus der Partei ausgeschlossen, dann in aller Stille von der Abwehr übernommen und sowohl in Tegel wie am Quenzsee ausgebildet. Seinem neuen Lebenslauf zufolge sollte er als Julius Georg Bergman, ein österreichischer Industrieller mit Beteiligungen in Rumänien, sein. Da er angeblich Halbjude war, hatte er emigrieren müssen. Es gelang ihm, ein Visum für die Vereinigten Staaten zu erhalten. Nachdem er im Januar 1939 – im Gegensatz zu Hausberger mit reichlichen

Geldmitteln versehen – in New York eingetroffen war, ging er sogleich an die Ausführung seines Auftrags. Er kaufte ein grosses Haus in einem Vorortviertel und baute dort ein Sägewerk, das er als glänzende Tarnung für Sabotagetätigkeit ansah. Er beschaffte sich Sprengstoff, stellte Behälter und Zünder her und hielt nach Leuten Ausschau, die ihm bei seinem Unternehmen helfen konnten.

Wenn Spionage eine Kunst ist, dann ist Sabotage eine Wissenschaft, die die Erfahrung eines Ingenieurs erfordert. Doch diese besass Bergman nicht. Er war in der Bohemewelt von Musikern und Wiener Kaffeehäusern aufgewachsen und deshalb auf andere angewiesen, die sowohl erfahren wie zuverlässig waren. Alle Leute auf Kappes Liste, die er daraufhin ansprach, wiesen sein Angebot zurück. Schliesslich fand er einen Gehilfen für sein makabres Sägewerk, einen sturen, schwerfälligen polnischen Hilfsarbeiter namens Mike. Bergman liess ihn Dynamit in Blechbehälter und abgesägte Bleirohre packen und so selbstgemachte Bomben herstellen. Doch eines Tages zündete sich Bergman eine Zigarette an, während er Mike bei der Arbeit zusah, so dass einer der halbgefüllten Kanister explodierte. Die Explosion riss dem Polen mehrere Finger von der einen Hand, und der Mann erlitt Verbrennungen zweiten Grades. Die Explosion drohte das ganze Unternehmen platzen zu lassen. Bergman wurde von Panik erfasst. Er hätte natürlich einen Krankenwagen bestellen und den armen Mike ins nahegelegene Grassland Hospital von Valhalla bringen lassen oder zumindest einen Arzt holen müssen. Aber er durfte sich nicht kompromittieren. Der Unfall würde gemeldet werden, und die Polizei würde sich sehr genau in seinem «Sägewerk» umsehen, in dem überall Dynamit und Bleirohre gelagert waren. Fragen würden gestellt, eine Untersuchung eingeleitet und das FBI hinzugezogen werden. Bergman verband dem Mann rasch die verstümmelte Hand, strich ihm Salbe auf die verbrannte Haut und suchte verzweifelt nach einem gefälligen Arzt. In einem nahegelegenen Camp des Volksbundes trieb er einen schon älteren deutschen Arzt auf; die Tatsache, dass er ein Anhänger der Nationalsozialisten war und ein Hitlerbild in seinem Wartezimmer hängen hatte, hinderte den Arzt nicht daran, für diesen Hausbesuch 350 Dollar zu verlangen.

Mike hatte keine Ahnung gehabt, dass er in ein gesetzwidriges Unternehmen verwickelt war. Als er jetzt sah, wie Bergman verstohlen Hilfe suchte und alles tat, um den Vorfall zu vertuschen, wurde er jedoch argwöhnisch. Er fragte, wie es um seine Entschädigung bestellt sei und ob er, Bergman, ihn nicht versichert habe. Er war kein allzu helles Licht, aber er sah doch seine Chance. Bald hatte er aus Bergman 1'500 Dollar herausgeholt – praktisch alles, was Bergman noch an Geld besass. Bergman hatte das Haus gekauft, das Sägewerk gebaut und «Rohstoffe» gekauft – seine Mittel waren so gut wie erschöpft. Als Mike ihn weiter erpresste, tat Bergman etwas, was man ihm ausdrücklich verboten hatte – er bat Lahousen telegrafisch um Geld. Das

traf auch prompt ein in Form eines Schecks über 500 britische Pfund, ausgestellt von einer Bukarester Bank auf die Chase Bank in New York – zahlbar an einen «Mr. Georg Busch», den Namen, den er um seiner Sabotagetätigkeit willen abgelegt hatte. So dringend er auch Geld brauchte, zögerte er doch, den gefährlichen Scheck einzulösen. Er schickte Lahousen ein zweites Telegramm und bat um einen Scheck, der auf den Namen Julius Georg Bergman ausgestellt war.

Während er auf den zweiten Scheck wartete und sich nebenbei um Mike kümmerte, baute er seinen Sabotageapparat weiter aus. Aus Kappes Liste suchte er sich zwei Leute aus, mit denen er Erkundungsgänge zu Schiffen unternahm, die im Hudson und im East River vor Anker lagen. Das ging ganz leicht. Er betrat die *Independence Hall* und die *Effingham* und hielt sich jeweils eine halbe Stunde an Bord auf, ohne von jemandem gefragt oder zur Rede gestellt zu werden. Das sei ganz erstaunlich, schrieb er Lahousen, dieses völlige Fehlen von Vorsichtsmassnahmen am Kai. Es überraschte ihn zwar nicht, dass die Amerikaner auf Bewachung keinen Wert legten, aber auch die englischen und französischen Schiffe seien jedem zugänglich, Hafearbeiter kämen und gingen, ohne angehalten zu werden, ob sie nun an Bord etwas zu tun hätten oder nicht. Er habe mehrmals unbeobachtet ein Schiff betreten und hätte jede Menge Bomben legen und die Schiffe in die Luft jagen können. Er wolle unbedingt mit den Aktionen beginnen, sobald die Mittel einträfen.

Die Mittel trafen aber nicht ein. In seiner Verzweiflung wandte sich Bergman an das Konsulat in New York, doch die erforderliche Summe, die zum grössten Teil Schweigegeld für Mike war, konnte der Konsul nicht vorstrecken. Man verwies ihn an die Botschaft in Washington, und so wurde Dr. Thomsen auf ihn aufmerksam. Auf Dr. Thomsens heftige Proteste hin beorderte Lahousen am 4. Juni 1940 Bergman und Hausberger nach Deutschland zurück. Hausberger kam der Anweisung nach, aber Bergman beschloss, zu bleiben. Von da ab lebte er von geliehenem Geld und sozusagen auf geliehene Zeit.

Immerhin hielt er es noch ein Jahr aus, bis er schliesslich im Sommer 1941, gejagt und ohne einen Pfennig Geld keinen anderen Ausweg mehr sah, als sich dem FBI zu stellen.\*

\* Der Fall Busch-Bergman blieb bis zum Schluss ein Rätsel. Obwohl Busch zu den Angeklagten des Spionage-Massenprozesses im Herbst 1941 gehörte, verschwand er im Verlauf der Verhandlungen, und man hörte nie mehr etwas von ihm. Nur das FBI könnte Licht in das Dunkel bringen, aber es hüllt sich über die Odyssee des Georg Busch alias Julius Georg Bergman in Schweigen.



### «Tramp» in der Falle

Die chronischen Schwierigkeiten seiner Amerikaagenten überzeugten Canaris von der Notwendigkeit, etwas zu unternehmen, um die Organisation an ihrer Spitze zu verbessern. Es hatte sich gezeigt, dass die Verlegung der Führung nach Mexiko ungünstig war – die Nabelschnur musste durchgeschnitten werden.

Die Vereinigten Staaten waren von einem einzigartigen Netz überspannt. Die einzelnen Spionageorganisationen streckten ihre Fühler praktisch nach allen Kasernen, Marinewerften und wichtigen Industrieanlagen und sogar nach den Kreisen der Regierungsspitzen aus. Canaris brauchte einen Leiter an Ort und Stelle, einen erfahrenen Profi, der die Aktionen der einzelnen V-Leute koordinierte und dafür sorgte, dass sie ihr Bestes taten und womöglich weitere Agenten rekrutierten.

Seine Wahl fiel auf Major Ulrich von der Osten, der nach dem Dienstantritt von Canaris rasch Karriere machte. Im Jahre 1935 wurde er nach Spanien geschickt, um den unglücklichen General José Sanjurjo und dann General Franco bei den geheimen Vorbereitungen zum Sturz des linksrepublikanischen Regimes unter Präsident Azana zu unterstützen und hatte bei der Rebellion vom 19. Juli 1936 seine Hand im Spiel. Dank Her Verarbeitung von der Ostens wurde Burgos die erste grössere spanische Stadt, die den Aufständischen in die Hände fiel.

Er tauchte in Burgos als Kaufmann namens Don Julio Lopez Lido auf und wohnte in einem der weitläufigen alten Klöster der Stadt, dem Convento de las Enclavas. Zu seinen Erfolgen während dieser Zeit gehörte auch ein ganz merkwürdiger Umstand – es gelang ihm, Kim Philby für den deutschen Geheimdienst einzuspinnen. In seinem kecken Bericht über seine Zeit als Doppelagent des britischen und des sowjetischen Geheimdienstes erwähnt Philby die Begegnung mit von der Osten nur beiläufig. Von der Londoner *Times* nach Spanien geschickt, um auf der Seite Francos über den Bürgerkrieg zu berichten, rechnete Philby damit, dass der britische Geheimdienst an ihn herantreten würde, in den er sich auf Geheiss seiner sowjetischen Freunde einschmuggeln sollte. Aber die eigenen Landsleute ignorierten ihn.

«Der einzige Geheimdienstmann», schreibt Philby, «der sich während meiner Zeit in Spanien auch nur im Geringsten für mich interessierte, war ein Deutscher, ein gewisser Major von der Osten, alias Don Julio.» Er tut den Kontakt leichthin ab. «Es stellte sich bald heraus, dass es ihm nur darum ging, einer mir bekannten Dame vorgestellt zu werden. Als ich ihm den Gefallen getan hatte, machte er ihr sogleich in Spionage- und anderen Angelegenheiten einen Antrag. Sie liess ihn in beiden Punkten empört abblitzen, und daraufhin benahm er sich sehr distanziert.» In Wirklichkeit arbeitete Philby während dieser kurzen Zeitspanne seiner besten Jahre als geselligster

aller hin und herpendelnden Spione auch für von der Osten. Er war den Deutschen hauptsächlich dadurch von Nutzen, dass er ihnen Namen von Korrespondentenkollegen oder ortsansässigen Bekannten nannte, die er einer gegen Franco gerichteten Einstellung verdächtigte.

Als der Bürgerkrieg 1939 zu Ende ging, blieb von der Osten als Abwehrchef für Kastilien in Burgos. Weitreichende Interessen verbanden ihn mit Südamerika und vor allem mit den Vereinigten Staaten. Sein Bruder wohnte in Denver, Colorado, und ein Vetter war mit einer Deutsch-Amerikanerin in New York verheiratet; beide fungierten gelegentlich als Geheim-Informanten.

Um die Erfassung der Vereinigten Staaten zu verstärken, engagierte von der Osten Spanier und Portugiesen als Agenten und Zwischenträger. Er präparierte V-Leute wie Hausberger und leitete sie weiter, wenn sie auf dem Weg nach New York kurz in Spanien Station machten, er nahm Mitteilungen von reisenden Spionen entgegen, um ihnen eine vielleicht gefährliche Weiterfahrt nach Deutschland zu ersparen. Von der *Kriegsorgansation*, der Hauptbasis im neutralen Spanien, hielt er sich jedoch fern.

Nun sollte Major von der Osten über Schanghai und mit einer Stippvisite auf Hawaii zur Erkundung von Pearl Harbor «für unsere japanischen Freunde» in die Vereinigten Staaten reisen. Er hatte seinen gefälschten spanischen Pass bei sich, und obwohl es kein Geheimnis war, dass es sich bei Don Julio Lopez Lido in Wirklichkeit um von der Osten handelte, wusste das amerikanische Aussen- und Justizministerium über seine wahre Identität offenbar nicht Bescheid. Er erhielt ohne Schwierigkeiten sein amerikanisches Visum und traf im März 1941 in Los Angeles ein.

Am 16. März stieg er in New York als Don Julio im Taft Hotel ab. Auf ihn wartete das riesige Spionagenetz, das dringend einen Leiter brauchte, der Ordnung in diesen aussergewöhnlichen Apparat brachte. In New York fand von der Osten den Boden schon gut vorbereitet für die Erweiterung des hervorragenden kleinen Spionagerings, den Kurt Ludwig, 1940 von der Abwehr nach New York geschickt, aufgebaut hatte. Obwohl er keinen Grund zu der Vermutung hatte, dass etwas nicht stimmte, und sein Agent ihm versicherte, dass das FBI keine Ahnung von seiner Tätigkeit hatte, sollte von der Ostens Mission unter höchst ungünstigen Vorzeichen beginnen.

Ludwig war nicht mehr so unbekannt, wie er glaubte, da seine Korrespondenz der britischen Zensur auf den Bermudas nicht entgangen war. Zwei Monate vor Eintreffen des neuen Leiters wurde ein langer maschinengeschriebener Brief, adressiert an «Lothar Baumgarten» in Berlin von Miss Nadya Gardner abgefangen, einer jungen Zensorin, die über einen sechsten Sinn beim Aufspüren verdächtiger Post verfügte. Dieser Brief war «Joe K.» unterzeichnet, in New York abgestempelt und enthielt eine Liste von alliierten Schiffen im New Yorker Hafen und machte Angaben über Ein-

und Auslaufdaten und Behelfsbewaffnung. Miss Gardner hatte das Gefühl, dass gewisse Ausdrücke des englischen Textes (so das Wort «cannon» – vom deutschen «Kanone» – für «gun») darauf hindeuteten, dass der Briefschreiber weder Amerikaner noch Engländer war. Miss Gardner schloss aus diesem ersten Hinweis, dass der Schreiber Deutscher und Spion sein musste.

Captain H. Montgomery Hyde, Sicherheitsoffizier der Zensurstelle, legte den abgefangenen Brief William Stephenson, dem Chef des britischen Geheimdienstes der westlichen Hemisphäre, vor. Stephenson, der einen Hang zum Melodramatischen hatte, rief aus: «Dieser Brief könnte sich als höchst wichtig herausstellen. Achten Sie darauf, ob noch mehr von der Sorte kommen.»

Die Postsortierer, die nach der Handschrift des Verdächtigen Ausschau hielten, hatten bald eine ganze Anzahl Briefe des Vielschreibers «Joe K.» ausfindig gemacht. Sie waren alle in New York aufgegeben, gingen aber an verschiedene Adressaten in Spanien, Portugal und der Schweiz. Miss Gardner schickte einige ins Labor, wo sie auf Nachrichten in Geheimtinte getestet werden sollten, die Untersuchung verlief aber negativ. Der Schreiber benutzte keine der neuen Chemikalien der Abwehr, die die britischen Zensoren entwickeln konnten. Miss Gardner vermutete, dass «Joe» eine der altmodischen Geheimtinten aus dem Ersten Weltkrieg benutzte wie etwa eine Lösung aus Pyramidon, die auf ein ganz gewöhnliches Jodreagens ansprach. Es war eine sehr vage Vermutung, aber Miss Gardner hatte recht. Als «Joes» nächster Brief mit Jod getestet wurde, stellte man fest, dass er, mit Geheimtinte geschrieben, die neuesten Informationen über die Flugzeugproduktion und über Schiffsbewegungen enthielt.

Im Januar 1941 leitete Stephenson eine Auswahl abgefangener Briefe an J. Edgar Hoover weiter, und das FBI begann nach dem Autor zu suchen. Im März schienen sich die Spuren zu verdichten, da die abgefangenen Briefe zeigten, dass «Joes» Tätigkeit immer mehr zunahm. Ein Brief, gekennzeichnet «c/o Joe» mit «Konrad» unterschrieben, war das Werk eines scharfsinnigen Militärbeobachters. Jetzt standen zwei Agenten mit dieser Korrespondenz in Verbindung, und einer von ihnen war ein Profi. Trotz dieser zusätzlichen Hinweise kam das FBI den Schreibern noch nicht auf die Spur. Dann, es war noch im März, kam der grosse Durchbruch. Eine Mitteilung in «Joes» unbeholfenem Englisch enthielt die folgende verblüffende Nachricht:

«Diese Woche ist etwas Schreckliches passiert. Phil, den Sie ja auch kennen – hatte einen tödlichen Unfall. Eines Abends wollte er den Broadway überqueren. Er blieb mitten auf der Strasse stehen, da er wegen des starken Verkehrs nicht weitergehen konnte.

Ich war den ganzen Abend mit ihm zusammen – aber ich habe nicht zusammen mit ihm die Strasse zu überqueren versucht, da ich das für zu riskant hielt. In dem Augenblick, als er sich herumdrehte, wurde er zuerst von einem Taxi angefahren –

zu Boden geworfen und dann noch einmal von einem Personenwagen angefahren, der ihn bewusstlos machte, indem er ihn sehr schwer am Kopf verletzte.

Sogleich sperrten Polizisten die Unfallstelle ab und stoppten den Verkehr in nördlicher Richtung. Phil wurde in ein Geschäft gebracht – sein Gesicht, besonders um den Mund herum, war schrecklich verletzt, und wo sein Kopf gelegen hatte, blieben Blut und ausgeschlagene Zähne zurück. Der Taxifahrer wurde sofort in Gewahrsam genommen und der Chauffeur des Personenwagens verhaftet. Beide waren augenscheinlich Juden.

Auf meine dringende Bitte hin rief die Polizei einen Krankenwagen herbei, und erst 15 Minuten nach dem Unfall wurde er in ein Krankenhaus gebracht, wo er am nächsten Tag starb, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.

Da sein Zustand, wie ich auf telefonische Anfrage erfuhr, sehr kritisch war, und ich selbst nichts weiter tun konnte, verständigte ich sein Konsulat (durch einen alten Freund), das sich sofort einschaltete, aber es war unmöglich, sein Leben zu retten – seine Verletzungen waren zu schlimm.

Sie werden verstehen, dass ich mich nicht mit der Polizei in Verbindung gesetzt habe – und auch nicht meinen Namen angegeben habe. Heute war ich auf dem Konsulat und habe mich der Unterstützung von dieser Seite versichert – besonders in der Frage seines Begräbnisses und der Bezahlung seiner Rechnungen. Ich habe zwar nicht viel Geld, aber einige meiner Freunde sind bereit, mir die nötigen Mittel vorzulegen.»

Die Rückseite des Briefes offenbarte die folgende Mitteilung in Geheimschrift:

«Zeit des Unfalls 18. März etwa 20.45 Uhr. Der Personenwagen hatte das Kennzeichen 5U 57-35. Das Krankenhaus, wohin er gebracht wurde und wo er starb, ist das Saint Vincent's Hospital. Phil ist am Dienstag 16.30 Uhr (19. März 1941) gestorben. Das erwähnte Konsulat ist das spanische.»

«Phil» war natürlich Ulrich von der Osten, der zwei Tage nach Übernahme seines entscheidenden Postens ein ramponierter Leichnam war. Dieser düstere Zwischenfall kennzeichnete nicht nur den Anfang des Endes von Ludwigs Operation, sondern auch den des Abwehr-Monopols in der Spionage in den Vereinigten Staaten.

Von der Osten hatte den Morgen in seinem Zimmer im Taft Hotel verbracht und einen langen Brief an einen «Mr. Smith» in China aufgesetzt, der über einen Senor Manuel Alonso in Madrid geleitet werden sollte und eine ausführliche Beschreibung der Hawaii-Insel Oahu enthielt, nebst einer Reihe von Karten, die er vom Hafen von Pearl Harbor gezeichnet hatte. Er war zu diesen Informationen während seiner Stippvisite in Honolulu auf dem Weg in die USA gelangt und zeichnete sie nun auf – «als von gewissem Interesse für unsere gelben Verbündeten», wie er es ausdrückte – für Smith – Smith war Louis Siefken, Chef der Abwehrstelle in Schanghai.

Ludwig hatte ihn am frühen Nachmittag aufgesucht, um seine Operationen und

eine Reihe zukünftiger Aktionen mit ihm zu besprechen. Um halb neun verliessen die beiden Agenten das Hotel, um in einem der Child's Restaurants in der Gegend des Times Square zu Abend zu essen. Eine Viertelstunde später lag von der Osten bewusstlos auf der Strasse. Ludwig rief das Taft Hotel an, teilte einem stellvertretenden Geschäftsführer mit, dass «Mr. Julio» einen schweren Unfall gehabt habe und sagte weiter, er werde sein Gepäck abholen. Als der stellvertretende Geschäftsführer ihn um Angabe seines Namens bat, verlor Ludwig den Kopf und legte auf. Dieser merkwürdige, so plötzlich abgebrochene Anruf machte den Hotelier stutzig. Er verständigte die Polizei, und der Fall landete beim FBI, wo «Mr. Julios» Sachen sehr genau untersucht wurden. Man fand dabei einige Briefe, die an Carl Wilhelm von der Osten in Denver, Colorado, adressiert waren, und man stellte fest, dass der Tote sein Bruder Ulrich war, ein dem deutschen militärischen Geheimdienst angehörender Offizier, wie er sich ausdrückte.

Offenbar war der «Joe» jener rätselhaften Briefe der Schlüssel zum Geheimnis, und man bemühte sich Jetzt in verstärktem Masse, diesen Spion ausfindig zu machen. Bei den Papieren des Toten fand das FBI die Telefonnummer eines Ladens, der einem älteren Ehepaar, David und Loni Harris, gehörte. Ihre Vernehmung brachte die Beamten der Lösung einen guten Schritt näher. Schon zwei Tage nach dem Unfall konnte Hoover «Little Bill» Stephenson mitteilen: «Die Nachforschungen haben ergeben, dass ‚Joe‘ mit einem gewissen Fred Ludwig identisch ist.» Mit Hilfe dieses wichtigen Hinweises konnte sich das FBI nun einiges über Kurt Frederick Ludwig zusammenreimen, aber weiter kam man auch nicht. Die Beute der fieberhaften Jagd blieb so unauffindbar wie zuvor.

War das Federal Bureau of Investigation wirklich so unfähig, wie es schien, und nicht in der Lage, einen so kompromittierten und gehetzten flüchtigen Spion wie «Joe» zu finden? Zwischen 1933 und 1937 «ermittelte» das FBI in durchschnittlich fünfunddreissig Spionagefällen pro Jahr. Es war dem Büro nicht gelungen, Korvettenkapitän Pheiffers rege und lukrative Spionageorganisation zu zerschlagen, auch nicht, nachdem ihre beiden Hauptfiguren, Lonkowski und Griebel, 1935 vorübergehend an die Oberfläche gekommen waren. Bis 1938 erhöhten sich angesichts der rapiden Verschlechterung der internationalen Lage diese «Ermittlungen» auf 250 Fälle, und es gelang, wie wir sahen, den ersten deutschen Spionagering – den Rumrich-Ring – zu knacken. Aber das FBI hatte in der Gegenspionage noch lange nicht Fuss gefasst. Die Erledigung des Falles Rumrich ging ursprünglich auf die Briten zurück; Rumrich selbst wurde dem FBI gewissermassen auf einem silbernen Tablett von einem Team von Sicherheitsagenten des State Department und New Yorker Polizisten überreicht, die ihn aufgespürt hatten, während Hoovers Leute noch immer nach ihm suchten.

Als in Europa der Krieg ausbrach und Präsident Roosevelt seine vertrauliche Direktive vom 6. September 1939 herausgab, durch die das FBI als wichtigste Gegen-

spionageorganisation des Landes eingesetzt wurde, ging das FBI noch immer – so schien es wenigstens – in der Erfassung der deutschen Spionage in den Vereinigten Staaten naiv und erfolglos vor.

Es gab einige Aufregung, aber hauptsächlich in den Public-Relations-Abteilungen des Weissen Hauses, des Justizministeriums und des Capitols. Präsident Roosevelt deutete mit anklagendem Finger auf potentielle Spione und forderte die lokalen Polizeibehörden im ganzen Lande auf, das FBI bei der Suche nach ihnen zu unterstützen. Der populäre und liberale Justizminister Frank Murphy gab das Kommando «Jagd frei» auf Spione und Saboteure und wandte sich direkt an die Bürger mit der Bitte um Mitarbeit. Hoover gab spezielle Anweisungen, wie man in dieser Antispionage-Wachsamkeit dem FBI helfen konnte. Die American Legion schaltete sich ein, indem sie allgemeine Unterstützung der «Gegenspionagekampagne des FBI» forderte und verlangte, der Kongress möge die nötigen Mittel bewilligen.

Das FBI wurde mit Tips und Denunziationen überschwemmt, aber kein einziger Agent konnte zu dieser Zeit gefasst werden. Doch das Geschrei ging weiter. Roosevelt warnte die Nation in melodramatischem Ton vor «Geheimagenten», die «in den Vereinigten Staaten und benachbarten Ländern» tätig seien. Spezielle Angriffe startete das Capitol. Die Vervielfältigungsmaschinen des Abgeordnetenausschusses für staatsgefährdende Umtriebe, der zeitweise von der Kommunisten!agd auf Nazijagd umschaltete, drehten sich eifrig und spien Spionagethriller über Sabotageakte in einer ungenannten Fabrik in Kalifornien aus, die ein ganz geheimes englisches Flugzeug herstellte; man behauptete, Beweise dafür zu haben, dass «Agenten der Achse in den Vereinigten Staaten an der Verhinderung der amerikanischen Hilfe für Grossbritannien arbeiten», und man brachte den Amerikadeutschen Volksbund mit dem «Durchsickern von Nachrichten über den Abgang von Geleitzügen von Kanada aus» in Verbindung.

War das Land nun von Spionen und Saboteuren überschwemmt oder nicht? Die Frage wurde sehr bald schlüssig beantwortet, und es wurde deutlich, wie das FBI in dem geheimen Krieg abschnitt.

Die Ungeniertheit, mit der die grosse Zahl deutscher Spione in den Vereinigten Staaten recht erfolgreich operierte, wiegte die Führungsleute in Berlin und Hamburg in Sicherheit. Etwas Unruhe gab es Anfang 1941, als ein Seemann namens Paul Fehse, einer der Küstenbeobachter der Abwehr, der sich der Funkverbindung von «Tramp» bediente, ganz plötzlich an dem Morgen verschwand, nachdem er über Sebold einen Funkspruch durchgegeben hatte, in dem er das Auslaufen des belgischen Schiffes *Ville d'Ablon* aus dem New Yorker Hafen mitteilte; das Schiff sollte Kupfer, Maschinen, Flugzeugmotore und Pferde für England an Bord haben. Die Abwehr war erleichtert, als verlautete, dass er rein zufällig gefasst wurde und sich wegen eines relativ harmlosen Vergehens verantworten musste, nämlich wegen eines Verstosses gegen das Aus-

länder-Registrierungsgesetz. Fehse bekannte sich sofort schuldig und wurde zu einem Jahr und einem Tag Haft verurteilt. Er wurde nach Atlanta geschickt, wo er in sicherer Versenkung verschwand. Hamburg fragte bei Sebold an, ob Fehse die geheime Funkstation in Centerport verraten haben könnte. Sebold antwortete prompt, dass Fehse zu wenig wusste, um die Anlage in Gefahr bringen zu können.

Im Gefolge des tödlichen Unfalls von Major von der Osten trat keine neue Krise ein. Ludwig versicherte seiner Heimatdienststelle, nichts deute darauf hin, dass das FBI ihm auf die Spur gekommen sei, trotz der Hinweise, die man vielleicht in von der Ostens Gepäck gefunden hatte. Berlin wollte auf alle Fälle «Tramp» schützen und wies am 29. März «Duarte» – Herbert Dobler von der Abwehr in Lissabon – an, Ludwig zu äusserster Vorsicht im Umgang mit «Tramp» zu ermahnen. Er sollte alles vermeiden, was seine oder «Tramps» Sicherheit gefährden konnte.

Dann brach alles zusammen. Am Morgen des 30. Juni 1941 rief Rechtsanwalt von Grote vom Auswärtigen Amt, der als Verbindungsmann zur Abwehr fungierte, die Nummer 21 8191 an und verlangte Oberstleutnant Scholz auf Nebenapparat 16 56 zu sprechen. Grote hatte einen Stapel abgefangener Meldungen von der Associated Press, United Press, Reuter, dem Auslandsdienst der Transocean Agency und sogar der «United States Navy News» vor sich liegen. Alle Nachrichten meldeten die Festnahme von neunundzwanzig Deutschen in New York unter der Beschuldigung der «Spionage für eine fremde Macht». Von Grote fragte, was die Abwehr über das Hochgehen von so vielen ihrer Agenten wisse. Der Diplomat bekam von dem Obersten keine Auskunft, sondern nur den Hinweis, er solle darüber lieber mit Major Brede oder Hauptmann Busch sprechen. Brede, der Referatsleiter I/Luft in der Zentrale und damit Chef der Mehrzahl der deutschen Spione in Amerika, wusste noch gar nichts von dem Schicksal, das einige seiner besten Agenten betroffen hatte. Er meinte, vielleicht könne das Auswärtige Amt über seine Leute in Washington nähere Informationen beschaffen.

Mehrmals am 30. Juni und wieder und wieder am 1. und 2. Juli telefonierte von Grote mit Brede und Busch und gab Einzelheiten über den «Spionageskandal in Amerika» durch, wie er sich aus den abgefangenen Meldungen auf seinem Schreibtisch darbot. Zunächst wusste man nicht recht, woran man war. J. Edgar Hoover, der am 29. Juni als erster von der «grössten Spionenrazzia im Verlauf einer Reihe plötzlicher Aktionen» sprach, erwähnte keine Namen. Eine in deutscher Sprache sendende Kurzwellenstation in Boston nannte das Agentennetz «das grösste seiner Art in der Geschichte der Vereinigten Staaten».

Und dann wurde, während sich die Meldungen überstürzten, ein Agent nach dem anderen identifiziert. Am 30. Juni um 19.25 Uhr berichtete AP von der Verhaftung von Hermann Lang und Everett Roeder. Eine Stunde später meldete UP, dass auch

Fritz Duquesne in Gewahrsam genommen war. In einer weiteren AP-Meldung wurde von zweiunddreissig Festnahmen gesprochen, und in diesem Zusammenhang wurden Conradin Otto Dold, Adolf Walischewsky und Heinrich Clausing genannt, drei Stewards, die an Bord amerikanischer Schiffe auf der Atlantikroute Dienst taten.

Brede fragte, ob man etwas von der Botschaft in Washington gehört habe, doch von Grote musste zugeben, dass sich Dr. Thomsen merkwürdig stumm verhielt. Alle Verbindungen des Auswärtigen Amts zu seinen Vertretungen in den USA schienen tot zu sein. Das Schweigen der deutschen Diplomaten in Amerika deutete ihre Verlegenheit an.

Am 4. Juli ging ein Telegramm der höchsten Dringlichkeitsstufe an Thomsen ab. Endlich rührte sich der Botschafter, doch nur um einen Bericht von einer Seite zu schicken, der die folgenden Punkte umfasste:

1. Festnahmen bestätigt.
2. Sieben der Verhafteten haben Spionage für Deutschland gestanden.
3. Unter ihnen Axel Wheeler-Hill, der einen geheimen Sender für einen militärischen Auftraggeber betrieb, was dem FBI von Anfang an bekannt war.
4. Die Verhafteten werden der Verletzung des Spionagegesetzes angeklagt wegen Weiterleitung von Informationen über die amerikanische Rüstungsproduktion, über Schiffsbewegungen und Lieferungen an England und wegen Vorbereitung zur Sabotage.
5. Das FBI griff nach etwa zweijähriger Beobachtung aller Verhafteten zu.
6. Botschaft, Konsulate und Militärattachés nicht betroffen.
7. Max Blank war bis vor vierzehn Tagen zeitweilig in der Information Library in New York angestellt.
8. Die Sache wird in Presse und Rundfunk stark aufgebauscht, aber bis jetzt noch nicht vergleichbar mit der sensationslüsternen Behandlung des Falles Rumrich, Hoffmann, Glaser etc. Mit gegen Deutschland gerichteter weiterer Ausbeutung der Vorkommnisse ist mit Sicherheit zu rechnen. Mehr so bald wie möglich.

Es war eine etwas gereizte Botschaft mit einem vorwurfsvollen Unterton, so als wolle Thomsen das Auswärtige Amt daran erinnern, dass er immer wieder vor den möglichen Folgen des Treibens dieser Leute gewarnt habe. Als sein Bericht in Berlin eintraf und die unglaubliche Geschichte des Debakels in Schlagzeilen um die Welt ging, war die Abwehr wie gelähmt. Jahrzehnte hindurch hatten sich die Deutschen über die amerikanischen Sicherheitsorgane lustig gemacht. «Diese dummen Yankees», schrieb Hauptmann Franz von Papen im Jahre 1915 an seine Frau. «Diese blöden Amerikaner», sagte ein Spion namens Walter Köhler im April 1941 wenige Wochen, bevor der Ring aufflog.

In ihrer Selbstgefälligkeit machten die Deutschen was sie wollten, in offener Herausforderung des FBI und der Gegenspionageorganisationen von Heer und Marine.



Immer mehr Agenten wurden in die Vereinigten Staaten eingeschleust, und sie operierten immer arroganter. Sie verstießen gegen alle Hauptregeln der Spionage. Jedes Mitglied eines Rings kannte jedes Mitglied der anderen Ringe. Die ganze Organisation, die grösste, die sich je in einem einzelnen Land zusammengefunden hatte, war eher wie eine Bruderschaft, deren Angehörige sich von Zeit zu Zeit zu geselligen Picknicks trafen, sich bei Würzburger Bier und Moselwein betranken und sich auf öffentlichen Tagungen ihrer Heldentaten rühmten, Erfahrungen austauschten und sich von ihren Abenteuern erzählten.

Ein Spion, der oft die Staten-Island-Fähre benutzte, um den Schiffsverkehr an der Engstelle zwischen Staten und Long Island zu beobachten, freundete sich so sehr mit dem aus Italien stammenden Schuhputzer an Bord an, dass er ihm von dem wahren Zweck seiner häufigen Fahrten erzählte und ihn zum Mitmachen aufforderte. Ein anderer Spion konnte der Versuchung nicht widerstehen, einem amerikanischen Generalmajor wegen einer antinazistischen Bemerkung, die dieser gemacht hatte, einen Schmähbrief zu schreiben und den Brief mit seinem richtigen Namen unter Angabe der vollen Adresse zu unterzeichnen.

Nun, da das FBI zugeschlagen hatte, stürzte der ganze Bau zusammen. Die im grossen Netz gefangenen Spione und Saboteure operierten in fünf verschiedenen Ringen, die um zwei Verbindungszentren herum angelegt waren. Eines dieser Zentren – das von Wheeler-Hill – war zerschlagen. Von dem anderen war nichts zu hören.

Als Admiral Canaris die Liste der verhafteten Agenten durchlas, die Oberst Piekenbrock für ihn zusammengestellt hatte, wollte er wissen, was mit «Tramp» geschehen sei. Piekenbrock wusste auch nichts über dessen Schicksal. Sein Name stand, soweit bekannt war, auf keiner der Festnahme-Listen. Er konnte also durchaus noch in Freiheit und somit der einzige Lichtblick in diesem Katastrophendunkel sein.

Die Abwehr wartete mit angehaltenem Atem bis zum 7. Juli, in der Hoffnung, etwas über Sebold oder sogar von ihm selbst über die direkte Funkverbindung zu hören. Als keine Nachricht einging, versuchte Oberst Trautmann, «Glenn» zu mobilisieren, der «Max» bediente – «Max» war der Codename der dritten geheimen Funkstation in Nordamerika, in Mexico-City. Diese Station war nicht in der Lage, über sechstausend Meilen direkt mit Deutschland Verbindung aufzunehmen, und normalerweise fungierte Tramp als Relaisstation. Als sich Max nicht meldete, fragte Trautmann bei R. 3757 an, seinem Verbindungsmann zu Glenn in Mexico-City.

R. 3757, ein Deutsch-Mexikaner namens Fernandez, antwortete sofort, hatte aber nichts Ermutigendes zu berichten. Den gesamten Verkehr mit Hamburg wickelte jetzt Glenn ab, teilte er mit. Glenn sei nicht verhaftet, stehe aber unter Beobachtung, und er schlage vor, Tramp zu warnen – die Vereinigten Staaten peilten ihn mit zwanzig Empfängern an und Mexiko

mit drei. Glenn sei dabei, seine Papiere zu vernichten und bereit, den Sender auf Befehl jederzeit abzubauen. Eine Übermittlung sei vorübergehend unmöglich. Glenn hoffe, die Operationen wiederaufnehmen zu können, sobald die Umstände es erlaubten.

Sofort nachdem er diese Nachricht erhalten hatte, setzte Oberst Trautmann einen Funkspruch direkt an Tramp ab, in dem er ihn anwies, im Interesse der eigenen Sicherheit bis auf Weiteres jeden Kontakt abzubrechen.

Eine Antwort ging nie ein. CQDXYW-2 war tot.

Während der nächsten zwei Monate hörte man nichts von William Sebold, und alle Bemühungen, mit ihm, auch über die Botschaft, Verbindung aufzunehmen (falls er überhaupt noch auf freiem Fuss war), blieben erfolglos. So gut abgeschirmt waren die Ermittlungen des FBI, dass nichts davon bis nach Deutschland drang.

Im September war die amerikanische Regierung in der Lage, den Spionen den Prozess zu machen – so viele von ihnen hatten gestanden und während der Vernehmungen so vieles enthüllt, dass die Behörden auch das erforderliche Beweismaterial hatten, um diejenigen zu überführen, die – wie Duquesne und Long – auf «nicht schuldig» plädierten.

Canaris verfolgte das Geschehen mit persönlichem Engagement. Über Kanäle des Auswärtigen Amts liess er Abwehrgelder nach Amerika fließen, um den Angehörigen der Angeklagten eine Art Unterstützung zu zahlen. Er beauftragte Hans von Dohnanyi von seinem Rechtsberaterstab, die Verteidigung aus der Ferne zu unterstützen. Die Angeklagten hatten entweder von ihnen selbst bestimmte oder von ihren Familien engagierte Anwälte, doch Canaris sorgte für die Gestellung eines sogenannten «Vertrauensanwalts», der gewissermassen die Abwehr vertreten und sich der heikleren Aspekte des Falles annehmen sollte, die den anderen Anwälten nicht anvertraut werden konnten. Der Mann, der unauffällig hinter den Kulissen des Geschehens agieren sollte, war ein bekannter New Yorker Anwalt. Er verhandelte direkt mit Dr. Thomsen, der angewiesen war, die Spione in ihrer Notlage nach bestem Vermögen zu unterstützen.

Der Prozess begann am 3. September 1941 vor dem Federal Court in Brooklyn, als 19 der 33 verhafteten Agenten formell angeklagt wurden. Vorsitzender war Richter Mortimer W. Byers, ein untadeliger, gelehrter Jurist. Im ersten seiner täglichen Berichte nach Berlin stellte Dr. Thomsen zusammenfassend fest, die Sache werde von der gesamten amerikanischen Presse sehr zum Schaden Deutschlands ungeheuer hochgespielt.

Die Atmosphäre wurde noch zusätzlich durch einen zufälligen Begleitumstand angeheizt. Wenige Tage zuvor nahm das FBI die Spur des flüchtigen Ludwig auf, als er versuchte, zur Westküste zu gelangen, um das Land mit einem japanischen Schiff zu verlassen. Seit seinem Verschwinden aus New York verfolgt, wurde er im Bundesstaat Washington in der Nähe von Seattle gestellt. Er trug noch mehrere Fläschchen mit Pyra-

midon-Tabletten für seine Geheimtinte bei sich – jetzt nahm er sie wahrscheinlich gegen seine Kopfschmerzen ein. Zur gleichen Zeit wurden fünf Mitglieder seines Rings aufgespürt und verhaftet.

Der Prozess selbst begann mit einer Überraschung. Staatsanwalt Harold M. Kennedy stellte in seiner Eröffnungserklärung fest, dass das Geheimnis des Nordenschen Bombenzielgeräts seit 1938 in den Händen der deutschen Regierung sei. Er deutete anklagend auf Hermann Lang als den Mann, der es gestohlen hatte.

Von Sebold hörte man nichts, bis ihn am 8. September das als «äusserst dringend» deklarierte Telegramm von Dr. Thomsen aus dem Dunkel hervorholte. Einem V-Mann zufolge, berichtete der Geschäftsträger aus Washington, seien die Festnahmen durch die Kollaboration eines Ingenieurs namens Sebold möglich geworden, der ein Agent des amerikanischen Geheimdienstes sein solle.

Am nächsten Morgen trat Sebold höchstpersönlich vor Gericht auf, von Mr. Kennedy mit schwungvoller Geste als Hauptzeuge der Anklage vorgestellt.

«Sechzehn Monate lang», berichtete der Ankläger der Jury, «stand das Federal Bureau of Investigation in dauernder Verbindung mit dem Naziheimdienst in Hamburg, und zwar mittels eines Kurzwellensenders auf Long Island, der wertlose ‚Informationen‘ über das amerikanische Verteidigungsprogramm gegen genaue Berichte über die Tätigkeit von Nazispionen in diesem Lande austauschte. Das deutsche Spionagesystem selber kam auf den Gedanken einer Kurzwellenstation hier in den USA, die es in die Lage versetzen sollte, die amerikanischen Verteidigungsvorbereitungen zu überwachen und gleichzeitig die Tätigkeit seiner Geheimagenten in diesem Lande zu steuern. Aber die Idee erwies sich als Bumerang, denn William G. Sebold verriet die Operation an Agenten des FBI nach seiner Rückkehr aus Deutschland Anfang 1940.»

Sebolds eigene Aussage am 9. und 10. September deckte dann die ganze Operation mit all ihren Verästelungen auf und lenkte das Augenmerk auf die zwei verantwortlichen Abwehrbeamten in Hamburg, die sie konzipiert hatten, einen gewissen «Dr. Renken» und einen gewissen «Heinrich Sorau».

Hatten die Verhaftungen vom Juni in der Abwehr schon eine schockartige Wirkung ausgelöst, so versetzte das Erscheinen ihres Tramp als FBI-Informant Berlin und Hamburg in regelrechte Panik. In einem Krieg, der einige der merkwürdigsten Täuschungen in der Geschichte der Spionage hervorbrachte, stellte sich die «Operation Tramp» als der grösste Schwindel überhaupt heraus.

Als Major Ritter im Herbst 1939 Sebold in die Reihen der Abwehr aufnahm, erlaubte er dem neuen Agenten einen Besuch im amerikanischen Konsulat in Köln – Sebold versicherte ihm, er wolle nur Vereinbarungen für die Unterstützung seiner

Frau in New York treffen, während er in Hamburg als Funker ausgebildet wurde. Man hielt es nicht für nötig, den neuen V-Mann auch nur flüchtig zu durchleuchten.

In Köln besprach sich Sebold hinter verschlossenen Türen mit Vizekonsul Dale W. Maher, dem er anvertraute, dass die Abwehr im Begriff war, ihn als Funker nach Amerika zu schicken. Was sollte er tun? Maher zögerte keinen Augenblick, Sebold den richtigen Rat zu geben. Weil er fürchtete, sein Schlüssel könnte bekannt sein, unterliess er es, Washington zu verständigen oder um Instruktionen zu bitten. Nachdem er sich Sebold genau angesehen und die Überzeugung gewonnen hatte, dass dieser ehemalige Soldat der kaiserlichen Armee ein glühender amerikanischer Patriot war, der mit diesem gefährlichen Besuch bei ihm sein Leben riskierte, riet der Konsul seinem Besucher, das Angebot anzunehmen und so zu tun, als arbeite er begeistert für die Abwehr. Man verabredete dann, dass Sebold nach seiner Funkerausbildung in die Vereinigten Staaten zurückkehren, aber nach seiner Ankunft von Sonderagenten des Aussenministeriums betreut werden würde. Erst dann sollte das FBI vom Aussenministerium verständigt und der massgeschneiderte Doppelagent dem Bureau übergeben werden.

Sebold fuhr nach Hamburg zurück, und Vizekonsul Maher reiste nach Lissabon und verständigte von dort aus das State Department über Sebold, der am 6. Februar 1940 in den Staaten eintraf. Die Abwehr hatte ihn mit einem gefälschten, auf den Name «William G. Sawyer» lautenden Pass auf die Reise geschickt. Für das Aussenministerium und das FBI war er «S. T. Jenkins».

Es war ein Meisterstück, wie er sein Doppelleben meisterte und vor allem wie er seine komplexen Aufträge zur Zufriedenheit seiner verschiedenen Dienstherren ausführte. Sebold war ein sehr natürlicher, fast ungebildeter Mann, und doch arbeitete er mit der Behendigkeit und Wendigkeit eines Verwandlungskünstlers und erwarb sich das uneingeschränkte Vertrauen der Deutschen und die Dankbarkeit der Amerikaner.

In seinem mit Abhörgeräten ausgestatteten Büro im Knickerbocker Building in der New Yorker 42<sup>nd</sup> Street wurde jede seiner Bewegungen von FBI-Kameras gefilmt, die hinter Trickspiegeln und Gucklöchern verborgen waren; «seine» auf Long Island eingerichtete Funkstation besuchte er während dieses Abenteuers nie. Sie wurde bedient von den FBI-Agenten J. C. Ellsworth und M. H. Price, die seine «Handschrift» auf der Morsetaste täuschend nachzuahmen gelernt hatten.

Im Juni 1941, fast gleichzeitig mit der Zerschlagung der Operation Tramp, mussten die deutschen Konsulate auf Anweisung von Präsident Roosevelt schliessen, weil sie, wie es in der Ausweisungsnote diplomatisch hiess, «sich mit Aktivitäten völlig ausserhalb ihrer legitimen Pflichten befasst» hatten. Anfang Juli sortierte das Generalkonsulat in Manhattan seine belastenden Papiere aus – alle Akten, die sich auf unerlaubten Umgang mit Spionen und Saboteuren bezogen –, um sie zu verbrennen. Konsul Lurtz,

der für die Spionagetätigkeit zuständig war, trug alle Dokumente zusammen, die die Amerikaner als «der Sicherheit dieses Landes abträglich» betrachten mochten, und rief dann den Hausmeister, der ihm helfen sollte, den lästigen Kram zu vernichten. Es war ein heisser Sommertag, doch Konsul Lurtz forderte den Hausmeister auf, im Heizungsofen im Keller Feuer zu machen. Das tat der Hausmeister auch, aber er zündete das Feuer nur auf der einen Seite des Ofens an. Dann warf er im Beisein Lurtz' und eines Vertrauensbeamten des Konsulats die Aktenbündel nacheinander in den Ofen – auf die Seite, wo kein Feuer brannte. Als die Deutschen den Keller in dem Bewusstsein verlassen hatten, dass die papiernen Beweise ihrer Schuld von den Flammen verzehrt waren, erstickte der Hausmeister das Feuer und verständigte das FBI. Am nächsten Morgen waren die Aktenbündel, kaum angesengt, im Besitz des US-Bundeskriminalamts. Unter den so der Nachwelt erhalten gebliebenen Dokumenten fand das FBI eine Liste sämtlicher jemals vom Konsulat betreuter – und auch einiger anderer – deutscher Agenten im New Yorker Raum mit allen wesentlichen Personalien. Dies schien das Ende der deutschen Spionage in den Vereinigten Staaten zu sein. Alle von Berlin und Hamburg aus eingesetzten Agenten waren dem FBI bekannt. Die von der Berliner Zentrale und von Ast X gesteuerten Operationen waren zerschlagen.

Aber zwei wichtige Gebiete blieben unberührt. Das eine war Dr. Thomsens Spionageapparat, der, wie wir sehen werden, jetzt aus mehr als einem Grund grösste Bedeutung erlangen sollte. Das andere war das Netz, das die unermüdliche Bremer Zweigstelle gespannt hatte.

### *Das Haus in der Massachusetts Avenue*

Anfang Januar 1938 trat auf einer Cocktailparty in Washington, zu der sich hauptsächlich prominente prodeutsche Amerikaner eingefunden hatten, eine elegante knabenhafte junge Frau an Dr. Herbert Scholz, den juristischen Referenten der deutschen Botschaft in der Massachusetts Avenue, heran und bat dem Anschein nach um ein Rendezvous. Der junge, blendend aussehende Diplomat war solche Avancen gewöhnt. Er war mit der schönen und reichen Tochter eines IG-Farben-Direktors verheiratet und in den besseren Kreisen der Hauptstadt sehr beliebt – hässlichen Gerüchten zum Trotz, die wissen wollten, dass er in Wirklichkeit ein Gestapomann war, den man mit irgendeinem zweifelhaften Auftrag in die Vereinigten Staaten geschickt hatte. Tatsächlich gehörte er zu Heydrichs Sicherheitsdienst – der in schärfster Rivalität mit der Abwehr arbeitenden eigenen Geheimdienstorganisation der Nationalsozialisten – und verstand es, seine wahre Mission hinter dem Glanz eines diplomatischen Deckmantels zu verbergen. Man sah ihn auf fast allen gesellschaftlichen Ver-

anstaltungen, die er hauptsächlich besuchte, um die Leute zu treffen, auf die es ankam, und die Ohren zu spitzen, wenn Eingeweihte aus der Schule plauderten.

Die elegante junge Frau bat Scholz um eine private Unterredung, um ein vertrauliches Projekt mit ihm zu besprechen, das sie im Sinne hatte. Scholz kannte die Dame nur flüchtig, wusste aber, dass sie eines der reichsten Playgirls der USA war.

Es war Merry Fahrney, die fast täglich in den Gesellschaftsklatschspalten erwähnt wurde. Scholz verabredete sich mit Miss Fahrney zum Lunch bei Pierre's in der Connecticut Avenue, einem der vornehmsten französischen Restaurants von Washington, und war doch etwas verblüfft, als ihm die Millionenerbin, noch bevor das Hauptgericht serviert wurde, ihre Dienste als Spionin anbot.

Wie sich Scholz später erinnerte, verlieh sie schon bei dieser ersten Begegnung ihren prodeutschen und auch pronationalsozialistischen Gefühlen Ausdruck, die seiner Ansicht nach stark durch ihren Judenhass motiviert waren. Er habe sie sogleich an ihrer ganzen Art als ungewöhnlich intelligent erkannt, wenn auch ihre Ideen durch ihre sprunghafte Denkweise etwas beeinträchtigt worden seien.

Dann – zwischen Hauptgericht und Dessert – stellte sie sich der deutschen Spionage unentgeltlich zur Verfügung.

Man traf ein Abkommen, das sich für die Deutschen als äusserst lukrativ erwies. Wie Scholz später schrieb, erhielt er von ihr sehr wertvolles Nachrichtenmaterial sowohl während seiner Zeit als Rechtsanwalt der Botschaft (bis Dezember 1938) als auch während seiner Tätigkeit als Konsul für die Neuenglandstaaten (März 1939 bis Juli 1941). Miss Fahrney wurde am 16. Februar 1944 in einem Brief, der sie für eine geheimdienstliche Beschäftigung in Argentinien empfahl, ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Einen ähnlichen Bericht lieferte gleichzeitig Heribert von Stempel, der in der deutschen Botschaft in Washington bis zum Dezember 1941 für politische Belange zuständig war. Er schrieb, sie sei dank ihrer prominenten Position im öffentlichen Leben Amerikas besonders erfolgreich gewesen bei der Vermittlung von Kontakten zwischen ihm und einflussreichen Persönlichkeiten, die politisch oder wirtschaftlich an Deutschland interessiert waren.

Im Frühjahr 1939 gab Dr. Scholz, als er nach Boston versetzt wurde, Miss Fahrney an von Stempel und dann an Dr. Hans Thomsen selbst ab. Sie erwies sich als tüchtige Spionin und bewegte sich weiterhin im Kreis ihrer gut informierten Freunde. Merrys pronazistische Anwandlungen wurden als Laune einer verwöhnten jungen Dame abgetan, die alles hatte. Sie erwies sich als produktive und wertvolle Spionin, aber sie war nicht gerade die diskreteste Vertreterin der Branche. Ihre Arbeit für die Deutschen, der sie sich wie allem, was sie unternahm, voller Begeisterung und Schwung widmete, begann die Aufmerksamkeit der amerikanischen Behörden zu wecken.

Als sie wegen ihrer behutsamen Beschattung durch das FBI nicht mehr recht von Nutzen zu sein schien, schlug ihr Dr. Thomsen vor, nach Argentinien zu gehen, wo sie von den Behörden unbelästigt als Agentin Weiterarbeiten konnte. Miss Fahrney – inzwischen durch ihre Ehe mit einem Mitglied der faschistischen Aristokratenfamilie Berlingieri Contessa geworden – folgte dem Rat und emigrierte nach Buenos Aires. Doch in Argentinien bekam sie Schwierigkeiten. Der Leiter des dortigen deutschen Geheimdienstes, ein fanatischer Nationalsozialist namens Siegfried Becker, weigerte sich, eine amerikanische Millionenerbin in sein Team aufzunehmen. Da beschloss Miss Fahrney, Thomsen, von Stempel und Scholz als Zeugen für ihre Tätigkeiten aufmarschieren zu lassen, und sie hatte damit auch Erfolg. Ihre Geheimdienstkarriere begann 1938 und endete erst mit dem deutschen Zusammenbruch 1945. Sie hinterliess eine Reihe dicker Ordner in den Geheimarchiven, mit vielen, für die Kriegsanstrengungen ihres Heimatlandes schädlichen Angaben, die sie mit ebensoviel Leichtigkeit wie Vergnügen im Kreis ihrer gutbetuchten Freunde der «high society» eingesammelt hatte.

Kein Diplomat, der etwas auf sich hielt, konnte in seinem «trüben Geschäft» ohne eine kleine Gruppe vertraulicher Informanten überleben. In den Vereinigten Staaten entwickelte sich Thomsens Vertretung zu einem wahren Intrigen- und Spionentreibhaus – dem üppigsten, das die Nationalsozialisten auf der Welt hatten, ausgenommen möglicherweise ihre Botschaft in Argentinien und ihre Gesandtschaft in Rumänien.

Hans Thomsen, der die deutsche Botschaft leitete, war nicht von George Sylvester Viereck abhängig. Es stellte sich heraus, dass er selber ein kluger Agent war. Als in Europa der Krieg ausbrach, ging Thomsen davon aus, dass sich die Vereinigten Staaten rasch der englisch-französischen Allianz gegen Deutschland anschliessen oder zumindest die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abbrechen würden. Er baute zum «kontinuierlichen Schutz deutscher Interessen» zwei separate Spionageringe auf. Er brachte sehr schnell eine Gruppe von Ausländskorrespondenten zusammen, die Zeitungen von Ländern vertraten, von denen Thomsen annahm, dass sie neutral bleiben würden. Er versprach ihnen einen Zuschuss von 350 Dollar monatlich, für die damalige Zeit eine hohe Summe, wenn sie hauptsächlich in Washington und New York als Gewährsleute fungierten.

Er hatte bereits damit begonnen, ein Netz regulärer V-Leute von Küste zu Küste zu spinnen, die solche Informationen beschaffen sollten, wie sie die Botschaft und die Konsulate bald nicht mehr würden liefern können, da er damit rechnete, dass sich die USA und Deutschland demnächst im Kriegszustand befinden würden. Er unterteilte die Vereinigten Staaten in vier Bezirke und bestimmte für jede davon Gruppen von Berichterstatlern. Insgesamt 47 «vertrauenswürdige Agenten» suchte Dr. Thomsen selbst als V-Leute aus – 4 in Washington, D.C., 13 in Illinois, 1 in Indiana, 3 in Wis-

consin, 4 in Minnesota, 1 in Nebraska, 1 in Iowa, 3 in Louisiana, 5 in Texas, 1 in Florida, 1 in Georgia, 1 im Bundesstaat Washington, 6 in Missouri und 3 in New York. Die Vereinigten Staaten hielten sich noch zwei Jahre aus dem Krieg heraus, und als die FBI-Razzia von 1941 so plötzlich und unerwartet kam, hatte Dr. Thomsen keine Zeit mehr, seine auf Eis gelegten Spionageringe aufzutauen.

Thomsen zeichnete sich auch persönlich in geheimen Operationen aus. In seiner «Geheimdiplomatie» betrachtete er die ständige Überwachung des Präsidenten in seiner dritten Amtsperiode als seine Hauptaufgabe, und dies mit Recht. Roosevelt erwies sich, noch lange bevor die USA in den Krieg eintraten, immer deutlicher als der bedeutendste Führer der grossen Koalition gegen die Deutschen. Einige der entscheidendsten Entschlüsse, die direkten Einfluss auf Hitlers Kriegsführung hatten, wurden von diesem nominell neutralen Staatschef gefasst. Thomsen fühlte sich bemüssigt, Roosevelts Pläne, Absichten und Massnahmen auszukundschaften und seine grossen Entscheidungen zu erforschen, noch ehe sie getroffen waren.

Thomsens Berichte über Roosevelt zeichneten sich durch ihre bemerkenswerte Genauigkeit und Objektivität aus. Im Gegensatz zu Dieckhoff kümmerte er sich nicht um Hitlers und Ribbentrops blinden Roosevelt-Hass. Ihm ging es um Fakten, und die beschaffte er sich teils auf den üblichen diplomatischen Wegen, teils mit Spionage. Er trug zusammen, was er an Informationen von wichtigen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens erhalten konnte, die mit Roosevelts Innen- und Aussenpolitik unzufrieden waren. Viele dieser Leute kamen von sich aus auf Thomsen zu, weniger um den Deutschen zu helfen als in dem Bemühen, die Vereinigten Staaten aus dem Krieg herauszuhalten.

Thomsen kämte den Washingtoner Dschungel nach Leuten durch, die Zugang zu Staatsgeheimnissen hatten und bereit waren, sie zu verkaufen. Es gelang ihm auch, eine Anzahl von Personen ausfindig zu machen, die viel besser postiert waren als die Geselligkeit liebende Miss Fahrney und den Hebeln der Macht noch näher waren als Viereck und seine Leute.

Zu den wichtigsten von ihnen zählte ein Freund von Justizminister Homer S. Cummings. Diesem Agenten verdankte er eine grosse Menge wertvoller Informationen, darunter auch Berichte über Kabinettsitzungen. Am 11. Juni 1940 zum Beispiel teilte er Berlin einige der geheimsten Gedanken des Präsidenten mit, wobei er sich auf ein Gespräch stützte, das der Justizminister mit Roosevelt geführt hatte. Der Bericht, der sich seinerseits auf einen Bericht seines Gewährsmannes gründete, umfasste folgende Punkte:

1. In der gegenwärtigen Kriegslage wird der Präsident jeden legalen Kniff anwenden, um unter Umgehung des Neutralitätsgesetzes die Alliierten mit jeder nur möglichen materiellen Hilfe zu versorgen.



2. Sollte der Krieg so lange dauern, dass es möglich wird, die amerikanische Rüstungsindustrie anzukurbeln und die Armee auszubauen, wird er beide auf Seiten der Alliierten einsetzen.
3. Sollte der Krieg innerhalb kurzer Zeit mit der Niederlage Englands und Frankreichs enden, dann würde Amerika zwei Jahre lang freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland unterhalten und inzwischen ohne Rücksicht auf die Kosten aufrüsten.
4. Sollte Deutschland zu irgendeinem Zeitpunkt Kanada oder die westindischen Besitzungen Englands oder Frankreichs angreifen, würde dies den sofortigen Krieg mit Deutschland bedeuten, ohne Rücksicht auf den Stand der amerikanischen Ausrüstung.

Thomsen fügte hinzu, er habe keinen Grund, an der Authentizität dieser Feststellungen zu zweifeln. Sie seien ausserdem deshalb von Interesse, weil der Präsident damit erkennen lasse, dass er eine Verlängerung seiner Amtszeit, also seine Wiederwahl, voraussetze.

Thomsen hatte eine noch bessere Nachrichtenquelle, sozusagen einen geheimen Draht zur höchsten amerikanischen Regierungsebene.

Die innerste Abschirmung des Präsidenten war durchbrochen worden, als ein Diplomat in untergeordneter Stellung Kopien der streng geheimen Telegramme anfertigte, die ihren Weg durch die Chiffrierabteilung der Londoner Botschaft nahmen. Wie wir sahen, wurde Tyler Kent entlarvt und festgenommen. Die Deutschen empfangen jedoch weiterhin fast wortgetreue Kopien einiger Telegramme von Roosevelt, vor allem solcher, die er mit Botschafter Kennedy wechselte. Zwei insbesondere erhielten sie direkt aus Washington, während Kent noch auf freiem Fuss und unentdeckt war. Da sie nicht zu der Masse von Telegrammen gehörten, die Kent kopiert hatte, mussten sie zwangsläufig aus einer anderen Quelle stammen. Ausserdem gingen ähnliche abgefangene Nachrichten noch lange nach Kents Entlarvung ein.

Sie kamen von Dr. Thomsen in Washington. Am 19. August 1940 leitete er nach Berlin ein Telegramm von höchstem thematischem Interesse weiter, in dem Botschafter Kennedy sich beim Präsidenten darüber beklagte, dass man eine amerikanische Militär- und Marinemission nach London geschickt hatte, ohne ihn vorher zu konsultieren. Thomsen schilderte die «Empörung» des Botschafters, der um seine Rückberufung gebeten habe, als er durch Churchill vom Eintreffen der Offiziere erfuhr. Es habe, meldete Thomsen weiter, eines persönlichen Telefongesprächs zwischen Roosevelt und Kennedy bedurft, um den Botschafter von seinen Rücktrittsabsichten abzubringen.

Die Kennedy-Telegramme versetzten Thomsen in die Lage, Englands Widerstandskraft abzutasten und sich über den physischen und moralischen Schaden zu informieren, den der Luftkrieg im Herbst 1940 in England verursacht hatte. Thomsen leitete eine ganze Reihe solcher Telegramme weiter, in denen Kennedy die Wirkung

der deutschen Luftangriffe auf Englands Häfen, Flugplätze und Rüstungsindustrie schilderte.

Am 30. September 1940 sandte Thomsen das Telegramm nach Berlin, in dem der verstörte Botschafter Roosevelt mitteilte, England sei völlig fertig. Als Quelle gab er den «bekannteren» zuverlässigen Informanten an.

Dies war in jeder Hinsicht einer der grössten Erfolge der deutschen Spionage in den Vereinigten Staaten während des Zweiten Weltkriegs, und es ist auch eine der mysteriösesten Operationen dieser Art – das State Department hat sie in seiner Untersuchung des Falles nach dem Kriege nie enthüllt.

Meinen privaten Nachforschungen gelang es, zumindest die Umriss der Angelegenheit zu beleuchten. Thomsen war in die Chiffrierabteilung des Aussenministeriums in Washington vorgedrungen und hatte Nachrichten aus erster Hand über einige der wichtigsten Geheimnisse der USA beschafft.

Wie konnte das geschehen?

Die Chiffrierabteilung des State Department, eine Unterabteilung der Division of Communications and Records, war im zweiten Geschoss des alten Gebäudes des Aussen-, Verteidigungs- und Marineministeriums in der Pennsylvania Avenue untergebracht und stand seit 1910 unter der Leitung von David A. Salmon, einem früheren Archivar des Verteidigungsministeriums. Unter Salmon wurden die Sicherheitsmassnahmen sehr lax gehandhabt. «Die Vereinigten Staaten», schrieb David Kahn, «müssen für jeden Geheimschriftentzifferer auf der Welt ein Witz gewesen sein.» Salmon reagierte immer viel zu langsam, selbst wenn ständig Codebücher gestohlen wurden, und auch, als bekannt wurde, dass die meisten (und wahrscheinlich alle) Schlüssel des Department von Freund und Feind geknackt waren.

Thomsen zufolge war es ein zuverlässiger und erprobter Agent, der ihn auf dem Laufenden hielt. Der Mann war, wie er sagte, gut befreundet mit dem «Leiter des Chiffrierbureaus», der ihm erlaubt habe, sich selbst zu überzeugen und wahrscheinlich wichtige telegrafische Berichte zu kopieren. Der für das Durchsickern dieser Geheimnisse verantwortliche Mann war der technische Leiter der Chiffrierabteilung, Joseph P. Dugan.

In dem spannungsgeladenen Klima jener Tage machte sich Dugan einer schwerwiegenden Indiskretion schuldig. Er sprach über Botschafter Kennedys Telegramme ganz offen mit einem Freund, einem Amerikaner, dem er sich seinen Anschauungen nach verwandt fühlte. Er ging so weit, dass er Kopien von einzelnen Telegrammen mit nach Hause nahm, die sich auf die grosse Frage Krieg oder Frieden bezogen.

Er ahnte nicht im Geringsten, dass sein Freund ein deutscher Agent war. Dugan erlaubte ihm sogar, Kopien von wichtigen Telegrammen anzufertigen, weil sein Freund sagte, er wolle sie gleichgesinnten Kongressabgeordneten zeigen, «die ein Recht hatten, zu erfahren, was vor sich ging».

Die meisten deutschen Papiere, die mit diesem Leck in der Abschirmung des amerikanischen diplomatischen Nachrichtendienstes in Verbindung standen, wurden vernichtet.

Fünf Dokumente sind jedoch erhalten und zeigen, dass sich diese eine Operation gegen die Chiffrierabteilung des State Department über mindestens siebzehn Monate erstreckte. Während dieses Zeitraums lieferte Thomsen Kopien von wichtigen Kennedy-Telegrammen, eine vom 22. Oktober 1939, zwei vom 3. April 1940 und je eine vom 19. August und 30. September 1940.

Am 29. April 1941 konnte Thomsen dann mit Hilfe seines Agenten einen noch grösseren Coup landen. Im Herbst 1940 gelang es amerikanischen Kryptologen, das am stärksten abgesicherte japanische diplomatische Geheimschriftsystem zu knacken, das auf einer angeblich unknackbaren Chiffriermaschine, genannt «B-Maschine», beruhte. Da alle anderen japanischen Codes und Schlüssel schon vorher geknackt worden waren, bedeutete dies, dass die amerikanische Regierung die gesamte diplomatische Korrespondenz lesen konnte. Dies war eine in der Geschichte der Kryptologie bis dahin einmalige Leistung. Kein Spionagering hätte japanisches Nachrichtenmaterial in solchem Umfang, so kontinuierlich beschaffen können.

Die USA hatten zu diesem Zeitpunkt keinen einzigen Spion in Japan und sie konnten auch sehr wohl darauf verzichten. Die amerikanischen Code-Knack-Operation, genannt «Magic», war durch aussergewöhnliche Sicherheitsmassnahmen geschützt. Man ging davon aus, dass die Japaner vom Bruch ihres Nachrichtengeheimnisses nichts wussten und dass kein Unbefugter etwas von der Existenz von «Magic» ahnte.

Am 29. April nun machte Thomsen diese Annahme zunichte. In einem Telegramm an seine Berliner Zentrale berichtete er «aus absolut zuverlässiger Quelle», dass das State Department den Schlüssel zum japanischen Codiersystem besass und deshalb auch in der Lage war, Telegramme von Tokio an Botschafter Nomura in Washington zu lesen, die Botschafter Oshimas Berichte aus Berlin betrafen. Zweifellos handelte es sich bei der «absolut zuverlässigen Quelle» um den «verlässlichen und erprobten Agenten», der mit dem «Leiter des Chiffrierbureaus» gut befreundet war, wie Thomsen am 3. April 1940 nach Berlin berichtet hatte.

Das State Department stand auf der sehr begrenzten Verteilerliste der «Magic»-Abfangmeldungen, gemäss einer Vereinbarung vom 23. Januar 1941, die den Zugang zu japanischen Telegrammen auf Aussenminister Cordell Hull beschränkte. Hull versties jedoch gegen diese Vereinbarung – er informierte sechs seiner engsten Mitarbeiter über die Magic-Meldungen, und diese wiederum vier untergeordnete Beamte der Fernostabteilung. Keiner von ihnen war für diesen Verrat verantwortlich, doch so viele Kopien der abgefangenen Meldungen waren für diese Vereinbarungen notwendig, dass das Aussenministerium wichtige Telegramme von einem Angestellten fotokopieren liess, der nicht einmal der Sicherheitsüberprüfung für vertrauliche Dokumente, geschweige denn Magic-Meldungen unterworfen worden war.

Das zu diesem Zweck benutzte Kopiergerät stand im Chiffrierraum. Auf diese Weise erfuhren andere davon, dass die Amerikaner im Besitz des Schlüssels zum japanischen Codiersystem waren. Und schliesslich drang die Indiskretion bis zu Dr. Thomsen.

Seine Warnung wurde sofort nach Tokio weitergeleitet, wo man nur eine oberflächliche Untersuchung anstellte und dann beschloss, weiter nichts zu unternehmen. Es war möglich, sagten sich die Japaner, dass einige ihrer weniger komplizierten Codiersysteme von den Amerikanern geknackt worden waren, aber ihr supergeheimes Chiffriersystem mittels der B-Maschine blieb für sie «absolut sicher».

Innerhalb der deutschen Botschaft waren die traditionellen «Spione» natürlich die beiden Militärattaches. Ermuntert durch Thomsen, fügten sie nun dem alten System, das die Militärattaches gelegentlich als «inoffizielle Spione» duldeten, eine neue Dimension hinzu.

Der Marineattaché war Kapitän z. S. Robert Witthöft-Emden, ein steifer, wortkarger, zurückhaltender Offizier, dessen Doppelname von seinem tapferen Einsatz an Bord des Kreuzers *Emden* während des Ersten Weltkriegs stammte. Witthöft-Emden nahm seine Funktion als offizieller Spion sehr ernst, weigerte sich aber, an irgendeiner Spionageoperation teilzunehmen, die er nicht völlig überblicken konnte. Gelegentlich gestattete er es Abwehrgenten, sich seiner Nachrichtenverbindung zu bedienen, doch dies liess sich nicht vermeiden, da der M-Schlüssel der Kriegsmarine als das einzig unknackbare Chiffriersystem galt. Es war angezeigt, diesen geheimsten Schlüssel zu benutzen, wann immer der Bericht eines Spions über die Botschaft weitergeleitet werden musste, um sicher zu gehen, dass ein solcher Verstoß gegen die diplomatischen Gepflogenheiten nicht bekannt wurde.

Im September 1939 erhielt Witthöft-Emden die Anweisung, bestimmte Häfen sowohl an der Ost- wie an der Westküste der USA scharf beobachten zu lassen. Er handelte sofort, und in diesen beiden Zonen operierten seine Spione mindestens ebensogut, wenn nicht erfolgreicher, als die allgegenwärtigen Küstenbeobachter der Abwehr.

In New York hatte Witthöft-Emden einen Mann namens Rehmel, der unter einem der New Yorker Konsuln arbeitete. Rehmel ist einer der wenigen noch vom Geheimnis umhüllten Leute der deutschen Spionage in den Vereinigten Staaten. Er könnte ein Mann im Schiffsspeditions-geschäft gewesen sein, der aufgrund seiner Stellung Zugang zu den Papieren aller Schiffe hatte, die den New Yorker Hafen passierten.

An der Westküste arbeitete für Witthöft-Emden ein Mann namens Oscar Haber, der von Generalkonsul Gyssling von Los Angeles angeworben und instruiert worden war. Da Gyssling schon bald, nachdem Haber eingesetzt worden war, Los Angeles verlassen musste, hatte Witthöft-Emden grosse Schwierigkeiten, mit ihm über die grosse Entfernung von Washington aus in Verbindung zu bleiben.

Er gab daher die Zuständigkeit für die Pazifikküste an die von der Gesandtschaft in Mexico City aus operierende mexikanische Aussenstelle der Abwehr ab. Diese verfügte über ein gut funktionierendes Spionagenetz, das aus Dutzenden von Agenten bestand und in erster Linie dank der hervorragenden Arbeit des besten Marinebeobachters, den die Deutschen überhaupt in der westlichen Hemisphäre besaßen, aufgezogen werden konnte.

Es war Alfred Johann Wöhler, der offiziell bei einer Firma namens Vos de Pueblo in Mazatlan in der Provinz Sinaloa arbeitete, einem Pazifikhafen an der Hauptstrecke zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico City.\*

Kapitän Witthöft-Emden hatte noch einen weiteren Ring von Agenten, die Crewmitglieder von Schiffen, die von den USA nach Mexiko führen, nach Informationen und besonders über die Tätigkeit der amerikanischen Flotte an der Pazifikküste aushorchten. Diese Organisation, die von Walter Schmiedehaus geleitet wurde, nahm im Oktober 1942 ein Ende, als die mexikanische Geheimpolizei Schmiedehaus aufgrund von Beweismaterial verhaftete, das ihr das FBI geliefert hatte. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte Kapitän Witthöft-Emden die Washingtoner Szene bereits verlassen.

Friedrich von Bötticher war der erste und einzige deutsche Botschafts-Militärattache, den die Vereinigten Staaten zwischen den beiden Weltkriegen akzeptiert hatten. Er traf im April 1933 in den USA ein. Geboren im Jahre 1881, ausgebildet als Artillerieoffizier, beschäftigte er sich mit Geschichte, Militärphilosophie und Geopolitik. Er schrieb Artikel und mehrere Bücher über diese Themen. Diese Meriten als Schriftsteller und Analytiker empfahlen ihn für die Schlüsselposition in Washington. Während seines über achtjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten war Bötticher der produktivste Reporter auf der amerikanischen militärischen Szene, der seine Zentrale, die Attacheabteilung des Heeres, über die Armee der USA und ihr Militärpotential informierte. Aber seine Berichte, abgefasst in einem eleganten Stil augenscheinlicher Gelehrsamkeit, waren kein Beweis für seinen Ruf als scharfsinniger Beobachter.

Von liebenswürdiger, umgänglicher Art, war er in Wirklichkeit ein mit schwerwiegenden Vorurteilen belasteter Dummkopf. Er war Antisemit, und seine Engstirnigkeit beeinträchtigte sogar sein professionelles Urteilsvermögen. Nach dem Krieg bezeichnete ein hoher Beamter des Auswärtigen Amtes Bötticher als einen der Totengräber Deutschlands. Er behauptete, seine von Vorurteilen getrüben Berichte hätten zu Hit-

\* Wöhler leitete den H-Dienst oder Hafendienst, die Sonderorganisation der Küstenbeobachter. Dies war die bestaufgebaute und weitestverbreitete maritime Spionageorganisation in Nord- und Mittelamerika, mit Agenten in Tampico (drei Leute), Vera Cruz (drei Leute), La Paz (ein Mann), Acapulco (ein Mann), Puerto Angel (eine Schiffsagentur), Salina Cruz (ein Mann) und natürlich Mazatlan, wo Wöhler zwei Mitarbeiter hatte.

lers schicksalhaften Fehleinschätzungen der Verhältnisse in den Vereinigten Staaten beigetragen.

Die erbärmliche Qualität seiner Berichte hing zweifellos mit seinen Methoden der Informationseinziehung zusammen. Sein Informantenkreis war eine kleine Gruppe von amerikanischen Generalstabsoffizieren samt deren Freunden, deren Vorstellungen mit den seinen übereinzustimmen schienen.

Es gab in Washington vor dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten eine militärische Clique, die allzusehr von der Präzision und Macht der deutschen Kriegsmaschine und vielleicht sogar von Hitler beeindruckt war und alles vom Standpunkt ihrer prodeutschen Voreingenommenheit aus beurteilte. Es war eine fest umrissene kleine Gruppe, lose organisiert als isolationistische Lobby militärischer Professionals. Ihre Mitglieder trafen sich regelmässig im Hause von Colonel Truman Smith, dem ehemaligen amerikanischen Militärattache in Berlin, der der Ideologe und Spiritus rector der Gruppe war. Er war eine der obskursten und rätselhaftesten Kräfte, die sich hinter den Kulissen der Washingtoner Szene jener Tage bewegten. Sein Einfluss strahlte sowohl zu den Politikern wie zur Öffentlichkeit aus und fachte die heftigsten Kontroversen weiter an, die durch die grossen Fragen Krieg oder Frieden und Unterstützung für die Alliierten ausgelöst wurden. Smith, infolge eines schweren Magen-Darm-Leidens mürrisch und reizbar, war ein aufrichtiger Patriot, ein loyaler und kompetenter Offizier, ein geistreicher Mann von absoluter Integrität. Er wurde sehr geschätzt und häufig von General Marshall konsultiert, der ihn für den besten Deutschlandexperten in der US-Armee hielt. Smith, streng konservativ, mit einer unterschwelligten Bewunderung für autoritäre Methoden, war geneigt, den Deutschen einiges zugute zu halten. Zu seinem inneren Kreis von militärischen Reaktionären und politischen Isolationisten gehörten einige begabte, aber politisch naive junge Offiziere. Zu der Gruppe zählte auch ein Hauptmann der Luftwaffe, der am sogenannten «Victory Program» arbeitete, dem grundlegenden strategischen Kriegsplan der Vereinigten Staaten. Die Marine war in der wohlmeinenden Kabale durch Konteradmiral Stanford C. Hooper vertreten, einen starrsinnigen, mürrischen Mann, der aber wegen seiner Pionierarbeit auf dem Gebiet des Marinennachrichtenwesens und des Radars hoch geachtet war.

Diese Leute waren weniger von irgendwelchen prononcierten prodeutschen Gefühlen beseelt – obwohl gewisse Sympathien eine Rolle gespielt haben mögen – als von ihrem Bestreben, die USA aus dem Krieg herauszuhalten. Als Oberst Charles A. Lindbergh sich entschieden gegen eine Verwicklung der Vereinigten Staaten in die militärischen Auseinandersetzungen Europas aussprach, wurde auch er in diesen Kreis hineingezogen und wohnte mehreren seiner Sitzungen bei. Und er beschaffte sich die Munition, die er für seine Kampagnen brauchte, aus der Kenntnis dieser Leute von

Deutschlands Stärke und Englands vermeintlicher Schwäche, von Amerikas Kriegsbereitschaft und den angeblichen «kriegstreiberischen Plänen» der Roosevelt-Regierung.

Dies war keine blosser Arbeitsgruppe, kein privater Debattierklub besorgter Staatsbürger. Der Kreis wies alle Merkmale einer Verschwörung auf. Seine Zusammenkünfte fanden unter strenger Geheimhaltung statt. Geheim blieben auch die Themen, die man behandelte. Man brachte zu diesen Zusammenkünften geheime Dokumente mit und tauschte dienstliche Informationen aus. Man hielt verstohlen Verbindung mit einflussreichen Isolationisten im Capitol, vor allem mit Senator Burton K. Wheeler von Montana. Er wurde von Zeit zu Zeit von Mitgliedern der Gruppe aufgesucht, die ihn mit den «Fakten» vertraut machten, die er brauchte, um Roosevelt als Kriegstreiber blosszustellen. Geheime Dokumente wurden ihm zugeschmuggelt, damit er seine Darlegungen mit den eindeutigen Beweisen dafür untermauern konnte, dass, wie Admiral Hooper es ausdrückte, «der Mann am andern Ende der Avenue uns in den Krieg hineinbringen will».

Dies war der Kreis von Informanten, an den General von Bötticher sich heftete, nicht nur um Stimmung und Moral der US-Armee auszuloten, sondern auch um sich die zuverlässigsten Informationen zu beschaffen, die er bekommen konnte. Gleich vielen deutschen Militärattachés, die sich in die zwielichtige Zone der Geheimdiplomatie begaben, widersetzte er sich heftig jeder Spionage und bekämpfte auf diesem Gebiet sogar die Abwehr. Damit zog er sich den Zorn von Canaris zu, der sich bei Generaloberst Keitel darüber beschwerte, dass Bötticher seiner Pflicht zur Förderung der Interessen des Reiches nicht nachkomme, indem er die Arbeit der Geheimagenten sabotiere.

Die Kontroverse erreichte ihren Höhepunkt im März 1940, als Bötticher von seiner Zentrale aufgefordert wurde, die Arbeit der Abwehr-Agenten in den Vereinigten Staaten nicht mehr zu behindern. In einem handschriftlichen Schreiben an den Generalstabschef des deutschen Heeres wies Bötticher empört darauf hin, dass er einzig im besten Interesse des Vaterlandes handle, wenn er sich gegen das Einschleusen von Canaris' Spionen wende, die eine klägliche Gesellschaft seien. Seine eigenen Berichte, die sich auf die besten Quellen stützten, lieferten viel verlässlichere Nachrichten. Ausserdem könne ein solcher Zustrom von Spionen die USA zu noch grösserer Hilfe für Grossbritannien provozieren.

General Halder beruhigte Bötticher, wies ihn aber auch an, sich der Tätigkeit der Abwehr-Agenten nicht zu widersetzen, die unentbehrlich seien bei der Beschaffung gewisser geheimer Informationen über Luftwaffen- und Marineaufrüstung und bei der Beobachtung der Lieferung strategischen Materials nach Europa.

Bötticher gab seinen Widerstand nicht auf. Er berichtete, er treffe sich recht häufig mit Mitgliedern der Gruppe um Smith und des Kreises um Lindbergh, insbesondere

mit solchen Leuten, die, wie Smith und Major (später General) Albert C. Wedemeyer, in Deutschland gedient oder studiert hätten. Solche Kontakte brachten Berlin zu der Überzeugung, dass einflussreiche Offiziere in G-2 und der War Plans Division die Sache Deutschlands unterstützten, im Gegensatz, wenn nicht sogar im Widerspruch zu den offiziellen Leitlinien und Plänen der Roosevelt-Regierung.

Bötticher brauchte gar nicht viel zu unternehmen, denn er hatte drei Kontaktpersonen, die der Gruppe nahestanden und alles lieferten, was er glaubte nötig zu haben. Sie waren nicht an die Diskretion gebunden, die Offiziere bei ihrem Verkehr mit Bötticher leitete. Sie waren Zivilisten und konnten tun und sagen, was sie wollten.

Der wichtigste der drei Kontaktpersonen war Major Alford J. Williams jr., ein früherer Marineflieger und Reserveoffizier beim Marine Corps. Er schrieb luftfahrttechnische Artikel für die Scripps-Howard Presse und nahm häufig an den Beratungen der Gruppe teil. Er war Stammitglied des Kreises um Lindbergh, der, wie der General am 20. Juli 1940 nach Berlin meldete, versuchte, die verhängnisvolle Beherrschung der amerikanischen Politik durch die Juden zu verhindern.

Sein anderer, eng mit dem Smith- wie dem Lindbergh-Kreis verbundener Informant war Charles B. Allen, ebenfalls ein bekannter Schriftsteller auf dem Gebiet der Luftfahrt, der dem gleichen Bericht zufolge seit Jahren mit Bötticher gut befreundet war und bis vor Kurzem ein wichtiges Regierungsamt in der Zivilluftfahrt bekleidet hatte.

Was immer Bötticher an brauchbaren Informationen erhielt, analysierte er unter einem bestimmten Blickwinkel, weil seine Hauptaufmerksamkeit dem angeblichen jüdischen Einfluss auf die amerikanische Regierung galt. Er wurde zum Beispiel zutreffend von den Verhandlungen mit Japan informiert, die hinter geschlossenen Türen geführt wurden, aber in seinen Berichten äusserte er die Ansicht, dass Roosevelt bestrebt sei, die Regierung in Tokio zu einem Angriff in Asien zu provozieren, ein Vorhaben, das seine jüdischen Berater ausgebrütet hätten, um auf den Kriegseintritt der USA hinzuarbeiten. Er versicherte Berlin, die Japaner würden nicht in diese Falle gehen, und in absehbarer Zukunft sei kein Krieg mit Japan in Sicht. Er wurde von Pearl Harbor genau so überrascht wie alle anderen in Washington.

Auf Anweisung des Präsidenten entwarfen im Sommer 1941 die Planer der Heer- und Marinestäbe einen «Generalplan für ein gigantisches amerikanisches Expeditionskorps», wie es ein junger Hauptmann der Clique, der sich Senator Wheeler als Informant angeboten hatte, nannte. In Wirklichkeit handelte es sich um eine Reihe von Analysen und Schätzungen, mit denen, wie Wedemeyer, der Chefplaner, es ausdrückte, versucht werden sollte, «die Gesamtproduktionserfordernisse zur Vernichtung unserer potentiellen Feinde» festzustellen. Das *Wall Street Journal* enthüllte am 21. Oktober, dass an einem solchen Projekt gearbeitet wurde, konnte aber keine Ein-



zelheiten angeben. Der Autor des Artikels, Eugene S. Duffied, sprach lediglich davon, dass der Plan das grundsätzliche Ziel verfolgte, «Hitler zu schlagen». Angehörige der Clique betrachteten dieses sogenannte «Victory Program», wie Wedemeyer es ausdrückte, als Beweis dafür, dass ein amerikanisches Eingreifen in den Krieg geplant war und unmittelbar bevorstand und dass Roosevelts Versprechungen, Amerika aus diesem Krieg herauszuhalten, reine Wahlpropaganda waren. Man beschloss nun, Roosevelt auf seinem Weg in den Krieg aufzuhalten, indem man Einzelheiten des «Programms» enthüllte. Es fiel nun dem Hauptmann zu, die damit verbundene schwerwiegende Indiskretion zu begehen. Am 3. Dezember bei Dienstschluss holte er in seinem Büro in der War Plans Division das als «geheim» deklarierte Dokument aus dem Safe und nahm es mit nach Hause. Es war eine umfangreiche Akte, die er aus dem Munitions Building hinaustrug.

Von seiner Wohnung aus rief er Senator Wheeler an und bat ihn um eine Unterredung, diesmal im Hause des Senators in der Kalorama Road. Man vereinbarte, sich noch am Abend zu treffen. Als der Hauptmann erschien, hatte er, nach Wheelers Formulierung, «das bestgehütete Geheimnis in Washington» bei sich. «Haben Sie keine Angst, es mir zu übergeben?» fragte der Senator. Der Hauptmann gab zurück: «Der Kongress ist eine Abteilung der Regierung. Ich glaube, er hat das Recht zu erfahren, was in der exekutiven Abteilung der Regierung vor sich geht, wenn Menschenleben auf dem Spiel stehen.» Mit der Überreichung der Kopie des «Victory Program» sollte tatsächlich lediglich Wheeler davon überzeugt werden, dass ein solcher Plan – der von «einer Angriffsgruppe von fünf Millionen Mann» bei einer Gesamtstreitmacht von 10'045'658 Mann ausging – auf Anweisung des Präsidenten aufgestellt worden war. Der Plan, so sagte der Hauptmann zu Wheeler, liege jetzt auf dem Schreibtisch des Präsidenten. Man verfolgte bei dem ganzen Unternehmen die Absicht, den Senator mit den Fakten vertraut zu machen, die vielleicht zu einer Rede vor dem Senat führten, in der Wheeler das Programm enthüllen würde, ohne Einzelheiten preiszugeben.

Wheeler war verblüfft und fasziniert. Es war eine umfangreiche Akte, und er brauchte Zeit zur Einsichtnahme. Er fragte, ob er sie über Nacht behalten könne, und der Hauptmann sagte, das sei möglich, wenn er sie am nächsten Morgen so früh zurückbringe, dass er sie vor Dienstbeginn an ihren Platz im Verteidigungsministerium zurückbringen könne. Als der Hauptmann gegangen war, überlegte Wheeler, was zu tun war, und er kam zu einem Entschluss, mit dem der Hauptmann gewiss nicht gerechnet hatte. Ein Senator der Vereinigten Staaten war es, der bewusst verschlimmerte, was lediglich eine unverantwortliche Indiskretion eines von ehrlicher Sorge getriebenen jungen Amerikaners war. Wheeler ging bis an die Grenze des Hochverrats, indem er das Dokument einem Journalisten überliess, dessen Zeitung, wie er später schrieb, «dem Plan die Aufmerksamkeit widmen würde, die er verdiente». Er

rief Chesly Manly vom Washintoner Büro der *Chicago Tribune* an und bat ihn sofort zu sich. Manly war kurz nach acht Uhr bei ihm und blieb bis Mitternacht. Er machte sich wortwörtliche Auszüge und wählte die wichtigsten Abschnitte aus. Noch in der Nacht gestaltete Manly das alles zu einem aggressiven Artikel. Er erschien in dicken Schlagzeilen am nächsten Morgen in der *Chicago Tribune*, im *Washington Times-Herald* und den *New York Daily News*, den Flaggschiffen der Anti-Roosevelt-Presse in Amerika.

«Ein vertraulicher Bericht», hiess es in Manlys Artikel, «ausgearbeitet vom Armee- und Marineoberkommando unter Leitung von Präsident Roosevelt... ist ein Plan für einen totalen Krieg in noch nie dagewesenem Umfang auf wenigstens zwei Ozeanen und drei Kontinenten, Europa, Afrika und Asien. Der Bericht» – hier kam er mit dem subtilen isolationistischen Seitenhieb – «drückt die wohlüberlegte Ansicht von Armee- und Marinestrategen aus, dass Deutschland und seine europäischen Satelliten von den jetzt gegen sie kämpfenden europäischen Mächten nicht geschlagen werden können. «Wenn», so schliesst der Artikel, «unsere europäischen Feinde geschlagen werden sollen, wird es deshalb nötig sein, dass die Vereinigten Staaten in den Krieg eintreten und einen Teil ihrer Streitkräfte offensiv im östlichen Atlantik und in Europa und Afrika einsetzen.» Manly zufolge war der 1. Juli 1943 als «Datum für den Beginn des endgültigen grossen Ansturms amerikanischer Landstreitkräfte zur Niederwerfung der mächtigen deutschen Armee in Europa vorgesehen».

Die Darlegung des «Victory Program» rief eine ungeheure Sensation hervor. Verteidigungsminister Henry L. Stimson gab von allen Kabinettsmitgliedern wohl den knappsten Kommentar dazu. «Die Veröffentlichung», sagte er, «wird unseren potentiellen Feinden zweifellos ein Vergnügen sein... aber das Hauptübel dabei ist die Tatsache, dass es unter uns eine Gruppe von Leuten gibt... die bereit sind, Papiere solcher Art an sich zu nehmen und zu verbreiten.»

Am frühen Nachmittag erhielt Bötticher das Material in einem Umschlag ohne Aufschrift, aber mit ausgefeilten Anmerkungen von Alford Williams, der sich dabei auf seine intime Kenntnis des Programms stützte. Um 16.05 Uhr sandte Thomsen ein langes Telegramm an das Aussenministerium in Berlin, in dem er Manlys Artikel zusammenfasste. Dieser Bericht, schrieb Thomsen, sei zweifellos ein authentischer Kriegsplan, der auf Roosevelts Geheiss hin entworfen worden sei. Er sei wahrscheinlich Gegenstand jener Sondersitzung des Kabinetts gewesen, von der er in seinem Telegramm Nr. 3545 vom 4. Oktober berichtet habe. Um 16.36 telegraphierte Bötticher seinen ausführlichen Bericht an das deutsche Oberkommando. Und einer von Karl Eitels spanischen Kurieren wurde beauftragt, eine Kopie von Manlys Notizen und Wheelers Abschrift mit nach Deutschland zu nehmen.

Die Hauptpunkte von Böttichers Zusammenfassung waren die folgenden:

1. Mit der amerikanischen Kampfbereitschaft war frühestens Juli 1943 <sup>zu</sup> rechnen.
2. Deutschland kann nur durch ein amerikanisches Expeditionskorps von mehreren Millionen Mann überwunden werden.
3. Aufstellung, Bewaffnung und Transport einer solchen Streitmacht würde enorme Geldsummen verschlingen und einen schweren Schock für die amerikanische Wirtschaft bedeuten.
4. Die These, dass Deutschland ausgehungert werden könnte, wurde zurückgewiesen; und die amerikanische Propagandathese, dass Roosevelt nur das «Naziregime» beseitigen wolle, war in sich zusammengestürzt.
5. Militärische Massnahmen gegen Japan würden zwangsläufig defensiver Natur sein.
6. Im Falle eines Zwei-Ozean-Krieges würde Amerika seine Offensivkraft hauptsächlich gegen Europa und Afrika richten.
7. Die Ausschaltung der Sowjetunion und der Zusammenbruch des britischen Empires bis Sommer 1942 wurden ernsthaft als Möglichkeit in Betracht gezogen.

In Berlin mass man der Information sehr grossen Nachrichtenwert bei und sah sich jetzt in der Lage, die Pläne des Oberkommandos auf das amerikanische Programm abzustimmen. Die Planungsstäbe im Führerhauptquartier wurden von General Alfred Jodl, Hitlers Stabschef, angewiesen, bereits bestehende deutsche Pläne zu prüfen und notfalls entsprechend des neuen Nachrichtenmaterials zu revidieren.

Es war ein phantastischer Erfolg für die Deutschen, zu dem sie einfach deshalb kamen, weil ein Hauptmann der amerikanischen Armee den Begriff «patriotische Pflicht» auf seine Weise interpretiert hatte.

Es war der 4. Dezember 1941 –, ein Donnerstag, und zwei Tage vor Pearl Harbor. Am 11. Dezember erklärte Hitler, dessen Divisionen ihren ersten Winter in Russland verbrachten, den Vereinigten Staaten den Krieg, ein Schritt, der für seinen Achsenpartner völlig unerwartet kam und auch im Gegensatz zu seiner eigenen erklärten Politik stand.

Von Küste zu Küste machten FBI-Agenten Jagd auf feindliche Ausländer. Bis zum Wochenende befanden sich 1'002 Deutsche in Gewahrsam, ausgewählt aus einer geheimen Namensliste von Leuten, die der Spionage und Sabotage verdächtigt wurden. Die Behörden in Norfolk, Virginia, warteten gar nicht erst auf das FBI. Auf die Nachricht von Pearl Harbor hin steckten sie alle Japaner, die sie greifen konnten, ins Gefängnis. Damit blieben nur noch 1'124'000 Deutsche, Italiener und Japaner auf freiem Fuss – unter ihnen zwei der besten Agenten der Abwehr, die nicht gefasst worden waren, als Tramps Falle zuschnappte. Der eine wohnte in New York City, der andere in Norfolk, Virginia.

## Dies ist ein neuer Krieg

---

### *Die Strasse nach Casablanca*

Mit Ausnahme vielleicht von Sir Francis Walsinghams Spionen, die 1588 das Herannahen der spanischen Armada meldeten, haben Geheimdienste eine Gabe, feindliche Flotten auf ihren Schleichwegen zu einem Angriff zu übersehen. Was den Blicken der Abwehr im Herbst 1942 entging, war eine Armada von 144 Schiffen auf dem 3'000 Meilen langen Marsch von Norfolk, Virginia, zur Atlantikküste von Französisch-Marokko. Sie bemerkte auch die britischen Geleitzüge nicht, die von Loch Ewe und der Clyde-Mündung in Schottland durch den von U-Booten verseuchten Golf von Biskaya und die Meerenge von Gibraltar nach Algerien fuhren. Diese Schiffe hatten die Streitkräfte für die erste Offensive der Alliierten an Bord.

Die Abwehr hatte so wenig Ahnung von diesem massierten Anmarsch von Schiffen und seiner Bedeutung, dass an dem Tag, an dem die Amerikaner und Engländer an ihrem Ziel eintrafen, Canaris und Piekenbrock zu einem Besuch in Kopenhagen weilten.

Es gab jedoch mildernde Umstände für ihre Ahnungslosigkeit. Die Zeit von nur drei Monaten hatte im Krieg einen dramatischen Wandel herbeigeführt. Die Alliierten standen den ganzen Sommer 1942 noch immer unter starkem Druck. Ihr schwindendes Kriegsglück war gekennzeichnet durch die Auflösung und Zerstörung der Geleitzüge nach Malta und Murmansk, das Desaster der Kanadier bei Dieppe und den raschen Vormarsch Rommels auf Kairo. Doch ihrem sieglosen Sommer folgte in diesem Jahr ein glorreicher November. Am 4. November befand sich Rommel bereits auf dem Rückzug, und am 8. November war Ägypten vom Feind frei. Am gleichen Tag setzte das angloamerikanische Expeditionskorps in Nordafrika zum Angriff an. Die Rückkehr des Feindes kam so plötzlich und die Umkehrung der Verhältnisse war für die Deutschen etwas so Neues, dass sie keine Zeit hatten, aus ihrer Selbstzufriedenheit aufzuwachen. Die ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg in Russland gerichtet, ignorierten sie die Bedrohung seitens der Westalliierten, zumal in so abgelegenen Gegenden wie Marokko und Algerien.

Nach dem Fall Frankreichs geriet das Gebiet nördlich und südlich des westlichen Mittelmeers gleichzeitig in den Gesichtskreis zweier unerbittlicher Gegner – Hitlers und Roosevelts. Provoziert durch die Entschlossenheit der Briten, den Krieg allein weiterzuführen, fasste Hitler im Juli 1940 den Plan, die Engländer durch Einnahme Gibraltars und Sperrung der Meerenge aus dem westlichen Mit-

telmeer zu vertreiben. Fast gleichzeitig gelangte Roosevelt zu dem Schluss, dass der beste Weg zum Kontinent (und zum Sieg) durch eben diese Zone führte.

Hitler entwarf seinen Aktionsplan. Die ehrgeizige Operation, die zuerst den Decknamen «Felsenest» und später dann «Felix» erhielt, sollte mit einem Angriff auf Gibraltar im November beginnen. Wegen seiner guten Beziehungen zu Spanien beauftragte Hitler Canaris mit den Vorarbeiten für dieses Vorhaben. Canaris sollte vor allem den Felsen von Gibraltar für den Angriff erkunden und Spanien zur Kooperation bewegen.

Canaris' Erkundungsunternehmen entwickelte sich zu einer Farce. Noch nie in der Geschichte der Spionage war eine Mission solcher Art von so prominenten Angehörigen eines Geheimdienstes inszeniert worden – vom Chef persönlich und von seinen engsten Mitarbeitern, Oberst Piekenbrock und Fregattenkapitän Wilhelm Leissner (alias «Gustav Lenz»), dem Leiter der Abwehr in Spanien. Praktisch hinter seinem eigenen Rücken schickte Canaris noch ein weiteres Erkundungsteam nach Gibraltar. Es war unter grösster Geheimhaltung aufgestellt worden und stand unter Führung von Hauptmann Hans-Jochen Rudloff, einem Sabotageexperten, der während des Frankreichfeldzugs irreguläre Operationen durchgeführt hatte.

Der ursprünglichen Doppelmission folgte eine Lawine von Erkundungsunternehmen. Ein Spionagetrupp nach dem anderen wurde in die Gegend rund um die Säulen des Herkules in Marsch gesetzt. Als Canaris einmal zwei getrennte Gruppen gleichzeitig auf die Reise schickte, wies er sie strikt an, unabhängig voneinander zu arbeiten und sich keinesfalls in die Quere zu kommen. Als sie unterwegs in Madrid Station machten, um ein paar frohe Stunden herauszuschinden, suchten Angehörige der einen Gruppe mit dicken Aktentaschen ein Lokal auf, das bei deutschen Gästen bekannt war, und fanden dort ihre Kollegen von der anderen Gruppe bereits vor, ebenfalls mit dicken Aktentaschen bewaffnet. Charakteristisch für die Leichtfertigkeit des Unternehmens war ein Vorfall, der dazu führte, dass die besten Aufnahmen, die Hauptmann Hans Roschmann von einer anderen Gruppe von der Ostseite der starken Befestigungsanlagen des Felsens machen konnte, nicht akzeptiert wurden. Die Bilder waren vom Balkon eines Hauses in La Linea aufgenommen, und Roschmann hatte im Vordergrund zwei ansehnliche junge Damen posieren lassen, um den eigentlichen Zweck der Aufnahmen zu verschleiern. Die Photos wurden verächtlich zurückgewiesen, als man erfuhr, dass es sich bei dem Haus, von dem aus die Aufnahmen gemacht worden waren, um ein bekanntes Bordell und bei den jungen Damen auf den Bildern um zwei seiner Insassinnen handelte.

Canaris kehrte von Zeit zu Zeit zurück, um die Aktivitäten persönlich zu leiten. Ende 1940 war das Gebiet bis ins letzte erkundet. Nach einigem Hin und Her zogen sich die Spanier von «Felix» zurück, und der Plan wurde

ad acta gelegt. Übrig blieb eine riesige Nachrichtenorganisation an beiden Küsten des westlichen Mittelmeers, von Spanien bis hinüber nach Französisch-Marokko.

In Algeciras hatte die Abwehr eine Gruppe ausgewählter Spezialisten unter Major Fritz Kauschke und Albert Carbe postiert, die den Felsen von Gibraltar und die Meerenge von zwei Villen aus beobachteten. Einer der Leiter der Meerengenbeobachter in Tetuan war Oberst Johann Recke, der sich seit 1937 in Spanisch-Marokko aufhielt und dem Agenten und zahlreiche Informanten unterstanden. Allein in Tanger beobachtete eine Gruppe, die in zwei Häusern wohnte, die Strasse von Gibraltar in drei Schichten rund um die Uhr.

Innerhalb des spanischen Geheimdienstes, der an den Vorbereitungen zur Operation «Felix» sehr eifrig mitarbeitete, war eine Anzahl von Agenten für das Unternehmen abgestellt. Das Netz spannte sich bis hinüber nach Algier und Casablanca, mit einem leitenden V-Mann in der Tarnung eines Angehörigen der deutschen Waffenstillstandskommission, der einen Spionagiering in Französisch-Marokko leitete. Man nahm an, nichts könnte der Wachsamkeit dieser grossen Organisation entgehen, die einmal aus mehreren tüchtigen Leuten der Abwehr und zahlreichen Aussenagenten bestand, und sich zum anderen auf die grosse Abwehr-Aussenstelle in Madrid stützen konnte.

Doch sie waren nicht allein. In Spanien und Portugal hatten auch die Engländer eine hervorragende Organisation aufgebaut, die unter der Leitung von Commander Hilgarth, dem Marineattaché in Spanien, und Kim Philby stand, der die Operationen durch Fernsteuerung von Abteilung V bei MI 6 überwachte. Nachrichtenbeschaffung war nicht das Hauptziel dieses Untergrund-Expeditionskorps, das der Secret Intelligence Service auf die Iberische Halbinsel geschickt hatte, sondern der Kampf gegen die Abwehr auf deren eigenem Boden. Die Engländer gewannen diese Schlacht, wie sie schliesslich den gesamten Geheimdienstkrieg gewinnen sollten. Sie drangen in das Netz der Abwehr ein, brachten ihre Agenten zu Fall, hielten sie unter ständiger Überwachung und spielten ihnen falsche Informationen zu. Das Ergebnis war für die Deutschen verheerend. Die Canaris-Organisation versagte in diesem Falle total. Die alliierte Invasion von Nordafrika blieb bis zum letzten Augenblick unentdeckt.

Wie schwerwiegend das Versagen der Abwehr auch war, Canaris' Bemühungen es zu verschleiern, waren noch schlimmer. Er war einzig und allein bestrebt, seine Kritiker zu widerlegen und zu beweisen, dass er das Oberkommando gewarnt hatte. Er ging dabei so redigewandt und überzeugend vor, dass es ihm gelang, Goebbels hinters Licht zu führen. Am 8. April 1943 schrieb Goebbels in sein Tagebuch: «Admiral Canaris hat mir über die Arbeit des Abwehr-Dienstes berichtet. Ich entnehme daraus, dass die Abwehr besser gearbeitet hat als ich annahm. Sie hat zum Beispiel

die angloamerikanische Operation in Nordafrika und das Treffen in Casablanca rechtzeitig gemeldet, aber diese Tatsachen wurden dem Führer nicht mit genügendem Nachdruck vorgetragen...» «Ich habe mit Canaris vereinbart», schrieb er im Juli 1943, «dass wir in Zukunft enger zusammenarbeiten. Er wird mir jetzt regelmässig Bericht erstatten, damit ich meinerseits den Führer bearbeiten kann. Im Allgemeinen», so fügte er hinzu «macht Canaris einen guten Eindruck – oder zumindest einen besseren, als ich erwartet hatte.»

Die unentdeckte Landung der Alliierten in Nordafrika versetzte der Abwehr den Todesstoss. Das Oberkommando war angesichts des Fiaskos sehr beunruhigt. Canaris' Position verschlechterte sich so sehr, dass seine Feinde es nun wagten, Hitler gegenüber Kritik an ihm zu üben und sogar seine Entlassung zu empfehlen.

Ein mächtiger Rivale, Walter Schellenberg, betrat die Bühne, bereit und willens, dem diskretierten Abwehrchef den Geheimen Meldedienst aus den Händen zu reissen.

Innerhalb des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA), des grossen Nachrichtenapparats der SS, hatte Reinhard Heydrich, zu dem Canaris gute Beziehungen aufrechtzuerhalten suchte, den Sicherheitsdienst unter sich. Zu den verschiedenen Abteilungen des RSHA gehörte auch die Unterabteilung «E» von Amt IV, die sich um die Überwachung fremder Agenten im Ausland kümmerte und von Walter Schellenberg, Heydrichs Protege und führenden Spezialisten in Sachen des ausländischen Nachrichtendienstes geleitet wurde. Schellenberg, der nur an seine Karriere dachte, liess Gestapochef Heinrich Müller, seinen Vorgesetzten in Amt IV, links liegen und hielt sich an Heydrich, den er über den trostlosen Stand der Dinge in Amt VI – die Auslandsnachrichtenabteilung – informierte. Und prompt – wie er erwartet hatte – bekam er den Posten übertragen.

Er begann sofort sein Imperium auszubauen, indem er eine grosse Südamerika-Sektion einrichtete und eine USA-Abteilung, zu deren Leiter er Hauptsturmführer Carstenn ernannte, hauptsächlich deshalb, weil Carstenn Freunde hatte, die Englisch sprachen. Dies geschah natürlich in direkter Rivalität mit Canaris. Carstenn bewunderte das FBI, dem gegen Ende 1940 die grossen Erfahrungen, die es bei der Verfolgung von Gangstern gewonnen hatte, nun beim Aufspüren von Geheimagenten zugute kamen. Er vermerkte einige der prophylaktischen Massnahmen, die die amerikanische Regierung ergriffen hatte, um den Zustrom von Spionen und Saboteuren einzudämmen und zu denen die Meldepflicht für alle Ausländer, strengere Bestimmungen bei Ausgabe von Pässen und Visen und Beschränkungen im Geldverkehr gehörten. Seinem Bericht zufolge hatte er eine Anzahl von Kurzwellenfunktechnikern eingesetzt, die versuchten, eine schnelle Verbindung zwischen den Agenten in den Vereinigten Staaten und Berlin aufzu

bauen. Acht Agenten waren in diplomatischen Kreisen tätig, sechs davon spionierten in der amerikanischen Botschaft in Berlin. Sechs Agenten waren angeblich in den USA stationiert.

Walter Schellenberg jedoch wusste überhaupt nichts über Amerika und die dortigen Verhältnisse, und auch Carstenn bereitete dieses komplexe Land Kopfzerbrechen. Sie brauchten jemanden, der besser informiert war, der den Agenten Anleitung geben und ihre Berichte auswerten konnte. Schellenberg fand einen solchen Mann in der Person Kurt Jahnkes, des einzigen Oldtimers von Format, der von den wenigen deutschen Meister- spionen im Ersten Weltkrieg übriggeblieben war. Jahnke, Sohn eines Gutsbesitzers mit ausgedehnten Ländereien an der Ostsee, hatte kurz vor dem Ersten Weltkrieg seine Heimat verlassen und war in die Vereinigten Staaten gegangen, wo er bei der Grenzpatrouille des US-Einwanderungsdienstes diente und die Grenze zu Mexiko bewachte; dann machte er ein Vermögen unter den Chinesen in San Francisco. Nach dem Krieg kam er nach China, wo er in Sun Yat-sens Haus Aufnahme fand. Während dieser ganzen Zeit war er als Geheimagent tätig gewesen. In China hatte er bei der Revolution Sun Yat-sens seine Hände mit im Spiel gehabt; dann verdingte er sich bei einer Reihe von Kriegsherren, bildete auf der Militärakademie Whampoa Spione aus und arbeitete gleichzeitig für den japanischen Geheimdienst in der Mandschurei. Schliesslich kehrte er, weiterhin in erster Linie den Japanern verpflichtet, nach Deutschland zurück, um in den Stab von Rudolf Hess einzutreten.

Schellenberg suchte sich diesen alten Hasen aus, als er einen Experten brauchte, der ihn durch den Irrgarten von Problemen führte, die durch die USA und Japan aufgeworfen wurden. Mit Schellenbergs Billigung liess Jahnke dem japanischen Geheimdienst Nachrichtenmaterial zukommen, im Austausch gegen Material über die Vereinigten Staaten und die UdSSR.

Von Jahnkes scharfsinnigen Analysen ausgehend, war Schellenberg zu der Überzeugung gelangt, dass die Vereinigten Staaten früher oder später in den europäischen Konflikt eingreifen würden, und dieses Thema kehrte in Schellenbergs Berichten über die USA immer wieder. Im Dezember 1940 teilte er seinen Auftraggebern mit, er habe aus absolut zuverlässiger Quelle erfahren, dass die Vereinigten Staaten im Frühjahr 1941 in den Krieg eintreten würden.

Als der Sommer kam und die USA noch immer neutral waren, verschob Schellenberg den Zeitpunkt einfach um einige Monate. Er stützte seine Voraussage auf ein Gespräch, das einer seiner Agenten angeblich mit Mrs. Granville Emmett, der Witwe von Roosevelts früherem Anwaltspartner, die in Hyde Park häufig zu Gast war, geführt hatte, und berichtete am 14. Juni, Roosevelt habe auf Mrs. Emmetts Frage, wann er mit dem Kriegseintritt der USA rechne, geantwortet, er habe zunächst geglaubt, es werde während des Frühjahrs



sein. Jetzt sei er jedoch überzeugt, dass es erst im Sommer 1941 möglich sein werde.\*

Nach dem Dreimächtepakt vom September 1940, der Japan an die Achse band, verhandelten Japan und die Vereinigten Staaten weiter in Washington, um ihre Differenzen zu bereinigen. Über den Inhalt dieser Gespräche war in Berlin kaum etwas in Erfahrung zu bringen. Thomsen konnte in Washington nichts beschaffen, und die Japaner weigerten sich, den deutschen Botschafter in Tokio zu informieren. Hitler, so schrieb Schellenberg, sei mit diesem Verhalten eines Mitglieds des Dreimächtepakts zu Recht unzufrieden. Trotz des Drucks, den Ribbentrop ausgeübt habe, hätten sie nicht auf den Vorschlag, an dem Krieg gegen die Sowjetunion teilzunehmen, geantwortet. Auch sei nicht klar gewesen, ob Japan einen Angriff im Südpazifik plane oder sich mit der Fortsetzung des Feldzugs in China begnügen werde.

Von seinem Verbündeten kurz abgefertigt und von seinem Aussenministerium mit Nachrichten im Stich gelassen, wies Hitler Canaris und Heydrich an, «mit allen Mitteln» Informationen über die Verhandlungen in Washington, insbesondere über die Pläne der Japaner, zu beschaffen. Canaris war für den Auftrag schlecht vorbereitet, da er kaum nennenswerte Beziehungen zum japanischen Geheimdienst unterhielt. Schellenberg dagegen, der Hitlers Interesse an den «unergründlichen Japanern» erkannte, beschloss, seine Anstrengungen auf das japanische Problem zu konzentrieren. Er beauftragte Jahnke damit, sich um die japanisch-amerikanischen Verhandlungen zu kümmern und herauszufinden, was Tokio zu unternehmen beabsichtigte, wenn die Gespräche erfolglos blieben.

Es gelang Jahnke, für Schellenberg eine gewisse Kooperation mit den Japanern in Stockholm zu vereinbaren. Über Dr. von Ritgen, Chef der offiziellen deutschen Nachrichtenagentur, stand er mit Dr. Richard Sorge in Kontakt, der Korrespondent der *Frankfurter Zeitung* in Tokio war. Sorge war der Hauptagent des Nachrichtenbüros des Generalstabs der Roten Armee im Fernen Osten, aber er hielt sich eine Hintertür zu den Deutschen offen, um seine Arbeit für die Russen abzusichern.

Bis Oktober 1941 hatte Jahnke den grössten Teil des Materials beschafft, das Schellenberg haben wollte. Sorge hatte ihm die entscheidende Information gegeben, die er auch den Russen hatte zukommen lassen: dass sich nämlich die Japaner durch den Dreimächtepakt nicht zu einem Angriff auf die Sowjetunion verpflichtet fühlten. Er versicherte Jahnke, Japan würde unter keinen Umständen den Nichtangriffspakt

\* Dies stand in Widerspruch zu einem Bericht Hans Thomsens, des deutschen Geschäftsträgers in Washington, der am 19. Juni 1941 telegraphierte, er habe gerade aus zuverlässiger Quelle erfahren, dass Roosevelt auf einer Kabinettsitzung am 14. Juni auf die Frage eines seiner Minister, ob oder wann die USA in den Krieg eintreten würden, geantwortet habe: «Davon kann keine Rede sein.»

mit der Sowjetunion kündigen; seine strategischen Pläne erstreckten sich lediglich auf einen Vormarsch im Südpazifik.

Als am 17. Oktober 1941 General Hideki Tojo Nachfolger von Prinz Konoye wurde, erfuhr Jahnke von seinen japanischen Kontaktleuten, der neue Ministerpräsident sei der Ansicht, dass Roosevelt und Churchill in den Verhandlungen nie nachgeben würden. Er teilte Schellenberg mit, der Krieg zwischen Japan und den USA sei beschlossene Sache und nur noch eine Frage von Monaten, wenn nicht sogar von Wochen.

Jahnke setzte, während er für die Deutschen arbeitete, seine Tätigkeit für die Japaner fort. Mitte November bedienten sie sich seiner, um sich über einen offenbar strittigen Punkt in ihren Überlegungen Gewissheit zu verschaffen – ob sich nämlich, wie Schellenberg es später formulierte, Deutschland im Falle eines Krieges zwischen Japan und den «Angelsachsen» verpflichten würde, keinen Frieden ohne Japan zu schliessen, und ob Deutschland mitziehen würde, wenn Japan den «Angelsachsen» den Krieg erklärte. Auf Schellenbergs Ersuchen trug Heydrich diese Frage Hitler vor. Mitte November konnte Jahnke seinen japanischen Freunden versichern, dass Deutschland an einer japanischen Beteiligung am Krieg interessiert sei, ganz gleich, von welcher Art und Stossrichtung sie sei.\*

Schellenberg schrieb später, er glaube, dass diese Meldung eine entscheidende Rolle in der japanischen Politik gespielt habe, denn unmittelbar nach ihrem Eingang und ohne offizielle Garantien erhalten zu haben, hätten die Japaner ihre Mobilisierung abgeschlossen, und Ende November hatten sie ihre Kriegsflotte zu amphibischen Operationen in den südlichen Pazifik auslaufen lassen.

Im Anschluss an Pearl Harbor begann Jahnkes Stern zu verblassen. Auf Initiative der Japaner suchte er einen Separatfrieden zwischen Deutschland und der Sowjetunion, auf Initiative Deutschlands einen Waffenstillstand in China vorzubereiten. Obwohl Schellenberg weiterhin zu ihm hielt, war er bei Hitler, Himmler und Heydrich persona non grata. Da er Rudolf Hess nahegestanden hatte, verdächtigte ihn Hitler der Beihilfe zur sensationellen Flucht seines Stellvertreters kurz vor der Invasion der Sowjetunion. Und bei Heydrich wurde er durch einen Gestapobericht angeschwärzt, der Jahnke als britischen Agenten hinstellte.

Als er im März 1942 in der Schweiz mit seinen chinesischen Freunden über die Möglichkeiten eines Separatfriedens mit Japan sprach, übergab Gestapochef Heinrich Müller Heydrich einen jositigen Bericht, in dem ausführlich Jahnkes Verbindung

\* Tokios Unsicherheit in dieser Frage spiegelte sich in mehreren Bemühungen um «Aufklärung» wider. Durch Jahnkes Versicherungen offenbar nicht ganz überzeugt, brachten die japanischen Botschafter in Berlin und Rom das Problem ganz offen zur Sprache. Die Frage, ob Deutschland und Italien, falls Japan den USA und Grossbritannien den Krieg erklären würde, das gleiche täten, wurde in beiden Hauptstädten positiv beantwortet.

zum britischen Geheimdienst dargelegt wurde. Der Bericht behauptete kategorisch, Jahnke sei zu diesem Zeitpunkt nicht zwecks Vorbereitung eines chinesisch-japanischen Friedens in der Schweiz, sondern um von seinem britischen Kontaktmann neue Instruktionen in Empfang zu nehmen.

Bei seiner Rückkehr aus der Schweiz wurde Jahnke unter Gestapoüberwachung gestellt, und man untersagte Schellenberg jeden Verkehr mit ihm. Jahnke verschwand von der Bühne», und Schellenberg war bei der Führung seiner Geheimagenten in den USA auf sich selbst angewiesen.

Jahnke leistete seinem jungen Mentor jedoch noch einen letzten grossen Dienst, wenn er selbst auch keine aktive Rolle mehr dabei spielen konnte. Einer von Jahnkes wichtigsten Kontaktleuten war ein gewisser Kijuro Suzuki, ein japanischer Geheimagent in Lissabon. Durch einen bestechlichen Beamten im portugiesischen Ausserministerium hatte Suzuki Zugang zu den vertraulichen Telegrammen der portugiesischen Gesandten in London und Washington erhalten und Jahnke darüber berichtet. Da beide Diplomaten aussergewöhnlich gut informiert waren, stellten ihre Berichte wertvolle Informationen dar.

Nach Jahnkes Sturz leitete Suzuki seine Nachrichten über Erich Schröder, den Chef der SD-Mission in Portugal, weiter. Am 17. Dezember 1942 zum Beispiel spielte er Schröder die Kopie eines Telegramms zu, in dem der portugiesische Botschafter in London Einzelheiten über eine streng geheime Sitzung des alliierten Kriegsrats mitteilte, die in der Nacht vom 11. zum 12. Dezember nach der alliierten Invasion in Nordafrika stattfand. Am 19. Januar 1943 erhielt Schröder von Suzuki ein kurzes Telegramm des gleichen Gesandten. Aus ihm ging hervor, dass Churchill London auf dem Luftweg verlassen hatte, offenbar, um zu einem Treffen mit Roosevelt nach Casablanca zu fliegen. Da der jeweilige Aufenthalt oder Reiseweg eines Staatsmannes in Kriegszeiten strengster Geheimhaltung unterliegt, werden entsprechende Nachrichten sehr hoch bewertet. Schellenberg versuchte verzweifelt, Churchill und Roosevelt auf der Spur zu bleiben, zumal die Abwehr entweder solche Informationen nicht beschaffen konnte oder daran nicht interessiert war.\*\*

Als Schellenberg Schröders Nachricht aus Lissabon erhielt, informierte er sofort Hitler in einem dringenden Funkspruch (Blitz – RSHA-Amt VI – Nr. 1201/Kr. VI 85 – 19.1.43 – streng geheim) davon, dass eine weitere Roosevelt-Churchill-Konferenz

\* Obwohl es für Müllers Behauptungen keinerlei Beweise gab, erhielt Jahnke Hausarrest auf seinem Besitz bei Stralsund, wo er am 26. April 1945 von einer Einheit der 53. Armee der Ukrainer des Generals Fedjuninski gefangengenommen wurde. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört.

\*\* Canaris fürchtete, dass solche Nachrichten zu Attentaten auf den Präsidenten und den Premierminister führen könnten, und tat alles, um dies zu verhindern, indem er die Beschaffung derartiger Informationen untersagte oder alles zurückhielt, was die Abwehr über diese Vorgänge erfuhr.

im Gange war. Das Geheimnis der Casablanca-Konferenz vom 14. bis zum 24. Januar 1943, die man sicher abgeschirmt geglaubt hatte, war damit durchbrochen. Die alliierten Sicherheitsorgane hatten alles getan, um einen Schleier über die historische Exkursion der beiden Staatsmänner zu legen. Roosevelt hatte Washington am 9. Januar verlassen, und Churchill war am 12. aus London abgereist. Die bis dahin beispiellosen Vorsichtsmaßnahmen schienen sich zu bewähren, bis die Konferenz am 1. Februar der Welt als vollendete Tatsache präsentiert wurde. Die Deutschen hatten jedoch schon am fünften Sitzungstag von der Konferenz erfahren, zu einem Zeitpunkt, als Roosevelt noch sechs Tage Marokko-Aufenthalt vor sich hatte.

Doch Schellenberg verdarb sich selbst seinen Erfolg. Er neigte zu einer Einstellung, die für einen Meisterspion fatal ist: er schaltete seine schöpferische Phantasie ein, wo absolutes Festhalten an Tatsachen erforderlich gewesen wäre. Er ertrug es einfach nicht, wenn Berichte Lücken aufwiesen, und füllte sie mit Mutmassungen oder Eingebungen aus. Er bearbeitete die Berichte seiner Agenten und putzte sie heraus, um selbst die beste Information noch interessanter zu machen. Das Ergebnis: seine manipulierten Berichte waren nicht nur nutzlos, sondern irreführend und oft von grossem Schaden.

Die nüchternen Tatsachen des Telegramms genügte Schellenberg nicht, und über den Hinweis auf «Casablanca» stolperte er. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass der amerikanische Präsident eine Reise in eine Kampfzone riskierte und nach Französisch-Marokko reiste, wo seine Truppen erst vor zwei Monaten gelandet waren. Er glaubte, dass mit «Casablanca» nichts anderes als «casa blanca» gemeint war, was im Spanischen «weisses Haus» bedeutet, und gelangte zu dem Schluss, dass Churchill in die Vereinigten Staaten gereist war, um sich mit Roosevelt im Weissen Haus zu treffen. Und so lautete sein Hitler vorgelegter Bericht: «Der portugiesische Botschafter in London hat seine Regierung davon unterrichtet, dass Churchill London auf dem Luftwege zu einer weiteren Konferenz mit Roosevelt in Washington verlassen hat.» Dann arbeitete er seinen Schnitzer weiter aus – er stellte einen eigenen Bericht zusammen, indem er die «inside story» dieser Gipfelkonferenz erfand. Abgesandt am 23. Januar um 19 Uhr 15 als weiterer Blitz-Funkspruch hatte er folgenden Wortlaut: «Aus mehreren gerade eingegangenen Berichten gehen Einzelheiten über Churchills derzeitigen Besuch in den Vereinigten Staaten hervor. Die folgende Information stützt sich auf Telegramme portugiesischer Missionschefs an ihr Aussenministerium. Der portugiesische Geschäftsträger in Washington hat seiner Regierung mitgeteilt, dass Churchill während seines Aufenthalts in Washington in einer Rede vor dem Senat zu verstärkten Lieferungen an England auffordern wird. In Zusammenhang mit Churchills Abreise nach Amerika bestätigte der portugiesische Botschafter in London am 19., dass die Vereinigten Staaten wahrscheinlich weitere territoriale

Konzessionen verlangen werden, zum Beispiel Trinidad und Jamaica, als Gegenleistung für zusätzliche Lieferungen. Dem portugiesischen Botschafter zufolge belasten Meinungsverschiedenheiten über Nordafrika und die Frage des Oberkommandos die anglo-amerikanischen Beziehungen. Die Amerikaner sollen darauf bestehen, dass der anglophil eingestellte de Gaulle nicht nach Nordafrika darf, während England nachdrücklich Giraud ablehnt.»

Schellenbergs Berichte versetzten sowohl das Führerhauptquartier wie Berlin in Aufregung. Man hatte mit einem Treffen Roosevelt-Churchill gerechnet, aber jetzt erfuhr man zum ersten Mal, dass es tatsächlich stattfand und was auf ihm behandelt wurde. Die Aufregung hielt mehrere Tage an, und man gratulierte Schellenberg zu seinem phänomenalen Nachrichtenerfolg. Da traf am 27. Januar ein Telegramm von Botschafter Eugen Ott in Tokio ein, in dem es hiess, nach ihm, dem Botschafter, vertraulich zugegangenen Informationen des Aussenministeriums trafen sich Roosevelt und Churchill in Casablanca, und Stalin und Tschiang Kai-schek seien ebenfalls eingeladen gewesen, hätten aber abgesagt. Das Aussenministerium sei für jede Information über diese angebliche Konferenz in Casablanca dankbar. Die Aufregung schlug in Ratlosigkeit um. Wer hatte nun recht – Schellenberg, der Churchill in Washington währte, oder die Japaner, die wissen wollten, dass er zusammen mit Roosevelt in Casablanca war? Konnte angesichts solch widersprüchlicher Meldungen überhaupt von einem Treffen zwischen beiden die Rede sein?

Am 28. Januar – die Deutschen gingen inzwischen davon aus, dass die Information aus Tokio den Tatsachen entsprach – versuchte Schellenberg, sich aus der Klemme zu winden, indem er von einem Telegramm berichtete, das er angeblich gerade aus Lissabon erhalten hatte. Wieder zitierte er portugiesische diplomatische Quellen und wieder erfand er die so dringend benötigten «Informationen», indem er weiterhin behauptete, Churchill sei in den Vereinigten Staaten gewesen. Jetzt berichtete er seinen Auftraggebern, der Premierminister sei in die USA gereist, um den Präsidenten abzuholen. Dann, so gab er an, seien sie gemeinsam per Schiff nach Casablanca gefahren. Der portugiesische Konsul in Casablanca, berichtete er weiter, habe seinem Ministerium am 26. Januar gemeldet, dass Churchill und Roosevelt unter dem Schleier strengster Geheimhaltung nach Casablanca gereist seien. Da er noch immer nichts Genaueres über die Vorgänge in Französisch-Marokko wusste, aber zeigen wollte, wie gut informiert er war, improvisierte er eine weitere «Information». Die englischen Teilnehmer der Konferenz, berichtete er, sollten Meldungen aus Tanger zufolge verärgert darüber sein, dass die Amerikaner General Giraud zu den Verhandlungen hinzugezogen hätten und nicht General de Gaulle, dem die Einreise nach Nordafrika verweigert worden sei. Drei Tage später, am 1. Februar, als überall auf der Welt die Zeitungen auf der ersten Seite die offizielle Darstellung der Konferenz brachte, wurde

Schellenberg Lügen gestraft durch ein Photo, das Roosevelt und Churchill zeigte, wie sie mit offenkundiger Zufriedenheit zu Giraud und de Gaulle hinsahen, die sich vor den Kameraleuten die Hand reichten. Das war während einer inoffiziellen Pressekonferenz am 24. Januar 1943 in Casablanca.

### *Der heisse Draht Roosevelt-Churchill wird angezapft*

Das transatlantische Telephon war die angenehmste und schnellste Verbindung zwischen Washington und London. Sowohl Roosevelt wie Churchill zogen das Telefongespräch vor, weil sie sich auf diesem Wege unbehindert von Bürokratie, diplomatischer Routine und den Verzögerungen des Chiffrierens und Dechiffrierens verständigen konnten, und schliesslich war es persönlicher. Natürlich mussten solche Gespräche mittels technischer Vorkehrungen abgeschirmt werden. Das Bell Telephone System hatte ein Gerät entwickelt, das das Frequenzband in kleinere Bänder aufspaltete und die normalen Töne einer Stimme durcheinanderwirbelte. Eine solche Verwüfelungsvorrichtung, A-3 genannt, war schon im September 1939 an das Sprechfunkgerät angeschlossen worden, das Roosevelt für seine Gespräche benutzte. Sie wurde später durch ein «Inversion» genanntes System verbessert, das die Stimme sozusagen umkehrte, bis sie sich anhörte wie «ein schrilles Schreien mit glockenähnlichen Tönen».

Andere spezielle Sicherheitsmassnahmen wurden bei allen transatlantischen Telefongesprächen getroffen, besonders bei denen des Präsidenten. Roosevelt benutzte ein spezielles Verwüfelungstelephon, das die Fernmeldetruppe im Weissen Haus installiert hatte und bediente. Die Worte des Präsidenten gingen per Draht zu einer Übersee-Zentrale in einem ATT-Gebäude in der Walker Street 47 in New York. Dort gelangten sie mit allen anderen transatlantischen Telefongesprächen in einen besonderen Sicherheitsraum in die «Mangel» des A-3-Gerätes. Techniker behielten die Zeiger im Auge, um sicherzustellen, dass das Gespräch ordnungsgemäss verzerrt wurde. Im Sender dirigierten Kanalmischer die Übertragungen ständig von einer Frequenz auf die andere, so dass jemand, der auf der einen Schaltung mithörte, auf einmal gar nichts mehr hörte.

Am Morgen des 29. Juli 1943 erhielt Jodl einen verschlossenen Umschlag vom Reichspostministerium mit dem Kennzeichen «U», welches darauf hindeutete, dass es sich um eine «entschlüsselte» abgefangene Meldung aus dem Sprechfunknetz USA-England handelte. Dieses historische Ereignis, das den Gang der Dinge beeinflusste, wurde durch eine besondere Eintragung im deutschen OKW-Kriegstagebuch festgehalten:

«Um 1 Uhr 00 wurde ein Funk-Telefongespräch zwischen dem britischen

Premierminister und Präsident Roosevelt von den Vereinigten Staaten von Amerika abgefangen, und wie sich herausstellte, bezog es sich auf eine Proklamation General Eisenhowers [an das italienische Volk] und den bevorstehenden Waffenstillstand mit Italien. Churchill: ‚Wir wollen lieber keine spezifischen Waffenstillstandsbedingungen nennen, ehe wir ausdrücklich danach gefragt werden.‘ Roosevelt: ‚Ganz recht.‘ Churchill: ‚Wir können ein, zwei Tage warten.‘ Roosevelt: ‚Ja, gut‘. Inzwischen wird das Problem der britischen Kriegsgefangenen in Italien besprochen werden, um den Abtransport nach Deutschland zu verhindern. Churchill beabsichtigt, sich in dieser Angelegenheit direkt mit dem König von Italien in Verbindung zu setzen. Roosevelt sagte, er werde seinerseits mit ‚Emanuel‘ Verbindung aufnehmen. ‚Ich weiss noch nicht genau, wie ich das anstellen werde.‘ «Wir haben damit», so schloss die OKW-Kriegstagebucheintragung, «den unwiderlegbaren Beweis in der Hand, dass zwischen den Anglo-Amerikanern und den Italienern bereits geheime Verhandlungen im Gange sind.»

Der Präsident und der Premierminister durften annehmen, dass sie bei ihrem Testgespräch über ihren «heissen Draht» ganz unter sich waren. Wie war es nun den Deutschen möglich, das verwürfelte Gespräch Roosevelt-Churchill aufzufangen, es zu entwürfeln und Hitler die Übersetzung vorzulegen?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zum Oktober 1939 zurückgehen, als ein deutscher Agent in New York einen Brief aufgab. Simon Emil Ködel hatte gerade seine tägliche Lektüre der *New York Times* beendet und einige Artikel ausgeschnitten, die seine Freunde bei der Aussenstelle der Abwehr in Bremen interessieren mochten. Er schickte sie ab in der Hoffnung, dass sie die britische Zensur auf den Bermudas passieren würden. Niko Bensmann, der Nachrichtenoffizier in Bremen, erhielt den Brief, und ihn interessierte vor allem eine Schlagzeile: «Roosevelt bei Gesprächen mit Missionsleitern abgeschirmt durch Funk-, Verwürfelung‘ zum Schutz gegen Spionage.» Der Artikel berichtete von einem «Verwürfler», der in einem schalldichten Raum im Keller des Weissen Hauses aufgestellt worden war, damit die transatlantischen Telephongespräche des Präsidenten nicht abgehört werden konnten. Wie es weiter hiess, hatte Roosevelt die Anlage zum ersten Mal am 1. September benutzt, als ihn Botschafter William C. Bullitt in Paris von dem Einmarsch der Deutschen in Polen unterrichtete.

Dr. Bensmann legte den Artikel Fregattenkapitän Carls vor, der ihn einem Sonderausschuss zuleitete, welcher sich mit dem Problem des Abfangens des Übersee-Nachrichtenverkehrs beschäftigte. Der Ausschuss hatte die Möglichkeit erkundet, das Transatlantikkabel mittels Induktionsgeräte, welche die durch die Kabel laufenden Hochfrequenzimpulse auffingen, anzuzapfen. In seinen posthum erschienenen Memoiren stellte Walter Schellenberg fest, man habe das Hauptkabel zwischen England

und Amerika an-gezapft und auf diese Weise beträchtliches Nachrichtenmaterial erhalten, aus dem wichtige Angaben über Rüstungsproduktion und Nachschublieferungen hervorgegangen seien. Auch über den Geleitzugverkehr habe man auf diesem Wege viel erfahren, was für die U-Boot-Angriffe auf alliierte Transporte von unschätzbarem Wert gewesen sei.

Offenbar fühlte sich niemand im OKW aufgrund von Ködels Hinweis bemüht, zu versuchen, das amerikanische Verwürfelungssystem zu erkunden.

Die Sache blieb liegen, bis sich ihrer eine Stelle annahm, die streng genommen kaum etwas mit dem Geheimdienst zu tun hatte. Wie in den meisten europäischen Ländern unterstand auch in Deutschland der Telephon- und Telegraphendienst der Post. Deren Forschungsabteilungen beschäftigten sich mit der Entwicklung und Verbesserung der technischen Mittel im Telephon- und Telgraphenverkehr. Reichspostminister Wilhelm Ohnesorge hatte bereits vorgeschlagen, das Transatlantikkabel durch das Induktionssystem anzuzapfen. Jetzt wandte er sich einer anderen Lösung zu – er wollte, wie er es ausdrückte, die verwürfelten Gespräche im England-Amerika-Funknetz «dechiffrieren», wenn es sich dabei auch nicht um ein «dechiffrieren» im kryptologischen Sinne des Wortes handelte. Bei dem Versuch, den Verwürfler zu «knacken», sah sich Ohnesorges Forschungsleiter Ingenieur Vetterlein ähnlichen Problemen gegenüber wie die amerikanischen Codeknacker, als sie 1939/40 den japanischen Diplomatengeheimsschlüssel knacken mussten, indem sie zunächst die mysteriöse Maschine rekonstruierten, die die Texte verschlüsselte. Weder die Amerikaner noch Vetterlein hatten etwas Greifbares in der Hand, wie Modelle, Blaupausen oder Schaltpläne der Maschinen. Dennoch gelang es beiden Forscherteams, die komplizierten Geräte nachzubauen. Vetterlein brauchte weniger Zeit für den Entwurf des A-3-Verwürflers als die Amerikaner für ihre Nachbildung der berühmten japanischen B-Maschine benötigten.

Vetterlein begann mit seiner Arbeit im Sommer 1941. Im September hatte er die Versuchsmodelle des Verwürflers und Entwürflers fertiggestellt. Etwas länger dauerte es, bis man eine Versuchs-Abhörstation eingerichtet und die komplizierte Ausrüstung zusammengestellt hatte, die zum Abfangen, Aufzeichnen und Entwürfeln der Gespräche im England-USA-Netz erforderlich war. Am 1. März 1942 war das gesamte Projekt abgeschlossen. Eine Abhörstation mit riesigen Richtantennen wurde an einer abgelegenen Stelle bei Eindhoven an der Küste des besetzten Holland errichtet. Ihre Ausrüstung war so gut, dass die abgefangenen Gespräche sofort «dechiffriert» werden konnten und nur wenige Silben nach jedem Schlüsselwechsel (der alle zwanzig Sekunden vorgenommen wurde) verloren gingen, bis der neue Schlüssel automatisch gefunden wurde. Die Abschriften wurden nach Berlin über einen G-Schreiber gesandt, einen geheimen Fernschreiber, der über sein eigenes Verwürfelungssystem verfügte. Die ganze Operation, vom Ab-



fangen des Gesprächs bis zum Eintreffen der Abschrift in Berlin, dauerte gewöhnlich nur zwei Stunden. Dies war wahrscheinlich die schnellste Methode der Nachrichtenbeschaffung in der Geschichte der Geheimdienste.\*

Im Versuchsstadium hielten Minister Ohnesorge und Ingenieur Vetterlein das Projekt geheim. Im März 1942 funktionierte die Anlage so gut, dass Ohnesorge die Zeit für gekommen hielt, Hitler über dieses phantastische neue Instrument im Arsenal der deutschen Nachrichtenbeschaffung zu informieren. Am 6. März teilte er Hitler in einem streng vertraulichen Brief mit, sein Forschungsamt habe eine Anlage zum Abfangen des Telephonverkehrs zwischen den USA und England fertiggestellt, und er wies dabei mit berechtigtem Stolz darauf hin, dass es sich dabei um die einzige Stelle im Reich handelte, der es gelungen sei, Gespräche, die unverständlich gemacht worden waren, im Augenblick des Empfangs wieder verständlich zu machen.

Die abgefangenen Meldungen wurden nur einem begrenzten Kreis zugänglich gemacht. Eine einzige Kopie der Meldung wurde Himmler zugeleitet. Die Abwehr jedoch wurde dabei völlig übergangen. Himmler erhielt sein erstes Bündel Kopien am 22. März 1942. Von da ab gelangte ein ständiger Strom abgefangener Nachrichten auf seinen Schreibtisch. Die «Prachtexemplare» wurden an Hitler weitergeleitet, und gelegentlich gingen Kopien davon zu Ribbentrop ins Ausenministerium.\*\*

Ohnesorges Techniker lernten sehr bald die Kunst, selbst die am harmlosesten erscheinenden Gespräche auf ihren Informationswert hin zu untersuchen. Die Liste der alliierten Persönlichkeiten, deren Gespräche Ohnesorges Mannschaft mit anhörte, liest sich wie ein *Who's Who* auf dem Gebiet der anglo-amerikanischen Kriegsanstrengungen: Harry Hopkins, Anthony Eden, W. Averell Harriman, Sir John Anderson (während seiner Zeit als Schatzkanzler), John Miller Martin, Churchills wichtigster Privatsekretär, Sir Ronald Ian Campbell, britischer Botschafter in Washington, Ross Campbell (später Lord) Geddes, ein schottischer Reeder, der die britische Handelschiffahrtsmission in Washington leitete, Sir Frederick William Leith-Ross, erster wirtschaftlicher Berater der britischen Regierung und Generaldirektor des Ministeriums für ökonomische Kriegsführung, Sir Wilfried Griffin Eady und Sir David Waley, hohe Beamte im Finanzministerium, Lord Keynes und eine grosse Anzahl weiterer

\* Das erste Gespräch wurde am 7. September 1941 um 19 Uhr 45 abgefangen – ein britischer Beamter, der gerade in Washington eingetroffen war, sprach mit seinem Londoner Büro und forderte einen Assistenten an.

\*\* Der recht phantasielose Ausenminister konnte aus diesen abgefangenen Gesprächen kaum etwas von Nachrichtenwert herauslesen. Freilich, meistens waren sich die Gesprächspartner der Risiken eines Telefongesprächs selbst bei Verwürfelung bewusst, so dass sie äusserst vorsichtige Formulierungen gebrauchten. Der bedachtsame Ton dieser Gespräche ärgerte Ribbentrop so sehr, dass er einmal die Abschrift eines abgefangenen Gesprächs mit einer Randnotiz versah, in der er sich darüber beklagte, dass angesichts ihrer verschleierte Ausdrucksweise diesen Gesprächen nur wenig zu entnehmen sei.

Beamter im Kriegsministerium, Kriegstransportministerium, Versorgungsministerium und anderen Schlüsselstellungen in London und Washington.

Im Vertrauen auf die Unverletzlichkeit des Verwürflersystems rief der Premierminister aus dem bombensicheren Schutzraum, in dem sein transatlantisches Telefon installiert war, zu jeder Tages- und Nachtzeit Roosevelt und seine anderen Freunde und Gesprächspartner in Washington und New York an.

Churchill war es, der am 29. Juli den Präsidenten anrief, um sich über die erfreulichen Ereignisse in Italien mit ihm zu unterhalten. Obwohl der britische Geheimdienst in Rom ein Netz erstklassiger Agenten unterhielt, war der Coup unter solcher Geheimhaltung vorbereitet worden, dass diese nichts davon erfahren hatten. «Wir hatten keine Ahnung von den inneren Spannungen der italienischen Politik», schrieb Churchill später. Churchill erhielt die Nachricht von Mussolinis Sturz am 20. Juli kurz vor Mitternacht und sandte sofort ein Telegramm an Roosevelt, in dem er das Ereignis in typisch Churchillschem Ton begrüßte. «Die derzeitige Situation mag nur vorübergehender Natur sein», schrieb er, «aber Hitler wird sich jedenfalls sehr einsam vorkommen, wo Mussolini jetzt erledigt ist.»

Roosevelts Nachricht, die sich mit Churchills Kabel kreuzte, klang nicht allzu ermutigend. «Ich bin der Ansicht», schrieb der Präsident, «wir sollten so nah wie möglich an eine bedingungslose Kapitulation herankommen, gefolgt von guter Behandlung der italienischen Bevölkerung... Keinesfalls sollten unsere Frontoffiziere sich auf generelle Bedingungen einlassen ohne Ihre oder meine Zustimmung.»

Der Präsident war in bester Stimmung, und so liessen beide Männer die Vorsicht ausser Acht und sprachen angeregt über die Auswirkungen der italienischen Notlage und die Bedingungen eines Waffenstillstandes.\*

Zu diesem Zeitpunkt hatte Italien noch nicht einmal formell um eine Waffenruhe nachgesucht. Die in Tanger, Lissabon, Barcelona und Bern ausgestreckten Friedensfühler waren inoffizieller Natur. Der Präsident und der Premierminister sprachen in ihrer verständlichen Hochstimmung von einem italienischen Waffenstillstand als einer unmittelbar bevorstehenden Realität.

\* Die Deutschen setzten das elektronische Abhören weiter fort, und am 5. Mai 1944 trafen sie dabei ins Schwarze. Eindhoven entwürfelte ein Fünf-Minuten-Gespräch zwischen Roosevelt und Churchill, in dem sie über die Aufstellung der alliierten Streitkräfte in Grossbritannien sprachen. Das abgefangene Gespräch wurde im Führerhauptquartier als weitere Leistung der Ohnesorge-Mannschaft begrüßt. Es bestätigte die vielen verstreuten Meldungen über eine Invasion und überzeugte die Deutschen davon, dass sie nun unmittelbar bevorstand. «Hätten die beiden Staatsmänner gewusst», so schrieb Schellenberg, «dass der Feind ihr Gespräch mithörte, so hätte sich Roosevelt wohl kaum von Churchill mit den Worten verabschiedet: «Nun, wir werden unser bestes tun – ich gehe jetzt angeln.»

Die Abschrift dieses schicksalhaften Telefongesprächs hat Jodl am 29. Juli um 11 Uhr Hitler überreicht. Im Führerhauptquartier fragte man sich schon seit einiger Zeit, was in Italien zu geschehen habe. Nun fand die Ungewissheit auf dramatische Weise ein Ende. Hitler hatte auf einen solchen Hinweis, den er von seinen anderen Nachrichtenstellen nicht bekommen konnte, nur gewartet. Nun gab er den Befehl zur Besetzung Italiens. Deutsche Truppeneinheiten begannen über die Alpenpässe zu rollen, bis Hitler zwanzig Divisionen in Italien – von Kalabrien bis zu den Alpen – stehen hatte.

Churchill sah in dieser Besetzung Italiens den grössten Irrtum in Hitlers Strategie und Kriegführung. «Er hatte keinen Anlass», schrieb er, «seine Kräfte in Italien und auf dem Balkan zu verzehren, und die Tatsache, dass er es tat, muss als Preisgabe seiner letzten Chance gesehen werden.» Es mag zutreffen, dass die Besetzung Italiens ein falscher Schritt war, der die Alliierten ein Jahr später in die Lage versetzte, ihren Hauptangriff gegen die Normandie zu richten. Aber in Italien ging der Krieg mit un- verminderter Heftigkeit weiter, während sich die alliierten Truppen gezwungen sahen, bei ihrem Vorrücken um jeden Zollbreit Boden zu kämpfen.

Als das Ende schliesslich am 15. April 1945 kam, war es gewissermassen fast zwei Jahre überfällig.

## Die Füchse im Zwielficht

---

### *Die Rätsel um «Overlord»*

Als Major Hermann Sandel am Morgen des 15. Januar 1944 in sein Büro an der Sophienterrasse in Hamburg kam, überreichte man ihm ein Telegramm von nur zehn Worten ohne Unterschrift: «Hörte, dass Eisenhower am 16. Januar in England eintreffen wird.» Man schrieb das fünfte Kriegsjahr, doch das Telegramm war direkt aus Grossbritannien gekommen. Der Absender des Funkspruchs war A. 3725, Sandels bester Spion, der in England noch immer frei operierende Hans Hansen. Dies war Hansens 935. Meldung, seitdem er im Spätsommer 1940 mit dem Fallschirm in der Gegend von Salisbury abgesprungen war.

Ein kalter Wind wehte von der Norsee herüber durch das Trümmerfeld, das «Gomorrha» übriggelassen hatte, der schwerste Luftangriff des Krieges, den die Alliierten gegen die grosse Hansestadt während jener fünf apokalyptischen Tage und Nächte im Juli 1943 geflogen hatten, als 6'889 Tonnen Brandbomben die Stadt in Schutt und Asche gelegt hatten. Die Sophienterrasse war schwer getroffen, aber die Arbeit in den Abwehrbüros ging hinter vernagelten Fenstern und ramponierten Schreibtischen weiter.

Major Sandel, der jahrelang in Amerika gelebt hatte und bei der Abwehr als bester Experte in angelsächsischen Angelegenheiten galt, war gedrückter Stimmung. Er kannte alle Kriegsgeheimnisse, die Goebbels dem deutschen Volk vorzuenthalten versuchte, und war in der Lage, die Entwicklung des Krieges zu übersehen. Am Tag zuvor waren die Russen zu einer grösseren Januaroffensive gegen Feldmarschall Georg von Küchlers Heeresgruppe Nord angetreten, auf einer Front, die von Leningrad bis Nowgorod reichte. Der Funkspruch aus England verschlechterte seine Stimmung noch mehr. Es war kein Geheimnis, dass die Westalliierten auf den britischen Inseln Menschen und Material zu dem historischen Sprung auf das besetzte europäische Festland zusammenzogen. Die knappe Meldung von A. 3725 deutete darauf hin, dass die Vorbereitungen jetzt in ihr Endstadium eingetreten waren.

Eisenhowers Ernennung zum Oberkommandierenden Befehlshaber war am Weihnachtstag verkündet worden, aber er war seit dem 31. Dezember 1944 nicht mehr in Nordafrika gesehen worden – er war in die USA geflogen, um Gespräche mit General George C.

Marshall zu führen und seine Familie zu besuchen. Unter strengster Geheimhaltung und Tarnung – die Sterne an seiner Mütze wurden entfernt und die auf den Schulterstücken waren vom Mantelkragen verdeckt – hatte er Washington am 13. Januar 1944 um 19 Uhr verlassen und war am 14. Januar um 2.3 Uhr in London eingetroffen. Seine Ankunft sollte erst am Nachmittag des 16. Januar mitgeteilt werden.

Hansen erfuhr davon am Morgen des 14. Januar, als sich Eisenhower noch in seinem privaten Eisenbahnwaggon «Bayonet» befand, der ihn durch dichten englischen Nebel von Prestwick nach London brachte. Der Agent funkte die Nachricht sieben Stunden vor Eisenhowers Eintreffen in seinem neuen Hauptquartier und achtundvierzig Stunden vor der offiziellen Mitteilung darüber.

Major Sandel hielt den Funkspruch für wichtig und interessant genug, um ihn an Gruppe I in «Belinda» weiterzuleiten, der geheimen Abwehrzentrale in einem Vorort von Berlin. Er wurde über den G-Schreiber hinausgeschickt, und dann setzte Sandel eine Meldung an seinen Agenten auf: «Vielen Dank für ausgezeichnete Nr. 935. Halten Sie uns auf dem Laufenden über Eisenhowers Aktivitäten im Zusammenhang mit Invasionsvorbereitungen.» Die Meldung wurde um 20.30 Uhr zur regulären Funkverkehrszeit zwischen Hamburg und Hansen ausgestrahlt.

Der Feind stehe vor dem Abschluss seiner Vorbereitungen zu einem Angriff gegen den Westsektor, teilte Feldmarschall von Rundstedt am 19. November 1943 einer Direktive mit. Man wisse nicht, wo er angreifen werde, und man wisse nicht, wann er angreifen werde.

Am 23. Dezember hielt Hitler in seinem Hauptquartier eine Besprechung ab, die jedoch der Verwirrung eher noch Vorschub leistete. Eine weitere Direktive kam von Jodl, Chef des Wehrmachtsführungstabes, der den Mangel an Informationen eingestand, indem er sechs verschiedene Stellen nannte, an denen eine Landung stattfinden mochte. Zwei Stellen lagen im Westen, zwei in Italien und zwei im östlichen Mittelmeer, und ihre Codenamen waren von da an, von Jodl geprägt, Blume I und II, Marder I und II oder Forelle I und II.

Solch blindes Im-Dunkeln-Tappen auf höchster militärischer und politischer Ebene, keine sechs Monate mehr vor dem Tag der Invasion, war verblüffend und stellte die Fähigkeiten von Canaris und die Effizienz der Abwehr in Frage, die doch hätte wissen sollen, was innerhalb des alliierten Lagers vor sich ging.

In einem nach dem Krieg unternommenen Versuch, die Niederlage rational zu erklären, wurde die Behauptung laut, die Abwehr habe nicht nur bei der Beschaffung der für das Oberkommando wichtigen Nachrichten versagt, sondern dieses auch noch durch erfundene Nachrichten irreführt. Canaris wurde sogar unterstellt, für die Al-

lierten gearbeitet zu haben, und man wies darauf hin, dass der ranghöchste Geheimdienstoffizier der deutschen Wehrmacht Mitglied der Verschwörung vom 20. Juli 1944 war.

Die Organisation des Admiral Canaris war gewiss nicht so gut, wie ihre Apologeten heute behaupten, aber sie war auch nicht so unfähig, wie sie hingestellt wurde. Es gelang ihr, unter sehr schwierigen Bedingungen eine beachtenswerte Überwachung der USA und Grossbritanniens aufrechtzuerhalten. Sie beschaffte verlässliche Informationen und versetzte das deutsche Oberkommando in die Lage, die Entwicklung des anglo-amerikanischen strategischen Konzepts des Invasionsplans zu verfolgen – von seiner Geburtsstunde Anfang 1942 bis zur Landung der alliierten Truppen in der Normandie im Juni 1944.

Pläne des Feindes, die naturgemäss unter strengster Geheimhaltung entwickelt werden, sind besonders schwierig zu erforschen. Der Abwehr gelang es jedoch von Anfang an, sich über die grundlegenden Ziele der Anglo-Amerikaner Gewissheit zu verschaffen – sie erkannte das Konzept, auf dem die gesamte alliierte Strategie beruhte.

Schon zwei Wochen nach Pearl Harbor trafen sich Roosevelt und Churchill in Washington zu einer mit Codenamen «Arcadia» bezeichneten Konferenz, um den weiteren Verlauf des Krieges im Atlantik – wie im Pazifikraum abzustecken. Dreiundzwanzig Tage Beratung hinter verschlossenen Türen liessen einen atemberaubenden Plan entstehen. Major Lionel Frederic Ellis, der offizielle britische Historiker des Krieges im Westen, bezog sich später auf «die wesentlichen Züge» einer Strategie, die, wie ihre Urheber annahmen, ein streng gehütetes Geheimnis bleiben würden.

Doch schon wenige Wochen nach der Konferenz lagen sie auf Hitlers Schreibtisch. Der zwanzigseitige Bericht, der die auf «Arcadia» getroffenen Entscheidungen und die dazu in Aussicht genommenen Massnahmen darstellte, stammte aus einer Quelle, die diskret als «der bekannte zuverlässige V-Mann unserer Freunde» bezeichnet wurde. Es handelte sich um Oberst José Carlos Garcia, den spanischen Militärattache, der der wichtigste Abwehr-Agent in Washington war. Das Dokument wurde mit der spanischen Diplomatenpost hinausgeschmuggelt und traf am 1. Februar in Madrid ein, adressiert an General Campos Martinez, den Chef der Informacia Militar, Francos geheimen militärischen Nachrichtendienst. Der Spanier leitete es persönlich an Wilhelm Leissner alias Gustav Lenz weiter, den Chef der Abwehr-Aussenstelle Madrid, und es wurde dann per Sonderkurier zu Canaris nach Berlin geflogen.

Das Dossier über «Arcadia», das Canaris Hitler überreichte, liess der Phantasie nur noch wenig Spielraum. Es enthüllte (in chronologischer Folge) alle Operationen, die die Alliierten bis 1943 ins Werk zu setzen gedachten, angefangen mit einer «begrenzten Landoffensive» im Jahr 1942 zur Besetzung der gesamten nordafrikanischen Küste. Bis 1943 sollte möglichst der Weg freigemacht sein «zu einer Rückkehr auf den

Kontinent über das Mittelmeer, von der Türkei zum Balkan hinüber oder durch Landungsunternehmen in Westeuropa». Auf der «Arcadia»-Konferenz wurden die alliierten Stäbe auch angewiesen, «sofort Massnahmen zur Zusammenfassung der alliierten Streitkräfte in England zu treffen» und Pläne für «einen Grossangriff durch ein alliiertes Landeunternehmen in Frankreich» zu entwerfen. Die militärische Absicht der Alliierten war unmissverständlich formuliert.

Die stufenweise Verwirklichung dieser grossen strategischen Idee wurde von den deutschen Nachrichtenstellen genau beobachtet. Im Mai 1943 lieferte der spanische Militärattaché in Washington der Abwehr weitere strategische Informationen, und zwar über die «Trident»-Konferenz zwischen Roosevelt und Churchill, auf der die Invasion des Kontinents zum ersten Mal ausführlich besprochen wurde. Nachrichten taktischer Art lieferte der deutsche Funkhordchdienst, der den Funkverkehr der Alliierten überwachte, dessen Codes und Schlüssel geknackt worden waren; ferner gelangte man zu Hinweisen durch die Auswertung erbeuteter Dokumente und das Verhör von Gefangenen in Nordafrika, in Italien und bei den Unternehmen von Saint Nazaire und Dieppe, sowie durch ein Netz von Geheimagenten, die sich auf «Invasionsnachrichten» spezialisiert hatten.

A. 3725 meldete sich wieder mit einer Variation über sein neues Thema. Es hielten sich jetzt, berichtete er am 16. Januar 1944 in Funkspruch Nr. 937, über 7'000 amerikanische Offiziere und Mannschaften in London auf, zusätzlich zu denen, die vorübergehend auf Urlaub dort seien. Die meisten von ihnen arbeiteten in verschiedenen Invasionsdienststellen; eine davon befände sich am Berkeley Square in Mayfair.

So bemerkenswert die Leistung des Agenten scheinen mochte, sie brachte an sich nichts Spektakuläres. Oberst von Rönne (OKH) fehlten präzise Nachrichten aus England, und so liess er sich für seinen Lagebericht vom 17. Januar von dem Agenten das Stichwort geben. Das Eintreffen Eisenhowers, so schrieb er, rangiere nun an erster Stelle in den Nachrichten von Presse und Funk. Ein weiterer Agentenfunkspruch, der gleichzeitig von der Einrichtung des alliierten Oberkommandos in Gibraltar berichte, beziehe sich wahrscheinlich auf eine zweite im Aufbau befindliche allerhöchste Kommandostelle zur Leitung von Operationen im Mittelmeer, vor allem von Angriffen gegen das südliche Frankreich. Ein weiterer Bericht, so fuhr er fort, der das Eintreffen von Eisenhowers Stellvertreter, des britischen Luftmarschalls Tedder, melde, beweise den schnellen Aufbau des angloamerikanischen Befehlsapparats für die bevorstehenden Operationen. Was die Nennung von General Bradley als Kommandeur der «US-Feldarmee unter Eisenhower» (Amerikanische Armeegruppe Nr. 1) betreffe, sei bemerkenswert, dass Bradley einmal die 82. Luftlandedivision befehligt habe (deren teilweise Verlegung von Italien nach England durch die «sichere Quelle» bekannt geworden war) und anschliessend Kommandeur der 28. Infanteriedivision gewesen sei, von

von deren Eintreffen in England ein anderer Agent berichtet habe.» Dieser Lagebericht gehörte nicht zu den besten aus Rönnes Feder, aber er hatte selbst zu diesem vorgeschrittenen Zeitpunkt nur wenig handfestes Material, auf das er sich stützen konnte.

Wenn man in dieser Sideshow des grossen Prä-Invasions-Dramas eine Schlüsselfigur herausheben konnte, so war es Alexis von Rönne. Seine Aufgabe war es, die für das Oberkommando wichtigen Nachrichten auszuwerten. Alle Geheimdienste, Codeknacker und Nachrichtenauswerter arbeiteten für ihn. Als kleiner Oberst in der Gesellschaft von Feldmarschällen und Generälen in der Umgebung Hitlers leitete er beim Generalstab ein relativ kleines Amt. Selbst seine Feinde (und er hatte viele, weil er als stolze und freimütige Persönlichkeit mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berg hielt) gestanden ihm zu, dass er für den schwierigen Posten der richtige Mann war. Er war gebildet, einfallsreich, nüchtern und ein ausgezeichnete Dienststellenleiter. Im Jahre 1940 noch Hauptmann, hatte er uneingeschränktes Lob eingeheimst für seine hervorragende Zusammenstellung von Daten über die französische Armee, deren fatale Schwächen er erkannte, als alle anderen Experten in ihr noch eine schlagkräftige Streitmacht erblickten. Rönnes Beitrag zum Frankreichfeldzug bezeichnete General Franz Halder, damals Generalstabschef, als mitentscheidend für den erstaunlichen Erfolg der deutschen Wehrmacht.

Als der Chef der Abteilung «Fremde Heere West» 1942 in den Ruhestand versetzt wurde, bot sich Oberst von Rönne zwangsläufig als Nachfolger an. Dreimal innerhalb von knapp drei Jahren befördert, sah er sich jetzt nicht nur der grössten Herausforderung seiner Laufbahn, sondern auch der Chance gegenüber, seine Leistung von 1940 noch zu überbieten, indem er das Geheimnis des alliierten Vorstosses zum Kontinent aufdeckte. Doch es schien, als habe sich Rönne damit überfordert.

Wie Percy Ernst Schramm, der das Kriegstagebuch des OKW führte, feststellte, konnte das deutsche Oberkommando bis weit in das Jahr 1942 hinein seine Operationen im Westen im Grossen und Ganzen auf die Sicherung der besetzten Gebiete und den Bau von Küstenverteidigungsanlagen beschränken. Seit dem Sommer und Herbst dieses Jahres (Dieppe, El Alamein und die Landungen in Nordafrika) hatte sich aber gezeigt, dass die Anglo-Amerikaner entschlossen waren, irgendwo an der von Deutschland gehaltenen Küstenlinie Europas eine zweite Front, mit einem Stosskeil zum Herzen der «Festung Europa» zu errichten, um eine Entscheidung zu erzwingen.

Schramms Analyse zufolge war das Bemerkenswerte an der Situation, dass Rönnes Feindbild keine Hinweise über Ort und Zeitpunkt einer alliierten Landung

\* «Sichere Quelle» war der Codename, mit dem sich Empfänger von Funknachrichten auf abgefangene Meldungen aus dem alliierten Funkverkehr bezogen.



zu geben vermochte. Im Winter 1943/44 wurde das Feindbild zunehmend unklarer. In einem Lagebericht für Hitler schrieb ein hoher Offizier von Jodls Führungsstab, man halte nun die innere Linie in der strategischen Verteidigung der «Festung Europa» besetzt, ohne in der Lage zu sein, den Vorteil der inneren Linie auszunützen, da zahlreiche ungebundene Kräfte des Feindes – im Mittelmeer, im mittleren und nahen Osten, in Afrika, Amerika, England und Irland –, mit deren Teilnahme beim Grossangriff auf die Küste Europas zu jeder Zeit gerechnet werden müsse, beträchtliche Teile der deutschen Reserven binden würden. Dies war eine unerträgliche Situation, und keiner empfand sie schmerzhafter als Oberst von Rönne in seinem betonverkleideten Elfenbeinturm in Zossen.

Das ganze Jahr 1943 hindurch hatte er sich mit diesem schwierigen Problem abgequält. Während die Alliierten unaufhaltsam auf ihren Brückenkopf in Süditalien vorrückten, schätzte Rönne die Strategie ab, die in dieser taktischen Reihenfolge steckte – die grosse Invasion, die früher oder später ihren Höhepunkt in den Feldzügen in Nordafrika, Sizilien und Italien erreichen sollte. Er hatte wenig handfeste Anhaltspunkte für seine Lagebeurteilungen.

Habe man schon nichts Genaueres über die Ziele der Alliierten gewusst, schreibt Professor Schramm im OKW-Kriegstagebuch, so sei noch dazu deren geschickte Art der Nachrichtenmanipulation gekommen. Seit Sommer 1942 hatten sie in periodischen Abständen «Invasionsgerüchte» herausgegeben. Die meisten seien zwar allzu durchsichtig gewesen, aber sie hätten dennoch zur Verwirrung der Lage beigetragen.

Mehrmals wurde Rönne nachdrücklich daran erinnert, was man höheren Orts von ihm erwartete. Jodl, von dem Hitler die Planung deutscher Gegenmassnahmen erwartete, sah sich durch das Ausbleiben von strategischen Informationen behindert. Die üblichen Eventualitätspläne, die höhere Stäbe routinemässig aufstellten, um gegen alles gewappnet zu sein, nützten nichts, wenn er über Stossrichtung und Zeitpunkt der Invasion völlig im Dunkeln tappte. Am 3. Januar 1943 gab Jodl Richtlinien für alle Nachrichtenstellen heraus und führte dabei spezifische Fragen an, auf die er eine eindeutige Antwort wünschte. Am 6. Januar rief er Rönne und Canaris zu sich und schilderte ihnen die Lage, die diesen nur zu gut bekannt war. Wie weit seine Einschätzung von der Wirklichkeit entfernt war, zeigte sich, als er sie anwies, dem Mittelmeerraum mehr Beachtung zu schenken. Was dort geschehe, deute nicht nur auf Absichten des Feindes im Mittelmeerraum selbst hin, sondern könne auch wertvolle Hinweise auf die strategischen Ziele und Pläne der Anglo-Amerikaner an anderer Stelle liefern. Er sprach von der offensichtlichen Unruhe im Mittelmeerbecken. Die Alliierten zogen offenbar keine weiteren Landungsfahrzeuge aus dem Raum ab, und mehrere grössere Einheiten waren aus der Front zurückgenommen worden und spurlos untergetaucht. Diese Tatsachen waren zutreffend, aber die Schlüsse, die Jodl daraus zog, waren

falsch. Wie er die Dinge sehe, sagte Jodl, deuteten diese Bewegungen darauf hin, dass der Hauptstoss der Alliierten im Mittelmeerraum erfolgen werde. Er hatte, wie er hinzufügte, in den letzten Tagen mehrmals mit Hitler über diese Angelegenheit gesprochen, und dieser hatte die Ernsthaftigkeit der alliierten Absichten stark angezweifelt. Er rechnete mit einer Reihe von Ablenkungsangriffen, die die Anglo-Amerikaner wahrscheinlich vor der eigentlichen Invasion führen würden. Insbesondere rechnete er mit einer Landung irgendwo an der spanischen Küste oder, wenn in Frankreich, dann nördlich der Gironde. Das war weit entfernt von den klugen Vermutungen von 1941/42, als Hitler den Raum Normandie-Bretagne als wahrscheinlichstes Ziel der alliierten Grosslandung bezeichnete. Jetzt, da er sich selbst täuschen musste, um den Glauben an einen deutschen Sieg nicht zu verlieren, war er so sehr von der Standhaftigkeit der Kanalbefestigungen überzeugt, die er hatte bauen lassen, dass er einen Angriff der Alliierten an diesen Stellen für unmöglich hielt.

Rönne war bestürzt, als er Jodls Arbeitszimmer verliess. Er zweifelte nicht mehr daran, dass die Alliierten es ernst meinten und keine Kräfte bei «Überfällen» oder «Landungen» an Orten wie Spanien verschwenden würden. Zwei grössere, zu dieser Zeit errungene Informations-Erfolge, versetzten Rönne in die Lage, durch den Rauchbombenschleier der Alliierten hindurchzuspähen. Am 16. Dezember 1943 hatte er eine abgefangene Meldung erhalten, in der ein amerikanischer Oberst, der als wichtigstes Mitglied von Eisenhowers Stab identifiziert werden konnte, ganz offen von einer bevorstehenden Operation mit Namen «Overlord» sprach, die in ihren Einzelheiten auf einen alliierten Grossangriff über den Kanal hinweg deutete. Etwa zur gleichen Zeit wurde es Rönne durch den grössten Geheimdienstcoup des Krieges möglich, Overlord einwandfrei als Codenamen der alliierten Invasion zu identifizieren. Er erhielt Angaben über die Operation aus streng geheimen Dokumenten.

Seit dem 26. Oktober 1943 hatte der Sicherheitsdienst einen Agenten in der Türkei, der ihn mit Informationen direkt aus dem Safe des dortigen britischen Botschafters belieferte. Es war – er taucht wieder einmal auf – «Cicero», der Kammerdiener des Botschafters, der einen Nachschlüssel zu dem Panzerschrank besass, den der Botschafter im Schlafzimmer stehen hatte. Völlig unverhofft, so schrieb Ludwig C. Moyzisch, der in Ankara diese Operation leitete, seien dem Sicherheitsdienst aussergewöhnliche Papiere in den Schoss gefallen. Schon auf den ersten Blick hatte man sehen können, dass der Dienst, den der Kammerdiener dem Dritten Reich leistete, von unglaublicher Bedeutung war.

Doch die Deutschen werteten ihren einmaligen Erfolg nur schlecht aus. Während Moyzisch sowohl «Cicero» wie die Dokumente für echt hielt, neigten seine Vorgesetzten in Berlin zu der Ansicht, dass es sich bei dem unverhofften Glücksfall – Cicero

war ja ungebeten von sich aus auf die Deutschen zugekommen – um ein weiteres Täuschungsmanöver der Alliierten handelte. Anstatt den Informationen entsprechend etwas zu unternehmen, wurden Ciceros Lieferungen aufgehalten, während schwerfällige Ausschüsse auf endlosen Konferenzen darüber debattierten, ob die Dokumente als das akzeptiert werden konnten, was sie zu sein schienen. Die grosse Debatte dauerte noch an, als Cicero am 14. Dezember 1943 Moyzisch das offenkundig wichtigste aller seiner gestohlenen Papiere überreichte. Es war ein Bericht über die Konferenz von Teheran, auf der sich Roosevelt, Churchill und Stalin im November über die weiteren alliierten Kriegspläne geeinigt und über die Mittel entschieden hatten, die den Angriffsstoss zum Sieg beschleunigen sollten. Dabei drehte sich vieles um die Operation «Overlord», deren Deckname Oberst von Rönne bereits aus der abgefangenen Meldung des indiskreten amerikanischen Obersten kannte.

Nun, da *er* wusste, was Overlord bedeutete und was die Alliierten planten, konnte Oberst von Rönne wieder etwas ruhiger atmen. Er brauchte jetzt nur noch die operativen und taktischen Details zusammenzusetzen, wie sie ihm durch seine einzelnen Kanäle zuzingen. Er besprach sich täglich mit Canaris und dessen nächsten Mitarbeitern. Er bat General Fellgiebel, Chef des Nachrichtenverbindungswesens im OKW, und andere, die sich mit kryptographischer Spionage beschäftigten, den alliierten Funkverkehr schärfstens zu beobachten und zu versuchen, auch die kompliziertesten Daten herauszubekommen. Rönne fuhr selbst in besonders gefährdete Räume an der französischen Küste, um sich persönlich ein Bild von der Lage zu machen.

Jetzt endlich, auf sein Drängen hin, begannen sich die Abwehr-Berichte über die alliierten Truppenkonzentrationen zu vermehren. Aus einem Funkspruch ging hervor, dass die 1. US-Armee in Südengland lag; einem weiteren Funkspruch liess sich entnehmen, dass eine englische Luftlandedivision im Raum Salisbury-Yeovil-Taunton lag, eine zweite zwischen Aldershot und Guilford und eine dritte bei Hull zusammengezogen wurde. Ein anderer Bericht nannte Reading als das neue Hauptquartier des VII. Corps. Ein Spion beobachtete, wie sich die 49. britische Infanteriedivision aus Schottland nach Süden in Richtung Harwich und Lovestoft begab. Ein anderer Agent berichtete von grosser Geschäftigkeit um Poole und Bournemouth. Ein Ortsname nach dem anderen tauchte in den Meldungen auf. Truppen aus dem gesamten Vereinigten Königreich, aus Nordirland, Island, dem Mittelmeerbecken und Amerika wurden in Aufstellungsräumen gesichtet. Kommandostellen wurden eingerichtet. Eastbourne, Brighton, Worthing, Wye und Wemouth wurden am häufigsten erwähnt. Diese Berichte schilderten zweifelsfrei, dass sich die Hauptmacht der alliierten Streitkräfte im Süden, gegenüber dem unteren Teil des Kanals, unterhalb der Strasse von Dover und Calais, versammelte. Dies war die Richtung, aus der der Hauptstoss zu erwarten war.

Noch immer hatte Rönne keine befriedigenden Antworten auf zwei entscheidende

Fragen: An welcher Stelle der französischen Küste wollten die Alliierten landen, und wann sollte das Unternehmen stattfinden. Es war fünf Minuten vor zwölf.

Rönne kam in seiner Beurteilung vom 19. Januar 1944 zu dem Schluss, dass mit dem Angriff im Westen zu jeder Zeit nach Mitte Februar gerechnet werden müsse, sofern das Wetter für Landoperationen günstig war. In diesem Sinn informierte er seinen Stab. Ende Januar war er zu der Überzeugung gelangt, dass die Alliierten ihr Unternehmen in ungefähr vierzehn Tagen starten würden. Das war eine merkwürdige Schlussfolgerung, denn keiner der eingegangenen Berichte meldete eine grössere Konzentration von Truppen oder Material oder auch nur ungewöhnlichen Verkehr hinter den weissen Klippen von Dover. Doch Rönne meinte Major Soltmann, seinem Stellvertreter, gegenüber, er halte es für unwahrscheinlich, dass die Angelsachsen die lange Überfahrt beispielsweise von Portsmouth herüber riskierten, wo sie ganz schnell von Dover nach Calais hinüberfahren könnten, wo der Kanal nur 20 Meilen breit sei.\* Das Department Pas de Calais natürlich! Dieses leicht hügelige ländliche Gebiet des Artois und der Pikardie, das in die Strasse von Dover hinein vorsprang, war die historische Landschaft, um die die Grafen von Flandern, die Herzöge von Burgund, die Bourbonen, Franzosen, Spanier und Österreicher gekämpft hatten – und es war das berühmte Schlachtfeld des Ersten Weltkriegs.

Als diese alliierte Strategie für Rönne feststand, traf er mit Canaris am 2. Februar 1944 zu einer Besprechung zusammen, auf der die Schritte der Abwehr zur Förderung von Verteidigungsmassnahmen erörtert werden sollten. Er war noch keineswegs zufrieden mit dem, was er wusste. Er benötigte noch die zahllosen kleinen Nachrichten über die engeren Zusammenhänge – die genaue Schlachtordnung des Feindes, Angaben über Ausrüstung und Kampfaktiken, die tausenderlei Fakten, die ein überzeugendes Feindbild ausmachen.

Das Gespräch zwischen Rönne und Canaris ist in einem erbeuteten Bericht aufgezeichnet. Rönne teilte als Generalstabsoffizier mit Canaris die Verachtung für das nationalsozialistische Regime, aber er hielt auch nicht viel von der Abwehr. Er wusste natürlich, dass es äusserst schwierig war, auf den Britischen Inseln ein leistungsfähiges Spionagenetz zu unterhalten, dennoch war er der Ansicht, die Abwehr hätte bei ihrer Beobachtung an Ort und Stelle bessere Ergebnisse erzielen können. Er war deshalb angenehm überrascht, als ihn Canaris nun über das Netz von Spionen aufklärte, die er noch immer in England hatte und die die fehlende Information beschaffen konnten. Canaris beschrieb das Netz seiner V-Leute von Bristol im Süden bis Glasgow und Aberdeen im Norden. Es sei

\* Diese Gegend prägte sich Rönnes Vorstellung fest ein, und er hielt sie hartnäckig weiter für das Hauptziel des alliierten Angriffs, selbst als am 6. Juni die anglo-amerikanischen Streitkräfte auf der normannischen Halbinsel Cotentin landeten.

der Abwehr gelungen, sie so gut zu versorgen, dass man täglich im Durchschnitt selbst zu diesem Zeitpunkt dreissig bis vierzig Berichte aus England selbst erhalte, viele davon mittels geheimer Sender, über Funk ausgestrahlt, die trotz komplizierter, ausgeklügelter elektronischer Gegenmassnahmen immer noch in Betrieb seien.

Bei der Beschreibung der Erfassung Englands durch die Abwehr übertrieb Canaris nicht. Bei Ausbruch des Krieges hatte er nur einen einzigen Agenten dort (A. 3504), der nicht verhaftet war. Im Jahre 1944, so sagte er Rönne, hatte er mehrere Spionageringe sowie verstreute, auf sich allein gestellte V-Leute drüben, insgesamt etwa 130 Geheimagenten. Die Abwehrstellen in Hamburg, Bremen, Wiesbaden, Paris und Brüssel hatten ihre eigenen Agenten in England – darunter Hamburgs phänomenaler A. 3725 (Hansen) und ein geheimnisvoller Agent mit dem Decknamen «Tramp», der jedoch nicht mit dem «Tramp» identisch war, den das FBI unter seine Fittiche genommen hatte; es war eine Frau, die zwischen London und Bristol hin und her pendelte und erstklassiges militärisches Nachrichtenmaterial lieferte.

Ausserdem hatten die grossen Abwehr-Aussenstellen Madrid, Lissabon und Bern ihre Agenten in Schlüsselpositionen. Madrid unterhielt ein ganzes Agenten-Netz, genannt «Arabal», das aus sieben V-Leuten bestand, und einen Ring unter Leitung von SP.-319, der die von seiner Gruppe von fünf weiteren V-Leuten gesammelten Informationen mit der spanischen Diplomatenpost hinausschmuggelte. Die Lissaboner Dienststelle war durch «Efeu», ebenfalls eine Frau, vertreten, die «erstklassige militärische Nachrichten» beschaffte und einen Ring, der von einem portugiesischen Geschäftsmann namens «Ostro» geleitet wurde, der sich erboten hatte, der Abwehr über seine grosse internationale Firma mit Niederlassungen in England und den Vereinigten Staaten Nachrichten zu liefern. Der Admiral versicherte Rönne, in der Downing Street 10 könne ein Privatsekretär von Churchill dazu gebracht werden, für die Abwehr zu arbeiten. In Eisenhowers Hauptquartier arbeitete eine Frau namens «Mary» für ihn und in General Bradleys FUSAG-Hauptquartier war der Verbindungsoffizier des polnischen Generalstabs nebenbei Abwehrgent.

Dieser riesige Apparat war während der Kriegsjahre mit äusserster Sorgfalt aufgebaut und in Gang gehalten worden. Alle diese Agenten konnten sofort alarmiert und angewiesen werden, sich auf Invasionsnachrichten zu konzentrieren. Ausserdem, so versicherte Canaris seinem Gesprächspartner, würde eine Reihe zusätzlicher V-Leute über Spanien und Portugal nach England eingeschleust werden. Mehrere von ihnen, voll ausgebildet, auf ihre Sicherheit überprüft und unterwiesen, standen auf Abruf bereit.

Sollte dies die grosse Stunde der Spione werden, so war es auch die letzte Herausforderung an Canaris und der entscheidende Test für die Abwehr. Zum ersten Mal in ihrer fünfundzwanzigjährigen Existenz, nachdem sie sich jahrelang grösstenteils mit taktischem Kleinkram befasst hatte, stand sie jetzt vor der Aufgabe, eine strategische

Mission von allergrösster Bedeutung durchzuführen. Die Abwehr würde für Wachsamkeit und Abwehrbereitschaft des hart bedrängten Dritten Reiches verantwortlich sein. Es war keine Übertreibung zu sagen, dass von ihrer Fähigkeit, den alliierten Sicherheitsschirm zu durchdringen, die Frage von Sieg oder Niederlage abhing.

### *Handlanger für «Fortitude»*

Eine Reihe sich überstürzender Ereignisse enthob Admiral Canaris aller weiteren Überlegungen und machte ihn in einem Augenblick entbehrlich, als die Abwehr am dringendsten gebraucht wurde. Bald nach der Besprechung mit Rönne, am 2. Februar 1944, wurde Canaris entlassen. Ein gewisses Trostpflaster stellte seine Ernennung zum Leiter der Abteilung für Wirtschaftliche Kriegführung dar. Damit verbunden war die Verlegung seines Amtssitzes in eines der OKW-Quartiere bei Potsdam.

Die Art, wie sich Hitler seiner entledigte, deutete darauf hin, dass er dem undurchsichtigen Mann immerhin noch Reste seiner einstigen Sympathie bewahrt hatte, aber die Abwehr selbst geriet in eine schwere Krise, denn die kleine Gruppe ihrer Hitlergegner war von der Gestapo ausfindig gemacht worden.

Canaris' politische Schizophrenie und die Einwirkungen der Widerstandsbewegung sowie auch die Abnutzungserscheinungen des langen Krieges spiegelten sich in der Leistung der Abwehr wider. Obwohl sie als Organisation grösser war als je zuvor, häuften sich die Klagen – ihre Feindbeobachtung war sporadisch, ihre Berichte wurden immer verschwommener und wertloser. Gegner in der Wehrmacht und im Parteiapparat kramten alte Beschwerden hervor. Walter Schellenberg, der junge SD-Chef, suchte in seiner Munitionskiste, die randvoll war mit Beweismaterial, das sich gegen Canaris und die Abwehr verwenden liess. Die Zeit war gekommen für den grossen Schlag, der ihm endlich die lang ersehnte Befehlsgewalt über den gesamten geheimen Meldedienst eintragen sollte. Doch nicht Schellenbergs ständige Intrige verursachte die ersten Erschütterungen, sondern ein anderer Feind der Abwehr – das Auswärtige Amt.

Die Rivalität zwischen Ribbentrop und Canaris zeigte sich am deutlichsten in zwei spanisch-sprachigen Ländern. In Argentinien, dem einzigen grossen südamerikanischen Staat, der an seiner achsenfreundlichen «Neutralität» festhielt, hatte die Abwehr einen ihrer ganz grossen Spione, dem es aus eigener Kraft gelungen war, die Regierung nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Die Leistung dieses Mannes, Hans Rudolf Harnisch, war umso bemerkenswerter, als es sich bei ihm, einem 46 Jahre alten leitenden Angestellten von Boker & Co., einer der grössten Export-Import-Firmen Argentinien, auf diesem Gebiet um einen Amateur handelte. Harnisch war im

Sommer 1941 während eines kurzen Ferienaufenthalts in seiner Heimatstadt Hamburg angeworben worden und sollte (unter dem Decknamen Erich Viereck) wirtschaftliche Informationen über die Vereinigten Staaten sammeln. Dieser «nüchterne, vernünftige, zurückhaltende und kühl berechnende» Mann engagierte sich mit fanatischem Eifer für seine Aufgabe. Er hatte seine Hand mit im Spiel bei dem Sturz der neutralistischen Regierung Castillo im Juni 1943 durch eine Junta, die den korrupten deutschfreundlichen General Petro Ramirez an die Macht brachte. Durch Bestechungen gelang es Harnisch, das Regime Ramirez zum inoffiziellen Verbündeten Deutschlands zu verpflichten.

Das andere Land war Spanien, wo der Einfluss der Abwehr fast ausschliesslich auf Canaris' Verbindungen in Madrid und seiner angeblich hypnotischen Gewalt über General Franco beruhte. Hitler hielt Canaris für das letzte Tau, das Spanien am Ab treiben auf die Gegenseite hinderte.

Diese beiden Hochburgen der Abwehr fielen gleichsam über Nacht und im ungünstigsten Augenblick für den Admiral. Die Machenschaften Harnichs wurden am 27. Januar 1944 durch die gemeinsamen Bemühungen britischer und amerikanischer Sicherheitsorgane aufgedeckt. Argentinien sah sich gezwungen, die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abzubrechen, wodurch der letzte funktionsfähige Stützpunkt der Nationalsozialisten in der westlichen Hemisphäre von der Bildfläche verschwand. Das Auswärtige Amt konnte der Abwehr die Verantwortung für die Entlarvung Harnichs zuschieben, die es den Alliierten ermöglichte, General Ramirez unter Druck zu setzen, der selbst einer der Verschwörer war und nun die eigene Haut retten wollte.

Fast zur gleichen Zeit erkannte Hitler, dass Canaris keinen nennenswerten Einfluss in Spanien hatte. Im November 1943 wurde Botschafter Eberhard von Stohrer, ein sehr gewissenhafter Karrierediplomat, der mit Canaris ganz gut ausgekommen war, durch Hans Heinrich Dieckhoff abgelöst, der damit aus dem Limbus heraustrat, in den er nach seiner Abberufung aus den USA 1938 verbannt worden war. Als Dieckhoff General Franco sein Beglaubigungsschreiben überreichte, wurde er zu seiner Verblüffung mit den Worten begrüsst: «Ich freue mich, dass ich es in Zukunft mit einem echten Vertreter des Dritten Reichs zu tun haben werde und nicht mit diesem Wichtiguer Canaris.» In diesem Sinne berichtete zumindest Dieckhoff an sein Aussenministerium. Dieckhoff liess der ersten Salve heftige Frontalangriffe gegen die Abwehraussenstelle in Spanien folgen. Er beschrieb sie als kopflastig von anmassenden, inkompetenten Drückebergern, deren ungeschickte Manipulationen Spanien noch ins Lager der Alliierten trieben. Der Botschafter liess auch deutlich durchblicken, dass Canaris falsch spiele, indem er einerseits Hitler versichere, dass er alles tue, um Deutschland Francos Kollaboration zu sichern, und andererseits dem Generalissimus sage, die Deutschen verlören den Krieg und er solle das sinkende Schiff verlassen.

Dieckhoff schürte die Krise so sehr an, dass Canaris ein persönliches Eingreifen in Spanien für erforderlich hielt, um die Kampagne des Botschafters als selbstsüchtige Intrige zu entlarven. Dieckhoff erfuhr, dass Canaris einen geheimen Besuch in Madrid plante, um sich der Unterstützung seiner alten Freunde zu versichern – zu denen unter anderem Generalstabschef Vigo und General Campos Martinez, der Chef des Geheimdienstes, gehörten. Gerade zu dem Zeitpunkt, als die Abwehr vollauf mit den Problemen der bevorstehenden Invasion beschäftigt war und Canaris seine ganze Energie brauchte, um mit dieser grössten Herausforderung seiner Laufbahn fertigzuwerden, trieb Dieckhoff seine Kampagne auf die Spitze.

Er habe gerade vertraulich erfahren, dass Admiral Canaris in der nächsten Woche nach Spanien zu reisen gedenke, meldete er nach Berlin. So sehr er die Möglichkeit begrüsse, mit ihm über den hiesigen Abwehrapparat zu konferieren, halte er es doch für nötig, sich unbedingt gegen einen solchen Besuch zu dieser Zeit auszusprechen. Canaris' Besuch, der nicht geheim gehalten werden könne, werde nicht nur den Angelsachsen die Möglichkeit geben, stärkeren Druck auszuüben, sondern auch Deutschlands spanische Freunde in peinliche Verlegenheit bringen. Man hörte auf Dieckhoffs Rat. Canaris durfte nicht nach Spanien reisen, aber man erlaubte ihm, mit Dieckhoff auf französischem Boden nahe der spanischen Grenze zu sprechen, damit sie ihre Differenzen bereinigen konnten. Der Badeort Biarritz wurde für das Treffen ausgewählt. Als Canaris dort eintraf, begleitet von den Chefs seiner Aussenstellen in Madrid und Lissabon, fand er einen jungen Mann namens Herbert von Bibra vor, einen SS-Mann, der als SD-Vertreter in Spanien fungierte und eine Nachricht von Dieckhoff bei sich hatte. Er wisse es zu schätzen, schrieb der Botschafter, dass er, Canaris, auf seine Anwesenheit bei der Konferenz in Biarritz so grossen Wert lege. Leider machten es ihm seine Geschäfte im Augenblick unmöglich, sich von Madrid zu entfernen. Er habe deshalb als seinen Vertreter Herrn von Bibra geschickt und ihn mit allen Vollmachten ausgestattet. Es war eine abgekartete Sache. Angesichts der Krise lehnte Campos Martinez Canaris' Einladung, sich in Frankreich mit ihm zu treffen, ab.

Vor der Madrider Krise hatte sich in Spanisch-Marokko eine ähnliche Situation entwickelt, wo General Orgaz unter dem Druck der alliierten Streitkräfte an seiner Ostgrenze den Abzug der Abwehr verlangte. Mit der erzwungenen Auflösung des Stützpunktes wurde ein besonderes Abwehr-Spionagenetz namens «Anti-Atlas» zerschlagen.

In dieser kritischen Situation verlor Canaris plötzlich seinen mächtigsten Beschützer im Lager der Nationalsozialisten. Himmler wandte sich gegen ihn, nicht um die Kontrolle über die Abwehr zu erlangen wie sein Handlanger Schellenberg, sondern um seinen eigenen Geheimdienst in einer Lage aus der Schusslinie zu ziehen, die in ihren Verästelungen viel gefährlicher war als das diplomatische Imbroglío.



Die Ratten verliessen Hitlers angeschlagenes Schiff, lange bevor es zu sinken begann. Selbst untergeordnete Nachrichtenoffiziere waren eher als die meisten Leute in Spitzenpositionen in der Lage, sich ein Gesamtbild von der ernsten Situation Deutschlands zu machen. Zu den ersten Ratten gehörten Mitglieder der Abwehr. In der Schweiz und in Portugal kam es zu mehreren Frontwechslern. Von der Abwehraussenstelle Istanbul gingen drei Leute zu den Briten über. Ein weit schwerwiegenderes «Leck» ergab sich gleichzeitig im Büro von Ludwig Moyzisch, des SD-Mannes, der die Operation «Cicero» unter sich hatte, als Moyzischs Sekretärin, eine junge Frau namens Nellie Kapp, zu den Amerikanern überlief und Cicero entlarvte.

Der Sicherheitsdienst machte keine gute Figur. Um den Skandal im eigenen Haus zu bagatellisieren, bemühte sich Himmler, den durch die Abwehr-Überläufer verursachten Schaden in umso grellerem Licht erscheinen zu lassen, indem er Canaris persönlich für das Debakel verantwortlich machte. Auf einmal sah sich der Admiral von allen Seiten angegriffen. Der Stützpunkt in Spanien hätte gerettet und der entscheidende Schlag gegen die Abwehr abgewendet werden können, wenn Canaris nur den Willen zum Kämpfen gehabt hätte. Aber er war fast völlig ausgebrannt. Seine engsten Mitarbeiter – Piekenbrock, Lahousen und Bentivegni – hatten sich zur Ostfront gemeldet, und mit ihren Nachfolgern wurde er nicht recht vertraut. Die Konferenz vom 10. Februar in Biarritz endete mit Canaris' Kapitulation.

In seinem Bericht an die Berliner Zentrale beschrieb Botschafter Dieckhoff die Besprechung in unverhohlenen triumphierendem Ton: Canaris sei damit einverstanden, dass die Abwehr in Spanien seinen und damit den Vorstellungen des Aussenministers entsprechend umorganisiert würde. Nur einmal noch bäumte sich Canaris auf, als er Herrn von Bibra aufgebracht mitteilte, es sei natürlich seine Pflicht, dem Oberkommando des Heeres, der Marine und der Luftwaffe zu melden, dass angesichts der veränderten Sachlage die Abwehr in Zukunft keine der vielleicht gewünschten Nachrichtenerkundungsoperationen mehr durchführen könne. Es war eine leere Drohung. Biarritz war Canaris' Waterloo. Obwohl er nur in der Absicht zu der Konferenz gekommen war, allenfalls seine spanische Aussenstelle zu reorganisieren, gab er schliesslich so viel auf, dass seine Nachfolger, unter einem glücklosen Oberst Georg Hansen, kaum noch etwas aus den Trümmern retten konnten. Eine Woche nach seiner Rückkehr aus Frankreich sass Canaris an der Luft. Drei Monate später wurden die kläglichen Überreste der Abwehr der Parteikontrolle durch eine Verfügung Hitlers unterstellt, die die Einrichtung eines zentralisierten geheimen Meldedienstes vorsah. Schellenberg wurde zum Chef dieser Organisation ernannt, in der nun Teile der Abwehr als «Militärisches Amt» überlebten.

Canaris' Entlassung war mehr als nur eine Veränderung an der Spitze.

Die Abwehr war Canaris' Werk, und nach seinem Ausscheiden glich sie einem Schiff ohne Steuermann, das ziellos dahintrief. Die Zerschlagung der Abwehr in Deutschlands kritischer Stunde war Teil von Hitlers Selbstmordpsychose, die alle seine Entscheidungen zu bestimmen begann, als sich das grosse Drama seinem Ende näherte. Während die Alliierten nur darauf warteten, den letzten Schlag auszuführen, war die Nachrichtenbeschaffung eine Frage des sine-qua-non und die Abwehr in dieser Hinsicht Deutschlands vorderste Front. Ohne sie war Hitler so blind wie Simson in Gaza.

Die riesige Aufgabe, die alliierten Pläne und Vorbereitungen zu erkunden, oblag nun in ebenso dramatischem wie drastischem Wandel nicht etwa Schellenbergs Organisation, sondern dem Mann, dem Canaris so viel Informationsmaterial über die Invasion versprochen hatte – Oberst von Rönne vom Generalstab, auf dem nun die ganze Verantwortung lastete, von der Beschaffung des Nachrichten-Rohmaterials bis zur Prognose über Ort und Zeitpunkt der Invasion.

Zu der Schlussfolgerung, dass die Hauptstossrichtung der Alliierten das Gebiet von Calais zum Ziel haben werden, war Rönne nicht ganz so selbständig gelangt, wie er glauben mochte. Sie war ihm durch eines der raffiniertesten Täuschungsmanöver suggeriert worden, das je inszeniert worden war, einem komplizierten «Tarnplan», der genauso sorgfältig und durchdacht ins Werk gesetzt wurde wie der grosse Plan der Invasion selbst.

«Unser Haupttäuschungsmanöver bestand darin, so zu tun, als würden wir über die Strasse von Dover kommen», schrieb Churchill später. «Es wäre jetzt (1955) nicht ratsam, alle zur Irreführung des Feindes angewandten Methoden zu schildern, aber natürlich wurden solche, die sich ganz natürlich anboten, nicht verschmäht – simulierte Truppenkonzentrationen in Kent und Sussex, Attrappenflotten in den Häfen von Hastings, Sandwich, Dover, Romney und Hythe, Landübungen an den nahegelegenen Stränden, verstärkter Funkverkehr.» Die eigentliche Kanalüberquerung als Teil der Invasion erhielt den Decknamen «Neptune». «Overlord» bezog sich streng genommen auf die Operation, die am französischen Ufer begann und fort dauerte, bis die beiden Brückenköpfe «Omaha» und «Utah» gesichert waren. Der komplizierte Tarnplan teilte sich in zwei separate Projekte auf, das eine hiess «Bodyguard», das andere «Fortitude».

«Bodyguard» sollte die alliierte Strategie in Europa irreführend darstellen und das deutsche Oberkommando zu falschen Entscheidungen veranlassen. «Fortitude» war das eigentliche Tarnmanöver, das die Deutschen zu der Überzeugung bringen sollte, dass der Hauptstoss der Alliierten an der engsten Stelle des Kanals erfolgen würde.

Das Täuschungsmanöver wurde sorgfältig vorbereitet. Die zentrale Leitung hatte das Cabinet Office in der Downing Street 10, und sie lag in den Händen von John («Johnny») Bevin, unter persönlicher Überwachung von General «Pug» Is-

may, Churchills Stabschef/» Von diesem Zentrum gingen alle Täuschungsmanöver aus, die den Feind hinters Licht führen sollten. Alle Organe von «Bodyguard» und «Fortitude» hatten mit Bevins' fieberhaft arbeitender Dienststelle Verbindung zu halten. Man schuf eine Scheinwelt – beschwor Ereignisse herauf, die nie eintreten würden, Personen, die überhaupt nicht existierten, Situationen, zu denen es nie kommen würde – ausser in der Vorstellung der Deutschen.

Der Plan ging von der Täuschung aus, dass die Invasion mit einem Angriff auf Südnorwegen von schottischen Häfen aus beginnen werde, während der Hauptstoss bei Calais erfolgen würde. Der Stoss gegen die Normandie, wo die Alliierten dann tatsächlich an Land gehen sollten, wurde als Ablenkungsmanöver hingestellt. Als Zeitpunkt der Invasion wurde ein Tag in der dritten Juliwoche vorgetäuscht, also etwa fünfundvierzig Tage nach dem wirklichen D-Day.

Eine «Vierte Armee» wurde in Schottland «aufgestellt», für den angeblichen einleitenden Angriff auf Norwegen, aber sie bestand nur aus Kommandostellen mit Funkausrüstung, die den Äther mit Funksprüchen füllten, welche eifrigen Nachrichtenverkehr zwischen drei Korps simulieren sollten, die es natürlich überhaupt nicht gab. Gleichzeitig wurde eine weitere Armee von zwölf Divisionen im Süden zum Angriff auf Calais zusammengezogen. Es war eine Phantomstreitmacht, die noch schlagkräftiger hingestellt wurde durch intensiven Funkverkehr mit «Formationen», die ebenfalls reine Erfindung waren.

Gleichzeitig wurde streng darauf geachtet, dass nichts über die tatsächlichen Absichten durchsickerte. Der reguläre Zivilverkehr zwischen dem Vereinigten Königreich und der Republik Irland wurde gestoppt. In Grossbritannien wurde ein zehn Meilen breiter Küstenstreifen zu beiden Seiten des Firth of Forth und von The Walsh bis Lands End für die Öffentlichkeit gesperrt.

Nur die deutschen Spione schienen kommen und gehen zu können, wie es ihnen gefiel.

Als Canaris im Februar 1944 mit Rönne zusammentraf, hatte er wahrscheinlich nicht das Gefühl, dass er die Erfassung Grossbritanniens durch die Abwehr übertrieb, aber er gab sich dabei Illusionen hin. Seine vielgerühmten Geheimagenten waren allesamt Handlanger für «Fortitude», Figuren im grossen Täuschungsspiel.

\* Gründer dieser Gruppe im Cabinet Office war Dennis Wheatley, einer der originellsten «Ideenleute» auf Seiten der alliierten Kriegführung. Seine Vorstellungen von dieser aussergewöhnlichen Aufgabe waren so unorthodox und seine Täuschungspläne so phantastisch und unrealistisch, dass er durch den nüchterner denkenden und scharfsinnigeren Bevins ersetzt werden musste. Bevins besass weder die Unbekümmertheit noch die Neigung zu Höhenflügen seines Vorgängers, konnte sich aber in Genialität und Einfallsreichtum mit ihm messen.

Mehrere Stellen wurden mit der Durchführung der von Bevin's Zentrale erdachten Manöver oder mit der Aufgabe betraut, innerhalb des Rahmens dieser umfassenden Verschleierungsstrategie ihre eigenen Irreführungsprojekte zu entwickeln. So hatte Field Marshal Sir Bernard Montgomerys 21. Army Group, die ursprüngliche Invasionsstreitmacht, zu diesem Zweck ihre eigene Organisation unter Leitung des hervorragenden Roger Heskith. Dieser hatte drei falsche Spione «aufgebaut» – einen Holländer («Paul»), einen Spanier («Cato») und einen Franzosen («Talleyrand») –, um dem Feind irreführende Informationen zugehen zu lassen. Er benutzte auch andere Mittel und Personen bei einem streng geheimen Projekt (das nicht mit der Landung vom 6. Juni endete) – Einzelheiten werden in Heskiths unveröffentlichter Darstellung als eine der bizarrsten militärischen Operationen in der Kriegsgeschichte beschrieben.

Die britischen Geheimdienste waren integraler Bestandteil des Tarnplans und spielten bei dem Täuschungsmanöver eine entscheidende Rolle. Im Ausland verbreitete MI 6 falsche Informationen auf dem Weg über es ausgerechnet am 1. April, als MI 6 über einen Informanten, dem spanische (?) anscheinend im Bilde waren. Ein grosser Teil dieser Fehlinformationen gelangte mit Hilfe von Doppelagenten in Spanien, Portugal, der Schweiz, Schweden und der Türkei zu den Deutschen.

Zu einer der frechsten Episoden in diesem grossangelegten Manöver kam es ausgerechnet am 1. April, als MI. 6 über einen Informanten dem spanischen General Moscardo in Barcelona angeblich genaue Angaben über die alliierten Invasionspläne zugehen liess. In dem Bericht, den Moscardo umgehend den Deutschen zuleitete, wurde der Mann als Oberst der Roten Armee namens Nikolai Putiloff Budyenny bezeichnet, «einen Vertrauten Stalins», der über Frankreich per Fallschirm abgesetzt worden sei, um die kommunistischen Zweige der Widerstandsbewegung auf den D-Day vorzubereiten. Von der Gestapo ausfindig gemacht, so hiess es weiter, habe der Oberst fliehen müssen, ehe er seinen Auftrag ausführen konnte. Er gelangte schliesslich nach Gibraltar, wo er nicht nur weitere Einzelheiten über die alliierten Pläne erfuhr, sondern sein Wissen auch einem spanischen Kommunisten offenbarte, der als Doppelagent für den spanischen Geheimdienst arbeitete. Diesem Agenten zufolge hatte Oberst Budyenny angegeben, die Invasion werde an einer Front von Amiens im Norden über Orleans, Limoges und Montauban bis nach Toulouse im Süden und auf einer Querlinie zwischen Bordeaux und Tarascon stattfinden. Sie sollte von 150'000 Mann Luftlandtruppen ausgeführt werden, die teils mit Transportgleitern, teils mit Fallschirmen über Frankreich abgesetzt würden, um die deutschen Küstenbefestigungen von hinten anzugreifen. Gleichzeitig sollte Spanien besetzt werden, damit die Alliierten eine Basis für ihren Einmarsch über die Pyrenäen nach Frankreich hatten.

Wie alle derart lancierten «Informationen» enthielt auch dieser Bericht einige

Körnchen Wahrheit. Oberst von Rönne wies ihn jedoch insgesamt als absolut unsinnig zurück. Er glaubte eher einem anderen Agenten aus der Schweiz, der berichtete, dass dem britischen Militärattaché in Bern, Generalmajor West, zufolge alle Pläne für eine Invasion im Jahre 1944 hatten zurückgestellt werden müssen, weil sich die Briten und Amerikaner über gewisse Einzelheiten von «Overlord» nicht einig konnten.

Ein Teil der Informationen, die MI 6 im Ausland verbreitete, entsprach zum Teil den Tatsachen, und manches klang plausibel. Die Deutschen waren aber unfähig, die Wahrheit von der Fiktion zu trennen. Sie waren nicht in der Lage, zutreffende Informationen in den Berichten einiger unabhängig arbeitender Agenten zu erkennen, die nicht von «Fortitude» beeinflusst waren.

Am 1. Januar 1944 wurde der gesamte Apparat der Sektion B.I.A. von MI 5 in den Dienst der Täuschungskampagne innerhalb des Vereinigten Königreichs gestellt. Dieses phantastische Finale war mit einer Gründlichkeit vorbereitet worden, die die kühnsten Erwartungen Major Robertsons, seines spiritus rector und Leiters, überstieg. Von 1941 ab, als das System in Colonel Whites B-Division innerhalb MI 5 formell Gestalt annahm, über das Jahr 1942 hin, als es zu arbeiten begann, bis zum Jahre 1943 war der gesamte Apparat auf seine Rolle im «Overlord»-Drama eingestimmt worden. Robertsons B.I.A. hat durch Irreführung des Feindes einen historischen Beitrag zum Erfolg der Invasion geleistet und Tausenden von alliierten Soldaten das Leben gerettet. Nicht viele Rädchen in der alliierten Kriegsmaschinerie konnten das von sich behaupten, und dieses war eines, das in aller Stille mit nur einigen hundert gesichtslosen «Kombattanten» operierte.

Inzwischen – 1944 – war kaum noch ein deutscher Agent in Grossbritannien entweder auf freiem Fuss oder ausserhalb des Zugriffs von MI 5. Man bediente sich der Doppelagenten nicht nur seit so langer Zeit, sondern auch in solch grossem Umfang, dass man bei B.I.A. von einem richtigen Doppelagenten-System sprechen konnte. Mit Hilfe dieses Systems wurden nicht nur eine grossangelegte Irreführung des Gegners bewerkstelligt: durch diese Leute wurde das deutsche Spionagesystem in Grossbritannien aktiv geleitet und beherrscht. Das mag zunächst unwahrscheinlich klingen, aber für den grössten Teil des Krieges traf es tatsächlich zu. Bis 1944 war es gelungen, alle überwachten Agenten für «Fortitude» einzuspannen. Es war eine gemischte Gesellschaft, und ihre internationale Zusammensetzung war kennzeichnend für die Schicht gestrandeter Europäer, aus der die Abwehr ihre Agenten rekrutierte. Unter ihnen waren Spanier, Skandinavier, eine mit einem Engländer verheiratete Österreicherin, eine Französin russischer Abstammung, ein Franzose, vier Jugoslawen (die zu einem eigenen Ring zusammengeschlossen waren), ein Tscheche, drei Polen, ein Belgier, sogar zwei britische Staatsbürger – aber nur ein einziger Deutscher, der sich auf Marinennachrichten spezialisiert hatte. Ihre Reihen füllten sich noch, als eine Anzahl

von Neuankömmlingen eintraf, jener Schub sogenannter «Invasionsagenten» wie etwa die Mitglieder der «Arabal»-Gruppe, die zwischen November 1943 und Mai 1944 von Spanien und Portugal aus nach Grossbritannien geschickt wurden, um über Invasionsvorbereitungen zu berichten. MI 5 setzte alle, die sich nicht zur Kooperation bereitklärten, in Ham Common fest, der jetzt als Gefängnis dienenden ehemaligen Nervenheilstation. Doch weit über hundert Agenten konnten für das Täuschungsmanöver «Double-Cross» gewonnen werden, und nun waren vierzig Männer und Frauen dabei, Invasions-»Nachrichten« zum Kontinent hinüberzufunkeln, darunter zwei, die die Deutschen seit 1940 irreführten, und fünf, die dies seit 1941 taten.

Nach einem genau vorgeschriebenen Plan hatte jeder Doppelagent seine spezielle Rolle zu spielen. Vier hatten eine Spitzenfunktion, weil man ihren Einfluss bei der Abwehr zu recht sehr hoch einschätzte. Der führende Mann war Hans Hansen, der junge Däne, der seine vielversprechende Karriere im Sommer 1940 als Abwehragent Nr. A-3725 begonnen hatte, nur um prompt in den Fängen von Double-X zu landen, wo er den Decknamen «Tate» erhielt. Sein Hauptmitspieler war «Brutus» für MI 5 und «Hubert» für die Abwehr. Die führende Frauenrolle war «Tramp», bei MI 5 so viel treffender «Treasure» genannt.

«Garbo» war das Meisterstück von Double-X, schon deshalb, weil die Operation (die bis zu zwanzig Agenten einbezog) innerhalb der Organisation selbst konzipiert wurde. Die Deutschen waren von der Glaubwürdigkeit der Nachrichten völlig überzeugt, die sie von dieser Gruppe zum grössten Teil nicht existierender Spanier erreichten.

Hubert war ein schneidiger polnischer Stabsoffizier, der die bittere Demütigung der Niederlage innerhalb von zehn Monaten zweimal erlebte – 1939 in Polen und 1940 in Frankreich. Er liess sich nicht erschüttern und organisierte eine der ersten Widerstandsgruppen nach der Kapitulation, die er so gut ausbaute, dass diese schon nach einem Jahr vierundsechzig aktive Mitglieder zählte. Im Jahre 1942 wurde er an die Deutschen verraten und zwar von Mathilde Carré, der berühmtesten «Katze», deren wankelmütige Treue durch ihre Gefühlsbindung an Hugo Bleicher beherrscht wurde, den unerschrockensten Vertreter der deutschen Gegenspionage. Oberstleutnant Oscar Reile, Bleichers Chef bei Abwehr III/F in Frankreich, besuchte Hubert in seiner Zelle und machte ihm einen attraktiven Vorschlag. Wenn er sich bereitklärte, in England für die Abwehr zu arbeiten, so würde Reile seine «Flucht» organisieren. Reile versprach ihm als Offizier und Ehrenmann, dass seine Mitarbeiter nicht der Gestapo ausgeliefert würden. Hubert nahm das Angebot an. Oscar Reile organisierte dann sein «Flucht» am französischen Nationalfeiertag 1942; Hubert nahm mit der Resistance Verbindung auf, die ihn nach England schmuggelte. Hubert offenbarte seine zweifelhafte Mission sofort nach seinem Eintreffen in London. Als Doppelagent landete er (der auch

als Reiles E-Mann oder Einbruchs-Agent unter Nr. GV-7615 fungieren sollte) dann bei MI 5, beim Double-X-System, mit Decknamen Brutus.\*

Obwohl er als Hubert fungierte und mit der Abwehr in Verbindung stand, diente er im Range eines Wing Commanders in einer polnischen Staffel der Royal Air Force. Innerhalb des Double-X-Systems erledigte sein Führungsoffizier seine geheimdienstliche Tätigkeit, ohne ihn auch nur zu konsultieren. Seinritisches Spion-Phantom wurde mit einem gewissen Status ausgestattet und bekam besondere «Ausguckpunkte» zugeteilt, von denen aus es den Deutschen Informationen von anscheinend aussergewöhnlichem Nachrichtenwert zukommen lassen konnte. Unter Anleitung der Double-Crossers stieg Hubert in immer bedeutendere Positionen in der alliierten Kriegsmaschinerie auf, bis er Reile schliesslich mitteilen konnte, dass er es zum Verbindungsoffizier des polnischen Generalstabs in General Omar N. Bradleys Hauptquartier in London gebracht hatte. Seine Aufgabe war mit einem Spezialprojekt innerhalb von «Fortitude» verknüpft, das die Deutschen davon überzeugen sollte, dass die amerikanische Armee unter Bradley in England bleiben würde, nachdem die britischen Streitkräfte unter General Montgomery in der Normandie gelandet waren, um – angeblich – den Hauptangriff gegen das Gebiet von Calais zu führen.

Die weibliche Figur des Trios gehörte zu den so zahlreichen grossen Spioninnen im Lager der Alliierten während des Zweiten Weltkriegs.\*\* Diese Frau war Lily Sergejew, eine hübsche 26jährige Französin russischer Abstammung. Mit siebzehn Jahren begab sie sich zu Fuss von Paris nach Warschau, die Rückreise legte sie als blinder Passagier an Bord eines deutschen Frachters zurück. Im Jahre 1937 wurde ihr Privatleben von der Welt der Geheimdienste berührt, als ihr Onkel Eugen de Miller, ein ehemaliger zaristischer General, der von seinem Pariser Exil aus den Umsturz der Kommunisten betrieb, entführt und von seinen sowjetischen Feinden umgebracht wurde. Der Kriegsausbruch überraschte Lily im Libanon – sie befand sich auf einer Radtour nach Indochina. Doch anstatt nach Saigon weiterzuradeln, kehrte sie nach Paris zurück – weil sie Spionin werden wollte. Auf ihrer Wanderung 1932 nach Warschau hatte sie einen gewissen Felix Dassel kennengelernt, einen obskuren Journalis-

\* Die Leute von Double-X machten sich einen Spass daraus, ihre Sympathien und Antipathien in den Decknamen für ihre Handlanger auszudrücken – natürlich ohne deren Wissen. Ein besonders unangenehmer Typ erhielt das Pseudonym «The Worm» (der Wurm), und andere dieser Gruppe von Parias wurden mit Spitznamen wie «Freak» (Monstrum), «Puppet» (Mariionette) oder «Washout» (Niete) belegt. Sympathische Leute dagegen erhielten Namen wie «Meteor», «Rainbow» (Regenbogen) oder «Brutus».

\*\* Die einzige Agentin ersten Formats, die Canaris tolerierte, war Paula Koch, eine deutsche Krankenpflegerin in der Türkei, die dort Florence Nightingale nachzueifern versuchte. Sie leitete das Büro Adana von Hauptmann Leverkühns Istanbuler Aussenstelle, das die hoffnungslose Aufgabe hatte, mit den wetterwendischen Arabern zu verhandeln.

ten aus einem der baltischen Staaten, und sechs Jahre später begegnete sie ihm wieder und erfuhr, dass er Agenten für die Abwehr anwarb. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs arbeitete Felix noch immer für die Deutschen, und Lily bat ihn, er möchte sie mit «Moustache» bekannt machen, der, wie sie wusste, Major Emil Kliemann war, der zweithöchste Offizier in der grossen Abwehrdienststelle im Hotel Lutetia am Boulevard Raspail. Kliemann nahm Lily bei exquisiten Soupers im Maxim, bei Prunier, Fouquet und in La Maisonette unter die Lupe, und er machte ihr eher den Hof, als dass er sie anwarb. Schliesslich nahm er sie aber doch in den Agentenkreis auf, und Anfang 1941 bekam Lily den Decknamen «Tramp», den Kliemann in angeheiterter Laune für sie ausgesucht hatte.

Kliemann wusste nicht recht, was er mit ihr in Paris anfangen sollte, und wollte sie nach Lissabon schicken, wo sie unter den Engländern in der Umgebung des Estoril auf Jagd nach Informationen gehen sollte. Lily schlug vor, direkt in die Höhle des Löwen zu gehen; dies war schon immer ihr Plan gewesen – als deutsche Agentin nach England zu gehen und dann gegen die Deutschen zu arbeiten. 1943 wurde ihr Wunsch erfüllt. Sie reiste über Madrid, wo sie sogleich mit den Briten Verbindung aufnahm, und wurde, mit einem Visum angeblich zum Besuch von Verwandten in Cambridge und Freunden in Bristol versehen, von Gibraltar aus nach London geflogen, um eine Doppelagentin unter der Ägide von MI5 zu werden.

Lily spielte das Spiel mit ausserordentlich hohem Einsatz, mit unerschütterlichem Mut und viel Geschick, obwohl oder vielleicht gerade weil sie von einer tödlichen Krankheit gezeichnet war. Im März 1944, als die Rolle, die ihr im Rahmen von «Fortitude» zugeteilt worden war, eine rasche Nachrichtenverbindung erforderte, lockte sie den Major nach Lissabon und brachte ihn dazu, ihr ein Afu-Gerät mitzugeben, damit sie die von den Deutschen so hoch eingeschätzten Informationen schneller durchgeben konnte. Sie wurde die einzige Frau in der Abwehr, die ihr eigenes Funkgerät bedienen durfte.

In England benutzte MI 5 ihren Sender, um eine Flut irreführender Informationen zu den Deutschen hinüberzustrahlen, so breit gestreut und so überzeugend, dass sie bei der Abwehr als wichtigster, vertrauenswürdigster Agent galt. Dies wiederum machte Lily für die Briten unentbehrlich, und sie wurde zum wichtigsten einzelnen Rädchen in der grossen Täuschungsmaschinerie, die die Deutschen von der Normandie ablenken sollte.

Natürlich kam ihr nicht allein das Verdienst für den Erfolg dieser Phase von «Fortitude» zu, aber ihr Anteil war entscheidend – als Staragentin der Deutschen in England, die der alliierten Sache keinen Augenblick untreu wurde.

Wenn Brutus das abgelegene Haus in einem Londoner Vorort, in dem Double-X



seine Zentrale hatte, nie betrat, so war sein Beitrag doch nicht weniger bedeutungsvoll als der von Lily. Auch er hatte sein eigenes Afu-Gerät, über das B.I.A. Berichte ausstrahlte, die, wie sein deutscher Kontaktmann auf seinem Bewertungsbogen vermerkte, «bei Fremde Heere West durchweg hoch eingestuft» wurden. Von Montgomerys Täuschungsfachmann Roger Heskith erdacht, hatte Brutus die wichtigste Rolle im grossen Manöver zu spielen. Er sollte die Deutschen davon überzeugen, dass die Invasion in Etappen vor sich gehen und der eigentliche Stoss erst nach einem Ablenkungsangriff erfolgen würde. Brutus wurde für diese entscheidende Rolle sorgfältig «aufgebaut» und erlebte eine glänzende Scheinkarriere, wobei er als angeblicher Verbindungsoffizier der polnischen Armee in England in immer höhere Positionen aufrückte. War er zunächst in General Bradleys Hauptquartier tätig, so meldete er sich fünf Minuten vor zwölf aus General Eisenhowers allerhöchster Befehlszentrale. Im Mai 1944 erschienen den Deutschen sieben seiner Berichte so überzeugend, dass sie den ganzen Packen als durchweg hervorragend bezeichneten, mit der Anmerkung, die von diesem Agenten gelieferten Berichte trügen materiell zur Aufhellung der Schlachtordnung des Feindes bei. Nun, diese Aufhellung war eher eine Verdunkelung. Seine Berichte bestärkten die Deutschen in ihrem Glauben, dass die Normandie nur ein Angriffsziel zweiten Ranges war und eine grosse amerikanische Armee unter General Bradley für den Hauptangriff weiter im Norden bereitgehalten wurde. Die Folge ist bekannt. Die deutsche 7. Armee, die die Normandie verteidigte, wurde am 6. Juni überrascht und überrannt, ehe sie etwas ausrichten konnte, hauptsächlich weil die viel stärkere 15. Armee auf den Klippen des Pas de Calais auf den Eindringling wartete.

Hans Hansen liess seiner Meldung vom 15. Januar 1944 vom Eintreffen Eisenhowers am nächsten Tag in London zwecks Übernahme des Oberbefehls über «Overlord» Dutzende von Berichten folgen, in denen er Hamburg über den immer schnelleren Rhythmus der Invasionsvorbereitungen informierte. Den Höhepunkt seines langen Doppelspiels erreichte er im Mai mit täglichen Meldungen von Truppenkonzentrationen an Orten, an denen gar keine waren, und Angaben über Kampfaufstellungen, die sehr detailliert und plausibel klangen, aber zum grössten Teil Fiktion waren – so führte er einzelne kommandierende Generäle an, unter anderen einen gewissen «Friedenhall» und einen «Ashland», die reine Phantasieprodukte waren.

Im Mai berichtete er von seinen Erkundigungen in Wye im «Sperrgebiet Dover», wo er 20'000 Kanadier gesehen haben wollte; in Ashford hatte er angeblich die 83. US. Infanteriedivision angetroffen, in Folkestone, das er als Sitz des US-Hauptquartiers beschrieb, hatte er angeblich viele Züge mit Neuankömmlingen aus den USA gesehen. Er besuchte Newmarket, Thetford, Cromer und Norwich und schlenderte

mit der grössten Gelassenheit durch Sperrgebiete, zu denen kein Unbefugter ausser ihm Zugang zu haben schien.

Als seine Informationsquellen führte er einen Luftmarschall, einen Kapitän der Royal Navy und einen weiteren hohen RAF-Offizier namens «Spekeman» an. Niemand auf der deutschen Seite fragte sich offenbar, wie es möglich war, dass so prominente Engländer diesen umherwandernden jungen Dänen ins Vertrauen gezogen und ihm einige der wichtigsten Geheimnisse von «Overlord» anvertraut hatten.

«Garbo» war der Deckname, den Double-X dem deutschen Spion V. 319, dem spanischen Journalisten Luis Calvo gegeben hatte. Als Don Angel Alcazar de Velasco Nachfolger an der Spitze des spanischen Kontingents der Abwehr in England, war er nach seiner Entlarvung im Februar 1942 zu einem überwachten Agenten umgedreht worden.

Die mit seinem Decknamen bezeichnete Operation, die bei Weitem kunstvollste und raffinierteste Täuschung, die MI 5 je aufgezogen hatte, ging auf eine Idee von Thomas Harris zurück, dem lebhaften Maler, Antiquitätenhändler und Feinschmecker, der sich gut in die glücklosen Spanier einfühlen konnte, die «Papa» Lenz nach England schickte. Als Don Angels Gruppe zerschlagen war, blieb von ihr nur noch Calvo übrig – er sass im silbernen «Käfig» in Ham Common. Harris erwog die Idee, um ihn herum einen neuen Ring aufzubauen, der aus Leuten bestehen sollte, die angeblich der bei den Deutschen Vertrauen geniessende V-Mann angeworben hatte, von dessen «Hochgehen» die Abwehr nichts wusste. Colonel Robertson zeigte sich begeistert, und Harris baute eine fiktive Spionageorganisation auf, die angeblich ganz Grossbritannien erfasste.

Sogar für Harris' reiche Erfindungsgabe und ungeheure Energie war es kein leichtes, ein so riesiges Phantom-Spionagenetz zu schaffen und zu unterhalten, das die Deutschen über die Invasion von 1944 irreführen sollte. Er baute es Stück für Stück auf, bis V. 319 über zwanzig Leute unter sich hatte, die angeblich für ihn arbeiteten und in Wirklichkeit allesamt Phantasieprodukte waren. Die Deutschen waren von diesem «Glücksfall» überwältigt. Sie gaben der Organisation den Namen «Arabal» und unterteilten sie, da sie so viele Mitglieder hatte, in die drei Ringe «Alarich», «Benedikt» und «Dagobert».

Das Unternehmen «Garbo», das Thomas Harris im April 1942 startete, lief im April 1944 auf vollen Touren. Genauso hatten er und Colonel Robertson es geplant, denn einzige «Existenz»-Berechtigung der Organisation war es ja, den Deutschen irreführende Informationen zuzuspielen. Wichtige «Informationen» wurden durch die Garbo-Spione von allen Orten gemeldet, an denen sich angeblich alliierte Truppen sammelten.

Wie spiegelte sich nun die Flut von Informationen und Falsch-Informationen im deutschen Feindbild vom Mai 1944 wider? Die Deutschen verliessen sich nicht ausschliesslich auf Nachrichten ihrer Agenten. Das Feindbild setzte sich zusammen aus

Informationen durch Luftaufklärung, Funkhorchdienst, abgefangene Dokumente, Gefangenenverhöre, Auswertung bereits aktenkundiger Daten und Nachrichtenmaterial, das über neutrale diplomatische Vertretungen in England eintraf. Die Agentenmeldungen beherrschten jedoch schon allein durch ihre grosse Anzahl alle Überlegungen und Wertungen, oft zum Nachteil von solidem Material, wie es durch Photos der Aufklärungsflugzeuge der deutschen Luftwaffe beschafft wurde.

Im Mai 1944 ging der Wehrmachtsführungsstab von der Annahme aus, dass die Region Pas de Calais Hauptziel der Invasion sein werde und dass diesem Hauptantritt Vorstösse nach Norwegen, an der Mittelmeerküste Frankreichs, sogar in Portugal und «wahrscheinlich in der Normandie und der Bretagne» vorausgehen oder folgen würden. Feldmarschall von Rundstedt hatte die Normandie schon im Oktober als einen Hauptgefahrenpunkt erkannt, wobei er davon ausging, dass die Alliierten grosse und leistungsfähige Häfen brauchten. Jetzt schloss er sich der Mutmassung an, dass der Raum Calais das wahrscheinlichste Angriffsziel sein würde. Was den Zeitpunkt der Invasion betraf, tappten die Deutschen völlig im Dunkeln. Am 4. Juni schrieb Vizeadmiral Krancke, der Marinebefehlshaber in Frankreich, in seiner Lagebeurteilung, es sei zweifelhaft, ob der Feind schon seine Invasionsflotte in erforderlicher Stärke versammelt habe. Am nächsten Morgen schloss sich Feldmarschall von Rundstedt Kranckes optimistischer Einschätzung an. Er beendete seinen wöchentlichen Lagebericht mit der Feststellung, in unmittelbarer Zukunft sei keine Invasion in Sicht. Im Westen gab es scheinbar nichts Neues.

Patrouillenfahrten im Kanal, die Krancke für die Nacht des 5. Juni 1944 befohlen hatte, wurden gestrichen. Offiziere bekamen Ortsurlaub. General Friedrich Dollmann hatte für den 6. Juni ein Ic-Planspiel vorgesehen, das für Kommandeure der Sechsten Armee in Rennes stattfinden sollte. Feldmarschall Rommel glaubte so wenig an einen Angriff, dass er am 5. Juni sein Hauptquartier in Frankreich verliess, um eine Nacht bei seiner Familie in der Nähe von Ulm zu verbringen, um den Geburtstag seiner Frau mitzu feiern. Danach war ein Besuch bei Hitler geplant.

Die Verwirrung des deutschen Oberkommandos und seine Unfähigkeit, den Schleier der Unkenntnis zu heben, illustriert General Walter Warlimont, Jodls Stellvertreter an der Spitze des Wehrmachtsführungsstabs. Achtzehn Jahre nach den Ereignissen schrieb er in seinen Erinnerungen, am 5. Juni 1944, dem Tag vor der Invasion, habe der Wehrmachtsführungsstab nicht die leiseste Ahnung gehabt, dass der Angriff so kurz bevorstand. Vierundzwanzig Stunden lang seien mehr als fünftausend Schiffe mit Kurs Normandie auf dem Weg über den Kanal gewesen, und keinerlei Aufklärung habe sie ausgemacht.

Trotz aller Sicherheits- und Irreführungsmassnahmen seitens der Alliierten schlüpfte doch ein unwiderlegbarer Hinweis durch die engen Maschen, dem man ent-

nehmen können, dass die Invasion nur noch eine Frage von Tagen, wenn nicht Stunden war. Man habe beim OKW nicht gewusst, schrieb Warlimont, dass Admiral Canaris schon im Januar 1944 den Text einer zweiteiligen Funkmeldung ermittelt habe, die kurz vor der Invasion als Alarmbereitschaftssignal für die französische Résistance von England ausgestrahlt werden sollte. Am Nachmittag des 5. Juni 1944 sei Jodl durch den Geheimdienst davon unterrichtet worden, dass die Sicherheitsabteilung der 15. Armee den zweiten Teil dieser Botschaft abgehört hatte. Aber man habe nichts unternommen. Wie sich Warlimont erinnerte, schenkte Jodl eingeschlossen, keiner der Betroffenen dem Warnsignal die geringste Beachtung. Vielleicht hatten die fraglichen Stellen im Gegensatz zu dem inzwischen in Ungnade gefallenem und entlassenen Canaris seine Bedeutung nicht erkannt. Nun sollte man annehmen, General Warlimont hätte diesen Vorfall aufgrund eigener Beobachtung beschrieben. Er stützt sich bei diesem zum Teil ungenauen Bericht weder auf eigene Erinnerungen, noch auf irgendwelches dokumentarisches Material, sondern auf Cornelius Ryans Buch *Der längste Tag*, in dem die Sache 1959 zum ersten Mal erwähnt wurde. Ryan zufolge hatte Canaris im Januar 1944 Oberstleutnant Helmut Meyer, dem Ic von Hans von Salmuths 15. Armee, Einzelheiten mitgeteilt, dessen sich die Alliierten bedienen würden, um kurz vor der Invasion den französischen Untergrund zu verständigen. Er beschrieb das Ereignis im Weiteren so, wie es Warlimont später in seinen Erinnerungen darstellte, ging jedoch davon aus, dass Meyer den Funkspruch tatsächlich abgefangen hatte, als er gesendet wurde, und ihn an Jodl weiterleitete, was schon deshalb ein unwahrscheinlicher Vorgang war, weil er eine grobe Verletzung des Dienstweges darstellte, deren sich gewiss kein deutscher Stabsoffizier schuldig gemacht hätte.

Diese Episode ist historisch so interessant und ihre verspätete Darstellung nahm sich so nebulös aus, dass ich mich auf die Suche nach Unterlagen machte, die vielleicht diese bemerkenswerte Leistung der Abwehr bestätigten, welche dem Oberkommando einen definitiven Hinweis auf den Zeitpunkt der Invasion hätte geben können. Ich fand sie in den erbeuteten Archiven des Generalstabs des Heeres: drei separate Dokumente. Das erste war nicht vom Januar 1944 datiert, wie Ryan und Warlimont behaupteten, sondern vom 14. Oktober 1943, Aktenzeichen Abw. 4508/43, das zweite, Aktenzeichen RSHA IV-A 2/478/44, war am 2. Juni 1944 um 9 Uhr 37 ausgestellt, und das dritte, RSHA IV-A-2573/44 stammte vom 4. Juni 1944.

Obwohl der erste Bericht mit «Hübner» und die beiden anderen mit «Dr. Kaltenbrunner» unterzeichnet waren, kamen sie ursprünglich von Oberstleutnant Oscar Reile, dem Leiter der Abwehr III/F in Paris, dem die undankbare Aufgabe zugefallen war, gegen den französischen Untergrund zu kämpfen. Das Dokument vom 14. Oktober 1943 bezog sich auf ein Ereignis vom 3. Oktober. Ein als Leiter einer aus Eng-

land gesteuerten Sabotageorganisation bezeichneter Mann war von Reiles Agenten verhaftet worden und hatte während seines Verhörs ausgesagt, es sei eine Parole ausgegeben worden, die auf die unmittelbar bevorstehende anglo-amerikanische Invasion hinweisen solle; diese Parole laute: *Les sanglots longs des violons/de l'automne blessent mon coeur d'une lueur monotone*. Reile identifizierte die Parole als Zeilen eines Sonetts von Paul Verlaine.

Wenige Tage später bestätigte ein anderer, unter ähnlichen Umständen verhafteter Resistanceführer, dass diese Parole existierte und dass es sich um ein Verlaine-Zitat handelte. Reile schrieb einen Sonderbericht, in dem er ausser dieser Information noch weitere Daten anführte, die sich beim Verhör der beiden Franzosen ergeben hatten. Wie er angab, werde der erste Teil dieser Parole, bis zum Wort *l'automne* vom britischen Rundfunk am 1. und 15. gegebener Monate gesendet werden, während die Ausstrahlung des zweiten Teils bedeute, dass die Landungen innerhalb der nächsten 48 Stunden zu erwarten seien, wobei zeitlich von der Mitternachtsstunde des Tages ausgegangen werden müsse, an dem die erste Ausstrahlung erfolgt sei.

Am Abend des 1. Juni 1944 dann, als die Abwehr schon unter der Kontrolle der Partei stand und alle derartigen streng geheimen und eiligen Meldungen von Kaltenbrunner, Himmlers Stellvertreter, unterzeichnet wurden, schickte Reile einen dringenden Bericht an den OB West, in dem er ihm mitteilte, dass die Stunde der Wahrheit kurz bevorstand.

Reiles Telegramm zufolge hatte die Funkstation Daventry den ersten Teil der Parole (*Les sanglots longs des violons de l'automne*) am 1. Juni gegen 18 Uhr 30 an fünf Widerstandsgruppen in Frankreich ausgestrahlt und sie damit in Alarmbereitschaft versetzt. Am 5. Juni verständigte Reile wiederum die Führungsstäbe per Funkschreiber davon, dass der zweite Teil der Parole von Radio Daventry zwischen 12 Uhr 00 und 14 Uhr 30 am 3. Juni fünfzehnmal gesendet worden sei, zusammen mit zusätzlichen Funksprüchen, in denen Reile Anweisungen in letzter Minute erblickte.

Oberstleutnant Reile hatte den ersten Bericht an mehrere Adressaten geschickt, darunter an Feldmarschall von Rundstedts Hauptquartier, an die Kommandierenden Generäle in Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark und Norwegen, an Feldmarschall Rommels Armeegruppe B, die ihr Oberkommando in Château La Roche-Guyon hatte. Das zweite und dritte Telegramm wurde über Verwürfelungsferschsreiber an Oberst Wilhelm Meyer-Dietring, den Chef der Abteilung Ic, gesandt.

In jedem Falle ging Exemplar Nr. 1 an Jodls Dienststelle im Führerhauptquartier ab. Der Eingang des ersten Reile-Berichts in Jodls Dienststelle bestätigte ein Offizier namens Hallbauer, der es offenbar unterliess, die nötige Eintragung im Verzeichnis der eingegangenen Berichte vorzunehmen. Reiles Fernschreiben vom 2. Juni 1944 ging bei Jodls Stab um 19 Uhr 55 desselben Tages ein und wurde von Hauptmann Henkel bestätigt, der es pflichtgemäss unter WFS/IC/II 771747 eintrug. Die dritte

Meldung erreichte den Wehrmachtsführungsstab am 4. Juni um 23 Uhr 37. In Empfang genommen wurde sie von einem Major Cranz in der Dienststelle von Oberst Krumacher, Jodls Nachrichtenoffizier, und unter WFSSt/IC/ II 772 174 eingetragen. Dies waren also die «Brieffächer», in denen Reiles Meldungen schliesslich steckenblieben. Im Gegensatz zu Ryans Behauptung, beim OKW habe man Jodl die Meldung übergeben, ist Jodl keiner der Berichte je vorgelegt worden.

In Rönnes Amt wurden die Meldungen abgelegt und vergessen. In Rundstedts Hauptquartier in Frankreich wurden die Kopien der zweiten und dritten Meldung an die Nachrichtenoffiziere der Armeen weitergeleitet, die Rundstedts Oberbefehl unterstanden. Auf diese Weise erhielt Oberst Meyer seine Kopien bei der 15. Armee. Er mass ihnen jedoch keine Beachtung bei, zum Teil deshalb, weil sein Chef, General von Salmuth, gerade auf einem Herrenabend weilte, als Reiles Bericht eintraf, und er ihm das Vergnügen nicht mit solch ominösem Unsinn verderben wollte.

Die Invasion begann am 6. Juni zwischen 1 Uhr 30 und 2 Uhr 00 mit dem Absetzen von Fallschirmjägern und Luftlandtruppen, worauf Tausende von Flugzeugen die deutschen Batterien und Küstenbefestigungen zu bombardieren begannen. Hitler schlief an diesem Morgen lang, und keiner wagte seinen Schlaf mit der Neuigkeit zu stören. Erst um 17 Uhr 00, als bereits 130'000 alliierte Soldaten mit 20'000 Panzerfahrzeugen unter dem Feuerschirm von Hunderten von Kriegsgehilfen gelandet waren, begann Hitler, die ersten Gegenmassnahmen anzuordnen.

Oberst von Rönne liess sich dadurch, dass die Alliierten in der Normandie und nicht bei Calais gelandet waren, nicht erschüttern. Der Raum Calais war für ihn zu einer so fixen Idee geworden, dass er noch am 9. Juni, als die Anglo-Amerikaner bereits seit zweiundsiebzig Stunden in der Normandie waren, Jodl über Oberst Krumacher beschwor, die Landungen in der Normandie nur als Ablenkungsangriff zu betrachten, da der Hauptstoss jeden Augenblick bei Calais erwartet werden müsse.

Am 21. Juni, fünfzehn Tage nach der Landung, als die beiden Brückenköpfe fest in alliierter Hand waren, gelang dem deutschen Nachrichtendienst ein dem Anschein nach glänzender Coup in Sachen Invasionsspionage. Ein Agent in England lieferte eine Kopie des «Neptune»-Plans. Als sie Oberst Meyer-Dietring auf dem üblichen Wege erreichte, kritzelte er einen Kommentar auf das Deckblatt des umfangreichen Dokuments, in dem er bestätigte, dass es sich hier um ein Meisterstück der Spionage handele – allerdings wäre es besser gewesen, wenn der Bericht die deutschen Stellen vor dem 6. Juni erreicht hätte.\*

\* Der Bericht, eine sorgfältig gereinigte Darstellung des originalen «Neptune»-Operationsplans, jetzt natürlich überholt und nutzlos, war den Deutschen von einem der Doppelagenten zugegangen, der in deutschen Augen für zukünftige Operationen seine Glaubwürdigkeit erhöhen wollte.

## *Der Spion, der J. Edgar Hoover überlistete*

Freitag, der 26. April 1945. Das Dritte Reich lag in Trümmern.

Die Vereinigten Staaten gingen unberührt aus dem Krieg hervor. Kein feindlicher Soldat hatte ihren Boden betreten. Keine feindlichen Flugzeuge hatten sich ihrem Gebiet genähert. Der Krieg war so weit fort wie Iwo Jima, Berlin und Budapest, und doch war er so nah wie ein abgelegenes Grundstück auf Long Island. Was hinter dessen verschlossenen und bewachten Türen vor sich ging, war ein Beispiel dafür, dass die USA gegen subversive Feindtätigkeit nicht so gut abgesichert waren, wie es schien. Das grosse Haus auf diesem Grundstück, durch Bäume und Büsche den Blicken entzogen, beherbergte die geheime Funkstation eines deutschen Spions. Dieser war ein Holländer namens Walter Köhler – zumindest war das der Name, unter dem er in der Kartei der Abwehr geführt wurde. Mit einundfünfzig Jahren, kurzsichtig und recht korpulent, war er weder eine romantische Figur noch ein verstiegener Abenteurer. Im Sommer 1942 hatte man ihn in einem besonderen Auftrag in die Vereinigten Staaten geschickt. Er war einer der letzten grossen Agenten, die man in Deutschland noch in Reserve hatte. Sein Auftrag bestand darin, Nachrichten über die Entwicklung der Kernforschung zu sammeln. Er sollte seinen eigenen Kurzwellensender zusammenbauen und seine Berichte regelmässig am Freitag um 8 Uhr 00 nach Deutschland funken. Köhler hatte es offenbar geschafft, denn er war noch immer im Dienst. Sein Sender hatte sich jede Woche zur vereinbarten Zeit gemeldet.

An diesem trostlosen Aprilmorgen war er wieder zur Stelle, um seinen Wochenbericht auszustrahlen. Es war die Meldung Nr. 231, die etwa über zwei Jahre nach jenem kalten Wintertag im Jahre 1943 hinausging, an dem er mit seinem neuen Sender den ersten Kontakt mit der Übersee-Empfangsstation der Abwehr herstellte. Seine letzte Meldung hatte kaum noch etwas mit seinem ursprünglichen Auftrag zu tun. Was er jetzt funkte, war eine Allerweltnachricht – die Beschreibung des Schulterstücks einer amerikanischen Infanteriedivision, die angeblich nach Europa verlegt werden sollte. Man spielte das Spiel weiter – als ob der Wehrmacht solche Trivialitäten noch etwas hätten nützen können.

Dieses Spiel begann als Geheimdienstangelegenheit bereits im November 1940. Damals traf in Bremen ein Spionagebericht aus den USA ein. Auf den ersten Anschein eine Routinemeldung, setzte er eine Kettenreaktion in Gang, die erst viereinhalb Jahre später endete. In dem Bericht – eingetragen unter Nr. 6079/40/Ig – teilte Agent R. 2232 seiner Dienststelle mit, dass mehrere Heliumfabriken in Amerika ihre Produktion aussergewöhnlich steigerten. Der Agent wies darauf hin, dass die normale Heliumproduktion für den üblichen Bedarf der USA mehr als ausgereicht haben würde. Die US-Marine benutzte das Gas für ihre Flotte von Luftschiffen und als Komponente

für die «Luft», die für Tiefseetaucher und Caissonarbeiter bestimmt war. Die plötzliche Produktionssteigerung, so meinte R. 2232, müsste deshalb einem anderen Zweck dienen. Er verwies darauf, dass sich die vom Radium ausgehenden Alphastrahlen aus den Kernen von Heliumatomen zusammensetzten, und äusserte die Ansicht, dass die vermehrte Heliumproduktion mit irgendeiner bedeutenden Entwicklung im Bereich der Kernphysik in Zusammenhang stehen könne. Wahrscheinlich versuche man, die Atomenergie für militärische Zwecke zu verwenden.

R. 2232- war die Nummer eines deutschen Chemikers namens Alfred Hohlhaus. Er war seit Langem in den USA ansässig und hatte eine gut bezahlte Stellung, lieferte aber nebenbei der Abwehr Nachrichten von technischem Interesse. Das «R» vor seiner Nummer bedeutete, dass er zu den Agenten gehörte, die Nachrichtenmaterial auf harmlosen Geschäftsreisen beschafften. Seine Tarnbeschäftigung ermöglichte es Hohlhaus, wichtige Industrieanlagen in den Vereinigten Staaten zu besuchen. So hatte er zum Beispiel Zugang zu einer der grössten Heliumfabriken, die das Innenministerium in Amarillo in Texas unterhielt. Hohlhaus liess seinem ersten Bericht im Verlauf des November und im Dezember noch weitere Meldungen folgen. Er stellte natürlich Vermutungen an, aber er tat dies nicht im luftleeren Raum. Am 5. Mai 1940 war in einem Artikel von William L. Laurence in der *New York Times* zum erstenmal die Rede von der «Verwendung der Atomenergie» in den USA durch eine Reihe bedeutender Wissenschaftler. In einer langen Abhandlung mit dem Titel «Das Atom gibt auf» in der *Saturday Evening Post* vom 7. September schrieb Laurence, dass man am 4. Mai «eine neue Energiequelle» entdeckt habe, die «millionenfach grösser» sei als alles, was man auf der Erde kenne. Ein einziges Pfund der verwendeten Substanz, so schrieb er, «würde 15'000 Tonnen TNT entsprechen».

Noch nicht überzeugt, aber doch beeindruckt durch die Meldungen ihres Agenten, leitete die Bremer Nebenstelle seine Berichte an ihre Auftraggeber bei Heer, Marine und Luftwaffe weiter. Dort begegnete man jedoch diesen Informationen mit grosser Skepsis. Typisch für diese Einstellung war der Kommentar der Marineleitung vom 17. Dezember 1940. Die in Bericht Nr. 6079/40/Ig und späteren Berichten enthaltenen Behauptungen des Agenten bezüglich der Heliumproduktion, so hiess es da, seien nichts Neues. Soweit man in Deutschland informiert sei, deute nichts auf einen Zusammenhang zwischen der gesteigerten Heliumerzeugung und einer möglichen industriellen Herstellung von schwerem Uran hin. Man sei bei der Marine lediglich an Nachrichten über den Umfang des Heliumexports interessiert.

Im Frühjahr 1941 wurde Hohlhaus nach Deutschland zurückbeordert. In Bremen fasste er das, was er in den USA erkundet hatte, in einer längeren Abhandlung unter dem herausfordernden Titel «Herstellung von schwerem Uran aus Helium, wahrscheinlich für die US-Luftwaffe» zusammen. Er empfahl Fregatten-



kapitän Carls, dem Leiter der Nebenstelle, diesen Abschlussbericht seiner Spionagetätigkeit an die zuständigen Stellen, bei Heer, Marine und Luftwaffe weiterzuleiten. Das Heer bestätigte nicht einmal den Empfang dieses Berichts. Die Marine reagierte sehr zurückhaltend und forderte Carls sogar auf, sie nicht mehr mit weiteren Phantasereien dieses Agenten zu belästigen. Die Steigerung der Heliumproduktion habe überhaupt nichts mit neuen Projekten der nuklearen Forschung zu tun, sondern sei durch eine beträchtliche Vergrößerung der US-Flotte verursacht und vor allem durch die Versorgung einer grossen Anzahl von Sperrballons mit diesem Gas.

Am 19. Januar 1942, fast ein halbes Jahr nach der Verteilung des zusammenfassenden Berichts, gab Oberst Josef Schmid, Chef der Abteilung Ic des Generalstabs der Luftwaffe, Fregattenkapitän Carls eine reichlich späte, aber positive Nachricht. Soweit man wisse, schrieb Schmid, sei die Entwicklung auf dem Gebiet der Kernphysik vor allem in den Vereinigten Staaten schon so weit fortgeschritten, dass sie bei längerer Kriegsdauer von grösster Bedeutung werden könne. Es sei deshalb wünschenswert, durch die Abwehr zusätzliche Informationen über diesbezügliche Pläne und den Entwicklungsstand der nuklearen Forschung in den USA zu beschaffen.

Schmid leitete das Hohlhaus-Dossier an Oberst von Röder weiter, den Leiter der Forschungs- und Entwicklungsabteilung im Reichsluftfahrtministerium. Der Oberst, ein Naturwissenschaftler, stellte zwar die Fakten in Frage – die Berichte des Agenten seien sehr unklar, schrieb er, und er bat Carls, den Chemiker nach weiteren spezifischen Informationen über «diese Experimente in den Vereinigten Staaten» auszufragen –, aber den kühnen Schlussfolgerungen des Agenten schloss er sich an. Nach Röders Ansicht war es ratsam, wenn möglich durch andere Agenten in den USA herauszufinden:

1. wie man bei der Produktion von schwerem Uran vorgeht,
  2. wo solche Versuche mit grösseren Mengen von Uran durchgeführt wurden und
  3. welche anderen Rohstoffe bei den verschiedenen Verfahren verwendet wurden.
- Röder schlug vor, einen besonderen Agenten, wenn möglich einen Physiker, in die Vereinigten Staaten zu schicken, um die Angelegenheit an Ort und Stelle zu verfolgen.

Inzwischen hatten sich sowohl Canaris wie Piekenbrock für dieses Projekt interessiert und unterstützten Röders Vorschlag. Nun erschien Köhler auf der Bühne. Er war zwar nicht der ideale Mann für eine so grosse Aufgabe, aber er liess sich zur Not verwenden, zumal er auf andere Qualifikationen verweisen konnte. Köhler war kein Anfänger. Schon im Ersten Weltkrieg hatte er hin und wieder als Spion für die Deutschen gearbeitet. Er war Holländer und Katholik, zwei gute Gründe, vor den Nationalsozialisten zu fliehen und sich als Flüchtling auszugeben. Obwohl Juwelier von Beruf, war er als Ingenieur ausgebildet und besass oberflächliche technische Kennt-

nisse. Und er kannte sich in den USA aus. Köhler hatte sich eine Zeitlang als Wartegagent der Abwehr in New York aufgehalten – bis zum 17. Juni 1941, als er plötzlich zurückgerufen wurde. Eine Überprüfung seiner Rechnungsbelege hatte einige Unregelmässigkeiten bei seinen «Spesen» ergeben.

Zu Köhlers wichtigsten Aktivposten gehörte seine Fähigkeit, sich aus einer schwierigen Situation herauszuwinden. Es gelang ihm, die Rechnungsprüfer von ASt X davon zu überzeugen, dass er jeden Cent der ihm anvertrauten Mittel zu Spionagezwecken ausgegeben hatte. Die Abwehr war erleichtert, als Köhler sich bereit erklärte, in die Staaten zurückzukehren und sich diesmal als «Atomspion» zu versuchen. In Begleitung seiner Frau sollte er über Argentinien in die USA mit einem Visum einreisen, das die Abwehr in Madrid besorgen würde. Dann war es Aufgabe der Aussenstelle in Buenos Aires, für seine Weiterreise in die Vereinigten Staaten zu sorgen.

Köhler erklärte sich mit dem Plan einverstanden, obwohl er starke Zweifel an der Durchführbarkeit seiner neuen Mission hegte. Er hatte das Gefühl, dass er sein Glück zu sehr herausforderte. Bis jetzt war er noch nie entdeckt worden, aber es bestand die Möglichkeit, dass er dem FBI doch nicht so unbekannt war, wie es schien. Ausserdem war er vorbestraft. Als er zwischen zwei Spionageaufträgen einmal mittellos war, hatte er in Holland einem Freund eine Aktentasche mit mehreren Tausend Gulden gestohlen und daraufhin von einer anderthalbjährigen Haftstrafe sechs Monate in einem holländischen Gefängnis abgesessen. Er nahm an, dass seine Fingerabdrücke durch Interpol an alle Polizeiverwaltungen geschickt und vielleicht auch in den USA registriert worden waren.

Er überwand jedoch seine Zweifel, da man ihm einen hohen Geldbetrag für seine Mission versprochen hatte. Er nahm den Auftrag hauptsächlich deshalb an, weil ihm eine glänzende Idee gekommen war: er würde mit dem Geld nach Argentinien reisen und dort untertauchen. Doch schon in Madrid gab es eine Panne: Die Abwehr konnte ihm das argentinische Visum nicht beschaffen. Seine Reiseroute wurde geändert. Er sollte jetzt mit einem portugiesischen Schiff von Lissabon aus direkt nach Amerika fahren, mit einem amerikanischen Visum, das er – als von Deutschen verfolgter Holländer – einem gutmütigen US-Konsul abzuschwatzen hatte, der stets bereit war, solchen Flüchtlingen zu helfen. Auch mit diesem Plan erklärte er sich einverstanden, weil er jetzt eine noch bessere Idee hatte. Zu diesem klug durchdachten Plan gehörte es, dass Walter Köhler – mit gefälschten Papieren ausgestattet – im Amtszimmer eines amerikanischen Vizekonsuls in Madrid erschien, um für sich und seine Frau ein Visum mit folgender Begründung zu beantragen: «Ich bin in Wirklichkeit ein Angestellter der Abwehr, Sir», sagte er zu dem Konsul. «Man will mich als Agent mit einem Sonderauftrag in die Vereinigten Staaten schicken. In meinen Anweisungen heisst es, ich soll einen geheimen Sender aufstellen und meine Berichte per Funk übermitteln, weil die Sache so wichtig und dringend ist.» Der Konsul fragte ihn, was

an seinem Auftrag so Besonderes sei. «Ich soll über Truppenbewegungen berichten», sagte Köhler.

Er konnte mühelos beweisen, dass er ein deutscher Agent auf dem Weg nach Amerika war. In einem zerbeulten kleinen Pappkoffer trug er den Zubehör bei sich, den ihm die Abwehr mitgegeben hatte. Er packte sein Handbuch für die Zusammensetzung und Bedienung des Funkgeräts aus und seinen Chiffrierschlüssel. Er zeigte ein Notenblatt mit der holländischen Nationalhymne vor, auf dem mit unsichtbarer Tinte seine wöchentliche Übertragungszeit und die Buchstaben und Zahlen seines Rufzeichens geschrieben standen. Er holte ein Gebetbuch hervor, auf dem, wie er sagte, sein Code basierte. Er kramte Chemikalien zur Herstellung von Geheimtinten und von Entwicklerlösungen heraus, sowie ein starkes Vergrößerungsglas, das zur Standardausrüstung aller Abwehragenten gehörte. Als letztes Beweisstück legte er die Mittel vor, mit denen ihn die Abwehr versehen hatte. 6'230 Dollar in Bargeld, Reiseschecks, Goldmünzen, einige wertvolle Schmuckstücke und eine kleine Kollektion seltener Briefmarken. Nachdem sich Köhler so als Geheimagent ausgewiesen hatte, plauderte er den Teil seiner Tarngeschichte aus, den er sich selbst zurechtgelegt hatte.

Er erklärte dem Konsul, er habe den Auftrag nur angenommen, um sich dem Zugriff der Nationalsozialisten zu entziehen, die ihn als holländischen Patrioten und frommen Katholiken verfolgten. «Ich will gern für die Alliierten arbeiten», sagte er. «Wenn ich in die Vereinigten Staaten einreisen darf, bin ich bereit, meine Loyalität dadurch zu beweisen, dass ich als Agent für Sie arbeite, während ich so tue, als führte ich weiter meinen Auftrag für die Abwehr aus.» Das ungewöhnliche Angebot wurde nach Washington weitergemeldet, und das FBI entschloss sich, das Risiko einzugehen. J. Edgar Hoover ersuchte das State Departement, das Visum zu erteilen, und das Konsulat in Madrid wurde telegraphisch angewiesen: «Schicken Sie ihn herüber.»

Köhler war erstaunt, als sich nach seinem Besuch auf dem amerikanischen Konsulat nichts tat. Weder in Madrid noch später in Lissabon, als er auf sein Schiff wartete, trat man an ihn heran, um ihn wegen seines Angebots beim Wort zu nehmen. Er glaubte nun, dass ihm der naive Konsul seine Geschichte abgenommen und das Visum ohne verpflichtende Bedingungen erteilt hatte. Es war August 1942, als er in Lissabon an Bord eines portugiesischen Schiffes ging und in New York ein Empfangskomitee des FBI wartete, um sich seiner anzunehmen. Aber als das Schiff nach einer stürmischen Überfahrt eintraf, war Köhler nicht an Bord. Er lag in einem Krankenhaus in Florida.

Etwa eine Woche zuvor hatte ein Boot der amerikanischen Küstenwache vor der Küste von Florida ein portugiesisches Schiff gesichtet, das den Notwimpel gesetzt hatte und um Hilfe bat. Einige Beamte gingen an Bord und stellten fest, dass einer der

Passagiere schwer erkrankt war. Es war Köhler, der Lungenentzündung hatte. Die Küstenwache brachte ihn schleunigst in das Hospital in Florida, wo ihn das FBI nach fieberhafter Suche schliesslich zur allgemeinen Erleichterung ausfindig machen konnte.

Als er wieder gesund war, übernahm das FBI Köhler als frei operierenden deutschen Spion in den USA und bestand darauf, dass er sich entsprechend verhielt. Es ging darum, das als Faktum zu präsentieren, was zur Fiktion von Köhlers Auftrag geworden war – so zu tun, als wäre er frei und könne als deutscher Agent arbeiten, während er in Wirklichkeit für das FBI als Übermittler erfundener Informationen tätig war. Es dauerte einige Zeit, bis dem Spion ein Standort und ein Funkgerät zugeteilt werden konnten. Man stellte den Sender schliesslich in einem weiträumigen Haus auf Long Island auf. Solange das FBI dieses Grundstück als seine «Funkstation» unterhielt, durfte sich kein Unbefugter nähern. Tag und Nacht wurde das Gelände mit Polizeihunden bewacht. Drei FBI-Agenten, die den Sender bedienten, schliefen und asen in dem Haus und wechselten sich im Acht-Stunden-Turnus ab.\*

Köhler selbst war am Sonntag, den 7. Februar 1943, um 8 Uhr morgens nicht anwesend, als sein erster Funkspruch hinausging. Der Geheimsender wurde in seinem Namen von einem Team von Agenten, deutschen Linguisten und Funktechnikern des FBI bedient. Der Agent, der den ersten Funkspruch übermittelte und auch weiterhin Köhlers Botschaften funken sollte, hatte sich durch eifriges Üben die typische «Handschrift» des Holländers angeeignet. «Bin jetzt bereit, die Arbeit aufzunehmen», lautete der Funkspruch. «Muss sehr vorsichtig sein, glaube aber, dass ich nicht in Gefahr bin. Bin 19.00 Uhr wieder auf Empfang.» Köhlers geänderter neuer Funkplan sah Sendungen um 8 Uhr an Samstagen oder Sonntagen und den Empfang eingehender Funksprüche um 19 Uhr am Freitag oder Samstag vor. Am nächsten Freitag, am 12. Februar, wurde das FBI für seine Mühe belohnt. Von Hamburg traf die Antwort ein. «Onkel ist sehr zufrieden», lautete sie. «Er lässt danken und grüssen. Seien Sie von jetzt ab vorsichtig und umsichtig bei der Ausführung der Ihnen zugeteilten Aufgaben.»

Von da ab gingen über zwei Jahre lang die Meldungen über den Atlantik hin und her. «Woche für Woche» schrieb Hoover später, «lieferten wir den Deutschen vorher mit den Streitkräften abgestimmte militärische und industrielle Informationen, die zum grössten Teil echt waren». Zu den Informationen gehörten Wettermeldungen

\* Don Whitehead zufolge «wurde die erste Funkanlage auf Long Island am 4. Dezember 1941 eingerichtet», aber obwohl sich sein Buch, *Die FBI-Story*, auf Daten stützt, die er von Hoover erhielt, befindet er sich hier – wie übrigens auch mit vielen anderen Angaben – im Irrtum. Die erste Funkstation wurde in Centerport, Long Island, für William G. Sebald im Frühjahr 1940 eingerichtet und bis zum 7. Juli 1941 betrieben, als die deutschen Agenten, deren Meldungen sie ausgestrahlt hatte, verhaftet wurden.

(die im Krieg geheim waren), Schiffsbewegungen in amerikanischen Häfen, die Namen von Kriegsschiffen, die ausgebessert wurden, und Angaben über neue Schiffskonstruktionen. Vom Frühjahr 1944 bis kurz vor der Invasion wurden Meldungen über die Verschiffung von Militäreinheiten nach Europa zusammen mit der Beschreibung ihrer Insignien ausgesandt. Über solche Dinge sollte er ja, wie er dem Konsul in Madrid gesagt hatte, berichten. Die einzigen Nachrichten, die fehlten, waren gerade die, die er tatsächlich hätte liefern sollen – Angaben über die mysteriösen Kernforschungsexperimente. Für das FBI schienen die Deutschen ganz zufrieden mit dem Material zu sein, das sie erhielten. In ihren Antworten kamen häufig Belobigungen und Glückwünsche vor. Sie vergassen Köhlers Geburtstag nicht und erinnerten sich sogar seines Namenstags. Sie sandten ihm Weihnachts- und Neujahrsgrüsse und 1944 beste Wünsche zu Ostern. Das FBI erwiderte in entsprechender Form und schloss viele seiner Meldungen mit einem herzlichen Gruss. Es war alles in allem eine sehr freundschaftliche Funkkorrespondenz.

Das Ganze war das bekannte Betrugsmanöver, das die Deutschen «Funkspiel» nannten. Das Spiel, welches das FBI mit Köhler spielte, war nur eines von buchstäblich Hunderten solcher Unternehmen. Beide Seiten zeichneten sich in diesem trickreichen Doppelspiel aus. Das FBI machte dieses Spiel aus mehreren Gründen mit. «Wir wollten herausfinden», schrieb Hoover, «ob noch andere Spione in Amerika operierten. Hamburg mochte (Köhler) die Anweisung erteilen, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen. Wir wollten wissen, wie die Deutschen ihre Agenten in Amerika bezahlten. Und vor allem hofften wir, das (deutsche) Oberkommando durch falsche Informationen irrezuführen» – besonders hinsichtlich Zeitpunkt und Angriffsrichtung der Invasion in der Normandie. Wie Hoover sich ausdrückte, «hatten wir in allen Punkten Erfolg».

Das FBI war bemüht, Köhler den Aufenthalt in den Vereinigten Staaten angenehm zu machen. In einem kleinen Hotel im Zentrum von New York einquartiert und versehen mit einem grosszügig bemessenen Taschengeld (aus seinen konfiszierten Mitteln), bewegte er sich anscheinend völlig frei und konnte kommen und gehen, wann er wollte, und tun, was ihm gefiel. Köhler verlor keine Zeit und nützte das aus. Er wurde anspruchsvoll, fast arrogant. Mehrmals wurde er dabei ertappt, wie er die Agenten, die ihn überwachten, zu täuschen versuchte. Gleich zu Anfang hatte seine Frau das Spionagezubehör in die USA einzuschmuggeln versucht, welches er vor dem Konsul in Madrid ausgebreitet hatte. Die Geldmittel, die die Abwehr ihm mitgegeben hatte, wie auch die Schmuckstücke und Briefmarken, waren ihm abgenommen worden, aber er schien über zusätzliche Mittel zu verfügen, über die er es vorzog, sich auszuschweigen, wie auch über bei einem Komplizen versteckte Gelder. Obwohl er sich als gelernter Juwelier bezeichnete, verlangte er, dass ihm das FBI eine Radio-Reparaturwerkstatt einrichtete, indem er behauptete, dies sei Teil seiner ursprüngli-

chen Abmachung mit dem Konsul gewesen. Er spielte natürlich mit, aber, wie Hoover formulierte, «mit der Pistole im Rücken».

Zwischen dem 7. Februar 1943 und dem 26. April 1945 gingen in Köhlers Namen unter der Ägide des FBI insgesamt 115 verschiedene Meldungen hinaus. Seine Berichte bei den Akten der Abwehr wurden in insgesamt 2,31 Funksprüchen gesendet, wie sich aus der laufenden Nummer seiner letzten Botschaft ergab. Als ich im Strandgut der deutschen Archive auf Köhlers Papiere stiess, fand ich jeden einzelnen Funkspruch säuberlich auf dem vertrauten Formularpapier 0448-32831 des Heeres-Fernschreibnetzes eingetragen. In seinem Aufsatz «Der Spion, der Hitler täuschte» zitierte Hoover einen dieser Funksprüche im Wortlaut – eine am 3. März 1944 gesendete längere Meldung – und es war schon aufregend für mich, diesen Funkspruch in Köhlers Dossier zu finden, im deutschen Originaltext so, wie Hamburg ihn empfangen hatte.

Aber das Dossier hielt eine Überraschung für mich bereit. Die Zahl der in ihm aufbewahrten Meldungen überstieg bei Weitem die 115, die das FBI bei diesen 231 Sendungen ausgestrahlt hatte. Am 4. März 1944 zum Beispiel war das FBI bei den Nummern 63-65 angelangt. Zu diesem Zeitpunkt enthielt das Dossier empfangene Berichte mit Nummern zwischen 129 und 137.

Und dann kam noch eine Überraschung. Die Meldungen, die das FBI in Köhlers Namen ausstrahlte, wurden nach dem Schlüssel chiffriert, den sich die Abwehr für ihn ausgedacht hatte, mit dem holländischen Gebetbuch als Grundlage, das er dem Konsul gezeigt und dann dem FBI übergeben hatte. Als ich einige der nicht dechiffrierten empfangenen Funksprüche näher prüfte, sah ich, dass ihre Meldungen – etwa die Nummern 137, 140, 178 und 229 in einer ganz anderen Chiffre ausgestrahlt worden waren.

Noch ein Hinweis fand sich, der darauf hindeutete, dass sich Köhlers Operation offenbar auf verschiedenen Geleisen bewegte. Im Februar 1944, als Canaris entlassen wurde, versuchte Walter Schellenberg die alte Abwehr neu aufzuziehen. Überzeugt davon, dass die meisten Spione längst nicht mehr von Nutzen und zum Teil sogar von Schaden waren, unterzog er die gesamte Liste der V-Leute einer strengen Prüfung. Er liess für jeden V-Mann ein Blatt mit zwei Rubriken anlegen – in die eine Rubrik sollten ihre als «gut» in die andere die als «schlecht» oder gar irreführend eingestuft Berichte eingetragen werden. Durch einen Blick auf ein solches Blatt liess sich dann bestimmen, welche Agenten nützlich und zuverlässig, welche nutzlos und welche Doppelagenten waren. Schellenberg liess alle vier Monate solche Prüfbogen anlegen, denn er glaubte, dass vier Monate ausreichten, um festzustellen, ob die Ereignisse, Pläne und Bewegungen, von denen die Spione berichtet hatten, den Tatsachen entsprachen oder nicht.

Inzwischen waren die meisten der Geheimagenten, mit denen die Abwehr in den Krieg gegangen war, ohnehin ausgefallen. Die Liste, die Schellenberg nun aufstellte,

enthielt zum grössten Teil Ersatzleute, Neulinge auf gerade erst eingerichteten Aussenstellen, die dritte und vierte Besetzung in diesem seit Jahren laufenden Stück. Die Liste der in den USA noch aktiven Agenten zeigte deutlich den Rückgang, sowohl in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht. Noch im August 1942 (als Köhler in Amerika eintraf), führte die geheime Liste der gegen die Vereinigten Staaten operierenden V-Leute neun Hauptagenten und Dutzende von kleineren Spionen und Gelegenheitsinformanten auf, die «sehr gute» oder «überwiegend zutreffende» Berichte schickten. Schellenbergs Organisation zählte jetzt nur noch etwa ein Dutzend Agenten, von denen die meisten Spanier und Portugiesen waren, deren Arbeit, wie die Aufstellung zeigte, viel zu wünschen übrig liess. Nur noch zwei grosse Spione hielten, wie es schien, tapfer aus angesichts einer sich rasch verschlechternden Situation. Der eine war A. 3778, ein deutscher Kaufmann, der für die Abwehr angeworben worden war. Sein ursprünglicher Auftrag war gewesen, nach Uruguay zu reisen und dort einen Geheimsender einzurichten, um Nachrichten über die amerikanische Kriegsproduktion und militärische Anlagen weiterzuleiten, die er von drei Spionen in den Vereinigten Staaten erhalten sollte. Nach seinem Eintreffen in Montevideo nahm er mit einem amerikanischen Diplomaten Kontakt auf und stellte freiwillig seine Dienste als Doppelagent zur Verfügung. Auf Anweisung des FBI siedelte er nach New York über und berichtete der Abwehrstelle Hamburg, es sei ihm unmöglich gewesen, in Uruguay seine Funkverbindung herzustellen. Beim FBI unter der Nummer ND 98 geführt, ging sein erster Funkspruch am 20. Februar 1942 über Sebolds alte Sendestation auf Long Island hinaus. Von da ab lieferte er bis Kriegsende Informationen, die vom FBI sorgfältig aufbereitet und auf das Sicherheitsrisiko überprüft worden waren. Seine Arbeit wurde von den Deutschen so hoch bewertet, dass sie ihm 55'000 Dollar an Lohn, Prämien und Spesengeldern zukommen liessen, ein Betrag, der zur Finanzierung des gesamten Betrugsmanövers ausreichte. A. 3778 alias ND 98 beteiligte sich auch an dem Täuschungsunternehmen am Vorabend der Invasion von 1944, indem er den Deutschen mitteilte, «mehrere ursprünglich für Grossbritannien vorgesehene Infanterie- und Panzerdivisionen werden zu einer Sonderoperation» umgeleitet – im Mittelmeerraum –, um die Aufmerksamkeit von der Normandie abzulenken. A. 3778 blieb bis zum Schluss im Dienst. Im späten Frühjahr 1945 war dann schliesslich niemand mehr in der Funkstation Wohldorf, der seine Meldungen hätte empfangen oder beantworten können.

Der andere wichtige Agent in den USA war Köhler. Er schien nicht mehr so produktiv zu sein wie früher, aber er wurde noch immer als hervorragend eingestuft. Wenn Köhler in New York müssig vor sich hinlebte, während das FBI die Arbeit für ihn erledigte, wie konnte er dann, so fragte ich mich, mit so vielen seiner Berichte Schellenbergs strenge Prüfung bestehen? Zwar entsprachen die meisten der vom FBI

präparierten Meldungen entweder den Tatsachen oder kamen ihnen sehr nahe. Aber selbst dieser Umstand war meines Erachtens noch keine ausreichende Erklärung dafür, dass Schellenberg Walter Köhler als wichtigen Agenten einstuftete. Ich vermute, dass es dem Mann, der von Hoover «Albert van Loop» genannt und als «Spion, der Hitler täuschte» bezeichnet wurde, irgendwie gelungen war, auch das FBI zu täuschen. Ich ging davon aus, dass er es durch irgendeine phantastische List bewerkstelligt hatte, seinen deutschen Auftraggebern seine eigenen Berichte zu senden, während das FBI in seinem Namen frisierte Nachrichten nach Hamburg funkte.

Meine Vermutung mit Daten zu belegen, erwies sich als schwierig. Bei meinen Nachforschungen in Deutschland machte ich unter den noch lebenden ehemaligen Abwehr-Offizieren drei Personen ausfindig, die mit der Operation Köhler vertraut gewesen waren, und sie lieferten mir schliesslich des Rätsels Lösung. Ihrer Darstellung zufolge stammte «Köhler» aus dem holländischen Gouda, wo er am 15. Oktober 1885 geboren war. Sie beschrieben ihn als einen unteretzten Mann mit einem ovalen Gesicht und verkniffenen blaugrauen Augen. Er fiel wegen seiner schlechten Zähne auf – ihm fehlten zwei Schneidezähne. Als ehemaliger deutscher Spion während des Ersten Weltkriegs wurde er im August 1939 wieder eingestellt, um gegen sein Heimatland zu spionieren. Nach der Besetzung Hollands und Belgiens wurde er zu seinem ersten Dienstaufenthalt als Warteagent in die USA geschickt. Bei seiner zweiten Reise in die Vereinigten Staaten im Jahre 1942 wurde er von Anfang an als Doppelagent aufgebaut. Um ihm die Wiedereinreise in die USA zu erleichtern, war Dr. Praetorius auf seinen Plan eingegangen, sich den Amerikanern schon in Madrid «auszuliefern». Er sollte an jedem «Funkspiel» teilnehmen, das sein «Frontenwechsel» nach sich ziehen würde. Gleichzeitig wurde er als echter Agent eingesetzt. In dieser Eigenschaft arbeitete er aber nicht für Hamburg, sondern für die grosse Abwehr-Aussenstelle in Paris, wo eine Zeitlang ein Oberst namens Waag, ein Neffe von Canaris, als sein Vorgesetzter fungierte.

Die manipulierten Nachrichten, die das FBI nach Hamburg ausstrahlte, wurden natürlich sofort durchschaut. Am 9. Juni 1944 zum Beispiel, drei Tage nach der Landung der Alliierten in der Normandie, riskierte Köhler seine Sicherheit und verschwendete seine streng rationierte Sendezeit mit einem zweiteiligen Funkspruch folgenden Wortlauts: «Nach hier umgehenden Gerüchten scheint die Invasion erfolgreich zu sein. Es sieht nicht gut aus für uns. Ich bin überzeugt, das ist eine starke Übertreibung und alles geht gut aus. Ich hoffe, Onkel lässt mich nicht im Stich und versucht alles, um mich mit Betriebskapital zu versorgen. Barometer 9 Uhr heute Morgen 30 Komma 29. Grüsse, Kö.» «Wir hätten das», sagte einer der Abwehr-Offiziere, als ich ihm die Aufzeichnung dieser Meldung zeigte, «auch dann als ‚Blüte‘ erkannt, wenn dieser Funkspruch nicht wie alle anderen frisierten Nachrichten nach Hamburg gegangen wäre.»



Wie gelang es Köhler, das FBI zu überlisten, trotz der strengen Überwachung, unter der er angeblich stand? Nun, diese Überwachung war nicht so streng, wie man hätte annehmen sollen. Das kann eine solche Überwachung auch niemals sein. Da ein Mann wie Köhler Tag und Nacht beobachtet werden musste und das FBI Agenten immer paarweise zu solchen Aufträgen einsetzte, würde er allein sechs Agenten voll beschäftigt haben. Und so viele Agenten hatte das Bureau einfach nicht zur Verfügung. Ausserdem war Köhler ein schlauer Bursche, der mit schwierigen Situationen fertig zu werden verstand. Man hatte ihm etwas über 16'000 Dollar für seine Mission mitgegeben, er übergab davon aber nur etwa 6'000 Dollar. Der Rest wurde, im Hüfthalter seiner korpulenten Frau eingenäht, in die USA eingeschmuggelt. Mit diesem Geld und unterstützt von Kontaktleuten im Lande, von deren Existenz das FBI nichts wusste, richtete er mit Hilfe eines Partners in Rochester, New York, seine eigene Funkstation ein. Sein Mann in Rochester fuhr jedesmal eigens nach New York, um Köhlers Meldungen in Empfang zu nehmen, zumeist wichtige Nachrichten, die schnellstens übermittelt werden mussten. Im Übrigen beförderte er seine Berichte durch ein kleines Netz von Zwischenträgern, das die Abwehr eigens für ihn auf spanischen oder anderen neutralen Schiffen organisiert hatte.

Während die irreführenden Nachrichten von Long Island ausgestrahlt wurden, funkte Rochester seine echten Meldungen nach Paris. Als die Deutschen die französische Hauptstadt räumen mussten, ging der Funkverkehr weiter, nur wurden die Meldungen jetzt von der dritten grossen Funkstation empfangen, die die Abwehr zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit ihren Agenten über weite Entfernung in Sigmaringen eingerichtet hatte. Sie versorgte die Abwehrstelle Wiesbaden, wo ein Oberstleutnant namens Rauh als Köhlers Führungsoffizier fungierte.

Seinen eigentlichen Auftrag konnte Köhler allerdings nicht ausführen. Er lieferte kein einziges Mal Nachrichten über Entwicklungen auf dem Gebiet der Atomforschung. Dies war jedoch weniger seine Schuld als ein Beweis für die bemerkenswerte Leistung der amerikanischen Sicherheitsorgane, die eigens zur Abschirmung der Geheimnisse des «Manhattan Project» ins Leben gerufen worden waren. Doch sein Scheitern als «Atomspion» setzte Köhler in den Augen der Deutschen keineswegs herab, das zeigte sich noch viele Jahre später, als ich mit den drei früheren Abwehr-Offizieren über seinen Fall sprach. «Er war der beste V-Mann, den wir im Krieg hatten», erklärte Oberst Waag einem amerikanischen Vernehmungsbeamten gegenüber, als er 1945 nach diesem unsteten Holländer befragt wurde. «Er war der beste Mann, den wir je in den Vereinigten Staaten hatten», sagte Oberstleutnant Rauh später, aber er fügte seufzend hinzu: «Leider war er auch unser letzter.»

Am 26. April 1945 wurde Köhlers letzte Meldung unter Aufsicht des FBI wie üblich

ausgestrahlt, und zwar zur Übersee-Funkstation, die dreitausend Meilen entfernt in einem baumreichen Hamburger Vorort namens Wohldorf lag, der riesigen, sorgfältig getarnten Bunker-Anlage, dem Zentrum des deutschen Geheimdienstes seit fast einer Dekade. Noch vor wenigen Wochen herrschte hier ein Gedränge von Nachrichtenoffizieren, Funkern, Kryptographen, Sekretärinnen und Ordonnanzen, summt es hier von den typischen Geräuschen des Funkverkehrs mit Agenten in England, Nord-, Mittelund Südamerika, Afrika, Patagonien und Afghanistan. Jetzt hielt sich kaum ein Dutzend müder Leute in dem grossen Saal auf. Über ihnen, rings um sie her, lag Hamburg in Schutt und Asche. Völlig von britischen Truppen eingeschlossen, war der Fall dieser Festung nur noch eine Frage von Stunden.

Der riesige Bunker hielt noch aus, und die Funkstation war mit Hilfe ihrer Notgeneratoren noch in Betrieb. Aber der Funkverkehr hatte fast völlig aufgehört. Wo früher Hunderte von Funksprüchen verarbeitet wurden, sorgfältig, mechanisch, leidenschaftslos, versetzte jetzt jede eingehende Nachricht die kleine Schar der Funker in Erstaunen. Wer wollte da noch mit Wohldorf Verbindung aufnehmen? Für die deutsche Spionage war das Spiel aus.

Der Funker, der Köhlers Meldung aufnahm, machte sich nicht die Mühe, die Nachricht zu dechiffrieren. Er erkannte die spezielle «Handschrift» des Agenten, dessen Punkte fast so lang waren wie die Striche. Er reichte den Funkspruch im Rohzustand Oberleutnant Röhr, einem der jungen diensttuenden Offiziere, der uninteressiert auf die Zahlenreihen starrte, dann das Blatt zerriss und in den Papierkorb warf. «Der Mann wartet auf Antwort, Herr Oberleutnant», sagte der Funker. «Beenden Sie morgen den Funkverkehr mit dem Agenten», sagte der Oberleutnant. Der vereinbarte Funkspruch zur Beendigung des Kontakts wurde an Köhler gesendet und lautete: «Umstände zwingen uns, Verbindung abubrechen, aber bleiben Sie bitte einmal in der Woche zur üblichen Zeit bereit. Verzweifeln Sie nicht. Wir kümmern uns um Sie und vertreten Ihre Interessen wie üblich.» Dieser Funkspruch war mit «Onkel» unterzeichnet.

Am selben Tag, jenem 26. April 1945, traf aus Flensburg, dem Hauptquartier von Dönitz, der Befehl ein, alles zu zerstören. Man bereitete die Sprengungen vor. Wenig später bebte die Erde und das massive Dach des Bunkers flog in Myriaden von Betonteilchen in die Luft. Wohldorf hatte den Betrieb für immer eingestellt.

Einige Tage vorher, am 9. April, war Admiral Wilhelm Franz Canaris im Konzentrationslager Flossenbürg gehängt worden.

# Ausgewählte Bibliographie

## I.

### *Handbücher, Bibliographien, Übersichten*

- American Historical Association. Committee for the Study of War Documents, *Guides to German Records Microfilmed at Alexandria, Virginia*, 41 Bde., Washington, D.C. 1959-1965
- Bibliothek für Zeitgeschichte, Weltkriegsbücherei, in: *Jahresbibliographie*, Frankfurt 1960-1970
- Fritz, S.: «Die schwedische Literatur über den zweiten Weltkrieg. Eine Bibliographie», in: *Jahresbibliographie*, V., 1963, S. 573-603
- Gunzenhäuser, M.: *Die Bibliographien zur Geschichte des zweiten Weltkrieges*, in: *Schriften der Bibl. f. Zeitgesch.*, Frankfurt 1966
- Kent, G.O.: *A Catalog of Files and Microfilms of the German Foreign Ministry Archives*, 4 Bde., Stanford, Cal. 1966
- Köhler, K.: «Bibliographie zur Luftkriegsgeschichte», in: *Schriften der Bibl. f. Zeitgesch.*, Frankfurt 1966
- National Archives and Records Service, *Summary Sheets of Captured German Documents*, Washington, D.C.
- Röseler, J.: «Die deutschen Pläne für eine Landung in England und die Luftschlacht um England in der Literatur», in: *Jahresbibliographie*, V., 1962, S. 541-553

## II.

### *Quellen*

#### *Unveröffentlichte Dokumente*

- Abwehr: Ast X (Hamburg) und Nest Bremen, ML-Series, Mikrofilme im Besitz des Autors
- Abwehr II, Kriegstagebuch (12. August 1939 – 12. April 1941), Kopie im Besitz des Autors
- Bredow, F. v.: Schriftliche Unterlagen im Bundesarchiv, Koblenz
- Canaris, W.: Schriftliche Unterlagen (1924-1926) im Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Freiburg i. Br.
- Central Criminal Court No. 334, Rex v. Tyler Gatewood Kent, Abschrift der stenographischen Aufzeichnungen des Prozesses, in: Charles B. Parsons Collection, Historical Manuscripts Division, Yale University Library
- Gempp, F.: *Geheimer Nachrichtendienst und Spionageabwehr des Heeres*, 14 Bde. auf Mikrofilmen in T-77 Serien, National Archives and Records Service, Washington, D.C. Kopie im Besitz des Autors

- Heinz, F.W.: *Von Wilhelm Canaris zum NKWD*, unveröffentlichtes Manuskript, Kopie im Besitz des Autors
- Hiles, C.C.: *The Case of Tyler Gatewood Kent*, Manuskript
- Kriegstagebuch der Kriegsmarine, in: U.S. Department of the Navy, Naval History Division
- [Masterman, Sir John], *The Double-Cross System in the Second World War 1939-1945*, Yale University Press 1972.
- National Archives and Records Center, Washington, D.C., T-Series
- T-70: Records of the Reich ministry for Public Enlightenment and Propaganda
  - T-73: Records of the Reich Ministry for Armaments and War Production
  - T-77: Records of Headquarters, German Armed Forces High Command
  - T-78: Records of Headquarters, German Army High Command
  - T-81: Records of the Deutsches Auslands-Institut
  - T-82: Records of Nazi Cultural and Research Institutions, and Records Pertaining to Axis Relations and Interests in the Far East
  - T-83: Records of Private Austrian, Dutch, and German Enterprises, 1917-1946
  - T-84: Miscellaneous German Records Collection
  - T-120: Records of the German Foreign Ministry
  - T-175: Records of the Reich Leader of the SS and Chief of the German Police (Heinrich Himmler)
  - T-177: Records of the Reich Air Ministry
  - T-178: Records of Miscellaneous Reich Ministries and Offices
  - T-179: Records of German and Japanese Embassies and Consulates, 1890-1945
  - T-253: Records of Private German Individuals
  - T-311: Records of German Field Commands
  - T-312: Records of German Field Commands
  - T-321: Records of Headquarters of the German Air Force High Command
  - T-354: Miscellaneous SS Records
  - T-405: German Air Force Records
- National Socialist German Labor Party (NSDAP) sämtliche Akten im Berliner Document Center
- Nicholson, L.A.: *21 Queen Ann's Gate*, unvollendetes Manuskript
- , Schriftliche Unterlagen, Tagebücher und Interviews
- Niedermayer, O. Ritter v.: Schriftliche Unterlagen im Bundesarchiv, Koblenz
- Reichstagsuntersuchungsausschüsse, Protokolle über die Pemeorganisation und die Fememörder (1926-1928)*, in der Sammlung von Emil G. Gumbel
- Reile, O.: Manuskript
- : Schriftliche Unterlagen und Interviews
- Ritter, N.: Schriftliche Unterlagen und Tagebücher, 1937-1945
- : *Mein Name war Dr. Rantzau*, Manuskript
  - : Ast X, Luft/1, 1937-1941
- Smith, T.: *Air Intelligence Activities, Office of the Military Attache, American Embassy, Berlin, Germany, August 1935 to April 1939*, Manuskript, in: Yale University Library

U.S. Department of State, Special Interrogation Mission (1945-46) (Abschrift der Vernehmungen folgender Personen im Besitz des Autors): Feldmarschall Werner von Blomberg; General Friedrich von Bötticher; Ernst Wilhelm Bohle; Baron von Bieberstein; Heinrich Franz Johannes Borchers; Botschafter Hans Heinrich Dieckhoff; Botschafter Herbert von Dirksen; Hanna Feldtange; Ulrich von Gienanth; Ernst Adolf Hepp; Philip Prinz von Hessen; Botschafter Walter Hewel; Baron Oswald von Hoyningen-Huene; General Alfred Jodl; Dr. Ernst Kaltenbrunner; Feldmarschall Wilhelm Keitel; Wilhelm Keppler; Paul Körner; Fritz Kolbe; Dr. Erich Kordt; General Erwin von Lahousen; Constantin Baron von Neurath; Hauptmann Dietrich Niebuhr; Wilhelm Ohnesorge; Theodor Paffgen; Franz von Papen; Botschafter Friedrich Wilhelm von Prittwitz; Carl Berthold Franz Rekowsky; Joachim von Ribbentrop; Botschafter Karl Ritter; Paul Otto Gustav Schmidt; Heribert von Stempel; Wilhelm Ernst August Tannenberg; Dr. Hans Thomsen; Dr. Edmund Wesenmayer; General Walter Warlimont.

Volksgeschichtshof, sämtliche Akten im Berliner Document Center

*Veröffentlichte Dokumente und offizielle Publikationen*

*Battle of the Atlantic. The Official Account of the Fight Against the U-Boats, 1939-1945*, London 1946

Boberach, H. (Hrsg.): *Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS, 1939 bis 1944*, Neuwied/Berlin 1966

Bölcke, W.A.: *Kriegspropaganda 1939-1941. Geheime Ministerkonferenzen im Reichspropagandaministerium*, Stuttgart 1966

Collier, B.: *Defence of the United Kingdom*, in: United Kingdom Military History, London 1957

*Combined Operations*, London 1943

*Confidential Records of the French General Staff*, Berlin 1940

Derry, T.K.: *The Campaign in Norway*, in: United Kingdom Military History, London 1952.

*European Resistance Movements 1939-1943*. Proceedings of the Second International Conference on the History of the Resistance Movements, Mailand, 26.-29. März 1961, Oxford 1964

Groscurth, H.: *Tagebücher eines Abwehroffiziers, 1938-1940*, hrsg. von H.C. Deutsch und H. Krausnick, München 1966

*Hayes Confessions*. Special communique issued by the Army Council of the Irish Republican Army, Dublin, 10. September 1941

Heiber, H. (Hrsg.): *Hitlers Lagebesprechungen. Die Protokollfragmente seiner Militärischen Konferenzen, 1942-1943*, Stuttgart 1962

Hubatsch, W. (Hrsg.): *Hitlers Weisungen für die Kriegsführung, 1939-1943. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, München 1958

Irving, D. (Hrsg.): *Breach of Security. The German Secret Intelligence File on Events Leading to the Second World War*, London 1968

Jodi, A.: Seine Vernehmung durch sowjetische Behörden, übers. von Dr. Arenz, in: *Wehrwissenschaftliche Rundschau*, 1961, Bd. 11

-: *Das dienstliche Tagebuch des Chefs des Wehrmachtsführungsamtes im OKW, 13. Oktober 1938 – 30. Januar 1940*, hrsg. von W. Hubatsch in: *Die Welt als Geschich-*

- te, 1952, S. 274-287; 1953, S. 58-72; 1. Februar-20. Mai 1940, in: Doc. 1809-PS, in: *Trial of German Major War Criminals*, (V.) Bd. XXVIII, S. 397-435
- Krausnick, H.: «Aus den Personalakten von Admiral Wilhelm Canaris», in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 1962, Bd. 10
- , «Hitler und die Morde in Polen», *ibid.*, 1963, Bd. 11, S. 197-98
- Nazi Conspiracy and Aggression*, 8 Bde., 2 Ergänzungsbände, Washington 1946-48
- Peter, K.H. (Hrsg.): *Spiegelbild einer Verschwörung, Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt*, Stuttgart 1961
- Picker, H. (Hrsg.): *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, 1941-1942*, Bonn 1951
- Rosenberg, A.: «Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs, 1934-35 und 1939-40», hrsg. von H.G. Seraphim, in: *Quellensammlung zur Kulturgeschichte*, Göttingen 1956
- Schnabel, R.: *Missbrauchte Mikrofone. Deutsche Rundfunkpropaganda im Zweiten Weltkrieg. Eine Dokumentation*, Wien 1967
- Schramm, P.E. (Hrsg.): *Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab)*, 4 Bde., Frankfurt 1961-65
- Trevor-Roper, H. R.: *Hitler's Secret Conversations*, New York 1964
- : *Blitzkrieg to Defeat. Hitler's War Directives 1939-1945*, New York 1964
- Trial of German Major War Criminals*. Proceedings of the International Military Tribunal Sitting in Nuremberg, 20. November 1945 bis 1. Oktober 1946, 42 Bde., Nürnberg 1947-49
- U.S. Department of the Navy, *Fuehrer-Directives and Other Top-Level Directives of the German Armed Forces, 1939-1945*, 2 Bde., Washington, D.C. 1946
- U.S. Department of the Navy, *Fuehrer Conferences on Matters Dealing with the German Navy*, 9 Bde., Washington, D.C. 1947
- U.S. Department of State, *Documents on German Foreign Policy, 1918-1945*, series C and D, Washington, D.C.
- U.S. Department of State, *The Last Days of Peace, August 9-September 3, 1939*, Washington, D.C. 1957
- U.S. Department of State, *The Spanish Government and the Axis: Official German Documents*, Washington, D.C. 1946
- U.S. Department of State, *Foreign Relations of the United States, Diplomatic Papers* (jährlich in mehreren Bänden veröffentlicht)
- U.S. Department of State, «The Case of Tyler G. Kent», Press Release No. 405, 2. September 1944
- Tagebücher, Memoiren und persönliche Berichte*
- Bazna, E.: *Ich war Cicero*, München 1962
- Bentwich, N.: *I Understand the Risks*, London 1950
- Best, S.P.: *The Venlo Incident*, London 1950
- Carré, Mathilde-Lily: *I Was the Cat*, London 1960
- Churchill, W.: *Der Zweite Weltkrieg*, Hamburg 1950 f.
- Ciano, G. Graf: *Tagebücher. 1939-1943*, Bern 1946
- : *Ciano's Diplomatie Papers*, hrsg. von Malcolm Muggeridge, London 1948

- Tagebücher. 1937/38, Hamburg 1949*
- Cooper, A.D.: *Das lässt sich nicht vergessen*. München 1954
- Dönitz, K.: *Zehn Jahre und Zwanzig Tage*, Bonn 1958
- Giskes, H.J.: *Spione überspielen Spione*, Hamburg 1949
- Gisevius, H.B.: *Bis zum bitteren Ende*, 2 Bde., Zürich 1946-47
- Goebbels, J.: *Tagebücher aus den Jahren 1942-43*, Zürich 1948
- Goertz, H.: «My Story», in: *Irish Times*, 25. August bis 10. September 1947
- Halder, F.: *Kriegstagebuch*, 2 Bde., hrsg. v. H.A. Jacobsen in Zusammenarbeit mit A. Philippi, Stuttgart 1962-63
- Hossbach, F. v.: *Zwischen Wehrmacht und Hitler, 1934-1938*, Wolfenbüttel, 1949
- Ickes, H.L.: *Secret Diaries*, 1953
- James, C.: *I Was Monty's Double*, London 1954
- Koller, Karl, *Der letzte Monat*, Mannheim 1949
- Leonhard, J.: *Als Gestapo-Agent im Dienste der schweizerischen Gegenspionage*, Zürich 1945
- Loeff, W.: *Spionage. Aus den Papieren eines Abwehr-Offiziers*, Stuttgart 1950
- Maschwitz, E.: *No Chip on My Shoulder*, London 1957
- Moyzisch, L.C.: *Der Fall Cicero*, Frankfurt-Heidelberg 1950
- Noske, G.: *Von Kiel bis Kapp*, Berlin 1920
- Murphy, R.: *Diplomat unter Kriegern. Zwei Jahrzehnte Weltpolitik in Sondermission*, Berlin 1965
- Papen, F. v.: *Der Wahrheit eine Gasse*, München 1952
- Philby, H.A.R. (Kim): *My Silent War*, New York 1968
- Raeder, E.: *Mein Leben*, 2 Bde., Tübingen 1957
- Schultze-Holthus, N.: *Frührot in Iran. Abenteuer im deutschen Geheimdienst*, Esslingen 1952
- Serano Suner, R.: *Zwischen Hendaye und Gibraltar*, Zürich 1958
- Speer, A., *Erinnerungen*, Berlin 1969
- Warlimont, W.: *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht, 1939-1944*, Frankfurt 1964
- Wedemeyer, A.C., *Der verwaltete Krieg*, Gütersloh 1960
- Whitwell, J. (Pseud, von L.A. Nicholson): *British Agent*, London 1967

### III.

#### *Bücher und Artikel*

- Abshagen, K.H.: *Canaris, Patriot und Weltbürger*, Stuttgart 1949
- Aswell, E.C.: «The case of the Ten Nazi Spies: How they worked-How the FBI caught them», in: *Harper's*, Juni 1942, S. 1-21
- Bartz, K.: *Die Tragödie der deutschen Abwehr*, Salzburg 1955
- Baum, W.: «Marine, Nationalsozialismus und Widerstand», in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 11,1963 S. 16-48
- Berthold, W.: *Division Brandenburg*, Bad Wörishofen 1960
- Boveri, M.: *Der Verrat im 20. Jahrhundert*, 2 Bde., Hamburg 1956-57
- Brown Book of the Hitler Terror*, New York 1935

- Bruce, P. (Leitch, D. u. Knightly, Ph.): *The Philby Conspiracy*, New York 1968
- Buchheit, G.: *Der deutsche Geheimdienst. Geschichte der militärischen Abwehr*, München 1966
- : *Die anonyme Macht. Aufgaben, Methoden, Erfahrungen der Geheimdienste*, Frankfurt 1969
- Bulloch, J.: *M.I.5. – The Origin and History of the British Counter-Espionage Service*, London 1963
- Bullock, A.: *Hitler. Eine Studie über Tyrannei*, Düsseldorf 1967
- Burdick, Ch.B.: *Germany's Military Strategy and Spain in World War II*, Syracuse, N.Y. 1968
- Chesterton, A. K.: *Oswald Mosley. Portrait of a Leader*, London 1936
- Cippico, A.: *Diopunisca Anna Tobruk. La guerra dei agenti segreti*, Rom 1947
- Collins, F.L.: *The FBI in Peace and War*, New York 1940
- Dallin, D.J., *Die Sowjetspionage*, Köln 1956
- Deakin, F.W. und Storry, G. R.: *Richard Sorge*, Berlin/Darmstadt/Wien 1966
- Detwiler, D. S.: *Hitler, Franco und Gibraltar*, Wiesbaden 1962
- Dulles, A.W. (Hrsg.): *Great True Spy Stories*, New York 1968
- Erasmus, J.: *Der geheime Nachrichtendienst*, Göttingen 1952
- Eyermann, K.-H.: *Luftspionage*, 2 Bde., Berlin 1963
- Fleming, P.: *Invasion 1940*, London 1957
- Ford, C.: *Donovan of OSS*, Boston 1970
- Franklin, Ch.: *The Great Spies*, New York 1967
- Freund, L.: *Politische Waffen. Grundkonzeption der westlichen Verteidigungsstrategie*, Frankfurt 1966
- Gauche, G.: *Le deuxième Bureau au travail, 1935-1940*, Paris 1954
- Graml, H.: «Der Fall Oster», in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 14, 1966, Nr. 1
- Grote, H.H. v.: *Vorsicht! Feind hört mit! Eine Geschichte der Weltkriegs- und Nachkriegsspionage*, Berlin 1930
- Gumbel, E.J.: *Vom Fememord zur Reichskanzlei*, Heidelberg 1961
- Hagen, W. (Pseud, von Wilhelm Höttl): *Die geheime Front. Organisationen, Personen und Aktionen des deutschen Geheimdienstes*, Wien/Linz 1950
- Herfeldt, O.: *Schwarze Kapelle. Das grosse Funkspiel Vatikan/Berlin. Canarias! Heydrich*, München o. J.
- Historia secreta da guerra*, 12 Bde., Lissabon, 1947-1955
- Hobatsch, W.: *Die deutsche Besetzung von Dänemark und Norwegen*, 1940, Göttingen 1952
- Hoover, J. E.: «How the Nazi spy invasion was smashed», in: *American Magazine*, Bd. 138, September 1944, S. 20-21 ff.
- : «Hitler's Spying Sirens», in: *American Magazine*, Bd. 138, Dezember 1944, S. 40-41 ff.
- : «The Spy Who Double-Crossed Hitler», in: *American Magazine*, Bd. 141, Mai 1946, S. 23 ff.
- Horst, C. v. d.: *Die Bendlerstrasse. Entscheidungen und Kämpfe, 1918-1933*, Hamburg 1958
- Howarth, D.: *Invasion*, Bern/Stuttgart/Wien 1959
- Kahn, D.: *The Codebreakers. The Story of Secret Writing*, New York 1967



- Kotz, H.: «Hitlers Sicherheitsdienst im Ausland», in: *Polit. Meinung*, Bd. 8, 1963, Nr. 86
- Krausnick, H.: «Vorgeschichte und Beginn des militärischen Widerstandes gegen Hitler», in: *Vollmacht des Gewissens*, 2 Bde., Frankfurt 1960, Bd. 1, S. 177 bis 384
- u. Graml, H.: «Der deutsche Widerstand und die Alliierten», *ibid.*, S. 475-521
- Kremer, J.V.: *Le livre noir de Pespionage*, Paris 1954
- Kriegsheim, H.: *Getarnt, getäuscht und doch getreu. Die geheimnisvollen Brandenburger*, Berlin 1958
- Leverkuehn, P.: *Der geheime Nachrichtendienst der deutschen Wehrmacht im Kriege*, Frankfurt 1960
- Liddel Hart, B.H.: *Deutsche Generale des 2. Weltkriegs*, Düsseldorf/Wien 1964
- : *Lebenserinnerungen*, Düsseldorf 1966
- Lossberg, B. v.: *Im Wehrmachtführungsstab*, Hamburg 1950
- Lowell, J. R. (Pseud, von Jan & Robert Lowell): *The Irish Game*, Englewood Cliffs, N.J. 1967
- McLachlan, D.: *Room 39. A Study in Naval Intelligence*, New York 1968
- Merkes, M.: «Die deutsche Politik gegenüber dem spanischen Bürgerkrieg, 1936 bis 1939», in: *Bonner Historische Forschungen*, 1961
- Mosley, L.: *On Borrowed Time*, New York 1969
- Nicolai, W.: *Geheime Mächte*, Berlin 1921
- : *Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung*, Berlin 1920
- Norman, A.: *Operation Overlord*, Harrisburg, Pa. 1952
- O'Callaghan, S.: *Jackboot in Ireland*, London 1958
- Pinter, I.: «Der Spionagechef. Wilhelm Hoettl, Leiter des Nachrichtendienstes in Ungarn, 1944», in: *Unbestrafte Kriegsverbrecher*, Budapest, 1961, S. 124-159
- Pinto, O.: *Spy-catcher*, New York 1952
- : *Friend or Foe?* New York 1954
- Praun, A.: *Soldat in der Telegraphen- und Nachrichtentruppe*, Würzburg 1966
- Prothero, M.: *The History of the C.I.D.*, London 1934
- Pruck, E.: «Abwehraussenstelle Norwegen», in: *Marine-Rundschau*, Bd. 53, Nr. 4, S. 107 ff.
- Reile, O.: *Geheime Ostfront*, München/Wels 1962
- : *Geheime Westfront*, München/Wels 1963
- Ridder, H.K.J.: *Der Fall William Joyce*, Tübingen 1952
- Rintelen, E. v.: *Mussolini als Bundesgenosse*, Tübingen/Stuttgart 1951
- Ronge, M.: *Kriegs- und Industriespionage*, Zürich 1930
- Roskill, S.W.: *The Secret Capture*, London 1959
- Rowan, R.W.: *Spy Secrets*, New York 1946
- u. Deindorfer, R.G.: *The Story of Secret Service*, New York 1969
- Ryan, C.: *Der längste Tag*, Gütersloh 1959
- Sayers, M., Kahn, A.E.: *Sabotage*, New York 1942
- Schramm, W. v.: *Verrat im Zweiten Weltkrieg. Kampf und Doppelspiel europäischer Geheimdienste*, Düsseldorf 1967
- Schreider, J.: *Das war das Englandspiel*, München 1950
- Schwarzwälder, J.: *We Caught Spies*, New York 1946
- Secrets and Spies. Behind-the-Scenes Stories of World War II*, New York 1964

- Seid, A.: «Der englische Geheimdienst» in: *Schriften des Deutschen Instituts für ausserpolitische Forschung*, Berlin 1940, Nr. 23
- Seraphim, H.G.: «,Felix' und ,Isabella'«, in: *Die Welt als Geschichte*, Stuttgart 1955, Bd. 15
- Shirer, W.: *A Berlin Diary*, New York 1940
- Singer, K.: *Spies and Traitors*, Englewood Cliffs, N.J. 1948
- Snow, J. H.: *The Case of Tyler Kent*, New York/Chicago 1946
- Soltikov, M.: *Die Katze*, Hamburg 1956
- Stephen, E.: *Geheimauftrag Irland. Deutsche Agenten im irischen Untergrundkampf 1939-1945*, Hamburg 1961
- Stroebinger, R.: A. 84. *Spion mit drei Gesichtern*, München 1966
- Strong, K.: *Men of Intelligence. A Study of the Roles and Decisions of Chiefs of Intelligence from World War I to the Present Day*, London 1970
- Thompson, R.W.: *D-Day. Spearhead of Invasion, with an introduction by Sir Basil Liddell Hart*, New York 1968
- Thorwald, J.: *Der Fall Pastorius*, Stuttgart 1953
- Toland, J.: *The Last 100 Days*, New York 1967
- Tompkins, D.C.: *Sabotage*, Berkeley, Cal. 1961
- Trevor-Roper, H. R., *Hitlers letzte Tage*, Berlin 1965
- : *The Philby Affair. Espionage, Treason and Secret Services*, London 1968
- Van t'Hof, S.P.: *Investigations as to the Military Resistance in the Netherlands*, Amsterdam 1950
- Weisenborn, G.: *Der lautlose Aufstand*, Hamburg 1953
- Wheatley, R.: *German Plans for the Invasion of England, 1939-1942*, Oxford 1958
- Wheeler-Bennett, J.: *Die Nemesis der Macht. Die deutsche Armee in der Politik. 1918-1943*, Düsseldorf 1954
- Whitehead, D.: *Die FBI-Story*, München 1959
- Wulf, J.: *Heinrich Himmler*, Berlin 1967
- Zipfel, F.: *Gestapo und Sicherheitsdienst*, Berlin 1968